

UNIV. OF  
TORONTO  
LIBRARY



Presented to  
The Library  
of the  
University of Toronto  
by

*Professor H. R. Kemp*







## Bücher von Gustav Frenssen:

---

### Die Sandgräfin

Roman. 100. Tausend. Geheftet 18 M., gebunden 28 M.

### Die drei Getreuen

Roman. 141. Tausend. Geheftet 18 M., gebunden 28 M.

### Jörn Uhl

Roman. 280. Tausend. Geheftet 20 M., gebunden 30 M.

### Hilligenlei

Roman. 170. Tausend. Geheftet 25 M., gebunden 35 M.

### Das Leben des Heilands

Volksausgabe. Geheftet 3 M.

### Peter Moors Fahrt nach Südwest

Ein Feldzugsbericht. 196. Tausend. Geheftet 10 M., gebunden 16 M.

### Klaus Hinrich Baas

Roman eines Self-made-Mannes. 101. Tausend. Geh. 20 M., geb. 30 M.

### Der Untergang der Anna Hollmann

Eine Erzähl. a. d. Seemannsleben. 70. Tausend. Geh. 10 M., geb. 16 M.

### Sönke Erichsen

Schauspiel. 2. Auflage. Geheftet 8 M., gebunden 12 M.

### Bismarck

Epische Erzählung. 26. Tausend. Gebunden 20 M.

### Die Brüder

Eine Erzählung. 97. Tausend.  
Geheftet 20 M., gebunden 30 M.

### Grübeleien

Erlebnisse und Bekenntnisse. 16. Tausend. Geh. 18 M., geb. 28 M.

### *Illustrierte Ausgaben*

### Jörn Uhl

Mit 100 Holzschnitten nach Zeichnungen von Professor Bernhard Winter. Groß-Oktav. In Leinwand gebunden 100 M.

### Jacob Alberts

Ein deutscher Maler. Reich illustriert. Gebunden 50 M.

---

G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung, Berlin

16

Grote'sche Sammlung  
von Werken zeitgenössischer Schriftsteller  
Band 148

Gustav Frenssen  
Der Pastor von Poggsee

\*



F8797p

# Der Pastor von Poggsee

Roman

von

Gustav Frenssen



358943  
23:12,38

1921

G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung  
Berlin

75287

Der Kaiser von Preußen

1921

1921

Verlag von G. Grote'sche



Einbandentwurf von Fritz Preis. Alle Rechte, insbesondere das  
der Übersetzung in andere Sprachen, vorbehalten. Copyright by  
G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung in Berlin 1921. Druck von  
Fischer & Wittig in Leipzig.

Der Pastor von Poggsee



## Erstes Kapitel

In einem einsamen Geesdorf in Holstein wohnte ein Zimmermann, ein ehrenwerter Mensch, der eine Abneigung, ja eine Furcht hatte, unfreundliche, enttäuschte Gesichter zu sehn, und es sich etwas kosten ließ, möglichst viele Augen, besonders versorgte und kummervolle, in freundliche, dankbare und frohe zu verwandeln. Ja, man konnte wohl sagen, er war gradezu auf Jagd nach Menschenleid. Nicht allein, daß er das bekümmerte Alter, das schwersorgende Arbeitsalter und jedes weinende Kind, wo immer er es traf, mit freundlichen Worten ansprach; er hatte auch die Gewohnheit, den Leuten, die für einen vorherbestimmten Preis eine Thür, ein Fenster oder ein Hektor bei ihm bestellten, ein besseres zu liefern, als abgemacht war, und baute das Strohdach, das er nach Berechnung und Besprechung zu bauen übernommen hatte, immer um ein Fach länger als bestellt war; und jedermann in dem großen Kirchspiel kannte die frohen Augen, die er machte, wenn er das glückliche und dankbare Gesicht dessen sah, den er also beschenkt hatte. Infolge dieser Charakterart — die übrigens nicht Schwäche war, sondern nichts als große Menschenfreundlichkeit, vermischt mit ein wenig Eitelkeit — ging es im eigenen Hause und Haushalt immer sehr einfach und knapp her. Wenn der Sommer naß war und die Kartoffeln von Seuche befallen wurden und der Torf versoff, oder wenn die beiden Schweine im Stall von Milzbrand befallen wurden, war seine Frau in großer Sorge um den Winter und vergoß am Herd, wo es dunkel war und die Kinder es nicht sahen, manche Träne. Sie hatte oft keinen Groschen im

Hause, und oftmals, wenn sie sich zum Mittagessen hinsetzten, bevor der Mann bei Tisch erschien, sagte sie zu den Kindern: „Haltet euch zurück, und langt nicht immer zuerst in die Schüssel, damit Vater satt wird, denn er muß für uns alle arbeiten.“ Aber meistens merkte er das Spiel, und sagte: „Langt zu, Kinder! Langt zu!“ und freute sich, wenn sie zulangten, und wurde satt von dem fröhlichen Anblick, und von dem, was sie aus einem Gefühl des Anstandes ihm ließen.

Die Kinder waren noch nicht alle erwachsen, da starb der Vater an einer hitzigen Krankheit und wurde bei seinen Vorfahren begraben. Der Pastor sprach am Grabe von dem rechtlichen Sinn und allen andern Bürgertugenden des Toten; und erwähnte auch seine besondere Eigenschaft, die Menschen glücklich zu sehn und froh zu machen. Neben der Witwe und den fünf Töchtern, die schon ziemlich herangewachsen waren, stand am Grabe das jüngste Kind, ein kleiner Junge von gedrungener Figur. Während die Mutter und die Schwestern nach der Sitte die Blicke niedergeschlagen hatten, sah er dagegen mit festen Augen auf den Sarg, der auf dem gelben Lehmhügel neben dem Grabe stand, und von da mit denselben festen, fordernden Augen nach jedem einzelnen in dem ganzen Gefolge. Das sollte heißen: „Hört ihr, was der Pastor sagt? Und müßt ihr nicht bekennen, daß es alles so wahr ist? Ist es nicht eine großartige Sache, daß kein einziger grollender Blick auf den Sarg meines Vaters fällt? Und wenn mein Vater ein Bischof gewesen wäre, mit einem silbernen Kreuz auf der Brust, oder gar ein Kaiser, kann ihm größere Ehre widerfahren als mit diesem?“

Die Witwe ernährte nun sich und die Kinder sehr dürftig von zwei Kühen, die sie hielt, und dem kleinen Stück Land, das um das Haus herum lag. Die Jahre vergingen; und die Kinder wuchsen heran. Mit den fünf Mädchen ging es ganz besonders rasch. Gestern war so eine noch ein Kind: schmal, lang, formlos; aber morgen war sie mit einemmal rund und voll und erwachsen. Sie gingen ganz jung aus dem Hause in den Dienst. Die erste Stelle wies die Mutter ihnen an; aber die zweite und dritte suchten sie sich schon selbst. Dann suchten sie sich jede einen Liebsten, und fanden ihn auch, und verließen ihn auch wieder, und fanden einen andern. Und dann fand jede ohne besonderes Ungemach ihren Mann, nur daß die dritte in der Reihe einmal ein uneheliches Kind nach Hause brachte. Wenn eine von ihnen Hochzeit gemacht hatte, kam sie noch zwei- oder dreimal wieder, die eine, um ein Kalb oder ein kleines Darlehn zu holen, die andre ein Bettinlett, die dritte und vierte eine Säge oder einen Hammer oder sonst irgendeinen Gegenstand aus Vaters Werkstatt. Aber dann, als Stall und Werkstatt, Leinenschrank und Stube fast ganz leer waren, kamen sie nicht wieder, und kummerten sich nicht mehr um die Mutter. Sie verstreuten sich in der Landschaft, und verschwanden, wie Wachteln im Korn. Aber die Witwe war eine ruhige einfache Frau, und grämte sich nicht allzusehr darüber. Wenn sie hörte, daß die Töchter ihr Brot und ihre bürgerliche Ehre hatten, war sie zufrieden, und gewöhnte sich, nur das eine Kind zu haben, das letzte, ihren Sohn, der Adam hieß: Adam Barfood.

Adam war ein stämmiger Junge mit einem derben Gesicht, und hatte auch ein schlichtes, breites und derbes

Gemüt, und wäre am liebsten Landmann geworden. Haus und Hof zu haben und für all die vielen Wesen zu sorgen, für Frau und Kinder, Hühner und Kälber und für das Gras- und Kornland, daß jedes sein Recht hätte und in schönster Blüte stände, das schien ihm das Köstlichste auf Erden. Aber dazu gehörte eine ungeheure Summe Geldes, und Mutter hatte, wie er wußte, nicht einmal ein Fünfgroschenstück im Haus. Also beredete er in verständiger, altfluger Weise mit seiner Mutter, daß er Zimmermann werden wollte wie sein Vater; denn dies Handwerk schien ihm durch die Erscheinung des Heilands wie durch die Gestalt seines Vaters gleicherweise geheiligt. Aber da kam eines Tages der Lehrer des Dorfes zu der Witwe, und sagte zu ihr: „Dein Junge kann so gut und rasch lernen, so daß es für einen Lehrer, ja, für einen Pastor reicht.“ Und er hätte mit den Bauern gesprochen; und sie wollten ihm helfen, daß er durch die Lateinschule käme. Er solle nur einen Schuldschein ausstellen.

Was für eine Nachricht! Was für eine Begebenheit! War es nicht so seltsam wie Abrahams Berufung und Jakobs Arbeit? Als wenn Gottes Engel selber plötzlich in die niedrige, leere Stube getreten wäre! Solch ein Glanz! Ein Pastor! Ein langer, schwarzer Rock! Auf der Kanzel! An den Gräbern große Worte sagen, daß die Leute alle weinen, daß sogar der kleine, verwachsene Schuster weint, der ein Spötter ist!

Aber da gab es eine merkwürdige, ganz und gar unerwartete Schwierigkeit. Der kleine Schuster, eben der, an den er eben noch gedacht hatte, stieß das Fenster auf, hinter dem er mit seinem krummen Rücken arbei-

tete, und sagte, als Adam vorbeiging: „Du willst Pastor werden?“

„Ja,“ sagte er, „ich will Pastor werden,“ und sah den Schuster fest an.

„So . . . so . . . also Pastor! Warum willst du Pastor werden? Warum nicht Tierarzt oder Rechtsanwalt, oder Minister oder so was?“

Der kleine Junge stand still und wußte keine Antwort. Nein, er wußte keine Antwort! Er stand da und sah den Schuster immer weiter an mit dem festen großen Blick, einer Art Gewissensblick, den er an sich hatte; aber er wußte keine Antwort.

„So,“ sagte der Schuster, „das weißt du nicht. Dann wird auch kein rechter Pastor aus dir, mein Lieber. Nein, dann wirst du einer von denen, die ihrer Gemeinde zur Last liegen. Davon gibt es eine schwere Menge. Ja, die Hälfte von der ganzen Bande ist so eine Sorte! Hast du verstanden . . .?“ Schwapp, flog das Fenster zu.

Der Junge ging ganz verstört davon. Was für eine Begebenheit! Zuerst diese schamlose Frage selbst! Fragt man einen Menschen nach den Geheimnissen seines Herzens?! Und dann, daß er keine Antwort gewußt hatte! Auf solche Frage keine Antwort! Er sprang über den nächsten Wall, lief in den Wald, und setzte sich an den Abhang einer kleinen Sandkuhle. Dort nahm er den gegenüberliegenden Rand, der mit altem Ginster bedeckt war, fest in die Augen, und dachte nach; dabei knirschte er mit den Zähnen und eine Röte nach der andern lief ihm übers Gesicht. Es war keine kleine Arbeit; denn die Welt wogte für seine Knabenaugen noch gar zu sehr auf und ab, hin

und her. Er segelte zuerst durch viele Wolken und strich über viele hohe Wälder und watete durch viele bunte Blumen, ehe er an die Höhle kam, wo sein eignes Wesen wohnte. Er dachte so eifrig nach, daß die alten Ginsterbüsche, die er anstarrte, sich zur Seite bogen. Dann war es endlich in seinem dicken Schädel begriffen. Er sprang mit einem jähen Satz auf, lief über die Felder, sprang über den Wall und stob gegen das Fenster, zerrte es mit den Nägeln auf und schrie laut weinend, indem er die Faust gegen den Buckligen schüttelte: „Warum ich Pastor werden will, du elendiger Mensch? Ich will den Menschen helfen. Wenn ich mal tot bin, sollen die Leute gradeso von mir reden, wie sie von meinem Vater reden. Und nun laß mich in Ruh, du elendiger Schuster, du. Untersteh' dich nicht, noch einmal zu fragen, was ich für Gedanken habe! Meinst du, daß es nicht weh tut, wenn man danach gefragt wird, und soll rauskriegen, was es ist, und soll es auch noch sagen?“ Und er drohte ihm mit wilder Gebärde und großem Aufheulen, und lief davon.

Am andern Tage machte er sich mit dem alten Gesellenranzel seines Vaters auf den Weg in die Stadt und in die Lateinschule. Sein Kopf war ziemlich hartes Holz; und die Dinge, die ihn interessierten: das Nähen und Waschen eines Hemdes und Bauen eines Hauses, und Felder und Korn, und Kühe und Mädchen, und was Welt und Tod wären, wurde da nicht gelehrt. Aber er merkte, daß es nun so verlangt wurde, und daß es nötig wäre, daß er all diesen Hokusfokus in sich hineinlud; und er sah im Geist das Pastorat mit dem großen Garten und einem kleinen Stück Kornland darin und eine schmucke Frau mit flinken

kleinen Kindern, die einen großen Lärm machten. Und so war er denn zwar ohne Freude, aber mit großem Eifer bei seiner Sache. Der eigentliche Mensch in ihm, die angeborene starke Farbigkeit, die in seinem Gemüt war, die nachher so kraftvoll zutage trat, blieb seinen Lehrern völlig, und seinen Kameraden fast ganz verborgen; doch merkten die Kameraden, daß er ein guter Junge war und in einer guten Haut wohnte, und hatten ihn gern. Besonders die Kleinen waren ihm zugetan. Wenn er am Sonnabend Nachmittag die drei Stunden Wegs in sein Heimatdorf ging, um sich ein reines Hemd und einen Laib Brot zu holen, und am andern Nachmittag zurücklief, hatte er immer einen Schwanz kleiner Jungen hinter sich, die denselben Weg hatten und unter seiner Führung dahintrabten.

Auf diesem Weg in sein Heimatdorf gab es eine Stelle und Gelegenheit, wo er sein inwendiges buntes Spiel ein wenig läuten lassen konnte. Wenn er mit seinem Anhang durch das Raitmoor kam und an einem der kleinen Höfe vorüberzog, die an den Weg gestreut lagen, sah er da fast immer ein rothhaariges rankes Mädchen, sei es, daß sie im Garten oder auf dem Kartoffelfeld arbeitete oder am Geschirreck zu schaffen hatte oder vom Torfmoor kam; und hatte immer eine Unterhaltung mit ihr. Was sie ihrerseits zu dieser Unterhaltung beitrug, war nur das, was zu Hause oder auf dem Moor herumlag und stand oder des Wegs vorbeiwankte. Aber sie hatte irgend etwas in ihrem klaren Gesicht und in ihren raschen kräftigen Bewegungen, was ihm Augen und Herz bewegte. Daher ließ er seine besten Saiten, die in der Schule schweigen mußten, an dieser Stelle tüchtig klingen, und redete flug und mit großem

Ernst von Kartoffeln und Buchweizen, Kuh und Kalb, ja mit knabenhafter Großartigkeit von ihren festen Füßen und ihrem rotblonden, etwas krausen Haar, und erwies sich zum Staunen seines kleinen Anhanges als ein richtiger Schelm und Schwerenöter. Im Lauf der Jahre wurde sie ein großes breites Mädchen, das mit hartgearbeiteten Händen, braun-gebranntem Gesicht und festen Hüften den ganzen Tag tätig war. Er war ein gesunder sinnlicher Junge, und dies Mädchen, das vier oder fünf Jahre älter war als er, und vielleicht nicht schön, aber stark und gesund und von großer breiter Fülle, wurde, als er so um achtzehn war, das Weib, das er im Sinne hatte. Er dachte wohl auch hier und da an ein anderes Mädchen und sah ihnen verstohlen nach und begehrte sie; aber solche Gedanken kamen nicht weit, und verstärkten durch ihre Süße nur die heiße Phantasie und Begier nach diesem großen Mädchen im Moor, das nach seinem Gefühl aus einer unendlichen Fülle Güte und Liebe verschenken konnte, wenn sie nur einmal wollte. Er hielt es aber für ganz unmöglich, daß er ihr mit einer solchen Bitte kommen dürfte. Er kannte die Frauen noch nicht und meinte, daß sie die Sitte gemacht hätten und ihre Natur ein treues Abbild der Sitte wäre.

Als er zwanzig Jahr alt war, bestand er das Abgangs-examen. Als er von der Stadt heimkam, frohen Herzens, daß er der Mutter diese Nachricht bringen konnte, lag sie krank, und nach acht Tagen kam es zum Sterben.

Als sie merkte, daß es zu Ende ging, sagte sie mühsam und leise: „Ich habe noch den Sonntagsanzug von deinem Vater aufbewahrt, er liegt hinter dem Schrank, in Zeitungspapier eingepackt. Ich habe ihn immer versteckt, daß

die Mädchen ihn nicht wegschleppten, wie alles andere. Er wird dir jetzt passen, denn du hast nun gerade seine Figur: nicht groß, aber breit und stämmig.“

„Ich erinnere Vaters Erscheinung noch ganz gut,“ sagte er, „und auch den Sonntagsanzug. Es ist ein ziemlich kurzer Schosrock, und er sah gut darin aus. Ich werde ihn gern tragen; das könnt Ihr glauben, Mutter.“

Sie nickte schwach und sagte: „Ich wäre gern noch bei dir geblieben, mein lieber Sohn, bis du eine Frau gehabt hättest. Du brauchst eine Frau neben dir.“

Er wunderte sich über diese Worte, da sie nie etwas Ähnliches mit ihm gesprochen hatte und überhaupt eine stille, wenig geistige Natur war, und sagte: „Warum meint Ihr, Mutter, daß ich eine Frau brauche?“

Sie sagte mühsam: „Du bist zu breit und zu fest für einen Pastor, mein lieber Sohn; du wirst noch Mühe davon haben.“

„Mutter,“ sagte er verwundert, „ich denke, daß keiner besser zum Pastor zu brauchen ist, als ich, gerade weil ich breit und fest bin.“

Sie schüttelte über seinen Unglauben ungeduldig den Kopf und sagte: „Jetzt kannst du es noch verborgen halten, aber wenn du ein Mann wirst, wird deine ganze Natur herauskommen, und dann wirst du noch Mühe davon haben. Und darum ist es nötig, daß du dir ein tüchtiges, breites Weib nimmst, daß du all deine Kraft und Mut an ihr ausläßt. Sie muß immer den ersten Stoß auffangen; sonst stößt du gegen die Welt an.“

Er sagte: „So will ich mir seinerzeit ein tüchtiges Weib nehmen und an Euch denken.“

Sie sagte: „Du mußt sehr klug und vorsichtig sein; du mußt sie ordentlich prüfen. Kaufe die Katze nicht im Sack, hörst du? Du mußt dich überzeugen, daß sie alles hat, was zu einem rechten Weib gehört, damit du nicht betrogen wirst. Die meisten jungen Menschen sind so dumm, daß sie sich über den Kauf einer Kuh mehr Gedanken machen, als über die Wahl der Frau, und dann müssen sie es nachher büßen.“

„Ja, Mutter,“ sagte er, „das will ich tun; Ihr könnt Euch darauf verlassen . . . Ich habe aber immer gedacht, Mutter, daß Ihr noch lange leben, und mit mir und meiner Frau im Pastorat wohnen und mit unsern Kindern spielen solltet.“

Sie sah ihn lange mit matten, schweren Augen an und sagte: „Ich weiß, mein lieber Sohn, daß es dein Gedanke war, und ich hätte es gern getan, und habe es mir tausendmal ausgemalt, das weiß Gott; denn meine andern Kinder sind ja von mir gegangen, als hätten sie keine Mutter. Aber nun wird es nichts, und ich bekomme eine andere Wohnung . . . Glaubst du wohl, daß Er mich brauchen kann? Ich war zuweilen etwas rasch mit der Hand, als ihr klein waret und schlug dazwischen. Aber ihr waret im ganzen sechs, und dazu hatte ich die Ruhe zu besorgen, und zuweilen auch noch eine Ziege.“

„Mutter,“ sagte er, „es war gut, daß Ihr dazwischen schlugt und Ordnung hieltet.“

„Ja,“ sagte sie, „es scheint mir auch, daß es recht war. Aber da ist noch eine andere Sache: Als ich sechzehn Jahre alt war, diente ich bei Sara Mumm auf dem Hofe, und da schickte sie mich des Tages dreimal nach der Großkoppel, nach den Kälbern sehn. Ich war todmüde, und die Füße

schmerzten mich, denn ich mußte den ganzen Tag arbeiten; sie schonte ihre Leute nicht. Da ging ich zuweilen mittags, wenn es heiß war, nicht ganz bis auf die Koppel, sondern setzte mich seitwärts aufs Heck und ruhte ein wenig. Es war auch gar nicht so nötig, daß ich dreimal des Tags nach den Kälbern sah. Aber es war doch nicht recht von mir. Was meinst du, ob Er mich doch brauchen kann?"

„Mutter,“ sagte er in seiner festen bestimmten Weise. „Das ist ja gar nichts! Wenn man so Sinnloses von Euch verlangte! Und übrigens, ich habe die Sara Mumm, die alte Here, ja noch gekannt; die hätte ihren Leuten am liebsten die Füße mit Eisen geschient, damit sie nicht müde würden. Es war sogar recht und gut von Euch, daß Ihr Eure Füße schontet, damit Ihr gesund bliebet!“

„So,“ sagte sie, „meinst du das? . . . Aber da ist noch eine andere Sache, mein Sohn . . . Als Vater mal auf acht Tage über Land gegangen war, da kam Zimmermann Peters und sagte, er hätte eine Arbeit, die könnte er in seiner Werkstatt nicht recht ausführen . . . ob er ein paar Tage in Vaters Werkstatt zimmern könnte. Ich mochte es ihm nicht abschlagen und ließ ihn, obgleich ich wußte, daß es Vater nicht angenehm sein würde; denn ich hatte früher einige Jahre lang mit diesem Peters verkehrt und hatte ihn ganz gern gemocht. Aber dann kam dein Vater und sprach von Hochzeit, und da ging ich zu dem über. Peters arbeitete drei Tage bei mir. Das ist wahr, geküßt hat er mich in den drei Tagen, und ich habe es mir gefallen lassen; aber mehr ist nicht geschehn. Was meinst du, ob Er das wohl hart nimmt?“

„Ach Mutter,“ sagte Adam, „wenn es nicht mehr ist!

Wie klein ist das Unrecht! Ach Mutter, wenn solche Dinge nicht in der Welt wären, wie farblos wäre sie! Ja, ich halte für möglich, daß Gott diese Dinge liebt und nicht haßt."

Da sagte sie gedankenvoll: „Meinst du das?... Aber höre, mein Sohn, ich muß dir noch eine dritte Sache erzählen; und die ist die allerschlimmste und ist erst vier Jahre her. Einmal hatte Trina (das war die drittälteste Tochter) mir eine Karte geschrieben, daß sie mich besuchen und ihr kleines Kind mitbringen wollte. Da dachte ich nach, was ich dem Kind zugute tun sollte, damit es gern mal wieder käme; denn ich habe mich doch immer sehr nach den Enkelkindern gesehnt, die mich nie besuchten. Aber ich hatte gar kein Geld im Hause; ich hatte nichts als einige rote Wurzeln. Da kam der Lehrling vom Höfer mit einem Korb Waren, die er austragen sollte, an unserm Hause vorbei, und kroch bei mir unters Dach, als ein Wolkenbruch kam. Und als er immer wieder hinausging, um nach dem Wetter zu sehen, nahm ich acht Rosinen aus einer Tüte. Das war gewiß schlimm. Aber es ist das einzige Mal, daß ich mich an fremdem Gut vergangen habe, und die Tüte war sehr groß und sollte zum Amtsvorsteher, der wollte ein Fest geben. Glaubst du, daß Er mich trotzdem brauchen kann?"

„Ach Mutter,“ sagte er, „wie könnt Ihr Euch über diese kleinen Dinge Sorge machen?! Ich glaube, dies alles, was Ihr sagt, hat Gott eher gefallen, als daß es ihm mißfallen hat. Denn wem habt Ihr damit ein Leid getan? Ihr habt ja damit Gutes getan! Mit dem ersten Euren Füßen, die übermüdet waren; mit dem Kuß dem Zimmermann Peters . . . er hat doch die lattige Frau . . .,

und mit den Rosinen aus der großen Tüte Eurem kleinen Enkelkind. Gott sollte Euch nicht brauchen können? Wenn er eine so gute und treue Mutter nicht brauchen kann, wie Ihr gewesen seid, wer soll dann bei Ihm sein?"

Da sprach sie nicht weiter davon und bat ihn, daß er ihr einige Gesänge, die sie ihm nannte, langsam und deutlich vorlesen sollte, damit ihre Seele unter diesen heiligen und hohen Gedanken auf die Wanderung ginge. Am andern Vormittag, nach einer mühsamen Nacht, die er über sie gebeugt verbrachte, gelang es ihr, durch die Pforte zu kommen, wo das andere Land anfängt.

Er machte sie mit Hilfe der Nachbarin, die seit dem Tode des Mannes die andere Hälfte des Häuschens bewohnte, für den Sarg zurecht. Als er ihr das Totenhemd anzog, das seit dreißig Jahren sauber zusammengelegt in der Kommode lag, sah er mit still-ehrfürchtigem Staunen zum ersten- und letztenmal den Leib, der ihn empfangen und zur Welt gebracht hatte. Dann kleidete er sie in ihr schwarzwollenes Abendmahlskleid mit den schmalen Zettspitzen an Hals und Ärmeln, legte ihr das Gesangbuch unters Kinn und drei Astern aus ihrem Gärtchen in die gefalteten Hände. Als er das alles in seiner ruhigen, ordentlichen Weise beendet hatte, holte er den Anzug aus seinem Versteck hinterm Schrank, fand ihn leidlich gut erhalten, betrachtete und streichelte ihn mit Ehrerbietung, zog seinen engen verschliffenen Schüleranzug aus und zog ihn an, sah an sich herunter, und ging einige Male hin und her und stellte lächelnd fest, daß mit dem Anzug etwas von der heiteren sicheren Ruhe des Vaters, so wie er sich seiner Erscheinung und seines Wesens erinnerte, über ihn ge-

kommen war. Dann setzte er sich auf die Lade und sah sich in dem armen Stübchen um, in dem außer der Toten, die blaß und schmal im Sarg lag, weiter nichts mehr vorhanden war als Tisch und Stuhl am Fenster, wo sie gegessen hatte, und an der Wand ein alter kleiner Stein-  
druck, der einen Vorfahren der Familie darstellte, der sich im Lande einen Namen gemacht hatte. Er sah mit festen ernstesten Augen auf die Tote, und überdachte ihr Leben und das seine; und verharrte so die meiste Zeit, bis am vierten Tag die Schwestern mit ihren Männern kamen.

Als er mit seiner Verwandtschaft vom Kirchhof zurückkam und sie die Stube der Mutter wieder betraten, sagte er mit ruhiger Bestimmtheit, sie wüßten ja wohl alle, daß die Eltern nichts hinterlassen hätten. Ja, das Haus wäre nicht allein überschuldet; es wären sogar noch dreitausend Mark bare Schulden da, vom Vater her. Was ihn nun selbst angehe, so hätte er ja fünftausend Mark Studiensschulden; trotzdem wolle er auch den größeren Teil dieser elterlichen Schulden übernehmen; aber er wolle doch fragen, ob die fünf Schwestern nicht den kleineren Teil übernehmen wollten. Als er soweit gesprochen hatte, gaben ihm drei Schwestern und drei Schwäger die Hand und sagten, sie hätten es eilig, sie müßten zu Kind und Haus zurück; sie wollten ihm darüber schreiben. Der vierte Schwager, der noch dabei war, sich in der Stube und der kleinen Kammer umzusehn, ob da noch etwas von Wert wäre, lächelte und sagte, er hätte nicht die Gewohnheit, anderer Leute Schulden zu bezahlen, und ging mit seiner Frau den andern nach. Der fünfte, der Mann der ältesten Schwester, faßte Adam am Rockfalten und fragte, ob er

verrückt geworden wäre. Wenn er als studierter Mensch nicht wüßte, daß er für die Schulden seines Vaters ganz allein aufzukommen hätte, dann hätte er lauter falsche Dinge studiert und verstünde nichts von der Welt.

Da ging er zu den Gläubigern und beredete mit ihnen den Verkauf des Hauses, und gab ihnen darüber hinaus noch einen Schuldschein, und sagte, er wollte ihn redlich verzinsen und es allmählich abbezahlen.

## Zweites Kapitel

Da er diese Sache zu ordnen hatte und auch nicht wußte, woher er das Geld zum Studium nehmen sollte, beschloß er, den Winter in der Heimat zu verbringen. Und da er in jedem Haus im Kirchspiel wohlgelitten war, bekam er von allen Seiten Einladungen, und entschied sich für ein Stübchen, das ein alter Bauer ihm anbot, quartierte sich dort ein, und aß hier und da bei den Leuten, die ihn dazu aufforderten, und hatte den Plan, sich nun mit Gewalt in die Wissenschaft zu stürzen. Da er aber die Art seines Vaters hatte, jedermanns Mühen und Freuden anzuhören und mitzuerleben, hatte er sogleich vom Morgen bis Abend, sowohl von Alten, wie besonders von der Jugend den mannigfaltigsten Zulauf. Die Alten wollten mit ihm von den Toten plaudern, was sie ja gern tun, oder wollten mal sehn, wie so ein junger Gelehrter mit den Büchern umginge; denn sie hatten sonst keinerlei Beziehungen zur Gelehrsamkeit. Das Jungvolk des Dorfes wollte einen freien oder stillen Augenblick gemeinsam mit ihm verbringen, oder einen Gegenstand, der ihnen grade unbequem war, einen Korb oder ein Säckchen Mehl, das sie von der Mühle geholt, für ein Weilchen bei ihm unterstellen. Zuweilen kam ein Mädchen, um sich über ihren Liebsten zu beschweren, mit dem sie sich auf dem abendlichen Weg verzanft hatte; und bald darauf kam auch ihr Liebster des Wegs. Er schlug vom Pferd herab gegen das Fenster und winkte; und Adam mußte das Fenster aufreißen, und den Zorn des Liebhabers über, die verdrehte Deern' mit anhören. Zuweilen war seine ganze

Stube voll von jungem Mannsvolk und Mädchen, die ihm erzählten, klagend oder rühmend, jeder einzeln oder alle, wie es ihnen mit dem andern Geschlecht ginge. Natürlich mußte er dann auch, um den Verlauf dieser Angelegenheiten mit eignen Augen beobachten zu können, mit ihnen zu Tanz fahren oder reiten, und verlor darüber wieder Stunden und Tage. Es war wie verhert. Es standen da immer sieben oder acht Menschen um ihn, die entweder für ihren zusammengebrochenen Wagen einen Heilmacher brauchten oder zu einer flotten Fahrt einen guten Begleiter wünschten. Und wenn die kleine Stube einmal leer war, weil es draußen allzusehr stürmte und regnete, dann erschien der alte Besitzer der Stube, und klagte ihm seine Unverträglichkeiten mit seiner Familie, die endlos waren; denn er war einer von den vielen Menschen, die sich mit jedermann vertragen können, nur nicht mit den Thren.

Nun war es nicht etwa so, daß er von all diesen Unterhaltungen keinerlei Angenehmes hatte. O nein! Zuerst machte ihm, als einem rechten Sohn seines Vaters, das Eintauchen in anderer Leute Leben, und all das Raten und Helfen eine ungemeine Freude. Er hatte aber dabei noch ein besonderes Vergnügen. Wenn er nämlich seine Meinung über den einzelnen Fall, der vorlag, gegeben hatte, schwieg er noch nicht, sondern, indem er den Zeigefinger hob und sie alle der Reihe nach mit festen Blicken ansah und mit einem „überhaupt“ oder „das sage ich euch“ begann, stellte er die Angelegenheit vor das allgemeine Weltgetriebe, ja vor die ewige Bewegung der Schöpfung, und suchte ihr von da aus eine allgemeine Wahrheit abzu-

gewinnen. Da er aber das durchaus nicht überheblich oder lehrhaft tat, sondern vielmehr als ein kleiner Prophet mit lebhaften bildlichen Reden, und da sie wohl merkten, daß es ihm alles auf eignem Felde wuchs und aus allem, was er sagte, die große Menschenliebe und ein tapferer Menschenglaube herausah, hörten sie ihm gern zu, nickten zuletzt und sagten: „Ja, da hast du wohl recht, das ist denn wohl so.“

Er saß aber auch sonst nicht auf dem Trocknen, sondern plätscherte sehr fröhlich mit in dem bunten Getriebe, das um ihn war. Es stand durchaus nicht so, daß er von all den hübschen Mädchen und den Stelldicheins im Abenddunkel und all den frischen Küssen, von denen in seiner Gegenwart verhandelt wurde, nichts abbekam. O nein! Nicht allein, daß zuweilen, wenn eine der jungen Sünderrinnen in seine Stube kam, um etwa über ihren Schatz Beschwerde zu führen, aus einem kleinen Versehen eine rasche Zärtlichkeit für ihn abfiel, nein, es kam auch vor, daß eine, die grade vakant war — und das kann der Schönsten im Dorf passieren — wie von ungefähr erschien, wenn er allein war, und von ihm geküßt werden wollte, was er denn auch tat. Denn auch in diesem Punkt hatte der Glückspilz die hilfreiche Natur seines Vaters geerbt, der auch diese Art heimlicher Herzenswünsche erkannt hatte, und weit davon entfernt gewesen war, sie unerfüllt zu lassen.

Eines Nachmittags stand er vor seiner Thür und war, wie es denn über einen jungen Menschen kommen kann, traurig bei sich selbst. Er dachte an seine Eltern, die er zu früh verloren hätte, und daß seine Schwestern ihm gar

nichts wären; und daß er am Ende, trotz all der Freundschaft, die er hätte, allein in der Welt stünde. Von da kam er auf den Gedanken, der ganz richtig war, daß seine ganze Existenz nichts weiter wäre als ein Mitspielen des Lebens anderer und kein eignes Leben. Es war ein ewiges Raten und Helfen anderer. Er sollte sich lieber selber helfen, z. B. vorwärtskommen in seiner Wissenschaft. Und was war das mit den Mädchen? Er durfte dann und wann an so einem süßen Ding herumknabbern. Ja, das durfte er und tat er. Aber mit Haut und Haaren es fressen, wie er überaus gern getan hätte, durfte er nicht. Er war ein junger Student und hatte noch lange zu lernen, und konnte noch nicht daran denken, sich für gut und recht eine Liebste zu nehmen, wie die jungen Freunde es taten.

Als er noch so traurig und voll Unklarheit dastand, kam von der Wegecke her, die etwa hundert Meter entfernt war, ein bedeutsamer Peitschenknall, und als er hinsah, fuhr Anna Hayden, seine alte Bekanntschaft vom Raitmoor, vorbei, sah nach ihm hinüber und nickte ihm zu. Als er sie da groß und voll mit ihrem rötlichen Haar im Wagen sitzen sah, winkte er ihr mit beiden Armen und sprang zu ihr hinüber und schüttelte ihr die Hand und sagte: „Ich weiß, daß du deine Mutter verloren hast, ganz wie ich,“ und sah sie mit ernstestn Augen an.

„Ja,“ sagte sie. „Und nun gehst du bald auf die U—ni—ver—si—tät.“ Sie war ganz ungelehrt und sprach das lange, ihr ganz fremde Wort langsam und umständlich.

„Ja, in vierzehn Tagen.“ Als er das sagte, überkam ihn plötzlich das Gefühl, daß sie die Sehnsucht seiner gan-

zen Jugend gewesen wäre und noch in dieser Stunde war; und er sah sie so an. Seine Augen waren aber inzwischen kräftiger und lebensvoller geworden.

„So,“ sagte sie zögernd und mit ganz anderer schwerer kräftiger Stimme, „in vierzehn Tagen schon?“ Und dann, indem sie das Pferd antrieb und damit in fast unhöflicher Weise die Unterhaltung unterbrach, sagte sie lässig und doch bedeutsam: „Kommst du nochmal vor?“

„Ja,“ sagte er rasch, mit aufflammenden Augen, „ich komme heute noch; ich habe doch in der Stadt zu tun.“

„Gut,“ sagte sie, schon im Fahren, und die Augen nach vorn.

Sie liebte ihn! Sie wollte eine Liebesstunde! Da war kein Zweifel! O Wunder über Wunder! O Glück und Seligkeit!

Er verbrachte noch einige Stunden, indem er mit heimlich brennenden Augen und lauter leeres Stroh redend hier und da in den Nachbarhäusern herumstand, wurde gefragt, geneckt, gescholten und hinausgewiesen, wollte dann in seinem Stübchen noch etwas lesen, konnte es aber nicht ertragen, und machte sich auf den Weg, und erreichte nach zwei Stunden das Moor und den stillen Hof.

Sie war in der Küche und dabei, das Futter für die Kälber zurecht zu machen. Der Vater, hager, fränklich und verdrossen, stand neben ihr. Es ging gegen Abend und hier in der Küche war es schon dämmerig. Sie tat, als wenn er ganz unerwartet des Wegs gekommen, als wenn sie nie Augen gemacht, sprach von den Kälbern und strich dem Gast ein Stück Brot. Sie hatte die Gewohnheit, das Brot selbst zu bereiten, dreimal eigenwillig durchzuschnei-

den und dann zu reichen. Gott mag wissen, warum. Wer weiß überhaupt, was solch ein Mädchen für eine Seele hat!

Er dachte: nun los! Nicht gefackelt! Das Herz schlug ihm bis an den Hals. Er war eben einundzwanzig, und sie war vier Jahre älter. „Du, Anna,“ sagte er gleichmütig, „es ist grade so dämmerig, wie vor drei Jahren, als wir zusammen über die Diele gingen. Sag mal, hast du heute nicht wieder etwas, wobei ich dir helfen könnte?“

„Wozu?“ sagte sie herbe.

„Wozu?“ sagte er, „ich habe seit fünf Jahren den Gedanken gehabt, du solltest dich mal von mir küssen lassen. Damals vor drei Jahren war ich noch zu schüchtern; aber jetzt, dachte ich, ich wollte es ausführen.“

„Du willst ja Pastor werden,“ sagte sie und strich weiter am Brot; sie war sehr spöttisch und obenauf.

„Oh,“ sagte er und sah sie mit festem Blick an, „meinst du, daß mich das abhält, ein Mädchen zu küssen; ich bin doch kein Mönch und will keiner werden? Und wenn du mich auf'n Kopf stellst oder mit'm Mühlenflügel herum-schwenkst, ich kann nicht erkennen, daß da Sünde und Schmutz dabei ist.“

„So,“ sagte sie. „Es kann aber nichts danach kommen.“

„Nein?“ sagte er zornig, „auf diese Weise nicht? Dann will ich dir helfen: ich habe es vorhin im Dorf deutlich gemerkt, daß du mich gern hast; und nun gehst du entweder mit mir auf die Diele, oder ich küsse dich hier auf der Stelle. Es ist mir alles ganz gleichgültig.“ Er war aufgestanden und ging auf sie zu.

Da mußte sie die Augen heben und ihn ansehen. Und als sie seine fordernden Augen sah, wurde sie unsicher und matt. So liebte sie ihn.

„Anna,“ sagte er, überwältigt von ihrer Haltung, „ich bitte dich, sei gut mit mir.“

Sie atmete schwer und stand einen Augenblick zögernd; dann öffnete sie die Thür nach dem Stall und rief: „Ich gehe nach dem Boden hinauf, Vater; Adam will mir helfen, den Roggen in den Sack zu bringen.“ Dann langte sie in den Schrank, nahm ein Messer und ein Tau und ging voran.

Er ging mit ihr über die Diele und die Treppe hinauf. Oben angekommen, wollte er sie gleich anfassen; aber er konnte sie nicht deutlich sehen und mußte auf Kisten und Säcke achten, die da herumstanden. Nun öffnete sie die Luke und stand deutlich da, und er ging auf sie zu.

Sie hatte wieder Haltung gewonnen, hütete sich aber, ihn anzusehn. „Du läßt mich in Ruh,“ sagte sie und zuckte das Messer. „Komm mir nicht zu nah.“

Da wurde er wieder ganz irre, — er war noch zu jung — und ihm sank wieder der Mut. „Nun hatte ich gemeint,“ sagte er traurig und zornig, „daß du nicht lange heucheln würdest, sondern das Ding von vorn ansähest, und es annähmst, wie es geboten wird. Es ist doch klar, daß du mich gern hast, darin kann ich mich nicht täuschen; und du weißt auch, daß ich nicht damit herumprahlen werde.“

„Ach,“ sagte sie und sah ihn zornig an, „was du da sagst! Ich begehre gar nichts, und erst recht nicht von dir! Ich kann dir sagen, ich bin ganz verwundert, daß du so plötzlich mit solchen Sachen kommst.“

Er wurde von ihrer Sicherheit ganz unsicher. „Nein,“ sagte er, „daß du es nicht gemerkt hast, daß ich dich immer unsagbar lieb gehabt habe! Mein Gott, das merkt ein Mädchen doch; du bist doch ein natürlicher Mensch und hast doch Augen!“

„Ich habe nichts gemerkt,“ sagte sie abweisend, „und will auch nichts merken; und nun ist der Sack voll genug; nun will ich das Tau noch kürzer machen und ihn zubinden.“

„Und so läßt du mich gehn? Nein,“ sagte er völlig verwirrt und mutlos, „nun weiß ich gar nichts mehr von der Welt!“

Als sie ihn so weit hatte, so ganz unter sich, wurde sie mildtätig. „Du kannst ja wiederkommen,“ sagte sie plötzlich lässig und hochmütig; „du kannst ja nach einer Stunde wiederkommen . . . Ja, dann bin ich mit der Arbeit fertig.“

„Oh!“ sagte er, mit einemmal frohen Herzens, „das klingt anders!“

„Du mußt von Westen her nach der Rüchentür kommen,“ sagte sie, nun ganz schlicht und sachlich, ganz und gar ein natürlicher Mensch, wie er vorher begehrt hatte, „Vater ist dann zu Bett.“

„Ja,“ sagte er froh, „siehst du, nun bist du lieb.“

„Ob ich lieb bin, weiß ich noch nicht; aber nun mach, daß du wegkommst. Ich muß in den Stall. Vater ruft schon.“

Er ging in der Dämmerung, die gekommen war, ziellos hin und her, zuerst nach der Stadt zu, dann eine Strecke seitwärts ins Moor, mit allen Gedanken bei ihr, und wie es wohl werden würde. Er hatte bei ihrer großen sichern

Natürlichkeit, die der seinen ähnlich war, für möglich gehalten, daß sie, über die Sitten der guten ländlichen Jugend hinausgehend, ihm alles gewähren würde. Das war nun wohl nichts. Aber er würde sie doch in die Arme nehmen dürfen, wie er andre im Arm gehalten. Sie war ihm aber von erster Jugend an das Bild des rechten Weibes gewesen, und war es noch.

Nun ging er wieder zurück und kam von Westen her, und horchte, und trat leise in die angelehnte Kuchentür. Dort stand sie plötzlich, ehe er in dem dunklen Raum etwas sehn konnte, dicht neben ihm, faßte ihn am Arm und führte ihn lautlos durch eine offene Thür über einen Gang, und dann in eine Stube. Nun verriegelt sie die Thür, und steht und lauscht, und geht ans Fenster, und späht hinaus. Sie sagt irgend etwas . . . daß sie auf keinen Fall einschlafen dürften, und daß er vor Tag wieder gehn müsse, und noch irgend etwas mehr. Aber er hört es nicht. Er ist lautere unsinnige Leidenschaft.

Nach längerer Zeit, in der er alle Wunder und Schönheiten des Lebens zu erleben glaubt, und sich um Jahre flüger, besser und reifer dünkt, lobt sie ihn und sagt: „Du hast aber wirklich Feuer, das muß ich sagen!“

„Ja,“ sagt er nach großem Atemholen mit Eifer, „was ich tu, das tu ich mit ganzer Liebe; das kannst du glauben!“ Und indem er nach seiner Weise den Zeigefinger hob und aufs Allgemeine übergriff, sagte er: „Das ist überhaupt das beste, sage ich dir: Feuer haben! Du weißt doch, daß ich einen berühmten Vorfahren hatte, Karsten Barfood? Ja, siehst du, wodurch erreichte der, was er erreicht hat? Er hatte Feuer, das war es! Während die andern hinterm

Ofen saßen ging er in fremde Länder und erforschte sie und gewann großen Ruhm!“

„Ja,“ sagte sie, indem sie ihn kraftvoll an sich zog und ihn herzte und küßte, „ich hab dich lieb, solange ich dich kenne. Mein Gott, was warst du für ein Tapps, damals auf der dunklen Diele; und ich machte es dir so leicht!“

„Heute machtest du es mir nicht leicht; ich wollte es fast schon aufgeben.“

Sie strich ihm über Schläfen und Ohren und sagte: „Heute war es ja auch umgekehrt; heute kamst du ja wie ein Sieger. Aber das ist die Sache: du hast nun schon andre im Arm gehabt.“

„Aber noch keine im Ernst,“ sagte er.

„Dann laß es dir schmecken und verschwende die Zeit nicht,“ sagte sie, und lachte leise und herzlich auf.

Als er gehn mußte, bat er sie, wann er wiederkommen dürfe. „Ich will nun noch vier Wochen bleiben, deinetwegen,“ sagte er; „aber dann muß ich fort.“

„Nein,“ sagte sie, „ich habe dir gesagt, daß ich mir diese Nacht einmal gönnen wollte, dabei bleibt es.“

„Ach, ich bitte dich, laß mich noch einmal kommen!“

„Nein, ich tu es nicht; du sagst ja selber, daß es eine Gefahr ist. Man muß diese Gefahr nicht scheuen, aber auch nicht immer wieder hineingehen.“

„Ich bitte dich doch.“

„Nein,“ sagte sie, „es geht nicht.“

Er verstand sie ganz und gar nicht, und sah sie glühend und mit heißer Liebe an. „Ich komme doch wieder, ich kann es nicht lassen. Heute ist Dienstag; ich stehe Sonntag Abend vor deinem Fenster und klopf an.“

Sie sann einen Augenblick, die Augen auf der Erde. „Komm heute in acht Tagen, so um vier Uhr; das wird das beste sein.“

Als er nach acht Tagen zur bestellten Zeit wiederkam, fand er sie in ihrem Sonntagszeug, und als sie ihn in die Stube wies, fand er ihren Vater, ebenso festlich, am Kaffeetisch sitzen. Außerdem war noch ein großer bärtiger Mann da, dem er sofort ansah, daß es einer von ungefähr zwei Pferden und fünf Kühen war, und einer von denen, die vom Morgenrauen bis zum sinkenden Abend strebsam und ohne Worte bei schwerer Arbeit sind.

„Sieh,“ sagte der Vater, umgänglicher als sonst, „das ist nett, daß Sie gerade des Wegs kommen! Nun hat Anna sich verlobt, und das ist der Bräutigam. Man kann den Hof sehen, da, wo der Weg nach Vockholt abbiegt, das Haus mit der grünen Thür. Sieh, und da ist Anna. Dieser junge Mensch kam viele Jahre hier vorüber, Klaus; er besuchte die Lateinschule. Und nun geht er auf die Uni—versi—tät; er will Pastor werden. Unser Pastor sagt: es sind die besten Jahre, die auf der Uni—versi—tät.“

Anna gab ihm zum zweitenmal die Hand, und sagte ruhig lächelnd: „Komm, setz dich hieher . . . Merkwürdig . . . mir war den ganzen Tag, als wenn du heute noch vorbeikommen würdest.“ Dann setzte sie sich ihm gegenüber, zwischen Bräutigam und Vater, und redete von diesem und jenem, was die Zeit gebracht hatte.

Er war schweigsam und voll Sehnsucht nach ihr. Er dachte: ach, nie wieder . . . nie wieder! Sie aber saß da und sprach von ihrem besten Kalb. Und in einem Jahr würde sie so von ihrem Kind sprechen. Ach, sie war ein

Weib, und war tausend Jahr alt! Wie voll Räthsel, wie unergründlich sind Weiber! Jede einzelne ist die Menschheit, ist die ganze Welt! Ach, wie schön sind sie!

Als er nach einer Stunde Abschied nahm, und sie ihn bis an den Weg brachte, sagte er mit langem wehen Atmen: „Es ist sehr schwer für mich, Anna.“

„Ja,“ sagte sie; „aber es ist nicht zu ändern. Nun bitt ich dich bloß, wirf dich nicht fort an ein liederliches Mädchen. Du mußt immer an deine Frau denken, daß du eine solche Nacht mit ihr haben wirst, wie mit mir.“

„War es schön?“ fragte er mit brennenden Augen. „War es wunderbar?“

„Ja,“ sagte sie aufatmend, die Augen an der Erde, „du bist lieb. Du kannst einen Menschen glücklicher machen als andre, weil du mehr Liebe und Glück in dir hast als andre Menschen.“

Er ging und sah sich nicht wieder um. Eine Weile war er noch sehr bedrückt. Aber allmählich, als er weiter ging — der erste Schnee stiebte über den Weg und machte die Landschaft immer weißer und herber; hohe hellgraue Wolken zogen über den Himmel —, langte seine frische Jugend nach der Zukunft, und das Gefühl der Liebe und Sehnsucht wandelte sich langsam in heiße Dankbarkeit. „Sie hat mir mehr gegeben als alle andren Menschen,“ dachte er, „sie und die Mutter.“

### Drittes Kapitel

Acht Tage später fuhr er mit einigen hundert Mark, die die Bauern ihm liehen, nach einer süddeutschen Universität, und von da auf ein ganzes Jahr nach Göttingen. Er hatte gedacht, daß er viel arbeiten wollte; aber er kam nicht dazu. Er stieß beide Male auf Menschen, die in großer Not waren und seiner Hilfe bedurften. Auf der süddeutschen Universität war es ein Bäckergefelle, der mit Schwermut behaftet war und mit einem alten Rasiermesser herumlief, das ihm einen halben Fuß aus der Tasche stak. Welch ein unerträglicher Anblick! Welch ein Zustand! Was für ein Zureden, Ermuntern, Ermahnen, Bitten! Adam gönnte sich keine Ruhe, weder bei Tag noch bei Nacht. Er tauchte unter in dem Menschen; er versank in ihm. Er war mit dem Bäckergefellen ein- und derselbe. Aber es schlug alles nicht an. Das Rasiermesser blickte weiter mit blankem und wildem Drohen aus der Tasche. Aber zuletzt konnte Adam dennoch beruhigt davongehn. Die überlustige Tochter eines Bierwirthes, in dessen Garten sie zuweilen saßen, fand das Messer durchaus nicht bedenklich, oder gar gefährlich. Im Gegenteil. Sie fand es lustig; nannte den Bäcker einen Hanswurst und behauptete, sich über ihn totlachen zu müssen; und verlobte sich dann mit ihm und machte eine besonders lustige Hochzeit mit ihm. In Göttingen mußte Adam sich einer Schusterfamilie annehmen, die mit ihm auf demselben Flur wohnte und die im Versinken war, weil der Vater ein Tölpel und ein Trinker war. Nachdem er sich im ersten Semester ohne Erfolg mit den Eltern abgeplagt hatte, versuchte er im zweiten, die heranwachsenden

Kinder zu ordentlichen Menschen zu machen. Da die Eltern es nicht anhören durften, saß er einen ganzen Sommer lang mit ihnen in einer Sandkuhle vor der Stadt und lehrte sie mit erhobenem Finger die nötige Lebensweisheit; und es war hübsch und drollig anzusehn, wie sie rundum auf dem Rand der Kuhle saßen, alle sieben barhaupt und mit struweligen Köpfen, und wie selbst die Kleinen Vorschläge zur elterlichen und häuslichen Besserung machten. Er hatte jedenfalls die Genugthuung, daß ihn die ganze Familie mit ihrem gesamtten Anhang an die Bahn brachte.

Er ging nun auf die Landesuniversität nach Kiel. Da wollte er in anderthalb Jahren kurz und kräftig abtun, was nötig war. Zu dem Zweck wollte er sich vor allen Menschen in acht nehmen, ja, wollte Augen und Ohren zuhalten, daß er nicht ins Gemenge mit ihnen käme.

Als er es so eine ganze Weile, so sechs oder acht Wochen, getrieben hatte, stand ihm bei irgendeinem der alten Kirchenväter der Verstand still. Das war nun zwar schon mehrere Male geschehn, ja, war bei dieser Lektüre der gewöhnliche Zustand seines Geistes; aber in diesem Falle handelte es sich um eine wichtige Sache . . . nicht fürs Leben . . . fürs Examen. Nun wohnte ihm gegenüber auf dem Flur ein anderer Student der Gottesgelehrtheit. Es war ein kleiner, runder Mensch mit rötlichem dünnen Haar, das ihm auf den Rockfragen hing, und weichen Augen und Knabenhafter Stimme. Der ging an jedem Sonnabend mit einem Henkeltopf von derselben Farbe wie sein Haar sechs Stunden weit zu seiner Mutter, die irgendwo auf einer einsamen Heide wohnte, und ließ ihn sich da in drei Schichten übereinander mit Speck, Butter und

Pfannkuchen füllen, und kam am Sonntag Abend wieder, und arbeitete die sechs Tage der Woche vom frühen Morgen bis in die späte Nacht, indem er bald zusammengekauert in seinem großen Lehnstuhl saß, bald, um die Hose nicht einseitig zu strapazieren, der Länge nach auf dem dünnen kleinen Teppich lag, der sein Stübchen bedeckte, und derweil von Brot und von dem Inhalt des Henkeltopfes lebte. Er kümmerte sich nicht um den Lauf der Welt; und hatte auch keine Ursache dazu; denn er glaubte, daß das Reich Gottes nahe wäre, und hielt die ganze Welt, so wie sie jetzt war, für nichts andres als einen wunderlichen, bald vergehenden Spuk, der im Weltall höchstens einen kleinen fatalen Dunst hinterlassen würde. Adam hatte schon lange eine dunkle Ahnung, ja einen Drang, dem kleinen Mann zu sagen, daß er nicht so heftig arbeiten solle, es schade seiner Gesundheit; auch sonst sah aus den fragenden Kinder-Augen irgendein Begehrt nach Hilfe. Aber Adam hatte in Erinnerung seiner bisherigen Unfälle gefürchtet, daß seine eigne, jetzt so wohlgeordnete Betriebsamkeit, irgendwie gestört werden könnte. Aber nun ließ es sich nicht anders machen; es war durchaus nötig, daß er den kleinen Mann aufsuchte.

Der Nachbar lag der Länge nach auf dem Bauch über seinen Büchern, und sah mit seinen großen blauen Augen und noch größeren Brillengläsern, noch ganz in Gedanken versunken, zu dem Besucher in die Höhe; dann aber sprang er höflich auf und nannte seinen Namen: Natje Stamp. Dann trug er Bücher zusammen, schlug hier und da auf, und beantwortete die Fragen mit weicher Stimme sehr verständlich, aber sehr klar.

Nun hätte Adam ja wieder gehn können; es war nun grade die rechte Zeit. Aber nun konnte er es nicht lassen, nach den kleinen Lichtbildern zu sehn, die auf der Kommode standen, und noch dies und das zu fragen. Und seht, nun saß er alsbald mitten in den Angelegenheiten des kleinen Mannes. Und was für Angelegenheiten! Was sollte man dazu sagen, oder vielmehr, wie sollte man dazu schweigen und nicht eingreifen? Der Henkeltopf und das nahe Reich Gottes war noch nicht das schlimmste. Das schlimmste war, daß der kleine Mann trotz seiner Rundlichkeit an Asthma litt, und daß er und seine Mutter die Hälfte des Ertrages, den die kleine Landstelle gab, an die Heiligen im Herrn gaben, die den kleinen Hof da draußen am Rand der Heide wie eine Schar Krähen umgaben. Das alles wurde mit schiefgehaltenem Kopf, mit großen, biefrigen Kinder-  
 augen, mit sanfter Stimme, und eigentlich als lauter gute Dinge, vorgetragen. Und da sollte Adam gleichgültig bleiben, ja, wegen der eignen Nothe sich zurückziehen? Adam warf sich mit der ganzen Breite seines Körpers und Geistes auf diesen Menschen und menschlichen Fall. Was hatte er für Vorschriften vom Arzt? Handelte er danach? Er handelte nicht danach. Er arbeitete, und vergaß darüber alles andre. Die Mutter in Sorgen? Geldsorgen? Schulden-  
 sorgen? Wegen der Heiligen? Ja, Mutter weinte oft. Aber Mutter und Sohn trösteten sich damit, daß das Reich Gottes bald hereinbräche, und dann das Weinen und Sorgen ein Ende nähme. Erbarmen! Was für Güte! Was für Unsicherheit! Was für Unkenntnis des Lebens! Wie denn solche Seelenstimmung in die Familie hineingekommen wäre? Ob die Großeltern auch schon Heilige gewesen?

Nein, die nicht, aber eine Tante! Die Tante auf der Kommode! Adam nahm die Tante von der Kommode und betrachtete sie, und sah ein scharfes kantiges Gesicht.

„Die ist aber eine andre Nummer gewesen,“ sagte er grob und zornig. „Donnerwetter! Die hat sich aber mit der Handspeiche vor die Roggensäcke gestellt, mein Lieber!“

Adam besah zehn Bilder, tat hundert Fragen, und sah im Geist tausend Zustände, Begebenheiten und Möglichkeiten, und sank immer tiefer in dies Elend von einem Menschenleben.

Der junge Gottesgelehrte war sehr verwundert und herzlich erbaut über die lebenssichre, frische und zuffassende Art des andern, dankte ihm mit sanften Worten, und sagte zuletzt, indem er mit beiden Händen seine Hand umspannte und ihn mit schiefgehaltenem Kopf bittend ansah: „Hören Sie . . . wir haben einen Kameraden, der heißt Christian Rhode, dem könnten Sie auch Gutes tun. Sie nennen ihn Kong Kristian, oder auch Kristian den Neunten. Kong (König) nennen sie ihn, weil er ein schöner, königlicher Mensch ist; den neunten aber nennen sie ihn, weil er schon zweimal im Examen war und jedesmal den dritten Charakter bekam, und nun zum dritten- und letztenmal hineingehn will, in der Hoffnung, doch noch den zweiten Charakter zu bekommen. Wir sind aber überzeugt, daß er wieder den dritten bekommt; und das sind dann neun. Ja,“ sagte er mit großer Bewegung, „das ist Kong Kristian IX. . . . ach, ein großer, schöner Mensch. Ein Wunder Gottes! Aber er ist nicht fleißig, und wir sind alle um ihn in Sorge.“

Adam hatte mit heißem Interesse zugehört; denn er

war durch die sechswöchige Einsamkeit und Enthalt-  
samkeit überhungrig nach Menschen. Aber sogleich lief ihm  
die Angst übers Herz. „Seien Sie still,“ rief er, „ich habe  
da schlimme Erfahrungen gemacht; ich meine, mit mir sel-  
ber! Ich darf mich auf nichts mehr einlassen! Nein, nein!“  
Und er grüßte und ging hinaus.

In den nächsten Monaten paßte er nun mit größter  
Umsicht auf seinen Heiligen und erreichte in der That, daß  
er etwas frischere Farben bekam. Ja, wenn damit alles  
gut gewesen wäre! Aber Adam mußte nicht allein für den  
Sohn Hosenträger und Hemdenknöpfe kaufen, und für die  
Mutter Milchsatten und Kartoffelsäcke; er mußte auch —  
es ließ sich nicht vermeiden — einige Male neben dem  
Sohn und dem Henkeltopf die sechs Stunden nach dem  
kleinen, dürftigen Hof am Rand der Heide marschieren,  
und einmal bei der Krankheit einer Kuh und ein andermal  
bei dem Verkauf des Roggens Beistand leisten, beide Male,  
weil zwei Nachbarn, die zwar denselben Glauben hatten  
wie Mutter und Sohn, aber das Reich Gottes entweder in  
größerer Ferne oder nicht so gefahrdrohend ansahen, sie  
hatten übers Ohr hauen wollen. Aber trotz dieser Be-  
ratungen, Wanderungen und Aufträge ging die Arbeit  
doch, wenn auch täglich um einige Stunden verkürzt, gut  
weiter.

Da er beschlossen hatte, die beiden schriftlichen Arbeiten,  
so gut es ging, ganz allein aus seinem eignen Geist und  
Verstand herauszuholen, und dieser Beschluß ihm nun doch  
sehr gewagt erschien, wollte er sich vor Beginn des Unter-  
nehmens noch etwas erholen. Also ging er in die Wirt-  
schaft, die sie das Paradies nennen, und sah eine Kunde

Studenten im Abendschein um einen Tisch beim Bier sitzen. Unter ihnen aber saß wie ein klares Licht ein großer schöner Mensch, mit einem hellen edlen Gesicht und lebensvollen Mund und Augen. Er saß in der graugoldenen Helle lässig und bequem auf dem Sofa, eine Geige auf den Schenkel gestützt, und warf mit lachendem Mund und sprühenden Augen eine Schelmerei nach der andern in den Kreis, und geriet unversehens, von seinen Worten getragen, in irgendein altes Volkslied, und trug es mit entzücktem Gesicht vor. Als Adam sich das lustige Treiben eine Weile angesehen hatte, während er sich von jedem einzelnen nach seinem Gebaren und Worten einen Begriff über Charakter und Leben machte und besonders in den Anblick und das Treiben des schönen Menschen versunken war, rief einer über den Tisch: „Sag mal, Kong Kristian, was soll aus dir werden . . . wenn du nun Unglück hast?“

„Dho!“ sagte er mit lachendem Mut, „ich Unglück?“

„Wenn du durchfällst?“

„Durchfallen?“ sagte er lachend, „das ist ja ausgeschlossen! Bin ich jemals durchgefallen? Es ist ja alles in Ordnung! Bloß die schriftlichen Arbeiten fehlen noch; aber die mach' ich leicht fertig. Ich habe ja noch ein ganzes Semester. Und dann, wenn ich den zweiten Charakter bekommen habe . . .“

„Kong Kristian,“ sagte derselbe Student wieder, „gesteh es, du bist nicht in Kiel geblieben, um ein besseres Examen zu machen, sondern weil es dir allzugut gefällt, in Kiel zu sein.“

„Ach Unsinn, was du denkst! Ich will den zweiten Charakter haben . . . darum! Ich werde . . .“ er sah mit

schönen verzückten Augen ins Weite und fiedelte ein Lied. Und sie fingen alle an zu singen; und der reine, volle Klang der Geige schwang sich über dem Gesang, wie ein schöner bunter Vogel überm Waldesrauschen. Als er geendet hatte, rief er mit lachenden Augen: „Ich lade euch alle ein, heute in zwei Jahren, in mein Pastorat . . . in die Rosenlaube.“

Einige lachten und schüttelten den Kopf: „Woher weißt du denn . . . das von der Rosenlaube? Wahrhaftig, er sieht die Rosenlaube; und sie ist nicht da.“

„Ich lade euch ein, heute in zwei Jahren, um diese Stunde, in die Rosenlaube, zu Süden meines Pastorats — und da spiel ich euch dies Lied,“ und er spielte das wunderbare Stormsche Lied nach Brahms: ‚Über die Heide hallet mein Schritt . . .‘ Einige summten es mit, andre saßen sinnend, andere standen auf, um zu gehn. Die übrig gebliebenen hatten schon lange gemerkt, daß Adam mit seinen stillen, ernstesten Augen zu ihnen hinübersah, und da sie immer munterer und ein wenig trunken wurden, winkten sie ihm mit ihren Gläsern; und es dauerte nicht lange, so saß er mitten unter ihnen. Und zwei Stunden später, nachdem alle andern gegangen waren, saß er allein mit Kong Kristian. Und sie nannten sich du; und Adam stand bis über die Ohren in seinen Angelegenheiten. Ja, er war mitten darin; er sah und hörte nichts andres, als Leben und Schicksal und Meinungen von Kong Kristian. Er fragte nach Heimat und Vorfahren, Großeltern und Eltern, Tagwerk und Arbeit, Glauben und Liebe. Er umspannte das ganze Sein des Menschen mit allen Kräften seiner Seele.

Sie saßen bis zum Morgengrauen beieinander. Kong Kristian, der viele, viele Freunde hatte, ach, wie viele . . . die halbe Universität und sieben Professoren, denen er abends geigte . . . hatte dennoch keinen einzigen Menschen der sich um sein Leben kümmerte, und der, wie von eigener Not getrieben, in seine Not hineinsprang. Nun aber saß dieser Mensch neben ihm. Ach, was für ein Mensch! Wie sachlich und wahr in all seiner Einfachheit! Wie gütig in Worten und Augen! Wie hitzig in seinem zornigen Eifer!

Ach! Es war also eine große Not und . . . jetzt nun diese schriftlichen Arbeiten! Ja. Es war überhaupt immer eine Not mit allem Schriftlichen. Sogar Briefe an die Mutter machten ihm große Qual. Er wollte immer schreiben; aber wenn es losgehn sollte, war da immer etwas, was widerstand, was ihn abzog, oder richtiger was ihn schlapp machte. Ja, schlapp! . . . O, überhaupt . . . schlapp! Sobald es an die Arbeit gehn sollte . . . Ja . . . Mutter weinte oft darüber.

So . . . die Mutter weinte! . . . Eine weinende Mutter! . . . So! Adam stellte sich vor, daß seine Mutter um ihn geweint hätte. Sie hätte, ganz allein, wie sie viele Jahre lebte, an dem kleinen runden Tisch am Fenster gesessen, darauf ihre karge Mahlzeit stand, und hätte geschluchzt . . . um ihn! . . . Ein unerträglicher Gedanke! . . . Eine weinende Mutter! Man darf eine Mutter nicht weinen lassen! Nein, dazu ist eine Mutter nicht da . . . das weiß Gott! Ja, zum Arbeiten und Sorgen! Ach, Tag und Nacht! . . . Aber nicht zum Weinen . . . So . . . die Mutter weinte also wegen der fehlenden Briefe . . . und

auch sonst. Aber, mein Gott, man hat doch seinen Willen, seinen klaren Kopf, seine festen Hände?! Man sagt: ich will, und man kann?! „Und wenn ich sieben Mütter hätte: sie sollten doch jede an jedem Sonntagmorgen ihren Brief haben. Ach, hätte ich doch noch meine Mutter! Wie würde ich an sie schreiben! Aber was rede ich darüber? Das ist ja eine Kleinigkeit für einen so klugen und stolzen Menschen, wie du bist. Ich will dir helfen! Ich will auf dich achten und du sollst sehn, wie gut es gehn wird.“

Es zuckte ein wenig um den schönen edlen Mund; aber er behielt noch seine Würde. Er sagte bedrückt: „Es ist nicht allein das Brieffschreiben, Bruder . . . es ist schlimmer . . . ich habe überhaupt keine Lust zu arbeiten. Ja . . . Ich habe eine gewisse Abneigung gegen alles, alles Arbeiten . . . ja . . . eine gewisse Abneigung.“

„Ach,“ sagte der wackre Adam voll Feuer und Eifer, „das ist alles nicht so schlimm! Ich will auf dich passen, und du sollst sehn, alles wird gut.“

„Nein,“ sagte Kong Kristian zögernd und zweifelnd, und sah mit seinem reinen, schönen Gesicht auf den Tisch, „ich glaube doch nicht, daß es etwas helfen wird. Weißt du . . . es ist alles so lose in mir . . . so fahrlässig . . . so leicht; ich habe immer gleich das Gefühl, daß ich es doch nicht recht mache und nicht zu Ende führe . . . nein . . . Ich glaube, ich falle diesmal ganz durchs Examen . . . und was dann? . . . Was soll sie dann sagen? . . . Wie wird sie dann weinen! Ich studiere ja schon zwei Jahre zu lange. Sieh . . . ich habe meine Mutter doch sehr lieb . . . Wie ist es nur möglich?!“ Und plötzlich war sein ganzes schönes Gesicht in Weinen verwandelt. Er legte den hellen Kopf

auf den Tisch und weinte, und klagte unter heftigem Schluchzen: „Ach, Bruder, es ist nichts mit mir. Ich führe ein elendes und verfluchtes Leben; und so wird es immer sein. Ach, sie nennen mich König Kristian, und ich tu, als wenn ich sehr stolz und sehr glücklich darüber bin; aber inwendig in mir, Bruder, da ist kein Königtum, da ist Narrentum. Ach, Bruder, wenn du kannst, hilf mir doch! Du hast eine so mutige und sichere Art, die mir so gut tut! Ich bin des Teufels und du bist Gottes.“

Was für eine Arbeit! Was für besetzte Tage! Von morgens vier bis Mitternacht! Welche Mühe, den kleinen rundlichen Heiligen, der wieder einen Anfall von Asthma hatte, von seinen dicken gelehrten Büchern wegzubringen! Er hatte sich eine Arbeit aus der Offenbarung geben lassen und hatte eine neue Auslegung entdeckt, und lag den ganzen Tag auf dem dünnen Teppich, rund um sich vier Fuß hoch alle Bücher, die sich mit dieser Sache befaßten; und war nicht hochzukriegen. Und wenn man ihn draußen hatte: welche Mühseligkeit, diese Ansichten vom nahen Kommen des Heilands immer anhören zu müssen! Und, was noch das Schlimmste war, dabei deutlich zu merken, daß in der Tiefe seiner Seele, die mit dieser Idee umging wie andre Leute mit Kartoffelsäcken und Bohnenstroh, immer so etwas wie ein Lächeln saß, so als wenn dies ‚Kommen in den Wolken des Himmels‘ und dies ‚Geschrei auf den Gassen‘ eine plästerliche Sache wäre, eine Auffassung, die dem ernstesten Adam ganz rätselhaft und fast unheimlich war. Aber was bedeuteten schließlich diese Sorgen gegen die um König Kristian?! Diese Fragen oben im Haus: ‚Ist er ausgegangen?‘ . . . unten an der Haustür:

„Welchen Weg ging er?“ An der Straßenecke: „Habt ihr Kong Kristian gesehn?“ Es wurde zur Frage des ganzen Bezirks: „Habt ihr Kong Kristian gesehn?“ Die Straßengungen logen und sagten: „Ja, wir haben ihn da und da gesehn,“ und freuten sich, daß Adam hinter ihm herstob, ihn zu suchen. Zuerst fand er ihn einige Male unter seinen alten Gefellen im Paradies, mit seligen Augen von Liebe sprechend, die Geige auf dem Schenkel. Als er aber begriffen hatte, daß er dort bald entdeckt und zur Arbeit zurückgeschleppt wurde, suchte er andre Wirtschastten auf, und zwar solche, wo er hoffte, nicht gesucht zu werden. Einmal fand ihn Adam in einer Hafenkneipe, wo er die ganze Stube voll finnischer Matrosen und einiger Scherenschleifer mit dänischen Liedern unterhielt, und einmal auf einem schmutzigen englischen Frachtdampfer, wo er schon den zweiten Tag unter geschwärzten Trimmern saß.

Aber der wackre und hitzige Adam wurde dennoch der beiden Herr, wenigstens so ziemlich. Der kleine rundliche Heilige brach trotz seines wütenden Arbeitens nicht zusammen, sondern wurde ein wenig straffer, und seine Augen hinter den großen Brillengläsern leuchteten ordentlich von ein wenig natürlicher menschlicher Tapferkeit, und wenn er auf die Wiederkunft des Heilands zu sprechen kam, wurde er fast lustig. Und Kong Kristian brachte seine schriftlichen Arbeiten wirklich zu Rande.

So kam denn der Tag des Examins heran.

Und sieh, am zweiten Tag stand es nicht gut . . . um Adam! . . .

Nein . . . es stand nicht gut . . . Es stand sogar schlimm um ihn. Vieles, was er eigentlich wissen sollte, wußte er

nicht, und andres, was er wohl wußte, war schlecht fundiert.

Adam merkte es und ging nach Haus und dachte: So . . . was nun? Für die andern gesorgt, und für mich nicht! . . . Was nun? . . . Alles aus und vorbei! Was nun?! . . . Die Bauern im Heimatdorf noch um weiteres Geld bitten? . . . Nach dem Hafen hinuntergehn, als Schiffsmann nach Stockholm, nach Helsingfors . . . heut Abend noch? Verschwinden . . . vergessen, daß man jemals Student war? Was schiert mich das Studentsein! Ich?! Ich kann auch ohne das vorwärts kommen! Ich kann mich auf einer Hausfirst ernähren! . . . Aber ach, das schöne Amt! . . . Das schöne Amt! Führer, Helfer, Sorger für dreitausend Menschen! Der Garten mit dem Gerstenstück! Die breite, frische Frau!

Der Bischof, der während des Examens die jungen Leute nachdenklich beobachtet hatte, ließ ihn gegen Abend in sein Haus bitten. Adam bürstete den Sonntagsanzug seines Vaters mit den kurzen Schößen und den großen Seitentaschen darauf, und ging hin.

Er wurde in das große Arbeitszimmer geführt, in dem noch niemand war, und sah sich um. Es war das erste Mal in seinem Leben, daß er eine gute bürgerliche Stube sah. Da war ein großer Bücherschrank, da zwei bequeme Sessel, da ein Schreibtisch. Er hatte noch nie einen eigentlichen und richtigen Schreibtisch gesehen; er kam ja aus dem einfachsten, schlichtesten Volk und vom Dorf. An den Wänden prächtige Bilder. Seine Augen gingen von einem Gegenstand zum andern. Wie vornehm, wie großartig! Dann kam der Bischof, breit und schwer, an einem schweren

Stoß hereingehumpelt. Er war in jungen Jahren im Krieg schwer verwundet worden, und ging seitdem am Stoß. Er setzte sich stöhnend auf den Stuhl vorm Schreibtisch, und sagte mit freundlicher, milder Stimme: „Sagen Sie mal . . . sind Sie verwandt mit dem alten Karsten Barfood . . . Sie wissen, der vor hundertfünfzig Jahren nach Afrika reiste und über seine Reisen ein schönes Buch geschrieben hat?“

„Jawohl,“ sagte Adam stolz, „der war ein jüngerer Bruder meines Urgroßvaters, und mein Urgroßvater hat für ihn gearbeitet, damit er die Schule besuchen konnte.“

„Sieh . . . sieh . . . sieh!“ mit großem Stöhnen und schwerem Atmen. „Sehen Sie . . . danach hätte man Sie doch zuerst fragen müssen . . . da in der alten Bude . . . was? Aber an so was denken sie nicht! Immer rein in die ollen Bücher! Na . . . also so ist das! Ein Blutsverwandter von dem alten Karsten Barfood! So . . . so . . . so!“

„Ja,“ sagte Adam. „Das Bild von Karsten Barfood hing in unsrer Wohnstube.“

„Aha, der bekannte Steindruck.“

„Ich weiß nicht, was ein Steindruck ist,“ sagte Adam. „Es war so und so groß.“

„Aha! So . . . Stahlstich, Radierung . . . keine Ahnung! Aber Kühe und Pferde.“

„Ja, Herr Bischof, und Korn.“

„Richtig, und Korn.“ Er sah Adam von oben bis unten an und nickte immerfort mit seinem breiten Kopf. „Sehen Sie, sie sagen da im Kollegium, daß Sie für das Amt nicht zu brauchen sind. Sie sagen, Sie machen so einen

Eindruck . . . wie soll ich sagen . . . so einen natürlichen, rein weltlichen, na kurz, einen ganz untheologischen Eindruck . . . Nun . . . das schiert mich nicht . . . Ich . . . was mich angeht, wenn ich dich so anseh' . . . ich kann mit zusammengekniffenen Augen sehn, daß du nicht allein ein braver und ernster, sondern auch ein tüchtiger Mensch bist, und lange nicht dumm. Im Gegenteil . . .! und daß du auch ein guter Pastor werden wirst . . . Aber mit der Wissenschaft steht es freilich schlimm . . . Wie ist denn das nun gekommen, mein Lieber, erzähl' mir das mal."

Adam fand das boshafte Lächeln, mit dem der Bischof seine ganzen Fragen gestellt hatte, sehr wenig angebracht, und sagte höflich und steif: „Das ist eine Verkettung von mißlichen Umständen, Herr Bischof.“

Der Bischof warf sich in seinem Stuhl herum, daß es krachte, und sagte mit gekränkten Augen: „Mensch, du mußt doch nicht so mit mir reden, als wenn ich ein Examenskollegium wäre! Rede doch nicht so mit mir, wie da in der alten Bude geredet wird! Sprich mit mir, wie du mit deinen Bauern sprichst, wenn ihr beim zweiten Grog seid.“

Adam nahm sich ein Herz und erzählte. Also die Menschen! Immer die Menschen . . .! In Erlangen ein gewisser Bäckergefelle.

„Bäckergefelle?“

„Sawohl, Bäckergefelle . . .!“ Adam mußte genau erzählen: Rasiermesser . . . Lederfuttermal . . . Hosentasche . . . Wirtstöchter . . . Hochzeit . . .

Der Bischof hörte mit funkelnden Augen zu und sagte: „War die Deern hübsch?“

„Ja,“ sagte Adam wägend, „gut gebaut . . . das Gesicht nicht besonders.“

„So . . . aha . . . Nun . . . das war gut . . .! Aha so . . .! Jawohl . . .! Das war also Erlangen. — Nun Göttingen.“

„Ein Schuster, Herr Bischof.“

„Ein Schuster! Aha . . . Immer die Schuster! Immer die Schuster . . .! Auch Selbstmord?“

„Nein, das Gegenteil.“

„Aha . . . Lebenslust . . . schwach gegen die Arbeit . . . Grog?“

„Jawohl.“

„Jawohl . . . kenne ich . . .! Haben wir hier auch . . . Weiter.“

Adam erzählte mit finsterem Gesicht . . . „Ein kleiner, ruppiger, rastloser Kerl . . . immer unterwegs . . . Frau fränklich, blaue Adern an den Schläfen, immer atemlos . . . Kinder elend . . . Was tun? Ruhig ansehen, daß sie ins Armenhaus kommen . . . Kinder Verbrecher werden . . . Frau ins Wasser läuft? Was der Herr Bischof getan hätte an seiner Stelle?!“

„Gut . . . gut! Also der Schuster . . . So . . . so . . .! Rette Kinder? Bessere Aussichten als die Eltern? Hellhaarig . . .?“ Man merkte, wie der Bischof ganz im Wilde war . . . „Aha . . . jawohl . . . Und nun Kiel!“

„Ja, Kiel . . .? Der kleine Stamp.“

„Aha . . . Natje Stamp . . .! mit dem gelben Henkeltopf . . .! Jawohl, ich weiß.“ Er lachte laut und gemüthlich und schlug sich auf die Schenkel.

„Der Herr Bischof weiß alles,“ sagte Adam finster und etwas ablehnend.

„Mein Lieber,“ sagte der Bischof mit funkelnden Augen, „ich weiß sogar die einzelnen Schichten im Topf! Jawohl! Was meinst du? Soll ich hier immer bloß in Schwarz und Silber sitzen“ — er meinte seinen Rock und das Bischofskreuz — „und von oben herab reden? Solche Dinge geben dem Leben Farbe, mein Lieber ...! Weiter!“

Adam erzählte ... „Kränklich ... Asthma ... impraktisch ... Teppich ... Offenbarung ...“ und dann, mit finstern Augen: „Sollte ich ihn da auf seinem Teppich verschimmeln lassen!? Also mußte ich ihn herauschleppen.“

„Und dann die Mutter!“ sagte der Bischof. „Sind Sie mal draußen gewesen ... bei den Heiligen?“

„Jawohl, ich war draußen ... Schlechte Wirtschaft ... Die Hälfte vom ganzen Ertrag geht den Heiligen in den Rachen.“

„Starker Kaffee ... Berge von süßem Kuchen ... dazu Bibelsprüche ... dicke Butter mit Gesangversen ... Was?“ Die Augen funkelten.

„Jawohl, so ist es.“

„Ja, dieser Aatje Stamp!“

Der wackre Adam dachte: Wenn er das alles wußte, warum half er denn nicht? Warum mußte ich das alles tun? Wozu ist er Bischof? und wurde immer finsterner.

„Und nun Kong Kristian!“ sagte der Bischof.

Also das wußte er auch ...!

„Ich wundere mich,“ sagte Adam mit gerunzelten Brauen, „daß der Herr Bischof alle diese Personen kennt.“

„Aber was denkst du, mein Lieber? Daß ich hier doov und blind sitze? Ich sehe und höre alles! Alles . . .! Das ist ja auch das beste am Leben: Menschenleben sehn.“

„So . . . So!“

„Sag mal, mein Lieber,“ sagte der Bischof mit leiser verbender Stimme, „wo hast du ihn denn überall getroffen, wenn du hinter ihm herhaustest und ihn suchtest?“

„Das sag' ich nicht,“ sagte Adam.

Der Bischof warf sich stöhnend in seinem Stuhl zurück und sagte mit großen Augen: „Wenn wir hier zutraulich miteinander reden, warum solltest du es nicht sagen? Was denkst du . . . ein Mann wie ich hört gern mal was aus der bunten Welt. Wie soll ich sonst die Menschen kennen und zu ihnen reden?“

„Ich sage es nicht,“ sagte Adam mit ernstem, abweisendem Gesicht.

Der Bischof sah ihn nachdenklich an und sagte milde und verschlagen: „Merkwürdig, du bist solch braver und tüchtiger Mensch, und stammst aus so gutem Geschlecht . . . es ist schade, daß du keinen Spaß verstehst.“

„In dieser Sache nicht,“ sagte Adam; „es könnte meinem Freund doch von Schaden sein.“

„Meinst du, daß ich ihm aus dem, was du mir hier sagst, einen Strick drehe? Ich bin auch ein munterer Junge gewesen, als ich noch singen und springen konnte, mein Lieber; und habe das nicht vergessen.“

„Ja,“ sagte Adam, „das mag sein, und ich sehe es dem Herrn Bischof auch an; aber ich sage es nicht. Ich sage nur dies: Er ist der beste Mensch, den ich kenne, und er hat eine alte Mutter, die in schrecklicher Sorge um ihn ist.“

„Gut! Gut . . .! Sieh, das war nun wieder der alte Karsten Barfood! Das ist deine Gabe, mein Lieber, deine Stärke: eine schlichte und sichere Natürlichkeit! Aber mich behandelst du eigentlich nicht damit. Gegen mich zeigst du sie nicht. Also . . . nun genug von Kong Kristian . . . Aber nun . . . was machen wir mit dir . . .? Weißt du, was mich selbst angeht, so ginge es dir lange nicht schlecht; aber die andern sieben Krähen haben mich schon so wie so immer auf'm Kieker, weil ich so etwas bunt bin . . . nach ihrer Meinung. Das schlimmste ist nicht, daß es man schwach steht in den Wissenschaften. Nein; sondern, daß sie sagen, du hättest etwas natürliches, so was . . . was soll ich sagen . . . stark Menschliches. So gar keine Appretur! Weißt du, was Appretur ist? Nee? Na, das ist, wenn man ein eigengemachtes Hemd plättet, glänzt und salbt, und weiß der Deuwel was . . . Das ist Appretur, und das fehlt dir. Du bist zu eigengemacht und ungeglättet. Du bist noch zu gottlos . . . ich meine: gottgewachsen . . . Ja . . . Und nun sag mir mal: was denkst du so bei dir selbst, was und womit willst du dem Kirchspiel dienen, dahin ich dich schicken möchte?“

Das war wieder jene schreckliche Frage, die der kleine krumme Schuster damals getan hatte . . . „Ich,“ sagte Adam finster und unglücklich. „Ich will . . . ich will mit dem, was von meinen Vorfahren und von meiner Mutter an Frömmigkeit in mir ist . . . ich . . . will mit mir selbst wirken . . . mit meiner eignen ganzen Natur. Ja . . . ich bin, glaube ich, nicht grade schmal gebaut.“ Er legte seine breite Hand auf die Knie, und sah den Bischof trotzig und fest an.

Der Bischof sah ihn nachdenklich an und sagte: „So . . . so . . .! Ja, ja . . . das ist ja ganz gut . . . Aber was ist denn eigentlich dein Glaube? Ein System hast du natürlich nicht. Nee . . .“ mit starkem Kopfschütteln . . . „Ich auch nicht. Ich hatte mal eins, als ich jung war und viel klüger als jetzt . . . viel klüger . . . aber ich habe es nachher verloren. Es freut mich, daß du kein System hast. Sieh, darin bist du den ganzen sieben alten Schwarten, die dich da prüfen, überlegen. Du hast kein System. Es ist dir unter allen Umständen zu groß für'n System . . . aber vielleicht kannst du es mir sonst sagen.“

„Ja,“ sagte Adam zögernd, „das kann ich wohl . . . Ich habe den Glauben . . . den hier das ganze Volk hat . . . daß da ein ernster, heiliger Weltwille ist, der alles in seiner Hand hat: Sommer und Winter, Leben und Tod, Verzweiflung und Hoffnung . . . Dazu gibt es viele Geister . . . Ja, gute und böse Geister . . . und unter den guten der beste Jesus Christus. Und der Mensch muß an Gott und an das Gute glauben, durch Dick und Dünn. Er muß fühlen, daß er darin geht und steht wie in reiner guter Luft. Dann hat man viel Macht und Gewalt, in jedem Augenblick, selbst, wenn Tod und Teufel einen anblecken. Ja, das glauben die Leute hier, wenn sie es auch nicht immer Wort haben wollen und es nicht immer bekennen. Und das glaube ich auch . . . Und dann wollte ich dem Kirchspiel auch mit meiner besonderen Art helfen; ich wollte nämlich Versuche mit Kornarten machen, besonders mit Gerste. Ich will nichts erfinden, das ist es nicht. Ich wollte nur ausprobieren, ob die Untersuchungen und Proben der Gelehrten für unsre Erde hier praktisch und brauchbar sind. Das hat vor hun-

dert Jahren ein Pastor in unserm Kirchspiel auch getan. Ja, so würde ich es machen . . . Was ist überhaupt Christentum und christlicher Glaube, Herr Bischof? Man kann gar nicht sagen: dies und das ist es. Es ist ein großes Meer, und jede Sekte und jeder Mensch kommt mit seinem Eimer und holt sich seinen Bedarf, und er ist ein Narr, wenn er sagt, daß er das Meer in seinem Eimer hätte."

Der Bischof nickte und sagte ganz in Sinnen verloren: „Ja, da hast du recht, mein Lieber. Was ist Christentum! Was Frömmigkeit! Es ist ein Leuchten sehn von Gottes Mantelsaum, ein Schmecken Gottes im Salzwind, in Kinderlachen und Frauenfuß, ein Glauben und Fühlen Gottes am Fußende von Särgen und unter dem Sternemeer, ein Sehen Gottes noch im Augenblick, da ich versinke. Das ist Frömmigkeit. Was hat das mit irgendeinem System zu tun? Ein System hast du nicht, und ein Gelehrter bist du nicht; aber du hast die Sache selbst; etwas vom heiligen Geist Gottes in dir. Und vor allem . . . du hast das beste von allem: du hast die Menschen lieb. Ja, das hast du bewiesen an dem Bäcker mit dem großen Rasiermesser . . . was sagst du . . . einen halben Fuß aus der Hosentasche? Mein Gott, wie komisch . . . und an den andern armen Stackeln . . . Ja, und also will ich mit den sieben Schwarzröcken reden. Ich will sagen, daß ich dich ausgekundschaftet hätte, und daß du wohl geeignet wärst. Ja, das will ich tun. Obwohl du eigentlich ein Ketzer bist; denn was ist das mit den Geistern, von denen du redest?"

„Ich fühle sie aber,“ sagte Adam und sah den Bischof fest an, „sie sind um uns . . . Das habe ich von meiner Mutter.“

„Es ist wohl so: Du fühlst Gott als Geister.“

„Ja, so wird es sein . . . sie treiben und wirken in Gott.“

„Gut . . . gut . . . Was soll ich dagegen sagen, mein Lieber, gegen einen ernsten Glauben? Wir Nordischen haben alle unsern Sparren; das kommt von dem oft so dunklen Himmel. Ich werde mich hüten, kann ich dir sagen, mich mit dir in Streit einzulassen über deine Geister! Ich sehe, daß du große Lust dazu hast; deine Augen funkeln ordentlich. Ich werde mich hüten! Mach das mit deinen Bauern ab!“ Er lachte herzlich und laut. „Das wird noch manche schöne Geisterschlacht geben. Ich möchte wohl dabei sein; ja, das möchte ich. Und nun will ich dir was sagen . . . Ich fragte dich vorhin nach deinem berühmten Vorfahren . . . ich habe die ganze Zeit, während die sieben Schwarzen dich pierten, darüber nachgedacht . . . und habe immer mit dem Gedanken gespielt, während sie immer auf dich loshackten, und du armer Kerl so ziemlich trostlos ausfahst . . . ich wollte dich nach Hopptrupp und Halebüll schicken. Ja, da stammt ja dein Vorfahr her . . . das weißt du wohl gar nicht?“

Adam war vor Glück sprachlos. „Gewiß weiß ich das!“ sagte er . . . „aber ich habe ja noch gar nicht bestanden, Herr Bischof! Es fehlen ja noch zwei ganze Tage.“

„Ach,“ sagte der Bischof und wischte mit seiner großen Hand über seine Knie, „wenn sie auch gelehrt sind, vielleicht gelehrter als ich, und sieben gegen einen, ich beschwäre sie doch immer. Das kommt davon, weißt du, daß ich mehr vom Leben verstehe. Da krieg ich sie immer unter. Daß ich aber mehr vom Leben verstehe, kommt davon, daß zuweilen

nette Leute zu mir kommen und mir alles erzählen, was sie wissen. Ja, kuck mich man an . . .! und daß ich dann so damit spiele. Sieh, das können die andern nicht, die sieben. Sieh doch bloß den langen . . . na, nichts weiter . . .! Du denkst ja ebenso wie ich. Also, nach Hopptrupp und Holebüll!"

„Gern, Herr Bischof!“ sagte Adam mit leuchtenden Augen, „gern! Sofort . . .! Aber das Kirchspiel wird doch eine Wahl verlangen!“

„Tun sie nicht, mein Lieber! So lange ich Bischof bin, verzichten sie, und nehmen den, den ich ihnen schicke. Sie sagen: der Bischof weiß ganz genau, was zu uns paßt. Und siehst du, das ist auch so . . . Freilich, dies letzte Mal habe ich mich versehn . . . ich habe mich sogar ganz schlimm versehn! Ich hatte da einen Zarten und Schmalen hingeschickt . . . ich dachte, er sollte da breit und stark werden . . . aber das Experiment ist mißglückt . . . Es ist eine schlimme Geschichte geworden; du wirst davon hören . . . Nun also . . . das ist abgemacht. Eine leichte Stelle ist es nicht, mein Lieber. Die Bauern da . . . na . . . und die Fischer sind noch schlimmer. Aber ich glaube, du wirst mit ihnen fertig. Ja, das glaube ich. Übrigens, wer weiß: bleib du nur ruhig bei deinem Geisterglauben! Vielleicht kannst du ihn da brauchen! Und nun geh, und Gott mit dir . . .! Gott mit dir! Ja. Vor der größten Sünde, glaube ich, weiß ich dich sicher.“

„Welche ist das, Herr Bischof?“

„Die Trägheit des Herzens, mein Junge. Nein, nein . . . davor weiß ich dich sicher.“

„Ja,“ sagte Adam, „davor bin ich sicher.“

Am zweiten Tag bestand Adam das Examen, und bekam sogar den zweiten Charakter, das heißt „gut bestanden“, freilich nur mit ganz genauer Not. Der Bischof hatte die andern völlig untergekiegt. Matje Stamp bekam den ersten; er hatte sich als ein scheinend Licht erwiesen. Kong Kristian bekam zum drittenmal den dritten, und mußte sich nun also damit zufrieden geben.

## Viertes Kapitel

An einem trübseligen Novembernachmittag, während Schnee und Regen ihm entgegenfuhren, stand er mit zwei Handkoffern, in denen sein ganzes Hab und Gut war, auf der kleinen einsamen Bahnstation. Eine halbe Stunde später fuhr er in einer alten Kutsche, die offen war, den Abhang der Geest hinunter in die Marsch. Die Pferde stampften und schnoben, der alte Wagen ächzte und schüttelte, das graue muddige Wasser floß übers Wagenleder. Es kam nicht allein vom Weg, sondern auch vom Kutscher, der beim Warten auf den Zug und wegen der schneeigen Kälte ziemlich viel Teepunsch getrunken hatte, und, statt auf den Weg zu sehn, sich immer nach Adam umdrehte und ihm erzählte. Er erzählte dank des Teepunsch und des Windes mit lauter Stimme und mit langem Schwingen der großen Peitsche.

„Ist das Pastorat ein bißchen gemütlich gemacht?“ sagte Adam.

„Jawoll, Herr Pastor! Allens gemütlich zum Empfang seiner Hochwürden...! als Sibbert Daak, der alte Schaapskopp, sagt. Das ist nämlich der Kirchenbaumeister. Sie sitzen auf der Bordiele beim Teepunsch.“

„Auf der Bordiele? Da ist es doch zu kalt.“

„Nee! Mit nichten! Die Thür nach der Küche steht offen, und da ist auf'm Herd 'n großes Feuer, von wegen, daß sie scharf trinken und immer heiß Wasser brauchen.“

„Warum denn nicht in der Stube?“

„Von wegen dat groote Schapp, Herr Paster. Sie müssen das groote Schapp erst reinmachen vom Düwel.“

Jawoll . . . Da sitzt nämlich der Düwel in dem grooten Schapp."

„In dem grooten Schapp?“

„Jawoll . . . Richtig! Im großen Schapp. Die Sache ist nämlich die: Wir hatten doch 'n jungen Paster, ja . . . und der ist verrückt geworden.“

„Das weiß ich nicht.“

„Jawoll. Berrückt. 'n guter Mensch, Herr Paster; aber man blaß und schmal, überhaupt man dürstig. Meinen Sie, daß er wußte, was 'n Teepunsch war? Alle Welt kennt doch Teepunsch und trinkt Teepunsch; sogar die Chinesen. Aber er . . . keine Ahnung. Und meinen Sie, daß er wußte, was 'n Dchs war und warum wir den Mutter-schafen achtern das Tuch vornahn, oder meinen Sie, daß es möglich war, ihm diese Dinge klar zu machen? keine Möglichkeit! Und so was . . . das geht nicht, Herr Paster! Nee, so was hätte der Bischof uns nicht schicken dürfen! Nee . . .! So was kommt bei uns unter die Füße . . . Und dazu kam dann noch der Düwel . . . leibhaftig!“

„Ach, Mensch!“

„Allerdings, Herr Paster! Al—ler—dings! Da trieb sich so'n langer Mensch am Strand und im Kirchspiel herum . . . ein langer schmucker, aber wilder Kerl . . . Jäger . . . Strandräuber . . . Tag und Nacht im Watt . . . See-hunde . . . Ottern . . . Füchse . . . Er fing alles . . . auch Menschen . . . die alten Teepunschtrinker . . . die jungen Mädchen . . . alles fein. Gut . . . der trifft den Paster am Strand und geht mit ihm ins Haus. Und trägt ihm jawohl alles zu, was die Leute über ihn sagen und nicht sagen. Na, und es wimmelt ja genug Böses in der Luft umher,

und kommt so von ungefähr in die Menschenköpfe, Herr Paster.“

„Ganz richtig,“ sagte Adam mit sehr ernstern Augen: „Geister...! Überall Geister...! Weiter!“

„Richtig, Herr Paster! Alle bösen Geister schickte er auf ihn los... und so kommt der arme Mensch in wenigen Monaten in den Wahnsinn hinein, daß er sich vor allem fürchtet, und am allermeisten vor der Kanzel, wo er doch hingehört. Ein richtiger Paster soll doch nach der Kanzel gieren, wie das Pferd nach 'm Habersack. Ich denke mir das wenigstens so... Aber er... mit nichten! Er wollte nicht rauf.“

„Und der fremde Mensch bestärkte ihn darin?“

„Jawohl, der Schinderhannes und Himmelhund! Es war'n junger Mensch... Name unbekannt oder gefälscht... man sagte, er würde gesucht... wegen Räubereien, und müsse sich verstecken; aber ich und der ganze Kirchenvorstand... wir glauben, es war der Teufel oder doch einer seiner Gesellen. Also der hezt noch nach. Genug, Sibbert Daak, was der Kirchenbaumeister ist, der den Paster Sonntags morgens zur Kirche abholen muß... er muß ihn immer abholen...“

„Er muß ihn abholen?“

„Jawoll, Herr Paster, das ist hier so: der Kirchenbaumeister muß den Paster abholen. Ist das nicht überall so? Ich meinte, es wäre in der ganzen Christenheit so. In Dresldorf wenigstens ist es auch so. Na, gut und genug! Sibbert Daak hat also immer mehr Mühe, den Paster aus dem Hause zu kriegen und in die Kirche; und eines Sonntags morgens, als er ihn wieder mal vergeblich im ganzen

Hause und im Garten sucht, denkt er: vielleicht ist er schon weggegangen, und geht nach dem großen Schapp auf der Bordiele, um zu sehn, ob sein Talar da noch hängt, und da steht der arme unglückliche Mensch aufrecht im vollen Talar in dem großen Schrank mit ganz verrückten Augen, und als Sibbert Daak sich umsieht und um Hilfe rufen will, und nicht kann — denn dem steht der Verstand still — was . . . Wunder . . .! — da sieht er das Gesicht von dem fremden jungen Menschen durchs Fenster, und das Gesicht, Herr Paster, ist nicht traurig gewesen, oder verstört oder sonst unglücklich, wie der arme Mensch, der Paster, da aus dem Schrank kommt, in seinem Talar, mit seinem blassen schmalen Gesicht, und die Tränen laufen ihm über die blassen Backen . . . nee . . . voll von Erwartung ist sein Gesicht gewesen und voll von Belustigung. Gelacht hat der Hund, Herr Paster. Na, und denn haben sie den jungen Paster nach Schleswig gebracht, wo er noch heute ist, und der fremde Mensch ist verschwunden. So . . . das war die Geschichte vom Paster . . . Verdammt, wenn ich mich nicht nach den Pferden umsehe, in diesem Augenblick, liege ich mit dem ganzen Geschirr, und Gott's Wort dazu, im Dreck und Wasser. Da muß ich besser aufpassen, Preester!

„Halt mal!“ sagte Adam, „ich steige mit auf den Bock, dann können wir besser auf den Weg achten . . . So, und nun gib mir die Leine. Her damit! Wieviel Teepunsch hast du getrunken?“

„Bloß sieben, Herr Paster! Zwei im Pastorat und fünf auf'm Bahnhof. Bloß sieben, mehr nicht! Entsprechend dem Wetter . . . wie Sibbert Daak sagt, der alte Schaapskopp . . . das ist der Kirchenbaumeister.“

„Weiter!“ sagte Adam.

„Ja, das sagen Sie so, Herr Paster. Weiter! Das sagte Ingwer Neels auch mal zu seinen Pferden. ‚Weiter!‘ sagte er. Aber da brach der Bolzen unterm Vordergestell, und er saß mit'm Steert in 'ne Schiet. Und das kann uns auch passieren. Reißen Sie mal tüchtig an der Leine und schreien Sie mal tüchtig, daß wir nicht in die Grübbel kommen. Ich kann alles vertragen, wenn ich ein bißchen duhn bin. Bloß das schiefe Sitzen nicht. Das gibt mir den Rest. He, he, he! Heraus aus der Mudde, ihr Luder!! Wozu kriegt ihr denn den Hafer? Zwei Mann auf'm Bock, und jeder so hundertundsechzig Pfund; das ist die alte Karre nicht gewöhnt. Hören Sie, wie sie knackt?“

„Weiter!“ sagte Adam, der auf den Verlauf der Geschichte drang, denn er war schon mit allen Gedanken in Hopptrupp. Er starrte immerfort durch all den Regen und Schnee nach dem Seedeich, der allmählich sichtbar wurde, ein langer Strich, grade wie ein Lineal, am nassen nebeligen Horizont.

„Weiter? Ja, weiter ist da nichts. Ja, bloß daß die Leute nun sagen, der fremde Mensch, das ist der Düwel gewesen. Jawoll, das sagen sie. Sie sagen so: der Düwel, sagen sie, hat immer Lust, mit Gottes Wort anzubinden. Meine Großmutter — ihr Mann war aber nicht mein Großvater . . . was? . . . ach, ich weiß nicht . . . Der alte Teepunsch und der alte wacklige Wagen machen mich ganz müde . . . Sie wohnte in der alten Rauchkate, wo nun Peter Blei wohnt mit seinen elf Kindern . . . sie liegen ordentlich in Stockwerken . . . übereinander . . . Holldrio . . . Holldrio . . . Fahr besser, Preester, sonst nehm ich dir

die Leine wieder weg! Ueberhaupt, wenn du die Leine genommen hast, dann bin ich also der Preefter.“ Er warf sich in die Brust und fing an zu singen.

Adam schüttelte den Kopf und lachte: „Sei vernünftig und ruhig,“ sagte er, „sonst setz ich dich in die Mude, mein Lieber, und fahr allein weiter.“

„Ach du . . . Aha, ich sehe wieder deutlicher . . . du bist ja doch der Paster! Jawoll . . . und du sagst: weiter! Also weiter! Ja . . . Sie sagen also: Die Kirche und die Preesters, darauf geht der Düwel zuerst los; danach ist er am tollsten. Meine Großmutter wußte hundert Geschichten von Preestern, die mit dem Düwel ihre Müh gehabt hatten, und meistens war der Düwel im Rüster . . . oder der Rüster im Düwel . . . nee . . . nun weiß ich es nicht . . . Ich heet Jantje Peters . . .

Braumbier ist geraten.

So wünsch' ich mir nun zehntausend Dukaten . . .

Ich werde immer duhner und glücklicher, Preefter. Was war das noch? Aha . . . der fremde Himmelhund . . .! Ja, nun sagen sie: dieser Mensch, der da bei dem unglücklichen Paster war, und der ihn mit dem ganzen Kirchspiel verhekte und das lustige Gesicht machte durchs Fenster . . . das ist der Düwel gewesen. Jawoll, das sagen sie . . . Komm heraus, Düwel! Komm heraus! Ich bin ein starker Kerl! Komm heraus, Düwel, daß ich dir eins mit der Wagenpeitsche gebe.“

„So, so . . . Ihr meint, es ist der Düwel gewesen.“

„Ja, und nun spöfelt es da auf der Diele und in dem alten Schapp, und knarrt und schurrt; und sie sagen, der

Deubel sitzt noch drin! Denn sonst, sagen sie, wäre es nicht möglich gewesen, den armen jungen Menschen da hineinzubringen in vollem Ornat. Na, und nun sind sie bange, daß der Deubel auch den neuen Preester . . . ach, du lieber Augustin, alles ist futsch. . . Bist du der neue Preester?"

„Ja . . . Weiter,“ sagte Adam, indem er die Pferde aus einer tiefen Wagenspur wieder ins Trockne riß. „Weiter!“

„Weiter? Weiter? Heißt du Weiter? Ich soll Paster Barfood abholen. Wenn du Weiter heißt, bist du nicht der rechte Mann; und ich muß dich ersuchen, abzustiegen, und muß wieder umkehren, und ich bin müde und möchte jetzt schlafen. Kehr um und hol' Paster Barfood!“

„Mensch, erzähl weiter . . . Der Düwel sitzt noch in dem Schapp, und nun?“

„Ja so, du bist doch der richtige. Ja . . . ja . . . ich habe dich abgeholt und die Mütze abgenommen. ‚Santje,‘ sagte Sibbert Daak, als ich vom Pastorat wegfuhr; die Mütze in die Hand, und dann: gooden Dag, Herr Paster! und vergreif dich nicht. Der Bischof schickt uns einen, der heißt Barfood. Hörst du: Barfood! Daß du keinen andern mitbringst. Wir können nur den brauchen, den der Bischof uns schickt. Der Bischof dressiert da immer einen für uns . . .‘ Ja . . . War ich nicht ein höflicher Mann? Ich habe nicht allein die Mütze abgenommen; ich habe ihm sogar die Keine gegeben. Ich habe gesagt: Fahr du! Jawoll! Und das ist eine große Ehre, die ich ihm angetan habe, dem Paster Weiter.“

„Also, nun sind sie da in Hopptrupp bange, daß der Düwel, der da im Schapp sitzt, mich auch hineinbringt?“

„Jawoll, Herr Paster, und darum sitzen sie da auf der

Diele. Die vier Evangelisten und die zwölf Apostel mit einigen Fischern vom Sommersteert, die grade mit Krabben hereinkamen. Ich bin überzeugt, sie sind alle dick und duhn. Hoffentlich sind die Weiber nicht mit dabei . . . Heißen Sie Barfood, Herr? Warum sagt er denn immer Weiter, wenn er Barfood heißt . . .? Und nun will ich dir was sagen: du kannst ganz gut fahren . . . was soll ich hier sitzen, immer so schief? Wenn ich hier sitze und guck nach dem Deich . . . der ganze Deich ist ja besoffen! Halt mal still, ich will mich in den Wagen setzen! Daß du mir aber gut fährst! Immer der Nase nach, bis du gegen den Deich stößt, dann rechtsum."

Jantje Peters kletterte in den Wagen, legte sich auf den Sitz und schlief. Adam fuhr kopfschüttelnd weiter. Nach ungefähr einer weiteren Stunde sah er in dunkelgrauem Nebel und bläulichem Schneewehen unter kahlen, schiefen Bäumen niedrige Strohdächer und nun den spitzen Turm eines Kirchleins. Und nun bog er vor dem Deich nach rechts und fuhr dem Kirchlein gegenüber in einer tiefen muddigen Wagenspur eine Wurt hinauf und hielt vor einem dieser breiten verwitterten Häuser unter kahlen, von Schnee und Regen triefenden Linden. Aus der Diele kam ein mächtiges Lärmen; die Tür wurde aufgerissen, und es erschien ein breiter Mann mit einem fröhlichen weinroten Gesicht, und hinter ihm kamen andere.

„Wer ist das?“ rief der erste und sah Adam an.

Aber ehe Adam die von den Lichtern und dem Lärm unruhig gewordenen Pferde beruhigt hatte, war sein Begleiter erwacht, und rief, ermuntert von all den Menschen und Lichtern, mit seiner trunkenen verdösten Stimme in all den

Lärm hinein: „Er sagt, daß er es ist; aber ich glaube es nicht! Er kann schimpfen und lachen, und fahren kann er auch; und seht mal was für'n breiter, gruppiger Kerl er ist. Nee, ich glaube es nicht! Wenn er sich verdedendieren kann, ist es ja gut. Steig mal runter, junger Mann; auf einen Teepunsch kommt es uns nicht an.“

„Nee,“ sagten sie, „darauf kommt es nicht an. Komm man rin! Sollen die Pferde auch rin? Nee, Pferde draußen bleiben . . .! Aber du . . . komm rin, sollst 'n Teepunsch haben.“

„Ich bin Pastor Barfood,“ sagte Adam lächelnd, aber ziemlich laut und stark.

„Ja,“ sagten sie . . . „das sagst du — aber Jantje sagt anders. Sag mal, hat der Bischof dir wirklich und wahrhaftig gesagt, du sollst als Preester nach Hopptrupp und Halebüll?“

„Ja,“ sagte Adam, „ich bin vom Bischof hierher geschickt; hier in diesem Koffer habe ich meine Papiere.“

„Ja, mien Jung,“ sagten sie, indem sie sich hinter den Ohren kratzten, „das ist zu spät! Denn hättest du früher am Tag kommen müssen. Wir können nu nich mehr lesen. Nee . . . wat? Nee . . . da sind wi nu all lang drüber raus! Lesen können wir heut Abend nicht mehr . . . und nun gar schrewen Schrift! Nee . . . und überhaupt . . . du saßst ja auf'm Bock.“

„Er war ja besoffen,“ sagte Adam, „hätt' ich ihn fahren lassen, hätte ich in der Schiet gefessen.“

„Nee, mein Lieber! Nee . . . nee! Was ein richtiger Paster ist, der läßt sich lieber umschmeißen, als daß er auf'n Bock steigt und selbst fährt.“

„Ich bin doch'n Dorfjunge!“ sagte Adam zornig.

„Nee,“ sagten sie, „das laß nu man so! Das nehmen wir dir nicht ab! Eher bist du'n Knecht oder so'n besserer junger Mann, der sich'n Stellung sucht auf'm Hof. Ja, danach siehst du aus, so stämmig, wie du da stehst. Ist ja wahr, du hast 'n Paar tüchtige kluge Augen im Kopf . . . ja . . . aber daß du sagst, du wärest der Preester?! Nee! Junge Menschen müssen sich vor nix mehr in acht nehmen als vor Lügen. Nee, du bist'n netter junger Mann . . . jawoll . . . und trinkst'n Teepunsch mit uns, und hólpsst uns! Du hast woll all gehört . . . wie driew den Düwel ut; jawoll! Kiek, hier hat er gefessen, in diesem großen Schapp, und nu gehn wir ihm zu Leibe. Kiek, dat sind uns besten Kerls, uns veer Evangelisten. He . . . Ihr da . . . hier is noch'n Gast!“

In dem allmächtigen Schrank, der weit offen war, stand in der Mitte ein kleiner Tisch, für Bücher und Abendmahlsgeseräte bestimmt, seitwärts auf Bórtern sah man alte Schweinslederbände, goldene Abendmahlsgeseräte und andren Schmuck des Altars, an der andern Seite acht oder zehn knabenhohle hölzerne Leuchter für kirchliche Feiern, mit blizendem Messing beschlagen. Der Tisch war vollbesetzt mit Tabakkasten und Tassen und um ihn saßen vier alte breite Männer in dicken blauen Toppen mit rotglühenden Gesichtern um die Punschterrinen. Sie lagen mit den Ellenbogen weit über den Tisch, daß sie mit den breiten Nasen und ausgerasierten Bärten einander berührten, und erzählten sich mit großem Lärm und Lachen eine gemeinsam erlebte Geschichte aus alten Zeiten, wobei der eine immer rief: „Schad', datt de Preester nich da is! Dat is'n Geschichte für den Preester!“

„Ich bin de Preefter,“ sagte Adam, „seid Ihr der Kirchenvorstand?“

Aber die vier waren nicht allein über schreuen Schrift hinweg, sondern überhaupt über die ganze Wirklichkeit. „Wat seggt he? He is de Preefter . . .? Mensch, störe uns nich! Sett di hin und trink!“

Adam schüttelte den Kopf und lachte, und setzte sich an den großen Tisch, und sah sich die Leute an. Sie hatten sich, bis auf die vier Schiffer, die offenbar erst nachher angelaufen gekommen waren, zum Empfang des Pasters schmuck gemacht, hatten dicke blaue Jacketts an und reine bunte Hemden, und waren um Wangen und Kinn aufs beste rasirt. Sie hatten sich alle wieder gesetzt, und waren wieder in ihre laute wirre Unterhaltung versunken. Dann und wann hob einer seine Tasse zu Adam hinüber und rief: „Gut, daß Jantje Peters dich aufsammelte und herbrachte, was? Sitzst du hier nicht gut?“

Einige schrien über den Tisch: „Warum hebbt ji den Preefter nich mitbrocht? Hebbt ji em unnerwegs verlaren?“

„Ja,“ sagte Adam, „wi hebbt em verlaren. Aber morgen früh ist er hier.“

Nun drängten sich einige Jüngere um ihn zusammen und erzählten ihm, daß sie wegen des neuen Preesters in einiger Sorge wären. Das Pastorat wäre ja alt und etwas rummelich und der Bischof hätte ihnen befohlen, ein neues zu bauen. Aber nach der Ansicht des ganzen Kirchspiels wäre das Haus noch lange gut genug, und hoffentlich wäre der neue Pastor derselben Ansicht und schriebe es so dem Bischof. Und zwar in seinem eigenen Interesse! Jawoll!

In seinem eigenen Interesse! Denn wenn er das täte, hätte er bei der Gemeinde einen Stein im Brett. Ja. Das ganze Kirchspiel würde sagen: sieh, das ist 'n schlichter Kerl, der paßt zu uns! Jawoll! Das würden sie sagen! Ein rechter Bauernkerl! Ja! Und wie viel bedeutet das für'n Preester, wenn er gleich von Anfang an mit seiner Gemeinde dieselbe Furche zieht!

Aus dem Schrank kam immer wieder Geschrei: „Mensch, wenn bloß de Preester hier war! Dat is 'n Geschichte für'n Preester!“

Sibbert Daak, kurz und breit und rothhaarig, setzte sich neben Adam und sagte, mit zutraulichen kleinen Augen zwinkernd: „Weißt du, ich bin der Kirchenbaumeister . . . und nun habe ich es immer so gemacht, daß ich die Pacht für die Ländereien immer erstmal behielt . . . ja . . . und meine Ochsen damit fett machte . . . siehst du? . . . und im Frühjahr bring ich sie dann zum Preester. Hoffentlich ist dieser Barfood kein unebener Mensch, und stört diesen alten Brauch nicht . . . Was meinst du?“

Er sah Adam mit so schlauem Zwinkern an, daß Adam das Gefühl hatte: der weiß ganz gut . . . sie wissen überhaupt alle, daß du der Pastor bist; aber es paßt ihnen heut abend noch nicht, dich mit klaren Augen anzusehn.

„Ist mein heut abend gar nix,“ sagte Adam lächelnd, „heut abend wundre ich mich bloß. Ihr seid hellische Kerle.“

Die vier im Schrank stimmten ein altes Kirchenlied an, das von der Austreibung des Teufels handelte.

Sie hörten einen Augenblick andächtig zu. „Mensch,“ sagten sie zu Adam, „is dat nich großartig? Un dann

seggen die Lüde, dat wi hier in Halebüll keine frommen Leute sind! Schad, datt de Preefter nich hier is!“

Einer lehnte sich weit über den Tisch und sagte: „Mensch, wenn du doch de Preefter wärst!“

„Ik bin ja de Preefter,“ sagte Adam.

„Besapen bist du, wieder nix.“

„Nu ward mi dat to gries,“ sagte Adam lächelnd und stand auf, und ging in die Küche und sagte zu der alten Frau, die da am Herd saß und heiß Wasser machte: „Hör mal, Großmutter . . . geh mal hin und hol de Biwer.“

„Wat schall ik denn seggn, mien Jung?“

„Du kannst man seggn: de Preefter ha nu genug von den Spök; se schulln nu kamen un ehr Mannslüd halen.“

Die Alte humpelte ab.

Nach einer Viertelstunde kamen fünf oder sechs große handfeste Frauen, übersahen den ganzen Zustand, gaben Adam die Hand und sagten zu den Männern: „So, nu schullt ji to Hus.“

„Wat, nu all?“

„Jawoll, dat is nu gut genug worn. De Preefter schall nu sin Ruh hemm.“

„Kathrin, wir haben den Düwel noch nich ganz vertrieben!“

„Doch, doch . . . dat's gut so!“

„Deern, wat du seggst!“

„Segg den Paster goode Nacht, und kom.“

„Na, un ji meent, dat is wirklich de Preefter? . . . Een lütten stämmigen Kierl. Und kloofe Dogen hett he! Na

denn goode Nacht, Preefter! Denn hahl man de Ohren stief! Mit den Düwel hett dat keene Not mehr . . . Nee . . . den hebbt wi mächtig tofett! Du hest nu bloot noch mit uns to dohn.“

Sie warfen noch einen langen stolzen Blick in den Schrank und zogen dann, von ihren Frauen geführt, aus der Thür.

## Fünftes Kapitel

Adam schrieb an den Bischof, daß ihm das Haus, so wie es wäre, grade gut und recht wäre. Wahrhaftig, ihm gefiel es grade so, wie es war: mit seinem breiten, langen Strohdach, mit seinen niedrigen Stuben und seiner großen hohen alten Diele. Was war es für ein Haus, für ihn, der in einem so kleinen Strohdach aufgewachsen war! Wie betrachtete er alle Türen, Balken und Fenster und streichelte sie mit seinen Augen! Wie glücklich war er über den Garten, und stellte sich überall hin, in das Gebüsch und in die äußersten Ecken, und betrachtete wieder und wieder den Platz und dahinter das Haus, wie es sich verschieden darstellte. Wie umgab er alles mit seiner Liebe und Freude und großem Staunen!

Wenn er nur erst ein Weib hätte!

Nun, er wußte schon seit Jahr und Tag, an welche Thür er klopfen wollte. Er hatte vor zwei Jahren, bei einem Besuch in einem Städtchen in Holstein, die Tochter eines Klempnermeisters kennen gelernt, die hatte ihm sehr gefallen und hatte ihm oft vor den Augen gestanden, wenn er an sein künftiges Weib gedacht hatte. O, eine nette, durchtriebene Person! Freilich, sie konnte sehr ernst sein und ihre Augen konnten mit einem köstlichen menschlichen Fragen auf einem ruhen. Aber dann konnte sie wieder, mit einem plötzlichen Ruck zur Seite, aus den Eckfenstern, einen Blick werfen, so schelmisch, so übermütig, so streitsüchtig, daß ihr jedes Herz, das nicht von Leder war, entgegenprang. Neben ihr hatte ein hübscher unerfahrener Junge von siebzehn oder achtzehn Jahren gefessen. Wie

hatte er das große weiße Mädchen neben sich angesehen! Mit welchem erschütterten Staunen hatten diese Knaben-  
augen auf diesen kraftvoll bewegten Armen, auf diesen  
wiegenden Schultern, auf diesem bewegten, wunderbar  
hellen und reinen Gesicht, auf diesem großen roten Mund  
so dicht neben sich geruht! Ihr gegenüber aber hatte  
Adam gefessen. Und schon weil er der Fremde in der Ge-  
sellschaft war, war all ihr Leben auf ihn und gegen ihn ge-  
richtet gewesen. Was hatte sie ihn angegriffen, gescholten,  
ausgelacht, aus den Augenecken geringschätzig angesehen!  
Und hatte ihm ganz und gar gefallen, von ganzem Herzen!

Aber er hatte sich zusammengenommen und hatte den  
Großartigen gespielt. Man ist fünfundzwanzig, und man  
ist nicht ohne Erfahrung. Man weiß: man muß diesem  
Geschlecht die kalte Schulter zeigen. Also mußte sie noch  
mehr Lichter glänzen lassen, noch lebendiger ärgern, zür-  
nen, lachen. Aber Adam merkte wohl, daß ihr bei all ihrem  
Spielen, Übermut und Bosheit immer wieder der ernste  
Gedanke durch den Kopf flog: was ist das für ein Mensch?  
Ich möchte ihn gern näher kennen lernen . . . Oh, eine ge-  
fährliche, gefallsüchtige Person! Und eine gesunde, blut-  
volle, lebensfrische, ernste Natur! Nicht leicht am Zügel  
zu halten. Aber Adam wollte es wohl schaffen! Hallo!  
Er traute sich in seiner breiten festen Sicherheit dies Kunst-  
stück wohl zu.

Sie hieß Gude. Ihr Nachname war irgendeiner; aber  
man nannte sie mit dem Familiennamen ihrer Mutter:  
Witsch . . . Gude Witsch. Er hatte ihr gesagt, daß ihr  
Name zu ihr passe. „Witsch,“ sagte er, „ist das alte Wort  
für Here.“

Das hatte sie nicht gewußt, und sie hatte ihn für einen blanken Lügner erklärt. Aber er hatte es ihr mit einiger Gelehrsamkeit auseinandergesetzt und hatte ihr auch den alten Vers unter die hübsche Nase gehalten:

Mutter Witsch, Mutter Witsch,  
Rief mi mal an.

„Du stammst aus einem schlimmen Geschlecht,“ sagte er. „Deine Urgroßmutter war eine Here . . . es wird sich aus dem Kirchenbuch leicht feststellen lassen . . . und deine Großmutter war ein Kind von ihr, wahrscheinlich ein uneheliches.“

Sie hatte auf der Stelle den Versuch gemacht, ihn zu beheren, hatte mit den beweglichen Händen vor seinen Augen hin und her gefackelt.

„Du mußt es mit den Augen machen,“ hatte er gesagt.

Da hatte sie sich über den Tisch gebeugt und mit viel Lachen und Augenaufreißen dicht vor ihm Gesicht geschnitten. Sie hatte sich aber gehütet, daß sie häßlich wurden. Immer hübsch, und immer voll Bewegung. Ach, wie rein war ihre Farbe, wie gesund die Augen, wie rot der Mund, und wie voll und weiß die Brust. Wie war sie auf der Hut, daß er nicht plötzlich nach ihr griff und sie küßte.

„Merkwürdig,“ sagte er, indem er sie mit seinem ernstesten Gesicht und mit seinen festen ruhigen Augen ansah, „wie man es dir noch ansieht! Deine ganze Natur ist noch so; darum trägst du auch nicht deinen Vatersnamen, wie alle andern Menschenkinder, sondern den deiner Mutter. Um

das Elend ein wenig zu überdecken, hat deine Mutter dir den Namen Gude gegeben. Du armes Mädchen! Einen Mann kriegst du nicht!“

Wie hatte sie ihn angesehen! Einen Mann? Sie wollte keinen Mann! Ja, lieben möge sie zwar gern. Ja, das gäbe ihr eine Befriedigung! Eine Befriedigung!

Großes Gelächter. Große Neckerei. Wie lachte sie selbst, und wie lärmte und schrie sie dazwischen mit ihrem schönen großen roten Mund!

„Ja, sie muß immer einen haben. Allerdings. Ja,“ das bestätigten alle ihre Freunde. „Wenn sie mal keinen hat, wird sie krank und geht ins Bett.“

„Aber heiraten?“ sagte sie, „Nein. Wenn ich mal schlecht träume, was träume ich dann? Daß ich Hochzeit mache.“

„Ach,“ sagte Adam und sah sie mit seinen festen ernstesten Augen an, „das ist ja nicht wahr.“

„Ja, das war wahr! Wirklich. Ja, das glaubten ihr ihre Freundinnen. Das hatte sie immer schon erzählt.“

„Na,“ sagte Adam, „dann kommt es davon, daß die Natur eben will, daß dein Geschlecht ausstirbt. Ja . . . das ist ja auch begreiflich.“

Was für verächtliche Blicke aus den äußersten Eckenfenstern. „Und wie ist es mit deinem Geschlecht? Barfood? Was ist das . . .? Barfood? Du bist ja ohne Schuh und Strümpfe auf die Welt gekommen.“

Großes Gelächter. Großer Zorn. Bosheit. Versuche, ihn über den Tisch hin zu schlagen. Großes Geschrei. Ein hübsches Gewitter.

Ja, dies Mädchen wollte er auffuchen. Wahrschein-

lich war sie noch zu haben, denn diese Art Mädchen werden nicht so leicht und rasch geheiratet wie die Durchschnittsware. Die jungen Männer sind feige; sie denken: die fällt auf! Auf die sehn die Menschen! Die ist schwer zu bändigen. Nein, niemals . . . das tu ich nicht! Und so wählen sie eine, die hübsch in der Mitte steht. Aber Adam? Oh! Nein, er fürchtete sich nicht. Ach, so'n Weib . . .! Ich werde schon mit ihr fertig. Er wollte hinfahren und wollte sie wiedersehn. Und wollte sie auf Herz und Nieren prüfen. Ja, das wollte er. Denn seht, wäre es nicht doch möglich, daß in diesem raschen weichen blühenden Leibe dennoch statt Blut Buttermilch flösse, und wäre es nicht möglich, daß hinter diesen lebensvollen Augen und diesem schelmischen, raschen Geist dennoch irgendwie eine franke, wirre Seele wohnte?

Also, nichts von Briefen. Nichts von Hin- und Herschreiben. Ach, was hilft das? Nein, hinfahren und sehn und zufassen. An einem Montagmorgen zog er den kurzen schwarzen Tuchrock seines Vaters an und die großen Stiefel, steckte die Büren in die Schäfte, nahm den großen Eichenstock, setzte die weiche blaue Mütze auf und marschierte durch Wind und Regen und muddige Wege die drei Stunden zum Bahnhof, und fuhr, bis er ihre Stadt erreichte, und wartete im Dunkeln, bis sie erschien, um die abendlichen Besorgungen zu machen. Mittelgroß, schlank, hohe Hüften, lange Beine. Er tat mit Massen verwundert. „Oh, sind Sie das?“

„Oh, Gude Witsch! Sieh da!“ Oh, er fing es sehr klug an. „Ich glaube,“ sagte er, „wir haben damals auf du und du getrunken. Wie geht es dir?“

Ein erstaunter, hochmütiger Blick aus den Eckfenstern:  
 „Wir haben nicht auf du und du getrunken.“

„Haben wir nicht? Wie komme ich denn darauf? Natürlich haben wir auf du und du getrunken! Nachdem du mich ein Duzendmal so bitter getränkt hattest, daß ich fast gegen die Decke fuhr, haben wir Brüderschaft getrunken.“

„Na, meinetwegen. Das kost't ja nich'n Kopf!“

„Nein . . . aber da wir uns damals so hübsch unterhalten haben . . . Du hattest jedenfalls viel Freude dran, ich weniger . . . und wir Duzbrüder sind, könntest du'n bißchen mit mir gehn und plaudern.“

„Das kann ich ja . . . wie ist es denn mit deinem Examen? Du wolltest ja in diesem Herbst Examen machen?“

„Deern, das habe ich noch nicht gemacht!“

„So, so . . . Du hast wohl deine Zeit damit zugebracht, dich mit Mädchen zu necken, wie damals, als wir zusammen waren.“

„Nee, Deern, ich habe tüchtig gearbeitet! Aber ich kann dir sagen: es ist schwer. Wenn ich es im Frühjahr bestehe, dann sicher nur mit genauer Not. Ich bin leider kein Licht, Gude.“

„Nee, das bist du nicht, das habe ich an dem Abend deutlich gemerkt.“

„Aber du . . .!“

„Ich . . . allerdings. Gegen euch Mannsleute immer. Ihr seid ja alle tapfzig.“

„Fängst du gleich wieder so an? Den ganzen Abend hast du mir verdorben, damals. Sag mal, hast du gar keine andre Natur wie diese? Spazier ein wenig mit mir, und zeig mal, ob du auch anders kannst. Ich möchte mal recht

vernünftig mit dir reden . . . weißt du . . . so über Wind und Wetter.“

„Das kann ich mit meiner Großmutter bereden, dazu brauche ich dich nicht.“

„Na, denn über das Leben hier . . . in der Stadt . . . so mit dem jungen Volk . . . ob du einen Schatz hast oder so.“

„Das kann ich mit meiner Mutter bereden.“

„Na, dann so über deinen Gang und deine Hüften und deine Augen.“

Verweisender Blick aus dem äußersten Eckfenster. „Das kann ich mit meinem Spiegel bereden.“

„Ja, weißt du, dann mußt du es aus Mitleid tun. Sieh mal, ich reise hier durch und bin ganz einsam, und die Welt ist so schlecht, und das Wetter auch, und die Wirtsstuben sind öde. Hab' Mitleid mit einem armen Reisenden und schnack ein bißchen mit mir. Weißt du was: komm nach dem Abendbrot heraus, und spazier ein wenig mit mir.“

Hoitsa! Wie sie verwundert tat! Wie sie ihn zornig ansah! „Du bist wohl unklug?! Glaubst du, daß ich mit einem wildfremden, hergelaufenen Menschen — denn das bist du — in der Dunkelheit herumbiestere? Nie und nimmer tu ich das, das will ich dir man sagen.“ Sie war sehr eifrig und riß vor der Brust ihre geballten Hände auseinander, als wenn sie ein starkes Tau auseinanderriß. Sie hatte das so an sich.

„Na, na, du kannst doch nicht sagen, daß ich jedermann bin! Ich bin Adam Barfood; und du kannst in meinem Heimatdorf, das ja nicht weit weg liegt, jedermann nach mir fragen, daß ich ein ordentlicher Mensch bin; sie kennen mich da alle von meiner Kindheit an.“

„Ich tu es aber nicht.“ Sie ist plötzlich sehr ernst, fast traurig . . . als wenn die ganze Weltnot auf ihr läge. „Nachher schwatzst du darüber.“

„Ich habe nicht die Gewohnheit, zu schwätzen. Ich? Du kannst alles mit mir riskieren! Wenn du mir heute Abend einen Kuß gibst, bin ich froh, und halte den Mund.“

„Oho . . . Wie sie ihn ankuckt! Was für Augen! „Kuß? Bist du unklug? Ich küsse meine junge Kaze; aber dich nicht.“

„Du machst die Augen zu; dann wird es zur Not gehn.“  
„Ausgeschlossen!“

„Also dann nichts von einem Kuß. Kein Wort davon, weder jetzt noch heut Abend. Aber einen Spaziergang machst du mit mir . . .! Bitte, Gude.“

„Na ja . . . meinetwegen. Es kann sein, daß ich aus dem Hause kommen kann; aber eine ganze Stunde habe ich nicht, höchstens eine viertel.“

Eine Stunde später, als es dunkel war, stand er wieder da; und richtig, sie kam und ging neben ihm; und sie gingen aus dem Städtchen in einen Feldweg hinein und unterhielten sich zwei Stunden lang. Er erzählte von seinen Eltern und Heimat, alles bunt durcheinander, und hielt dazwischen nach seiner Gewohnheit einige seiner kleinen Reden. Sie erzählte natürlich und freimütig dies und das, und kam dann darauf zu sprechen, daß sie in letzter Zeit in großer Unruhe wäre. Es wären da einige junge Leute, die sie bekehrten, und sie wisse nicht recht, wie sie sich entscheiden solle. „Früher,“ sagte sie, das ganze schmucke Gesicht voll ernstem jungen Leben, „ging ich immer mit dem, der

mir am meisten gefiel; aber nun weiß ich nicht, was ich tun soll. Ich bin nun fünfundzwanzig.“

„Aha,“ sagte er, „du möchtest nun heiraten.“

Ja, das wäre so. „Früher,“ sagte sie, „mochte ich gar nicht an Heiraten denken. Aber seit einiger Zeit ist das anders. Und nun weiß ich nicht, was ich tun soll. Da sind drei, die wollen was von mir; aber ich weiß nicht recht, wie es bei ihnen mit dem Heiraten steht. Und mit dem Herumfreien soll es nun zu Ende sein. Es ist schlimm: sie kommen alle auf mich los, und ich weiß nicht, was ich tun soll. Ich mag auch keinem weh tun.“

„Na,“ sagte Adam, „soweit bist du also jetzt: du weißt, daß du nicht immer allein schlafen willst.“

Edfenster.

„Wie muß der denn sein, den du magst? Setz' mir das mal'n bißchen auseinander.“

„Jedenfalls dir ganz unähnlich, das kann ich dir sagen. Meinst du, daß ich einen mit rötlichem Haar nehme? Dein Haar hat'n rötlichen Schimmer. Ich will keine roten Hören.“

„Sieh . . . sieh . . . wie du dich da schon hineinversetzt! Ich bin noch keine Stunde mit dir zusammen und du machst dir schon Gedanken über unsre Kinder. Einen deutlicheren Beweis, daß du mich gern hast, kann es nicht geben.“

Ein hochmütiger Blick. „So'n Mensch! So eingebildet!“

Ach, wie gern er sie hatte! Wie sie ihm gefiel an Leib und Seele . . .! „Nun, sieh mal, nun gehst du wieder in dein warmes gemütliches Stübchen und gehst in dein weiches kleines Bett; ich aber kann noch zwei Stunden durch

Sand und Wasser in mein Dorf gehn, wo ich mir Quartier suchen muß, und Gott mag wissen, was für ein Quartier ich bekommen werde. Solch ein armer Student ist wirklich zu bedauern, und ich hoffe, daß du Erbarmen mit mir hast. Ja. Und das könntest du nun am besten zeigen, wenn du mir rasch gäbest, wovon du mir verboten hast, zu reden.“

Hoitsja! Wie sie ihn ansah!

„Es ist aber doch so Brauch! Überall tun es die jungen Mädchen! In China und Japan — ich weiß es allerdings nicht genau — reiben sie die Nasen aneinander; aber in Europa geht es so vor sich, daß sie sich küssen. Ja. Ein junges Mädchen, das sich zwei Stunden lang so ernst mit einem jungen Mann unterhalten hat, hält zum Schluß den Schnabel hin. Immer.“

Sie riß wieder gewaltig an einem Tau, das sie zwischen den Händen zu haben schien, und sagte mit ihrer lebhaften Stimme und großem Zorn in den Augen: „Es ist mir ganz egal, was andre Mädchen tun; ich tu es nicht. Und ich kann dir sagen“ — das schien ihre liebste Redensart — „ich habe es nicht von dir erwartet. Ich habe wohl schon manchen geküßt; das ist wahr; aber heute Abend schon, nach so kurzer Bekanntschaft? Wofür hältst du mich?“

„Ich halte dich für das liebste Mädchen im ganzen Land. Das heißt, das bist du dann, wenn es dich drängt, mir einen Kuß zu geben, und zwar einen tüchtigen. Denn das Küßen, weißt du, ist eine sehr ernste Sache, man muß es mit Ernst betreiben oder gar nicht. Wenn du es nicht tust, dann habe ich mich ganz und gar in dir getäuscht. Was bist du denn? Siehst aus wie ein Weib, und bist feins! Wirklich, das solltest du nicht auf dir sitzen lassen!

„Halt den Schnabel her!“ Und plötzlich umfaßte er sie und küßte sie.

Und sieh, als es geschah, war sie völlig bei der Sache. Sie hielt ihren großen roten Mund gut hin. Wie sie küßte!

„Du hast schon viele Male geküßt, du Lump, was stellst du dich so an?“

„Natürlich habe ich geküßt,“ sagte sie etwas leise. „Ich bin doch ein Mädchen! Ich habe schon zehn oder zwölf geküßt. Was du denkst! Aber wenn du so rasch damit ankommst und so wild bist?! Aber nun muß ich nach Haus. Ganz gewiß, ich kann nun nicht länger wegbleiben.“

Aber sie mußte einstweilen noch wieder den Mund hinhalten und sich ein wenig streicheln und drücken lassen, und schien das auch alles ganz in Ordnung zu finden und gern zu dulden. Ja, sie wurde ein wenig schwach und lehnte sich in seinen Arm zurück und bat ihn mit herzlicher Stimme, es nicht zu schlimm zu machen. „Das mußt du nicht tun. Das kann ich nicht vertragen. Und dann hab ich dich auch nicht mehr lieb.“

Als sie wieder sagte, daß sie nun aber nach Hause müsse, weil sie sonst Ungelegenheiten von ihrem Vater hätte, der immer etwas nörgelig wäre, sagte er: „Höre, ich will morgen den Tag in meinem Heimatdorf zubringen. Morgen Abend komme ich wieder, und wir sind wieder beieinander.“

Sie hatte sich seinem Arm entzogen und war wieder ruhig und sicher geworden und sagte sehr bestimmt: „Nein, das tu ich nun nicht, das kann ich dir sagen! Du bist mir ein zu gefährlicher Mensch. Wer weiß, was du alles tust und willst!“

„Du kommst,“ sagte er, „ich habe dich herzlich lieb, jetzt

noch viel lieber als vor zwei Stunden, und du hast mich auch lieb, das habe ich wohl gemerkt. Also, warum sollst du nicht kommen? Sieh doch, wie es regnet! Deine Ohren und Backen sind ganz naß, und dein Nacken auch. Ich glaube, es ist dir sogar in die Brust hineingelaufen. Was hast du bei solchem Wetter sonst für Freude? Komm, ich bitte dich. Ich verspreche dir, ich will wieder zwei Stunden mit dir spazieren und nur eine halbe Stunde küssen. Zwei Stunden will ich mich mit deiner Seele befassen und nur eine halbe Stunde mit deinem schmucken weißen Fell. Wenn das nicht ein sehr ehrliches Menschenverhältnis ist, dann weiß ich nicht, was ehrlich und vornehm ist. Und nun mach, daß du wegkommst, damit die Küßerei endlich ein Ende hat. Du fängst immer wieder an!"

Sie sagte: „Nein, was bist du für ein gewalttätiger Mensch! Ich kann dir sagen: ich kann mir nicht denken, daß du Pastor werden willst?!"

„Das laß nur meine Sache sein. Denk du daran, was deine Sache ist, und komm morgen Abend wieder. Und nun mach, daß du wegkommst!"

Er wanderte die halbe Nacht durch nach seinem Heimatdorf, klopfte dort einem Bekannten ans Fenster und schlief einige Stunden, und verbrachte den Tag, indem er von Haus zu Haus ging und das ganze Dorf begrüßte; und stand am Abend wieder an derselben Stelle.

Sie erschien auch richtig, und er sprach zwei Stunden mit ihr, und sie gefiel ihm in allem. Wenn er von ernstesten Dingen sprach, war sie ernst; ja, sie sprach lebhaft und eindringlich, mit einem menschlichen mütterlichen Ton, daß ihm vor Freude das Herz bis zum Halse schlug. Wenn er

scherzte, lachte sie, wurde zornig, boshaft, je nach dem, wie er es trieb. Wenn er sie anfaßte, was er bald wagte, war es, als wenn gelinde, ja heilige Schauer über sie kämen. Sie wurde still und ernst, ja etwas wie Andacht war in ihr; und sie schien ihm das rechte Weib für seine starke Natur zu sein. Er war aber doch noch nicht sicher, und wollte auch das letzte noch von ihr wissen. Also küßte er sie und redete und streichelte; und wollte dann ein wenig weiter kommen.

Hoitsja! Wie sie auffuhr! Wie sie ihn ansah! Wie einen Verbrecher! Ja, nun sah sie ja deutlich, daß er es auf Schlechtigkeit angelegt hätte und zwar von Anfang an. So! Aha! Also so einer war er! Na ja, das hatte sie sich schon gedacht! Ja, sie hatte schon immer so was gefürchtet. Was er von ihr dachte? So was hätte sie nie geduldet. Ja, spielen, ja, das täte sie, wie alle Mädchen hier im Lande wenn sie einen Menschen gern hätten. Und sie hätte wohl schon fünfen oder sechsen tüchtig im Arm gelegen. Ja. Aber Ernst machen? Bittern Ernst? Nein, da müßte er zu andern gehn! Sie riß mehrere starke Laue zwischen den Händen durch und schleuderte, wie es schien, die Enden in den Novemberdreck.

Er umfaßte sie und sagte herzlich und ernst: „Hör, Gude, so und so, ich habe mein Examen schon hinter mir und sitze in einem großen Pfarrhause.“

Sie wurde noch böser. „Was,“ sagte sie, „ein Lügner bist du auch noch?! Du sagtest, du hättest noch kein Examen gemacht? Nun habe ich gar kein Vertrauen mehr zu dir. Nun bekommst du gar nichts mehr von mir. Nicht mal einen Kuß! Nicht in zehn kalten Wintern.“

Er lachte und sagte herzlich: „Du hast ja so viel Vertrauen zu mir! Denn wenn du es nicht hättest, würdest du davonrennen, und würdest überhaupt ganz anders mit mir reden.“

„Ja,“ gab sie zu, „das ist wohl wahr, so schlecht bist du vielleicht nicht. Aber das kann ich dir sagen, du hast mich angelogen, und das ist schlimm.“

„Ja,“ sagte er, „tüchtig. Es ist zuweilen sehr gut und nötig, zu lügen. Aber nun wieder zur Sache. Ich möchte gern eine Frau haben.“

„So . . . so . . . das möchtest du?! Ja, dann geh man ein Haus weiter.“

„Und du möchtest gern heiraten.“

„Ja, das ist wahr. Vor einem Jahr noch nicht; aber nun.“

„Ich bitte dich, sei lieb,“ sagte er. „Soll ich den ganzen Winter in meinem kalten Hause sitzen und Briefe an dich schreiben und denken: ist es recht für sie und mich, daß wir Mann und Frau werden, oder ist es nicht recht? Können wir beide es wagen, oder sollen wir es nicht wagen? Gibt es ein Glück oder ein Unglück? Also komm her, sei still und hab Vertrauen zu mir;“ und er umfaßte sie fester und küßte sie.

Und da verlor sie die Kraft in den lieben Knien. Das Haus und die Hochzeit machten sie schwach. Sie sank an ihm herunter, und wußte nicht, daß sie ihn mit den rührendsten Namen nannte, und ihn bat, lieb zu sein.

Da ging er am andern Morgen zu ihren Eltern und ließ sich das Jawort geben.

Die Mutter, eine bedrückte Frau, war lauter sorgende

Güte. Sie erinnerte ihn an seine eigene Mutter; und er konnte gleich offen und herzlich mit ihr sein und gewann so gleich ihr Herz. Der Vater, der Herr Klempnermeister, saß auf ziemlich hohem Pferd. Er tat, als wenn sich morgen für seine Tochter ein Prinz angemeldet hätte, und der junge Barfood daher etwas ungelegen käme. Nachher wurde er aber mildtätig und fragte, ob es genug wäre, wenn er fünftausend Mark für die Aussteuer anlegte. Adam lächelte inwendig über den Alten und dachte sich weiter nichts dabei.

An demselben Abend noch reiste er nach Haus.

Und nun wartete er.

Es war im Pastorat in der langen Stube neben dem Saal eine große eschenpolierte Bettstelle mit einem Himmel darüber und mit weißleinenen Vorhängen. Diese Bettstelle gehörte dem Kirchspiel und war extra dem Bischof zu Ehren gemacht, daß er darin schlafe, wenn er zur Visitation kam. Da sie dem Kirchspiel gehörte, war inwendig am Kopfende das Wappen des Kirchspiels, ein rotes springendes Pferd, eingegraben; weil aber der Bischof darin schlafen sollte, der doch ein frommer Mann war, war am Fußende mit erhabener kraftvoller Schrift das Wort „nur selig!“ eingeschnitten. Darin wollte er nun also mit Gude schlafen. Erstmal, weil es ein breites, bequemes und sehr vornehmes Bett war, dann weil es für den Bischof bestimmt war — dieser Gedanke machte ihn schadenfroh und lachen —, und drittens wegen der beiden Inschriften, die so oder so durchaus paßten. Am Ende der vierten Woche kamen ihre Kleider. Man denke sich diese Begebenheit! Diese Mädchenkleider in diesem alten beherten Schrank! Da hing es und lag es! Weiche, reine

Mädchenkleidung mit dem Duft ihrer jungen Glieder. Keine Ähnlichkeit mit einer schmalen blassen Pastorenfigur im Talar mit irren Augen! Nein, der Geist des Talars war ausgezogen, war gebannt, nicht durch Tee-punsch, aber durch diese Mädchenkleider. Adam ging an dem Schrank vorbei, wie man an andern Schränken vorbeigeht. Tat er? Oh, nein, er öffnete und streichelte die Kleider und drückte seinen breiten Kopf hinein.

Endlich waren die sechs Wochen um, die er als äußersten Termin für die Hochzeit bestimmt hatte, und er fuhr in ihre Heimatstadt und die Trauung ging vor sich.

Nach dem Essen, als das junge Paar, begleitet von allen Freunden und Freundinnen, zum Bahnhof gehn wollte, zog der Tischlermeister, der die Möbel gemacht hatte, Adam beiseite und sagte leise und zutraulich: „Ihr Schwiegervater hat mir gesagt, daß Sie selbst die Aussteuer bezahlen wollen; Sie haben das Geld wohl nicht bei sich?“

Adam wurde sehr verwirrt und sehr rot, daß sein Schwiegervater ein solcher Aufschneider und Lügner wäre. „Nein,“ sagte er, „ich habe es nicht bei mir.“

„Nun,“ sagte der Meister, „das schadet nichts; Sie sind mir sicher genug. Ich habe hier einen Schuldschein über dreitausend Mark ausgeschrieben, das ist die Summe, wie Sie wissen. Wollen Sie mir das unterschreiben?“

Der Schwiegervater kam dazu, sah die beiden, und sagte frisch und frei: „Nun, seid ihr euch einig?“

Nein! Wie Adam sich schämte für sein Mädchen, daß sie einen solchen leeren Prahlhans von Vater hatte! Er wandte sich zum Tisch und unterschrieb, und sagte kein Wort. Er sagte auch seinem Mädchen nichts davon, damit

sie ihrem Vater nicht noch mehr gram würde, als sie schon war. Er dachte mit gutem Mut: Es wird mich nicht umbringen. Kann ich mit neuntausend Mark Schulden bestehen, kann ich es auch mit zwölftausend. Kommt Zeit, kommt Rat! Die Hauptsache ist: ich habe den guten Kameraden für Tag und Nacht.

Der Nebel lag auf Feld und Wald, der Regen schlug ihnen ins Gesicht, Lehm und Wasser quietschte unter den Pferdehufen. Jantje Peters war wieder Kutscher, war diesmal aber nüchtern. Das Pastorat war leer. Es war kein einziger Mensch in dem großen Haus.

Als Adam die Haustür geschlossen hatte und sie umfassend über die Diele zurückgingen, sagte Gude: „So, nun wollen wir . . .“

Er kannte sie nun schon so weit, daß er an ihrem Ton merkte, daß sie irgendeine Schelmerei vorhatte.

„Was wir nun wollen,“ sagte er mit erhobener Hand, „bestimme ganz allein ich,“ und er führte sie durch den Saal in die lange Stube und zeigte ihr das großartige Bett, das Wappen zu Füßen und den Spruch zu Häupten. Draußen klatschte der Regen und heulte der Wind und rauschte das Meer auf und ab, und alles sang und klagte von Mühe und Härte und Not. Aber das junge Menschenpaar liebte und lachte in inniger Freude aneinander und dachte nichts dergleichen.

## Sechstes Kapitel

Es wurde ihm unendlich schwer, daß er ganze neun Monate auf das Kind warten sollte, das Gude unter dem Herzen trug. Was, neun Monate? Er empfand es als eine starke Zumutung der Natur, und erging sich in zornigen Reden darüber. Und so in allen Dingen. Ja, so war er. Aber er bekannte sich auch dazu: ruhig und würdig. „Was?“ sagte er mit seiner breiten und sichern Stimme. „ich soll nicht zugeben, daß ich feurig und hitzig bin, ja zuweilen gern ein Fenster einschläge, weil es mir in der Stube zu eng wird und ich Luft haben muß? Weißt du, was ein großer Philosoph und der Bischof in Kiel gesagt haben, was die einzige große Todsünde der Menschen ist? Die Trägheit des Herzens! Freue dich, daß ich Feuer habe, zumal es auch dir zugute kommt.“

Aber sie? Gesteht sie ebenso ehrlich, daß sie ein rascher, und zuweilen übereilter Mensch ist? Daß sie in diesen ersten Jahren ihrer Ehe manche Torheit begeht? Wie oft sieht er ihr Gesicht, das rein und von zarter Farbe war, in plötzlichem Eifer jäh erröthen. Wie oft flog sie mit ihren raschen leichten Füßen durch Haus und Garten, und rief ihn mit ihrer lauten eifernden Stimme, um ihm einen plötzlichen Einfall mitzuteilen. Wie oft wurde sie laut und lärmig, wenn er irgend etwas unternahm, was ihr nicht richtig erschien, schalt ihn, und warf ihm Altes und Neues zornig wie zerbrochene Schüsseln vor die Füße, und behauptete, einen so sonderbaren und verdrießlichen Mann zu haben wie keine andre Frau im Land. Und wie war sie in mancher Abendstunde, wenn sie bei ihm lag? Versank sie nicht,

wie sie es nannte, ‚in rote Nebel‘, und erwachte dann plötzlich mit jähem Ruck und sah um sich, als sähe sie die Welt zum erstenmal, und mußte sich jeden Spott von ihm gefallen lassen? Aber gestand sie das? „Ich weiß nicht,“ sagte sie mit einem verächtlichen Blick aus den Eckfenstern, „wie du so etwas behaupten kannst! Ja, du . . . du bist immer gleich aus Rand und Band!“

Adam riß die Augen auf und sagte mit starker Stimme: „Gut, zugegeben! Aber wir reden von dir und nicht von mir.“

„Ach?“ sagte sie mit großen ehrlichen Augen. „Ich bin schon jetzt so vernünftig, wie meine Großmutter war.“

„Was?“ sagte er und drehte sich im Zorn rund herum, „hast du mir nicht erzählt, daß du bis zu deinem fünfundzwanzigsten Jahr der Reihe nach wenigstens mit zehn jungen Leuten gegangen bist, und mit fünf davon im Zorn auseinander gekommen bist?“

„Und warum?“ sagte sie, „weil sie zu viel von mir wollten. Ich war nicht schlimmer als sie alle. Ja, ich war die ruhigste von allen.“

„Ein Lügner bist du und ein Heuchler.“

Sie sieht ihn von der Seite an, und sagt zwischen Mitleid und Verachtung: „Nein, so'n Mann!“

Es war nicht leicht, mit ihr in Frieden zu leben. Was kommt alles aus einem Menschen heraus, wenn man Tag für Tag mit ihm lebt, und lernt ihn ganz kennen! Sie hatte alles Getier sehr gern. Sie stand zu ihm wie zu sehr nahen Verwandten. Leider ging ihre Liebe nicht allein auf Kälber, Fohlen und Katzen, sondern auch auf Kröten, Frösche und Spinnen. Diese Tiere schienen ihr zu sagen, wo sie wohn-

ten und wann sie zu Hause wären; ja, sie schienen sich ihr überall in den Weg zu stellen. Wenn Adam mit ihr durch den alten Garten gehn wollte, zum siebentenmal des Tags, das kleine Stück Wintergerste, sein Versuchsstück, zu besehn, oder ein wenig über die Zukunft mit ihr reden wollte, hockte sie plötzlich in den Knien und hatte solch ein Tier in ihrer festen kleinen Hand und nickte ihm zu. Wenn er mit ihr um das alte verfallne Mauerwerk des Hauses oder der Kirche ging, weil alle Wege im Garten, Kirchhof und Dorf vom Regen aufgeweicht waren, bückte sie sich plötzlich und sagte: „Komm, Liebste,“ und zog eine dicke Kröte am Hinterbein aus der Mauer, drehte sie in der Hand um und sah nach ihrem Geschlecht, und nannte sie, je wie die Besichtigung ausfiel, Bruderlein oder Schwesterlein, und fand für sie viel zärtlichere Töne, als sie sie für Adam hatte. Wenn sie dann etwas gegen Adam hatte . . .

Wieso, gegen Adam?

Sa, fragst doch danach nicht! Kann man bei einer Frau, noch dazu bei einer schwangeren, — und sie war in den nächsten zehn Jahren fünfmal schwanger — irgendeinen Grund und Ursache erkennen? Vielleicht legte sich eine Gabel, die sie in die Tischlade warf, anders hin, als ihr recht war; vielleicht war eine andre Henne, als sie erwartet hatte, die erste am Futternapf; vielleicht zog eine Wolke anders über den Himmel, als es ihr gefiel. Vielleicht war es nichts andres, als ihr Arger darüber, daß Mannes Hand und Tat über ihr waren. Wenn sie also etwas gegen ihn hatte, jagte sie ihn mit solch einem Getier, — sie behauptete wohl gar noch, es wäre eine Mißgeburt — siebenmal um das große Haus; denn er hatte, wie jeder rechte Mann, ein

großes Entsetzen vor diesen Wesen; und ängstigte ihn so, daß er zuletzt auf den Weg lief, und dort barhaupt stand, mit offenem Mund, und nach Luft schnappte, und den Leuten, die ihn fragten, was ihm fehle, gestehn mußte, daß seine Frau zuweilen ein wenig unflug wäre.

Es half ihm nichts, daß er ihr sagte, sie müsse sein Amt bedenken. Sie hatte wenig Respekt vor dem Amt. In der Kirche saß sie zwar still und sah mit einem Ausdruck stummer Verwunderung zu ihm auf; aber wenn sie wieder zu Hause waren und er noch Feuer und Flamme war und voll Erregung, sagte sie: „Was war das wieder mit deinem Zeigefinger? Wenn du deinen Zeigefinger so neben deinen runden breiten Kopf hältst, mein Lieber, das kann kein Mensch aushalten. Und denn nimm dich in acht, daß du nicht immer wieder dieselben Worte brauchst, so zum Beispiel ‚blanke Augen‘. Die kommen in jeder Predigt vor. Blanke Augen? Gewiß kann man sie von guten und hohen Gedanken haben; man kann sie aber auch von Teepunsch bekommen.“ Nein, es war nicht leicht, mit ihr Frieden zu halten. Oder was soll man dazu sagen? Sie hatte fünf Tage lang mit wehendem Rock im heftigen Westwind gestanden und hatte alle Türen und Fenster des alten Hauses mit Grün und Weiß gestrichen; bloß den Giebel und die sächsischen Pferdeköpfe hatte Maler Gribbohm übernommen, weil sie, wie sie sagte, sich fürchtete, herunter zu fallen, in Wahrheit, weil der Rock da oben zu sehr wehte und sie Adams spöttische Bemerkungen besorgte. Sie war während dieser ganzen fünf Tage sehr still und ernst gewesen, wie es sich für einen redlichen Handwerker geziemt; auch bei den Mahlzeiten, die sie ziemlich dürftig und eilig hergestellt

hatte, war sie stiller als sonst. So kam es denn wohl, daß sie am sechsten Tag, als sie die Arbeit beendet hatte und zu einer großen Hochzeit geladen waren, in schönster Laune war. Hatte er nötig, bei solchen Gelegenheiten auf sie zu achten, daß sie sich nicht versah? Hatte er zu befürchten, daß sie taktlos war oder irgendwie vorbei hieb und sein Amt schädigte? Hoitsja! Sie war die Sicherheit selber! Sie spielte durch die Unterhaltung! Sie tanzte und lachte — bildlich gesprochen — durch die Menschen! Wie plauderte sie mit den großen Frauen, die in schwarzer Seide oder Wolle mit breiten Ärmeln um den Kaffeetisch saßen. Und wie gefiel sie erst den Fischern und Bauern! Wenn sie mit ihren langen hochhüftigen Schritten auf sie zutrat, mit schönen raschen Bewegungen, das ganze helle Gesicht voll Leben, und aus jedem, aber auch jedem, versuchte, ganz unbewußt, sein Leben, und, wenn irgend möglich — es muß leider gesagt werden — ein leises Begehren zu locken! Wahrhaftig, es ist nicht gelogen, sie suchte den alten Fischer Thomas Eck, den siebzigjährigen, einen der vier Evangelisten, zu verführen, und verführte ihn auch, d. h. brachte es fertig, daß er den Brösel, den er ewig im Mund hatte, sachte in die Tasche schob und nichts merkte, bis Rauch und Flammen aus der Tasche kamen. Und dabei nahm ihr kein Mensch etwas übel. Sie fühlten alle, daß es nicht öde Gefallsucht war, sondern überquellendes Leben. Sie treibt in einem Strom von Leben, Lachen, Fragen, Necken und Nicken; und sie freuen sich an ihr und sagen: „Nee, allens, was recht ist! Dat Preesterwief ist'n klooke unn amüsante Fru.“ Eine kluge Frau! Na ja!

Aber was geschieht so um Mitternacht, als das junge

Hochzeitspaar abfahren will und alles ein Sturm und Lachen ist? Die Frauen necken den jungen Hochzeiter und behaupten, er hätte früher diese und jene Braut gehabt. Was tut da diese Frau, die sich doch bei solchem Thema zurückhalten soll, die doch wahrhaftig Ursache hat, ihren Mann, den Pastor, nicht in solche Unterhaltung hineinzuziehen? Sie sagt, lauter Bosheit und Schadenfreude im Gesicht: „Ich glaube, wir sind alle mal ein wenig kreuz und quer gesprungen, Mann und Frau. Ich habe wenigstens zehn geküßt, bevor ich meinen jetzigen Mann küßte. Aber mein Mann . . . nein, der sicher nicht.“

Es gibt einen großen Sturm: „Na, na! Der ist doch auch'n Jungferl gewesen, wie wir alle!“

Die Tanzenden drängen heran, wollen wissen, was da gelacht und gestritten wird. Einige Teepunsche werden umgestoßen und einige alte Fischer verlangen, daß der Pastor gestehn soll. Denn, wenn er nicht gesteht, sagen sie, ist er kein Jungferl gewesen, und bei einem, der nicht Jungferl gewesen ist, sagen sie, wollen sie nicht in die Kirche gehn. Die Frauen lachen und stimmen den Alten zu. Nein, wenn der Preester kein richtiger Jungferl gewesen ist, wollen sie nicht zu ihm in die Kirche gehn. Gude strahlt vor Schadenfreude und Lust; Adam sitzt breit und ruhig da, aber inwendig sinnt er auf Rache.

„Meine Frau weiß ganz gut,“ sagte er ruhig, „daß ich einige Male über die Hürde gegangen bin; ich habe es ihr leider erzählt. Ich sage euch, sie wird für diese Bosheit ihren Lohn bekommen, wenn wir zu Hause sind.“

Nein . . . kein Mensch kann sagen, daß es leicht war, mit ihr in Frieden auszukommen. Was soll man etwa zu

folgendem sagen? Sie hatte eine Freude daran, zu behaupten, daß die Gemeinde, in der sie wohnten, überhaupt noch nicht christlich wäre, sondern sich noch in einem Zustand des Heidentums befände. Sie hatte sogar den Mut, zu sagen, daß Adam, indem er so gut zu dieser Gemeinde und diesen Fischern und Bauern passe, auch kein Christ wäre. Was half es ihm, daß er, mit dem gelehrtesten Rüstzeug bis an die Zähne bewaffnet, gegen sie anstürmte, gegen sie, die über alle Gelehrsamkeit die beweglichen Schultern zuckte?

„Ich gebe zu,“ sagte er, „daß das Christentum nach Freiburg und Mainz und in die Städte da herum tausend Jahre früher gekommen ist, als nach Holstein, und, um diese tiefen Marschwege zu überwinden, in diese Strandgemeinde noch wieder zweihundert Jahre später, als nach Hamburg und Ikehoe, was natürlich einen großen Unterschied im Gemütsstand der Menschen mit sich bringt. Ich gebe auch zu, daß für die Gemüter dieser unsrer Menschen das richtige kirchliche Christentum nicht geeignet scheint.“

„Nun also!“ sagte sie.

„Sei still . . .“ sagte er, „. . . aber man kann doch nicht leugnen, daß die Grundbegriffe der christlichen Religion, nämlich Glaube, Liebe und Hoffnung, in ihren Herzen lebendig sind, wenn auch, das gebe ich zu, mit Teepunsch und derben Sinnen vermischt.“

Aber sie hörte gar nicht darauf; sie sagte: „Ja, der arme blasse Mensch, der hier auf der Diele im Schrank stand, der war ein Christ! Aber alle die andern und du? Bedenke, wer hat den armen Mann auf dem Gewissen? Bloß jener fremde Jäger und Wattläufer? Ach, mein

Lieber, laß dich nicht belügen! Die Bauern und die alten, groben Fischer, die haben das meiste getan! Und bedenke, was in der Nacht passiert ist, als du hier ankamst! Und dann: meine Kleider in den verwunschenen Schrank zu tun, zusammen mit den Abendmahlsgeräten?! Und neulich die Unterhaltung auf der großen Hochzeit über das Leben der Jungferle?!“

„Die Unterhaltung fingst du ja an! Oder wenigstens brachtest du, wie gewöhnlich, Tumult in die Unterhaltung.“

Ein Blick aus den Eckfenstern; ein mitleidiges: „So'n Mann . . .! Und wenn der Kirchenbaumeister dich Sonntags morgens bei stürmischem Wetter — und wann ist hier kein stürmisches Wetter? Auch die Natur ist hier ganz und gar heidnisch — zur Kirche abholt und ihr beide, die Büren in den Schaftstiefeln, durch Dreck, Regen und Wind den langen kahlen Weg nach der Kirche hinaufstapft, und der Wind weht eure langen Röcke zur Seite, dann seht ihr aus wie'n Paar Krähen; und die Krähen sind, wie du wohl weißt, damals nicht mit erlöst worden. Und du selbst bist auch kein richtiger Christ, wenigstens scheint es mir nicht so. Und darum hat der Bischof dich auch grade hierher gesetzt.“

„Warum, bitte, bin ich kein Christ?“ sagt Adam mit großer Würde.

„Gott,“ sagt sie lässig, als wenn es sich um eine Kleinigkeit handelt, „warum nicht? Sag mir lieber, warum solltest du es sein? Was ist denn christlich an dir? Du weißt doch, was du damals mit dem großen Frauenzimmer, der Anna Haiden, oder wie sie heißt, erlebt hast? Aber hast du Reue? Ich kann es nicht merken.“

„Hab ich auch nicht!“

„Nun also. Du bist mir auch ganz recht, so wie du bist, obgleich du oft sehr ungerecht gegen deine Frau bist, und so hitzig und so unüberlegt und in jeder Beziehung heidnisch. Ich will das nicht lang und breit ausführen, obgleich ich dir einige Sprüche sagen könnte, die ich noch aus dem Schullesebuch erinnere. Hier bei dir hört man sie nie. Zum Beispiel: Wenn dich jemand auf die rechte Backe schlägt . . . usw. . . . Du hast mich neulich im Zorn an die Backe geschlagen, freilich tut es dir dann leid . . . Und von Fleischeslust steht da auch was; oder wenn nicht in der Bibel, dann im Gesangbuch. Na, und die Leute hier sind dir auch so recht, wie sie sind, bloß daß du gern möchtest, daß sie eine andre Weizenart probierten, und die Fischer ein andres Netz versuchten. Aber das hast du ja auch schon durchgesetzt, wenigstens machen sie Versuche damit. Das kannst du ja überhaupt: was durchsetzen! Du siehst sie groß und sicher an, und redest mit breiter, lauter Stimme, und dann tun sie dir deinen Willen. Ich ja leider manchmal auch. Aber auch das ist eine heidnische Eigenschaft. Genug, ich glaube, daß du noch ein Heide bist. Du hast ja auch mit genauer Not den zweiten Charakter bekommen. Charakter? Was heißt das? Das heißt eben Charakter. Was sollte es wohl anders heißen? Der dritte Charakter ist ein heidnischer Charakter. Also bist du dicht am heidnischen. Darum haben sie dich auch hierher in dies Kirchspiel geschickt, das von aller Christenheit abgelegen ist und heidnisch ist.“

„Darf ich nun auch mal sprechen?“ sagte Adam mit großer Würde; denn er hielt immer darauf, daß er ruhig und überlegen blieb. Wenn er auch noch so zornig war in-

wendig, blieb er äußerlich ruhig. „Also, darf ich nun auch mal was sagen?“

Ein langer verächtlicher Blick von der Seite.

„Man weiß nicht, ist das alles, was du redest, bitter ernst, oder ist es alles eitel Spiegelfechtereie? Erstens: Wenn ich ein Heide bin, bist du es auch.“

„Ja eben, weil du mich nicht bekehren kannst.“

„Ach! Und wie denkst du dich denn als Befehrte, bitte? Wie wolltest du sein als Befehrte, und doch Luft holen? Meinst du, daß du dann noch dein geliebtes Wort: ‚So’n Mann!‘ mit solchem Ton sagen kannst? Denn warum sagst du immer dies Wort? Gerade dies Wort? Weil deine Sinne und Gedanken immer auf den Mann gerichtet sind, immer auf ihn. Ohne Mann kannst du gar nicht leben.“

Sie hebt nur die Schultern und sagt nichts.

„Wenn du dich bekehrst, so wie sie in den Dörfern da oben auf der Heide die Befehrung verstehn, dann wäre alles Gute an dir ausgewischt, meine Beste. Was wärst du dann? Eine hölzerne Heuschrecke . . . mit deinen langen Beinen! Also wünsch es dir nicht!“

„Ich wollte es aber doch mal versuchen.“

„Ach, du bist nicht klug! Ganz unklug bist du!“

Voll Bewunderung und Verachtung: „Nein, so’n Mann!“

Nun denkt sie plötzlich daran, was er eben über dies ihr Wort gesagt hat, und sie wird ganz rot.

„Und zweitens: was ist das Christentum? Das Christentum ist gleich einem ungeheuren Meer von heiligen ewigen Gedanken und Zukunftshoffnungen der Menschheit. Der einzelne, einfache Mensch, ja das einzelne Volk,

kann dies Gedankenmeer gar nicht in sich aufnehmen. Es ist ganz unmöglich. Es kommt nur jeder mit seinem Eimer, oder seiner Tonne . . .“

„Oder seinem Sieb.“

„Ach Unsinn, Sieb nicht! Oder meinetwegen auch Sieb.“

„Sieh, ich habe immer richtige Gedanken und du sagst immer . . .“

„Ruhig. Also . . . jeder Mensch und jedes Volk holt sich seinen kleinen Teil, nämlich grade den Teil, den es nach seiner Natur brauchen kann und nimmt ihn, und vermischt ihn mit seiner Art, mit seiner Natur.“

„Hier zum Beispiel mit Teepunsch.“

Adam, mit starker Stimme und tapferem würdigen Bekenntnis: „Meinetwegen mit Teepunsch! Teepunsch ist auch nicht vom Teufel. Bedenke doch diesen ewigen Weststurm und diesen Dreck, und diese acht Wochen Sonnenlosigkeit. Nun also, ich, dessen Vorfahren doch aus dieser Gegend stammen . . .“

„Meinst du den berühmten Vorfahren, von dem du immer sprichst?“

„Ja, den meine ich. Habe ich denn einen andern? Ich, der ich aus dieser Gegend hier stamme, und all die Menschen hier, wir haben uns dies vom Christentum genommen: Tapfern Mut im Nebel, wie ich es schon einmal auf der Kanzel ausgedrückt habe mit meiner eignen Form:

Wissen ist uns verwehrt,  
Glauben von Gott beschert.  
Daß wir das Leben ertragen  
Und auch das Sterben wagen.“

„Nicht einmal! Zweimal!“

„Was . . . zweimal?“

„Du hast es schon zweimal auf der Kanzel gesagt. Du sagst überhaupt manches zweimal. Aber das vom Tee-punsch, was du neulich auf der Kanzel vorbrachtest, das wirst du wohl nicht zum zweitenmal sagen.“

„Und warum nicht?“

„Weil du wohl gemerkt hast, daß Nomme Haak und der dicke Ingwer Ibsen mit den Füßen scharren. Und warum, mein Lieber? Weil du auf der Hochzeit bei Stienke Ahlers selbst etwas zu tief in die Punschtaffe ge-guckt hast.“

Adam empört: „Ich??“

„Nun, ich will sagen: du warst munterer als gewöhnlich, und sagtest noch größere Worte als sonst. Auch hast du dich mit Gilert Ommen über den Tisch gehakt. Ob du das ohne den Tee-punsch auch getan hättest, weiß ich doch nicht.“

„So . . . weißt du nicht? Ich meine, wenn ich ihnen im Geist überlegen sein soll, warum nicht auch in den Fingerknöcheln?“

„Einerlei, wenn du auf der Kanzel dagegen redest, mußt du ganz davon lassen.“

„Nein! . . . Wie kann ich kämpfen und gut raten, wenn ich nicht selbst kämpfe? Wozu bin ich verheiratet und bin Vater, bin Hauswirt, Bürger, Sand- und Torffahrer, und was sonst alles? Damit ich in allem Bescheid weiß und mich wacker durchschlage und bewähre; ebenso auch im Tee-punsch und mit dem Haken über den Tisch. Ubrigens war ich Sieger; und das ist allein das Wichtige. Und

Sieger bin ich auch wieder über dich. Und nun geh an deine Arbeit.“

Welch ein Mensch! Ein Phänomen! Andre Logik, andre Begriffe, andre Seele! Man kann ihr mit den gewöhnlichen Mitteln des Geistes nicht beikommen. Man ist machtlos. Man kann nichts, als ruhige Würde dagesetzen. Adam geht mit seinem innern Arger in den Stall und tritt an den Haublock und tobt seinen Zorn an den knorrigsten Eichenstubben aus, bis seine Stimmung umschlägt und ein stilles Lachen über ihn kommt, und er sich sagt: Was suche ich denn an ihr? Verstand und gefegte Gedanken? Die bringe ich selber auf. Nein, sondern Tüchtigkeit, und Natürlichkeit und Sinnlichkeit gegenüber dem ganzen Leben! Wie treu und mutig ist sie bei ihrer Arbeit den ganzen Tag, wie bunt in Gedanken und Bildern! Danach ging er wieder an sein Tagewerk, und heuchelte Gleichgültigkeit und ein festverschlossenes, leise weltrübes Herz. Und sieh, dann machte sie sich allmählich an ihn heran und fing an, auch sie heuchelnd, um ihn zu werben; und war sehr gut, wohlthätig und ernst, und gefährliche Versuchung. Aber . . . Oha! . . . er hielt sich tapfer bis zum Abend, wo sie sich dann mit einem plötzlichen Anfall von Liebe, Vertrauen und Güte an seine Brust warf.

Sie bekamen zuerst — Welch ein wunderbarer Tag — eine große dunkle Tochter mit einem großen ernsten Gesicht. Die nannten sie mit dem Namen, der dort für Mädchen bräuchlich ist, Abel. Nach einem Jahr aber bekamen sie eine mit schneeweißem Haar wie ein Ziegenlammchen, die nannten sie Heedje. Die beiden waren die verschiedensten Wesen von der Welt. Abel, die ernste und dunkle, war zwar

grade gebaut, aber sie hatte die schwere, breite und etwas derbe Figur des Vaters und auch sein großes Gesicht, von der Art, von der man hier sagt: so groß wie'n halber Scheffel Land. Und so breit ihr Körper war, so war auch ihr Gemüt. Sie spielte am liebsten langsam und bedächtig mit ihren Puppen, die sie aufs rührendste und mit großer Phantasie betreute. Wenn man sie fragte, was sie werden wollte, sagte sie: Mutter. Sie kam in die Dorfschule, und wollte Lehrerin werden, damit sie, wie sie sagte, immer viele Kinder um sich hätte; aber nachher, sagte sie, wollte sie Mutter werden, und viele eigne Kinder haben. Sie lernte aber sehr schwer und hatte überhaupt etwas Schweres und Dunkles. Die zweite dagegen, Heedje, die weißhaarige, hatte die leichte Figur ihrer Mutter und ihr nicht schönes, aber lebensvolles liebes Gesicht, in dem die mannigfachsten, niemals unedlen Bewegungen der Seele sich immerfort abspiegelten und abbildeten, und hatte auch die zarten Farben der Mutter. Sie hatte auch wie die Mutter, keine Lust, bei Büchern und Puppen zu sitzen, und behandelte beide von oben herab. Sie griff gleich nach dem Leben selbst, arbeitete gern im Hausstand, und plauderte und lachte noch lieber. Sie hatte auch die Eigenschaft von der Mutter, daß sie ihre Augen rasch und leicht in die Dinge hineinspielen ließ und daß man nicht wußte, ob sie ernst oder ein Schelm war. Wenn man sie fragte, was sie werden wollte, sagte sie, sie wollte Frau werden, und zwar wollte sie einen sehr starken und gutgestellten Bauern haben. Da sie schmuck von Angesicht und leicht und beweglich gebaut war und bei aller Sinnlichkeit und Lebendigkeit doch scheu und wohlgesittet war, auch hierin wie die Mutter, so mochte

sich ihr Wunsch wohl erfüllen. Das waren die beiden Mädchen.

Nach ihnen wurden ihnen zwei Knaben geboren. Beide blond und gesund. Den ersten, der bei seinem Erscheinen ein überaus nachdenkliches Gesicht machte, nannte Adam aus diesem Grunde mit dem schweren friesischen Namen Uwe. Den andern aber, der, bevor er an die Mutterbrust gelegt wurde, die schon sehr auf ihn wartete, sein hübsches kluges Gesicht vorzog, als wenn er lachen wollte, nannte Adam mit dem lateinischen Namen Hilarius, d. h. der Heitere, und freute sich sehr, diesen vornehmen schönen Namen nun immer aussprechen zu hören. Aber die Weiber des Hauses verdarben den Namen und nannten ihn Hiller, bis ihn das ganze Kirchspiel so nannte, und Adam auch. Es kommt nichts dabei heraus, wenn man über seinen Stand und seine Umgebung hinaus vornehm sein will. Die beiden Knaben aber wuchsen so heran, wie Adam ihnen Namen gegeben hatte. Uwe, blond, ein wenig schmal, wie viele Friesen, und den Rücken ein wenig gebogen, war ein Gelehrter und Grübler. Er verfolgte schon als Knabe den Gang der Predigten aufs genaueste und machte Adam Freude damit, daß er nachher beim Mittagstisch nicht allein die Einteilung und die Hauptstücke, sondern auch ganze Sätze wiederholen konnte. Der andre aber, Hiller, trieb sich vom frühen Morgen bis zum späten Abend auf den benachbarten Bauernhöfen umher und blieb oft auch ganze Nächte in irgendeiner Bauernstube oder Knechtzkammer, und konnte sich kein andres Leben denken, als einmal ein Bauer zu werden. Wie er freilich zu einem Hof kommen sollte, wußte weder er noch sein Vater.

Wenn ein Kind geboren wurde, kam ein großer Stolz über Adam, und er konnte sich nicht enthalten, noch in Gegenwart der Hebamme, diesen Gedanken Ausdruck zu geben. „Kind meiner Kraft und Jugend,“ sagte er mit frohem Mut, indem er das Kind in den Arm nahm, „möge alles Gute meines wackren Geschlechts in dir sein! Möge es in den Knaben in Erscheinung treten und in meinen Mädchen heimlich fortarbeiten auf meine Enkel! Mögen meine Söhne und Tochter söhne etwas von jenem Verfahren haben, der zwar nicht Amerika entdeckte, aber mit großem Mut, und als einer der ersten, Tunis und Arabien durchreist hat. Möge irgendeiner von meinem Blut unserm Volk irgend etwas allgemeines Gute erweisen, daß seine Gesundheit im Innern und seine Ehre nach außen wachse. Und wenn es dir recht ist, großer Gott im Himmel, so laß mich noch in weißem Haar mit diesen meinen Augen sehn oder doch ahnen, daß einer von meinem Blut ein wenig höher wächst, als sonst dem Menschen an gewöhnlichem Maß gegeben ist.“

Sie waren sehr glücklich mit ihren Kindern. Wenn sie die kleinen Wesen auf dem Schoß hatten und ihnen in die Augen sahn, und wenn sie sich des Abends über die Schlafenden beugten, lachte ihnen das Herz vor Seligkeit, und wenn sie sie in den folgenden Jahren, als sie heranwuchsen, in der Schar der Dorfkinder entdeckten, auf dem Spielplatz oder am Kinderfest im blumengeschmückten Zug, schlug ihnen das Herz vor Liebe und Glück. Und dann betrachtete Adam sie wieder und wieder, jedes für sich, was sie für Wuchs und Stirn und Augen hätten, und wer wohl derjenige wäre, der dem Geschlecht der Barfood neue Ehre

bringen würde, und er schwankte am meisten zwischen seinem ersten Sohn Uwe und einem Enkel von seiner starken Tochter Abel. Aber auch abgesehen von dieser besondern Hoffnung war er sehr stolz auf das Geschlecht, das er gezeugt hatte; er hoffte von seinen Söhnen, daß sie ihm alle Ehre machen würden, und von den Tochterenkeln, daß sie ihn in seinem Alter stolz machen würden. Er sah sich und Mutter — wie er Gude nun nannte — im Geist, wie er, für sein Alter immer noch ein rüstiger Mann, im weißen Haar als ein angesehenener Pastor in einer andern großen Gemeinde — zuweilen sah er sich sogar als Propst, ja, als Bischof! . . . wagte aber nicht, es Gude zu sagen — vor der Haustür stand, Gude neben sich, nun auch eine würdige Greisin; und dann kamen die Kinder mit den Enkeln angefahren, und sie waren alle würdige und wackre Leute. Und der eine, der Sohn oder Enkel, war eine junge Berühmtheit.

Da er solche Gedanken hatte und auf jede Weise ein tüchtiges Geschlecht, das dem Lande wert war, heraufziehen wollte, achtete er aufs sorgfältigste auf sie und wendete alle Gedanken auf sie, und erzog sie mit großer Aufmerksamkeit. Er verbot ihnen äußerst wenig, sondern ließ sie frei und nach ihrem eignen Wohlgefallen aufwachsen. Wenn sie im Bereich des Guten und des sittlich Gleichgültigen irrten — und das schien ihm bei seiner gesunden, breiten Natur ein weites Gebiet, das z. B. noch über das Apfelfehlen in Nachbars Garten hinausging — so wies er sie freundlich lächelnd und zuweilen mit Augenzwinkern zurecht; wenn sie aber im wirklich Bösen irrten, was selten geschah und nur in frühesten Kindheit — wenn

unterirdische Geister nach ihren Seelen langten, wie er sich ausdrückte — so mußte er sie freilich schlagen. Er hatte die Gewohnheit, ihnen all ihre Fragen zu beantworten und wurde niemals ungeduldig darin. Wenn er mit ihnen durchs Kirchspiel ging — er pflegte sie früh auf allen seinen Wegen mitzunehmen — oder wenn sie Besuch gehabt hatten, sagte er ihnen: „Seht nun, dieser Mann und diese Frau . . . so und so ist es ihnen im Leben ergangen, und aus den und den Gründen,“ oder „seht, dieser Mann oder jene Frau sind nun so und so gestellt, und nun seht, das und das wollen sie erreichen. Ob es ihnen wohl gelingen wird?“ Wenn sie, was oft geschah, aus der Schule oder von andern Menschen mit einer dicken Wahrheit nach Hause kamen: „Hör, Vater! Nun hör bloß mal an! Eine bannige Sache!“ dann sagte er ganz neugierig: „So, so! Seht mal an, das sagte der Mann! Oha! So . . . so! Ja, das läßt sich wohl hören! Freilich . . . ja, man muß darüber nachdenken! Ich erinnere mich, daß ich mal eine andre Darstellung gelesen oder gehört habe, und zwar war es so und so. Wißt ihr, man muß über alles nachdenken, über alles! Man muß nichts ohne weiteres von den Menschen annehmen! Ihr müßt auch von mir nichts annehmen ohne weiteres, sondern ihr müßt selbst darüber tüchtig nachdenken, und immer wieder um die Sache herumgehn, bis ihr euch selbst ein Urtheil gebildet habt.“

So erzog er sie aufs beste, indem er beidem das Gleichgewicht hielt: daß sie unter Menschen und Dingen ihr Leben führen und sich unter ihnen behaupten sollten und zugleich doch das ewige Wunderbare spürten, das ewige Gewisse=Ungewisse, unter dessen Lichtschatten wir dahin=

gehn. Obgleich er nur einen einfachen Verstand hatte und eine noch geringere Gelehrsamkeit, hätte man doch weit in der Landschaft suchen müssen, um einen Vater oder einen Erzieher zu finden, der seinen Kindern beides zugleich und ineinander zeigte: die Welt der Erscheinungen und die Welt des Unveränderlichen. Dabei war er nicht stolz. Er sagte zu Gude: „Wie sollte ich stolz darauf sein, daß meine Kinder so erfreulich heranwachsen? Sie haben von Natur eine gute Art von meinem und deinem Geschlecht; und . . . wie mir ganz deutlich ist . . . gute Geister bemühen sich um sie. Was ist das für ein Verdienst, daß ich wertvolles, gesegnetes Land tief und sorgfältig pflüge und reichlich begieße?“ Er prahlte sonst oft und gern vor Gude, und hielt oft großartige Reden. Es war das richtig und nötig, damit er sich in gutem Ansehn vor ihr erhielt. Denn wenn sie auch lange nicht alles, was er sagte, gläubig hinnahm — im Gegentheil, sie war sehr scharf im Ablehnen und stürmischen, etwas lärmenden Angriffen — so blieb doch immer ein Stück Respekt, Unsicherheit und Bedenken in ihr zurück. Aber in diesem Punkt prahlte er nicht. Seine Liebe und Sorge um seine lieben Kinder war ihm zu großes, heiliges und übermenschliches Gebiet.

Man kann sich denken, daß eine Frau wie Gude, die immer mit wachen, spöttischen Augen auf ihren Mann sieht, auch sonst den Mann reizt, alles zu tun, was er kann, um einen starken und würdigen Eindruck zu machen, und solche Kinder — wie Adam sie im Geiste sah — einen Vater aufmuntern, alles zu tun, um ihnen ein gutes, ja leuchtendes Vorbild zu sein. Einmal hatten sie ‚Kaland‘ in ihrem Hause. Das ist eine uralte Vereinigung der Pastoren der

Landschaft, die alljährlich einmal in den Pastoraten zusammentrifft. Da der Gastgeber aus der Kalandkasse gut bezahlt wird, muß er gut aufstischen; und sie bereiteten denn auch alles aufs beste vor. Vor Tisch hielt Adam den vorgeschriebenen Vortrag über das Thema: „Wie füllen wir am besten die Gottesdienste?“ Er hatte sich viel Mühe gemacht und es alles mit Gude durchgesprochen, und jeden Satz mit lauter Stimme vor ihr verteidigt und trug es in seiner natürlichen wuchtigen Weise vor, als wenn es Spatenarbeit wäre. Sie konnten denn auch nicht viel dagegen sagen. Nur Natje Stamp, der kleine runde mit dem schiefen Kopf und dem gelben Henkeltopf, der in einem kleinen Moordorf saß und wegen seiner Gelehrsamkeit keine Erfolge in seinen Predigten hatte, quarkte etwas gegen Adam an, daß er die Sache nicht wissenschaftlich erfaßt hätte. Aber Adam, nun schon Jahre im Amt und mit einem solchen lebendigen Weibe verheiratet und wenn nicht ihr Herr, so ihr doch durchaus gewachsen, und durch die ganzen Umstände dieser Stunde, daß er hier in seinem stillen Hause von all den streitsüchtigen Gesichtern umgeben war, sehr erregt, antwortete sofort mit großem Feuer: „Was heißt in diesem Fall wissenschaftlich?“ sagte er. „Du meinst, ich soll mich so anstellen, als wenn ich nicht weiß, was eine Predigt ist, und zu welchem Zweck sie gehalten wird. Und was ein Kirchspiel ist, und daß es sich aus Menschen zusammensetzt. Und dann soll ich eine Geschichte der Predigt bringen, und die berühmtesten der Reihe nach her erzählen und zeigen, wie sie es gemacht haben. Aber mir schien, es wäre viel wertvoller, wenn ich vorführte, wie ich, Adam Barfood, hier in Hopptrup und Holebüll mein

Lied pfeife. Ja, das schien mir!" Und er bog sich im Stuhl vor und sah sie alle mit festen sichern Augen herausfordernd an.

Natje Stamp hob die runden Schultern. Das sollte heißen: „Ja, du hast ja mit Mühe und Not den zweiten Charakter bekommen, und weißt nicht, was Wissenschaft heißt.“ Die andern lächelten.

Danach stapfte Gude, groß und üppig, mit ihren raschen langen Schritten, zwischen der Küche und dem Saal hin und her, und tischte auf, und bediente auch ganz allein bei Tisch. Es gab Suppe und Braten und für je zwei Mann eine Flasche Rotwein. Der Hauptpastor von Hansfeld, der von Adams Sieg gekränkt war und ihn ein wenig ärgern wollte, behauptete, daß Adam vom Weinhändler betrogen wäre. „Er hat dich glatt betrogen,“ sagte er, „der Wein ist nicht gut.“

Adam aber ersuchte ihn mit ruhiger Stimme und stark gehobenen Brauen, sich doch ja nicht aufzuspielen: „Bildest du dir ein, daß du mehr vom Wein verstehst als ich? Soll ich dir sagen, wie es steht? Wir wissen beide nichts davon.“

Nachher behauptete dieser Mann noch, nur um Streit zu machen, daß Adams Kanzel, die unglücklicherweise über dem Altar stand, wie ein Tabakskasten aussähe. Aber welche Abfuhr bekam er! „Wenn ich auch zugeben muß,“ sagte Adam mit lauter Stimme, „daß sie nicht schön ist, so hast du doch noch lange kein Recht, sie einen Tabakskasten zu nennen, dieweil kein Tabak darin ist, sondern ich mit Gottes Wort!“

Wie lachten die andern! Und wie lobten und be-

grüßten sie ihn! Und wie großmütig und freundlich war er nachher gegen den Neidhammel.

Zuletzt stand der alte würdige Propst auf und hielt mit seiner zerbrochenen Stimme eine freundliche Rede auf Adam und Gude. Er lobte Adam, daß er ein fleißiger Pastor wäre und ein besonders ernstes und sichres Auftreten hätte und dabei ganz ohne Salbung wäre, und Gude, daß sie eine gute und treue Hausfrau wäre.

Und so verlief alles aufs beste. Und Gude hatte sich nun also mit eignen Augen überzeugen können, daß sie einen Mann hatte, der seinem Posten gewachsen war, ja mehr als das, der die andern fast überragte.

Wirklich, nach diesem Kaland mußte es Gude klar sein, was für einen tüchtigen und hochgeschätzten Mann sie hatte, und daß sie alle Ursache hatte, nur auf ihn zu sehn, und wenn sie etwa schwach würde — was ja bei ihrer Natur nicht ganz ausgeschlossen sein konnte — sich an niemand anders sonst anzulehnen, als an ihn. Aber nun kam noch dazu, mit welcher Würde und Sicherheit er dem Bischof begegnete! Ist nicht der Bischof der erste Mann im ganzen Land? Von Kaiser, Oberpräsident und Generalen sieht man nichts; und ein ungelehrter Mensch, wie Gude, ist in Versuchung, all diese hohen Menschen für mehr sagenhafte als wirkliche Figuren zu halten. Aber der Bischof erscheint.

Da ist er! Alle drei Jahre kam er und blieb zwei Tage, und sah mit seinen Augen, in denen leicht der Spott hochkam, alles an, was da war: Eltern, Kinder, Bücher, Garten. Er war sehr klug. Oha . . .! Er war sehr gut! Oho . . .! Ja, das war er. Aber boshaft war er auch. Oh . . . sehr!

Aber seht, dieser Adam Barfood . . . ließ er sich von

diesem hohen Mann ins Bockshorn jagen? Oder wurde er auch nur unsicher? Nichts von alledem. Gude, ja . . . die hatte zuerst Sorgen. Sie fühlte zum erstenmal in ihrem Leben, daß sie doch eigentlich ein ganz unwissender Mensch wäre, und daß sie eigentlich kein Recht hätte, mit ihrem frischen und etwas freien Mundwerk so durchzukommen. Aber als er dann mit seinem schönen Wagen angefahren kam zwischen den alten windschiefen Linden herauf, und mit Hilfe seines Dieners ausstieg und ihr entgegenhumpelte, vergaß sie plötzlich alle Unsicherheit und hatte Mitleid mit ihm, und war in ihrer Weise zutraulich und nahm ihm Hut und Stock ab. Adam sagte dem Bischof in seiner Arbeitsstube, da es sich so machte, daß er die Gewohnheit hätte, die Menschen im Kirchspiel mit „Ihr“ anzureden. „Die Anrede mit ‚Sie‘ ist ja ganz sinnlos,“ sagte er, „und nur als eine schlechte, verdorbene Mode in unsre Sprache geraten. Wenn wir ein Weltvolk werden wollen, sollten wir dies dumme Sie der Anrede fallen lassen; es ist ein Hindernis in unsrer Sprache.“

Man fing damals viel an, davon zu reden, daß wir ein ‚Weltvolk‘ würden.

Der Bischof sieht Adam an und sagt, als wenn es sich um etwas ganz Selbstverständliches handelte, ja um eine angenehme Sache: „Bitte, lieber Barfoot, dann machen wir beide es auch so. Habt die Güte, und zeigt mir zuerst das große Schapp, und erzählt mir nochmal diese Geschichte; und dann zeigt mir die große Kutsche, in der ich schlafen soll, mit dem ‚nur selig‘ und dem Wappen.“

„Darin könnt Ihr nicht schlafen, Herr Bischof, darin schlafen wir.“

„So, so!“ sagte er; „das Beste, scheint mir, ist für euch,“ und sieht die beiden jungen Leute von oben bis unten an, und sagt in hellem Neid: „Ja, wenn man jung ist!“

Am Abend bringt ihm der Diener die Pfeife und er sitzt gemütlich bei ihnen und unterhält sich, besonders mit Gude. Die antwortet ihm und dreht den Stab bald um, und fängt an, ihn zu fragen; und der Bischof wird an ihrer Menschlichkeit warm, und fängt an zu erzählen; und Gude gibt ihm recht oder unrecht, und schlägt die Hände zusammen, und reißt an einem dicken Tau zwischen ihren Händen. Nein, wie die beiden lebendig werden!

Als sie einmal hinausgegangen ist, kehrt er sich stöhnend zu Adam: „Pastor Barfood,“ sagte er, „ich glaube, Eure Frau liest im ganzen Jahr kein Buch.“

„Tut sie auch nicht,“ sagte Adam, und sieht dem Bischof grade ins Gesicht.

„Seht Ihr! Seht Ihr!“ sagt er. „Ich fühle es deutlich! Bücher färben ab, so oder so. Diese Frau aber hat noch kein Wort gesagt, das mich an Bücher erinnert!“

„Höchstens die Bibel, Herr Bischof. Sie wendet zuweilen mal ein Bibelwort an oder einen Gesangbuchvers, dessen sie sich aus der Schule erinnert.“

„Aber ich bin überzeugt,“ sagt der Bischof boshaft, „sie braucht solches Wort ganz, wie es ihr paßt und wozu es ihr gut scheint.“

„Das ist leider wahr,“ sagt Adam.

„Barfood,“ sagt der Bischof, und tippte Adam auf das Knie, „sagt nicht ‚leider‘! Freut Euch, daß Ihr eine solche Frau habt; sie ist amüsanter als hundert andere. Sie hat

keine Gelehrsamkeit; aber sie hat ingenium! Ja, sie hat ein besonderes ingenium!“

Adam nickte und sagt mit gerunzelter Stirn: „Davon kann ich ein Lied singen, Herr Bischof. Sie jagte mich in dem ersten Jahr, als sie noch keine Kinder hatte, mit ihrem ingenium siebenmal um das Haus.“ Und er erzählte dies und das von seinen Nöten mit ihr.

Der Bischof lachte und schlug sich auf die Schenkel.

Was geschieht sonst noch an diesem ersten Abend? Es geschieht dies: Als der Bischof im Dunkeln nach dem Stall muß, und die beiden Stufen nicht recht sieht, die nach dem alten verlassenen Ochsenstall hinunterführen — das Pastorat war noch ganz für Landwirtschaft eingerichtet, die früher dabei gewesen war — und etwas ins Stolpern kommt, schmerzt ihn wohl die alte Wunde und er tut einen kräftigen Fluch und schimpft auf die alte Kate, die sie hier ein Pastorat nennen, in dem man riskierte, ein Bein zu brechen. Und seht, damit ist nun auch für Adam das Eis gebrochen. Adam hatte immer noch jene erste Unterredung während des Erzens in der Erinnerung und war noch etwas scheu und vorsichtig gewesen; aber wenn solch ein Mann solche Blößen zeigt, was soll man ihn dann fürchten? Also, was sollte Adam nicht frisch und frei die Sache vortragen, die ihm am Herzen lag?

Welche Sache? Welche? Nun irgendeine schwierige Frage! Diejenige, die in den letzten drei Jahren, seit dem letzten Besuch des Bischofs, seinen Geist bewegt hat! Ein Mann aus dem Bauernstand, der einen berühmten Vorfahren hat, ein Mann, der mit solcher Sicherheit und Ruhe über eine solche Frau herrscht und seine Kinder mit so

großen Hoffnungen großzieht, ein Mann, der so eigenartige Predigten hält, und vor dem Kirchspiel Hopptrup und Halebüll bestehn kann, der zuweilen wochenlang zu Hause sitzen muß, weil Wege und Stege in Schnee, Nebel und Regen grundlos geworden sind, muß der nicht zu dem Glauben kommen, daß er hinter irgendein Geheimnis der Schöpfung kommen kann? Daß er irgendeine Entdeckung oder Erfindung macht, und sich damit einen bekannten Namen, Ruhm und Ehre schafft?

Das erstemal war es das Versuchsfeld im Garten gewesen. Adam hatte die große Idee gefaßt und auf seinen einsamen Wegen erwogen, ob es nicht möglich wäre, ein Urkorn zu erzeugen. Goethe mit seiner Urpflanze hatte die Schuld. Adam hatte den heißen Wunsch, die Sache, die ihm nicht ganz geheuer schien, mit einem würdigen verschwiegenen Mann zu bereden, ihm zu zeigen, was für Versuche er in seinem Garten anstellte usw. Aber die Sache scheiterte daran, daß ein wilder Sturm losbrach, und der Bischof in den Holzschuhen, die Adam ihm angetan, mitten im Gartenweg im Dreck stecken blieb. Da stand das alte, schwere Brack mitten im Gartenweg und konnte weder vor- noch rückwärts, und Adam mußte froh sein, als er es ohne Hebel und Taue glücklich wieder im Scheunentor hatte. Nachher hatte Adam diese Idee fallen lassen, und zwar, weil eine größere anfing, von ihm Besitz zu nehmen. Diesmal war es eine kosmische Sache! Jawohl! Adam hatte, wie schon gesagt, keinen dogmatischen Glauben, sondern einen rein geistigen. Er hatte aber das Bedürfnis, diesem Glauben etwas Festigkeit zu geben, so ein paar Latten und Krampen. Also hatte er sich ausgedacht, daß die Schöpfung

zuerst nichts als Gottes Geist gewesen, lustartig; danach hatte sie sich allmählich geteilt durch den Urwillen, der in ihr war. Ja. Der Geist war in viele Geister gegangen, zahllose in sichtbare (Sterne, Welten), zahllose andre in unsichtbare. So waren unendliche Schwärme von Geistern entstanden, die zum Teil in Weltkörpern, Tieren, Pflanzen, Menschen dahinlebten, zum Teil, menschlichen Augen unsichtbar, ihrem eingebornen Willen nachgingen. Dabei konnte es denn nicht ausbleiben, daß diese Wesen, und zumal die unsichtbaren als die beweglicheren, Anschluß, Freundschaft, Gesellschaft suchten, was man in allerlei Lebensgemeinschaften, wie Fixsterne und Planeten, menschlicher Ehe usw., beobachten kann. Und so habe der Mensch denn auch, gleich wie die Tiere, und wohl mehr als sie, Zuspruch von unsichtbaren Geistern, die sich mit ihm zu schaffen machten. Im großen und ganzen wohl zu Heil und Segen, aber zuweilen auch als Versucher, ja zuweilen auch als böse Dämonen. Das heißt, menschlich geredet. Denn am Ende geht alles nach Gottes reinem Urwillen. Dies alles hatte er sich nicht etwa willkürlich ausgedacht; sondern es hatte sich nach seinem eignen Gefühl und in seinem eignen Leben so gebildet, und er lebte, je älter er wurde, mehr und mehr in dieser Vorstellung, und redete gelegentlich auf einsamen Wegen, nachdem er sich erst vorsichtig umgesehen hatte, zwar ernst aber doch ziemlich frei mit den Geistern, die ihn nach seinem Glauben umgaben, und hatte viel Freude, Sicherheit, ja, Schelmerei davon; denn es war durchaus nicht so, daß diese Geister engherzig waren und zu fürchten wären, so lange man nur auf wahrhaftigen, natürlichen Wegen war.

Adam war stolz auf diese seine Idee und nannte sie, da sie doch auch einen gelehrten Namen haben mußte, die „Nebular- und Geister-Theorie“, und gab sich viel Mühe, Ordnungen und Abstufungen in sie zu bringen. Aber das wollte nicht recht gelingen. Die Gesellschaft war zu bunt; und war wählrig wie junge Pferde. Er fing aber trotzdem an, sie niederzuschreiben; und trug sich stark mit dem Gedanken, der Menschheit damit zu helfen und sie bekannt zu machen. Aber zuvor wollte er noch einen Menschen darum befragen; denn er konnte bei aller Sicherheit, die er hatte, doch nicht das Gefühl loswerden, daß er nun einmal kein Gelehrter wäre und vielleicht zu kurz gesprungen wäre. Also jemand fragen! Aber wen? Den Propsten? Nein, der war zu alt, war auch mit dem alten Kirchenglauben zu fest verwachsen. Der Bischof!

Der Bischof kam nach drei Jahren wieder: schöner Wagen, schöne Pferde, alter Diener, Krückstock. Etwas älter und schwerer geworden, aber mit sehr lebendigen Augen.

„Pastor Adam Barfood ...! Da ist er ja ... Frau Gude, die keine Bücher liest! Gott sei Lob und Dank, daß es noch so etwas gibt in unsern Pfarrhäusern! Anrede: Ihr. Ich freue mich, eure Angesichter zu sehn. Verdammt! Diese holprigen Steine vor eurer schiefgesackten Haustür! Aha. Da bin ich also!“

Lauter Gemütlichkeit! Ein gutmütiger, ganz ungefährlicher Mensch!

Noch am selben Abend, als die Kirchenbücher mit den Duplikaten verglichen waren, bringt Adam die Sache vor. So und so: Nebel, Sturm, Geister, Zuneigung usw. Der

Bischof hört mit ziemlich großen Augen zu, und zieht dann und wann den großen Mund noch mehr in die Breite. Adam wird abwechselnd stolz und bang, heiß und kalt.

Als er fertig ist, sagt der Bischof: „Mein Lieber, die Idee enthält ja allerlei Hübsches. Aber wißt Ihr was? Seht, hier haben wir eben den Unterschied zwischen einem Menschen wie Frau Gude und uns allen andern. Ihr habt Bücher gelesen! Jawohl! Eure Idee ist in keinem Stück neu. Es ist eine Kosmogonie, wie sie von vielen der edelsten Menschen empfunden oder erdacht worden ist. Ganz ähnliche Gedanken sind von Jesus und andern, dann besonders von einem gewissen Franzosen, und dann von Kant, und dann von Goethe ausgesprochen worden, und dann noch von andern. Ja, seht, Ihr habt hier und da etwas gelesen und habt es zusammengelegt.“

„Nein,“ sagte Adam stark bedrückt, aber mit ruhigem Stolz, „so ist es nicht ganz. Freilich, das mit Jesus und Goethe . . . das stimmt. Aber im übrigen kann ich in meinem einsamen Pastorat nicht alles lesen, was gedruckt wird, und ich habe es auch nicht gelesen, nicht einmal aus zweiter Hand, sondern ich habe mir das selbst ausgedacht, weil ich eben diese Empfindungen und Erfahrungen habe. Ja . . .! Aber nun,“ sagte er mit einem langen freien Atemzug, „weiß ich denn also Bescheid! Und ich bin froh, Herr Bischof, daß ich nun sozusagen nicht mit dieser Sache beauftragt und belastet bin.“

Aber der Bischof schien diesen Standpunkt zur Sache nicht zu glauben. „Na, na!“ sagte er böshaft, „Ihr dachtet doch wohl an große Ehre: Doktorhut . . . Lorbeerkranz.“

Adam sah den Bischof ernst an und machte eine Bewegung mit der breiten Hand und sagte: „Es mag sein, Herr Bischof; es ist ja menschlich. Aber meistens habe ich doch gewußt, daß ich kaum den zweiten Charakter habe und solche Gedanken nicht haben darf. Es genügt mir, daß ich hier in Hopptrup und Holebüll in einer tüchtigen Weise meines Amtes walte.“

„Ja,“ sagte der Bischof mit demselben boshaften Zug um den Mund, „das mit dem Körnerzählen, das liegt Euch! Und dann den Holebüllern von wegen dem Teepunsch die Wacht ansagen! Ja, das versteht Ihr auch! Ihr seid ja freilich selbst dem Teepunsch nicht ganz abgeneigt, und müßt Euch gefallen lassen, daß die Fischer mit den großen Stiefeln scharren, wenn Ihr darauf zu sprechen kommt . . .“

Woher hatte er nun das!

„Herr Bischof,“ sagte Adam, „das wißt Ihr auch selbst: wenn ich nicht dann und wann mit ihnen beim Teepunsch sitze, kommen sie nicht in die Kirche. Sie gehn nicht in meine Kirche, wenn ich nicht einer von ihrer Art bin.“

„Aber ihre Art gefällt dir auch, Adam!“

Mit großem Troß, ja Zorn: „Sawohl, natürlich! Ich bin doch von ihrem Stamm?“

„Na ja. Gut so! Gut so! Du bist eben nicht bekehrt.“

„Nein . . .! Gefallen Euch die Bekehrten besser, Herr Bischof?“

Der Bischof wehrte mit beiden Händen ab.

Also doch boshaft! Dies mit dem Körnerzählen und mit dem Teepunsch hätte er sich sparen können. Ja. Wollte der Bischof ihm etwa verbieten, sich hohe Gedanken zu machen,

und begehrte doch morgen vormittag eine gute Predigt von ihm? War nicht jede gute Predigt eine Art Kosmogonie, eine kleine Welterschöpfung? Genug, Adam brannte auf eine Gelegenheit, es ihm heimzuzahlen.

Am andern Vormittag predigte er in seiner gewohnten herzhaften und anschaulichen Weise vor der zahlreichen Gemeinde und vor dem Alten, der mitten im Hauptsteig, sein großes silbernes Kreuz auf der Brust, im Lehnstuhl saß; und merkte an seinem Kopfnicken, daß die Predigt ihm gut gefiel. Und sie mußte ihm allerdings auch gut gefallen; denn wer hält hier in der Landschaft eine Rede von solchem Saft und Kraft? Nachher hatte der Bischof denn die gewohnte Besprechung mit den Kirchenältesten, bei der Adam nicht zugegen war. Als er hereingerufen wurde, drückte der Bischof ihm die Hand und sagte vor den Kirchenältesten, die Predigt wäre sehr gut gewesen, und er hätte auch von den Kirchenältesten gehört, daß er immer so predige, wie heute: praktisch, herzlich, tüchtig, gütig und lebhaft. Ja, diese fünf Worte sagte er. Und wenn man sich im Kirchspiel, wie er hörte, hier und da ein wenig über die Geister wunderte, die dann und wann in den Predigten auftauchten, so hätten die edelsten Menschen solche Ideen gehabt, und die Hopptruper müßten froh und stolz sein, wenn ihr Pastor auch auf diesem etwas ungewissen Gebiet beschlagen wäre. Im übrigen hätte nicht nur der Pastor auf das Kirchspiel zu achten, sondern das Kirchspiel auch auf den Pastor. Ja, Bauern und Fischer sollten nur aufpassen, daß er es nicht zu schlimm mache, und ihm darüber schreiben oder mündlich berichten, wenn er in drei Jahren wiederkäme. (Dies alles mit boshaftem breitem Mund

und überaus funkelnden Augen!) Ja. Und also, da das Kirchspiel ihn lobte, wollte er, der Bischof, ihn auch loben; und er freute sich von ganzem Herzen, in seinem Hause zu sein. —

Nun, das war ja alles gut. Aber es war nicht mehr als wahr, und es war alles nicht ohne Bosheit. Also behielt Adam seinen Arger von vorhin, und hoffte, daß er es ihm wiedergeben könnte.

Nach einer Stunde gemeinsamen Spazierganges mit den Kirchenältesten auf dem Deich und über den Priel setzten sie sich alle zu Tisch und ließen sich schmecken, was Gude mit großen raschen Schritten auf den Tisch trug: Weinsuppe, Schweinebraten, Backpflaumen und Käse; und für jeden Mann eine Apfelsine.

Und da gab es eine kleine Peinlichkeit.

Der alte Tofall von Weller Moor, der dem Bischof gegenüber saß, aß seine Apfelsine, ohne sie zu schälen. Er hatte große gelbe Zähne und biß mit ihnen hinein. Es gab einen gelben Schein im ganzen Saal. Ja.

Der Bischof hatte gleich sein belustigtes Gesicht und fragte den Alten, ob er es immer so mache?

„Jawoll,“ sagte der Alte, das mache er immer so . . . niemals anders.

Na ja . . .! In Wahrheit hatte der Alte natürlich die erste Apfelsine in seinem Leben in seiner großen Torfhand.

Der Bischof sah Adam mit listig lächelnden Augen an und sagte auf Lateinisch so recht mit Genugthuung: „Nun habe ich einen alten friesischen Bauern zum Lügen verführt!“

Hallo! Ja, das sagte er, der Bischof.

Adam sah den Bischof ernst und zornig an, und sagte ebenso auf Lateinisch — er las mit dem Sohn des Nachbarpastors den Livius —: „Das hast du nicht gut gemacht, Bischof.“

Als er Adam so rasch antworten hörte und so ernst sah, lächelten seine Augen noch mehr, und er sagte wieder auf Lateinisch: „Wenn man dreißig Jahre lang von Dorf zu Dorf fährt und Tag für Tag mit Pastoren und Bauern zu Tisch sitzt und alle wollen immer mehr oder weniger frommer und klüger scheinen als sie sind, dann kommt man schließlich auf den Wunsch, irgend etwas anderes als Tischnachbarn zu haben, irgend etwas anderes . . . meinetwegen den Teufel selbst und seine Großmutter.“

Adam sagte zornig: „Aber heute hast du sie nicht, Bischof, sondern zur Linken einen evangelischen Pastor, und dir gegenüber einen alten friesischen Bauern.“

Darauf lachte der Bischof böshaft und trank Adam wieder zu und sagte: „Du bist bloß giftig auf mich von wegen gestern abend und heute morgen, wegen der Geister; und kannst überhaupt keinen Spaß vertragen. Du bist immer noch zu hitzig und zu jung, obgleich du nun schon bald vierzig bist und vier Kinder hast. Aber genug. Du bist ein braver Kerl und mir lieb vor vielen, obgleich du mich aus dem Bett vertrieben hast, das eigentlich mir gehört, wenn ich hier bin. Aber auch das sei dir verziehen, weil du dir ein so prächtiges buntes Weib gewählt hast,“ und er lachte, und trank Adam und allen zu, und war offenbar froh, daß ihm dieser hübsche kleine Seitensprung gelungen war.

Adam aber freute sich, daß er es ihm gegeben hatte, und stellte mit Genugthuung fest, daß die Kirchenältesten sich ansahen und offenbar dachten: er hat es ihm gut gegeben, das merkt man! Oha, das sieht man an ihren beiden Gesichtern! Denn wenn der Bischof auch lacht und höhnt, — das kennen wir ja an ihm — so ist das Feuer in unsres Preesters Augen auch nicht von Stroh.

## Siebentes Kapitel

Aber ist irgend etwas im Leben und in der Welt in Ordnung? Nein. Es liegt im Wesen der Schöpfung, daß sie irgendwie schief ist, und mit ihr alle Dinge, alle Wesen, alle Begebenheiten. Damit Alle Seelennot, Angste, Bedenken, Irrtümer, Klemmungen, Hemmungen haben, und nicht geill werden. Das ist es.

Ging es ohne Wirrungen ab? Nein. Nichts von Gerechtigkeit! Nichts von Heiligkeit! Nein. Sondern Fleisch und Blut! Fleisch und Blut! Besonders natürlich Gude, das Weib. Die Weiber stecken tiefer in Fleisch und Blut, und haben mehr Not davon. Ach, sie sind in gewisser Hinsicht nichts als Fleisch und Blut. Als die vier Kinder geboren waren und zu ihrer beider Verwunderung das fünfte nicht kam, und eine gewisse Leere eintrat, fing es an, oder vielmehr: da geschah es. Denn diese Dinge kommen wie Hagelwetter an einem sonnigen Tag.

Zuerst war es freilich Adam, der in besondere und bedenkliche Lagen kam. Eines Tages, auf dem Wochenmarkt in der Stadt, war Gude zum Schuster gegangen — der kleine Uwe hatte Anlage zu Plattfüßen und sollte eine Einlage in seinen Stiefel haben — und Adam war mitten im Trubel des Marktes stehn geblieben, um sie zu erwarten. Als sie wieder herauskam, sieht sie, wie er zwischen den Kisten steht, die voll quiekender Ferkel sind, und eine große rotblonde Frau bei beiden Händen angefaßt hat, und diese Hände fortwährend schüttelt. Und beide sehn sich an, als sähen sie wunder was für ein liebes Gesicht. Dabei redet Adam in seiner Weise laut und großartig, als gehöre ihm

die ganze Welt, und bekümmert sich nicht um die Menschen. Die Händler mit den Ferkeln und dem Puttgut und die Makler kennen natürlich den etwas breiten kurzen Mann in dem alten blauen Seemannsanzuge, oder sagen sich gegenseitig, wer er ist, und sehn und hören ihm lächelnd zu. Einige nicken dann und wahn mit dem Kopf; dann hat er wieder eine seiner großen Sicherheiten gesagt, an denen Gude sich so oft ärgern kann. Nun hat er irgend etwas gefragt und sie gibt Antwort, und nun sind sie beide sehr ernst; aber gleich, da er wieder andres fragt, vergißt das große Weib seinen Jammer und lacht, wobei sie den Mund weit aufmacht und sich etwas hinten übergelegt hat. Nein, wie kann man in einem Atem- traurig sein und lachen? Was mag es für ein Weib sein? Wer kann wissen, was so ein Mann erlebt hat, als er noch heimatlos und haltlos dahinglebte!

Nun kommt Sibbert Daak des Weges. „He, Sibbert Daak . . .! seht mal: dies ist meine erste Liebe gewesen . . .! Was . . .? Was sagt Ihr dazu? Ist sie nicht schmuck? Was?“ und er lacht über das ganze breite Gesicht.

Das auf offnem Markt! Unter den Ferkeln, und vor all den Weibern . . .! Also Anna Haiden! Nun, das ist ja noch das erfreulichste! Es ist doch jedenfalls keine Zweite, die er ihr unterschlagen hätte. So . . . also das ist sie! Allzu groß und schwer, aber eine schmucke Frau. Worüber reden sie? Über ihre Liebeszeit, über den berühmten Gang über die Diele, über jene leichtfertige Nacht! Es ist ganz deutlich zu sehn. Wie schlimm benimmt sich dieser Mann. Seht, er erinnert sie offenbar an diese und jene Szene. Und wie schlimm benimmt sich diese Frau! Sie läßt sich offenbar

gern daran erinnern, obgleich sie den Kopf schüttelt und rot wird. Ein hübsches Paar Sünder! Adam und Eva, die sich lachend über ihren Sündenfall unterhalten! Nun, endlich geht es zu Ende. Es kommt ein Wagen angefahren und die Frau geht darauf zu; und nun gibt sie ihm lachend und nickend die Hand zum Abschied, und sagt ihm offenbar unendlich freundliche Worte. Ja, wahrhaftig, sie hat diesen Adam noch jetzt lieb. Ihr ganzes großes Gesicht lacht und strahlt. Und nun endlich erinnert sich Adam seiner Frau. Er erinnert sich, daß er ein Weib hat. Er will sie offenbar mit seiner Mitsünderin bekannt machen. Danke! Gude hat sich längst hinter einem Kartoffelwagen in Sicherheit gebracht; Adam sieht sich vergeblich nach ihr um. Er fragt einige Leute, ob sie seine Frau gesehn haben; aber sie schütteln die Köpfe. Es tut ihm offenbar sehr leid, daß er ihr Gude nicht zeigen kann. So'n Mann! Wie unsagbar taktlos! Mein, was für ein Abschiednehmen! Noch ein langes Hinreden zum Wagen hinauf. Er erzählt ihr offenbar von Frau und Kindern; denn er sucht sie noch immer mit den Augen auf dem ganzen Marktplat. Nun fragt er noch etwas in seiner alten festen Weise; wie ein Eichenpfahl steht er, breit und fest. Nun fährt der Wagen ab.

Adam steht und sieht ihr nach, und steht noch einen Augenblick, noch ganz benommen; dann besinnt er sich und geht auf den Schusterladen zu; und Gude kommt von der Seite auf ihn zu.

„Ach,“ sagt er voll Feuer und Eifer, „wie schade! Weißt du, wen ich getroffen habe? Denk dir, Anna Haiden! Die liebe Anna Haiden!“

„Ich hab' es alles gesehn,“ sagt sie, nicht streng, nicht

böse, das kann sie nicht, aber mit erstauntem Blick aus den alleräußersten Eckfenstern, so als wenn Adam sich in ein ruppiges Kalb verwandelt hätte. Er lacht. Lacht über ihren Zorn.

„So'n Mann!“ sie taucht die Worte bis über die Achseln in ein Gemisch von Verwunderung und Verachtung.

„Ja,“ sagt er großartig, über das ganze Gesicht strahlend, „sieht sie nicht gut aus? Hab' ich zu viel gesagt? Und war das nicht eine großartige Unterhaltung . . . was?“

In einem schweren Untersuchungston: „Worüber habt ihr euch unterhalten?“

Er lacht: „Das hast du auch gesehen, ich seh' es dir an den Augen an. Worüber wohl?“

„Ja, und ich habe leider gesehen, daß ihr euch beide nicht schämt.“

„Nee,“ sagt er, „sie wurde ein bißchen rot. Merkwürdig, damals wurde sie nicht rot. Damals kam es ihr frisch vom Herzen; jetzt wurde sie ein bißchen rot. Aber ich merkte wohl, daß sie sich mächtig gern daran erinnerte, und daß es ihr sehr gut tat, daß ich noch heute so glücklich darüber bin. Ach, die liebe große Deern!“

„So.“

„Ich sagte zu ihr: ‚Du hast mich damals verführt, Anna; es war eine schlimme Sache!‘ Da lachte sie. Sie fällt immer noch hintenüber, wenn sie lacht, hast du es gesehen? Hatte ich sie dir richtig geschildert? Hast du sie dir so vorgestellt? Sag mal sachlich — soweit ein Weib über ein andres Weib sachlich sein kann — ist sie nicht ein statlicher, schmucker und auch guter Mensch?“

„Nun sag mir lieber, was hat sie dir sonst noch erzählt? Ihr habt ja, Gott sei Dank, nicht immer gelacht.“

„Ach, die Arme! Sie hat zwei Kinder verloren, zwei große Kinder und hat jetzt nur noch eins und das ist auch nicht stark. Sie sagte noch dies und das, und es scheint mir danach, als ob ihr Mann kein gesundes Blut gehabt hat. Wie traurig, große Kinder zu verlieren! Ihr Mann ist tot, und sie hat jetzt wieder denselben kleinen Hof, auf dem ich sie besucht habe, und schläft jede Nacht in der Stube, in der ich damals bei ihr war.“

„Bitte, darüber schweig nun still, und sag mir lieber, ob sie nun jeden Freitag zum Wochenmarkt kommt und ob du nun jeden Freitag zur Stadt gehst.“

Adam lacht. Er schüttelt sich vor Lachen. Über Gude! Über ihren Zorn. Was ist dieser Mann verdorben in seinem Gewissen! „Nein,“ sagte er, „sie hat hier einen entfernten Verwandten besucht und kommt nicht wieder; aber ich habe von dir gesprochen und ihr gesagt, daß wir beide sie besuchen wollen, wenn wir endlich mal so viel haben, daß wir alle sechs in mein Heimatdorf reisen können.“

„Was hast du denn von mir erzählt?“

„Hast du gesehn, daß ich mich nach dir umseh? Weißt du, was ich von dir gesagt habe? Ich habe mich gradeweg und sehr hübsch ausgedrückt. Weißt du, Anna, sagte ich, ich will dir sagen: mancher Mann, der seine Jugendliebe wiederseht, sagt zu sich: wärst du doch bei ihr geblieben. Und sicher wäre ich nicht betrogen worden, wenn ich bei dir geblieben wäre! Aber sieh, ich brauche das nicht zu denken in diesem Augenblick. Ich habe eine großartige Frau bekommen und habe prächtige Kinder von ihr.“

„Da riefst du unter die Leute: habt ihr meine Frau ge= sehn?“

„Aber niemand sah dich.“

„Ich stand hinter dem Kartoffelwagen.“

„Dafür,“ sagte er zornig, „wirst du im Himmel verur= teilt sein, den ganzen Wagen zu schälen!“

Sie sieht ihn von der Seite an, ohne den blonden Kopf auch nur zu bewegen und ist lauter Verachtung: „So'n Mann!“ und nun läuft sie mit ihren hohen schlanken Wei= nen, leichtfüßig und rasch, mit jedem Fuß fest und rasch aufschlagend, nach dem Wirthshaus, wo sie eingekehrt sind.

Das also war Adams Erlebnis; und jedermann muß zugeben, daß er es in Ehren bestand. Es ist unmöglich, daß ein Mensch ein vornehmeres Wiedersehen mit seiner alten Liebe haben kann, als Adam es hatte.

Aber Gude!

Die alte Geschichte vom Weibe!

Es war da eine große Bauernhochzeit. Zweihundert, zuerst etwas stille, dann ziemlich ausgelassene Menschen auf einer großen Bauerndiele. Zwei große Wagen= räder . . . Hinterräder . . . von den Balken herab, mit Wachslichtern besteckt. Viele halbdunkle und einige ganz dunkle Stellen! Und draußen über dem Deich Weststurm. Unendlich gemütlich! Und unter den Gästen dieser Better, mit allen verwandt, aller Welt bekannt, ein Schelm, frech, redegewandt, lachend und lockend. Und dann plötzlich gefährlich, plötzlich . . . in einem Nu . . .!

Manche Frauen kommen auf Abwege, weil eine wilde Not oder eine schleichende Sehnsucht sie treibt; andere . . . warum? Gude hatte vier kleine Kinder zu Hause in ihren

Bettlein schlafen, und einen Mann, der in allem wacker war, der eben erst, wie sie deutlich gemerkt hat — sie achtete sehr darauf — mit seiner frischen Trauredede die ganze Welt befriedigt, ja erfreut hatte; aber sie spielte gern. Und spielend, neugierig, eifrig, selbstvergessen, kam sie zu weit, und befand sich plötzlich, nicht grade am Abgrund, aber doch so ein wenig im Sumpf. Ja. Der Better hatte viel Freude an ihr und sie an ihm. Sie guckte so, und guckte anders; sie lachte und wunderte sich über ihn; sie wurde zornig und sah ihn nach seinen großartigen Behauptungen, richtigen Mannesprahlereien, mit solcher Verachtung aus den Augenwinkeln an, daß man sich wundern mußte, daß er nicht zusammensank. Aber er sank nicht zusammen. Er erwiderte ihren Blick mit so einem Ausdruck: „Ich weiß, was du denkst.“ Zulezt machte sie, obgleich rund um sie her das lustige Treiben war, mitten auf der Hochzeit, einen Versuch, ihn durch Mütterlichkeit und großen Ernst zurecht zu bringen. Aber auch das gelang nicht. Er sagte: ja, wenn sie ordentliche Augen im Kopf hätte wie andre Leute, und wenn ihr Mund, während sie redete, ein wirklich ruhiger, schöner Frauenmund wäre; aber ihre Augen wären völlig unflug, und ihr Mund rede von wilden Küssen. Ja, das wagte er zu sagen! Und dabei war er sonst ein rechtlicher und netter Mensch, auch von guter Familie. Ja, das wußte sie. Aber nach diesen Worten mußte sie sich doch völlig von ihm abwenden, obgleich sie heftiges Mitleid mit ihm hatte, daß er in solchem Tiefstand dahinlebte. Sie sah ihn noch einmal an, mit einem Blick, als wenn sie ihn nun dem jämmerlichsten Elend überlasse, und ging von ihm weg.

Aber was geschah? Als Adam auf dem Bock sitzt — Adam mag gern selbst fahren, besonders in der Nacht — und Gude sich in die offene Kutsche setzt und denkt, nur die alte Frau Abel Nissen steigt mit ihr ein, setzt der Better sich neben sie. Er hat ja nichts in der Welt zu tun, als Besuche zu machen. Er will den kranken Better besuchen, der da am Seedeich in Adams Kirchspiel wohnt. Und sieht, dieser Halunke! Er zeigt aus dem Wagen, und zeigt der alten Frau bald dieses, bald jenes im hellgrauen Dunkel der Sturmnacht, nah und fern, und wenn sie sich dann schwerfällig umdreht, und hinausguckt, drückt und streichelt er Gude. Und zweimal küßte er sie. Und einmal sah Adam es, als er umwandte, um den Better nach dem Weg zu fragen.

Adam stellte sie zur Rede; und Gude mußte wohl schweigen.

Schweigen? O, nein! Schweigt eine Frau? Sie wird zwar einen Augenblick etwas unsicher; aber gleich sagt sie mit großen verwunderten Augen: „Kannst du denn das mit den Geschichten vergleichen, die dir passiert sind? Ich . . . ich hatte den Menschen lieb.“

„So . . . du hattest den Menschen lieb . . .? Was gefiel dir denn an ihm?“

Etwas bedrückt: „Ach, dies und das . . . daß er so rasch ist. Er hat so rasche, frische Bewegungen. Die meisten Männer sind so langsam.“

„Zum Beispiel ich.“

„Nein, du nicht, du bist auch rasch, das weißt du wohl. Darum hast du mir auch gefallen damals . . . und gefällst mir auch noch. Aber das willst du ja auch bloß hören, obwohl du es ganz genau weißt.“

„Also so war es. Er war rasch, und da warst du fertig, da warst du am Ende deiner Kraft.“

„Ja . . . als er da im Wagen so dicht bei mir saß, der freche Mensch, da konnte ich nicht anders.“

„So, da konntest du nicht anders! Wenn ich das nun auch so machte . . . Wir gehn zu einer Hochzeit oder Taufe oder großen Gesellschaft, und da ist eine schmucke Frau . . . und ich kann eben nicht anders. Ich bin dann fertig und erledigt.“

„Wie kannst du nur so etwas sagen: ich bin doch ein Weib und du ein Mann?“

„Wieso . . . was ist denn das für ein Unterschied?“

„Das ist ein großer Unterschied. Ich tu es, weil ich ihn lieb habe; ich muß es tun. Aber ihr tut es nur, um zu sehn, ob ihr es erreicht.“

„Ach so . . .!“

Es war ein richtiges Jahr von Wirrungen.

Was geschah noch in demselben Winter, an einem Dezembernachmittag, als es den ganzen Tag herunter-schneite und alle Wege von der Geest her in Wasser und Dreck versunken sind?

Die Haustür geht auf und auf der Diele steht ein langer Mensch in Ledergamaschen und einem kurzen Schafspelz, eine Flinte über der Schulter. Ein schmucker Mensch von etwa fünfunddreißig Jahren mit einem frischen, wetterzerbissenen Gesicht; so wie man sich etwa einen Jäger oder Reiter denkt. Was will er in dem bösen Unwetter? Er wandert durchs Land und kauft Altertümer! Ja, für einen Hamburger Händler. Und nun will er fragen, ob der Pastor oder vielleicht die Kirche etwas derartiges hätte. Da sie

bei ihrem einfachen und weltabgeschiedenen Leben nicht sofort wissen, wie sie sich zu dem Mann und seinem Anliegen stellen sollen, und weil sie freundliche und gastfreie Leute sind, laden sie ihn ein, sich zu wärmen, und führen ihn in die Stube und bedauern im stillen, daß die Kinder nicht zu Hause sind und dies mit erleben; sie sind alle vier an den Deich gegangen, um den Hafen in Schaum und Sturm zu sehn und kleine Steine in den Gischt zu werfen, der über dem Steindamm steht, und nachher wollen sie mit den Lehrerkindern Schule spielen. Der fremde Mann kommt mit langen Schritten herein und setzt sich, und Gude geht ab und zu, den Kaffee zu bereiten, und sieht ihn in ihrer neugierigen Weise an. Es ist ja ein Mann, und ein besondrer. Gestern sei er über die Heide gegangen, den ganzen Tag, von Schleswig her; und nun wolle er durch einige Marschdörfer. Er hat etwas Schmales und Scharfes in seinem Gesicht und schielt zuweilen ein klein wenig, was man einen Silberblick nennt . . . So . . . also für einen Händler in Hamburg . . . Ob der Händler einen großen Laden hat?

Ja wohl, einen sehr großen.

Ob er das ganze Jahr lang für diesen Mann reist?

Nein, er hat in der Nähe Hamburgs ein Amt.

So, ein Amt . . .? Ein Amt!

Ja, nicht weit von Hamburg. Er komme aber häufig nach Hamburg. Ein Silberblick über ihre Gesichter weg und durch die ganze Stube, springend, beobachtend. Adam fühlt sich etwas unbehaglich, ist mißtrauisch. Für Gude ist er ein Mann . . . ein besondrer Mann.

Gude will zu gern wissen, was das für ein Amt ist. Was kann das für ein Amt sein? Der kurze Schafspelz,

die braune englisch lederne Hose, der ganze Mann ist von Wetter und Sturm wie zerrissen. Gude sieht nach seinen Händen. Es sind harte Hände, von Narben zerfetzt; aber sie sind fein und beweglich. Er hat überhaupt so rasche, freie Bewegungen, besonders in den Schultern. Er erinnert an Abenteuer, Reisen, Sturm, Geschrei in dunkler Nacht. „Gewiß haben Sie nicht immer das Amt gehabt,“ sagt Gude. „Was haben Sie denn in Ihrer Jugend gelernt?“

„O, ich war Seemann . . . Jäger . . . Soldat, Händler, bald dies, bald das. Ich habe die ganze Welt gesehn und habe lange im Ausland gelebt.“ Und dann hätte er eine Neigung bekommen, wieder in der Heimat zu leben.

O, dann war es ja kein Wunder, daß Gude gleich empfunden hatte, daß etwas Besonderes an ihm war, wenn er so weit herumgekommen war. Ein weitgereister Mann! Gude sieht ihn mit größerer Neigung an. Ganz unbewußt. Ob ihm sein jetziges Amt denn Freude mache?

„O ja, es ist nicht schwer, und es ist interessant. Ein Freund bot es mir an. Weiter nichts.“

Immer noch weiß sie nicht, was für ein Amt es ist. Sie sieht wieder nach den Händen. Aber es sind schmucke, feste, schmale Hände, braun von Wind und Sonne, wie auch das Gesicht.

Adam, der eine Viertelstunde im Saal gewesen ist, weil Besuch kam, kommt wieder herein, und findet die beiden noch so plaudernd, und freut sich, daß Gude sich offenbar gemütlich fühlt und mal was erlebt. Sie hat ihr Strickzeug in der Hand, aber sie arbeitet nicht, sondern sitzt vorgeneigt und sieht den Besuch an, hört ihm zu und hat rote

Backen. Der Besuch hat den Schafspelz geöffnet und zeigt eine Weste mit großen Hornknöpfen; einen Kragen hat er nicht um. Es ist so ein Mensch zwischen Arbeiter und Jäger, Seemann, Bootsmann. Er erzählt von einem tollen Verbrechen, das in Hamburg vor acht Tagen geschehn ist. Zwei Mann sind abends, nachdem die Angestellten fortgegangen sind, vermurmt in einen Goldschmiedladen eingedrungen, haben die beiden Chefs, die schwächliche Leute gewesen sind, geknebelt und übel zugerichtet, und haben eine große Summe an gemünztem Gold und auch goldenes Gerät erbeutet.

Gude war völlig im Bilde. Goldenes Gerät!

Ja. Und nun wäre es ja sehr interessant, zu wissen, was wohl daraus würde! Vielleicht würden die Sachen ja eingeschmolzen, was ja sehr schade wäre. Es könnte ja aber auch sein, daß die Einbrecher die Sachen verbürgen, ja, daß sie sie aus Liebe behielten. Man könne sich wohl vorstellen, daß ein Einbrecher grade Liebe zu solchen Sachen hätte. Da wären eben viele Möglichkeiten.

Ob man irgendwie den Einbrechern auf der Spur wäre?

Nein, das Verbrechen sei heute vor acht Tagen geschehn, und er wäre schon neun Tage unterwegs. Ja, neun Tage. Er hätte in Husum abends in der Zeitung davon gelesen. Ja, so wäre es gewesen.

Gude sitzt vorgebeugt und fragt und staunt. Ihr frisches Gesicht ist voll klarem Leben und schöner Bewegung. Sie hat leise angefangen, ihre Kunststücke und Spielereien zu machen; aber sie weiß es wohl selbst nicht. Sie legt ein Knie übers andere und glättet ihr Kleid, und man sieht ihren schmucken Fuß in einem einfachen niedrigen guten

Lederschuh, und sie läßt den Fuß im Schuh spielen. Sie fährt mit der Hand nach dem hellblonden Haarnoten und schiebt ihn ein wenig höher; sie weiß, das gibt eine schmucke Linie vom Nacken herauf. Sie steht auf und holt eine Schere und steht nochmal auf und geht mit ihren langen schlanken Beinen nach dem Schrank und kommt wieder. Sie lacht und zeigt all ihre schönen Zähne. Ja, Gude Witsch ist in Flor wie auf Hochzeiten, wenn es auf Mitternacht geht, und sie mit den alten Bauern lacht und kokettiert, und mit einem Allerweltsvetter auf der Bank sitzt, welche die Wachslichter, die vom Wagenrad herab auf die Diele scheinen, im Halbdunkeln lassen. Der Gast erzählt dies und das, und sieht sie mit seinen scharfen, flinken, kühlen Augen an, und ist voll von verhaltener Kraft; zuweilen ist es, als wenn ein Ruck durch ihn hingehet. Er sagt, daß er große Lust hätte, grade ihr mal Hamburg zu zeigen, nicht so, wie die Fremden es gewöhnlich sehn, und wie sie es wohl auch gesehn hätte, sondern . . .

„Ich bin niemals in Hamburg gewesen,“ sagt Gude.

Ach, sie ist noch nie in Hamburg gewesen? So als wenn er sagen will: mit wem ginge ich lieber durch Hamburg als mit Ihnen!

Und seht, er bekommt einen Blick aus den Eckfenstern: halb ungläubig, halb gläubig.

O, Gude! Mit diesem fremden Mann, der zufällig über die Heide und durch die tiefen Marschwege gekommen ist, von dem sie weder Namen noch Stand noch Leben weiß! Aber er ist ein besondres Exemplar vom Männergeschlecht, und es ist sechs Wochen lang nichts geschehn, keine Taufe, keine Hochzeit, keine Gesellschaft. Man hat sich nicht unter-

halten; man hat sich mit niemand geneckt; man hat vor niemand seine bunten Federn ausgebreitet.

Adam sitzt eine Weile dabei, lächelt und sieht die beiden an und hat das dumpfe Gefühl, als wenn sie einander ähnlich sind in ihren langen raschen, immer schön bewegten Gliedern. So als wenn sie aus einer älteren Kultur sind, als er mit seinem stämmigen und starken Körper. Er lädt den Gast ein, mit nach der Diele zu kommen und die alten Kirchengerate zu besehn. Der Gast steht rasch auf und sie treten zusammen an den großen Schrank, in dem nun wieder, wie in alten Zeiten, das Altargerät in der Mitte auf dem Tischlein steht, daneben eine zwei Fuß hohe, gut gearbeitete Magdalena und eine kleine Engelfigur, beide aus Eiche geschnitz; rechts der Talar und links in der Tiefe knabenhohe Holzleuchter, die bei Feierlichkeiten vor dem Altar stehn. Die mit den frechen Weibspfilen sind nicht zu sehn; sie sind ganz in die dunkle Ecke gestellt. Der Gast besieht alles und redet von der Form der Geräte und läßt die Becher und Kelche vor seinen Augen spielen. Besonders gefällt ihm die Magdalena. Er ist ganz hingerissen, ganz versunken in ihre Form; und erzählt von einigen ähnlichen Figuren, die sie in dem Kirchspiel haben, wo er wohnt.

Welches Kirchspiel?

Aber er umgeht es, beugt sich in Verlegenheit tiefer in den Schrank, und sagt: „Wo sind denn die andern Leuchter?“ und stockt.

Gude achtet nicht auf das Wort, sie hört es nicht; sie ist erregt von der körperlichen Nähe des großen, raschen Menschen mit dem scharfen, wilden Jägergesicht; aber Adam durchfährt es wie ein Blitz. Was war das? Der

Mann weiß, daß da noch andre Leuchter sind? Und wie auffällig, daß er kein Wort darüber sagt, daß der Schrank so groß ist, und über das Tischchen in der Mitte? Als wenn er täglich solche Schränke sähe? „Wo sind die andern Leuchter?“ „Welche andern?“ „Die natürlich, die jener Jäger und Battläufer geschnitzt hat, der Adams Vorgänger auf dem Gewissen hat?“

Adam stellt einige der Leuchter beiseite und holt einen von jenen hervor. Der Gast nimmt ihn in die Hand und gleitet mit einer merkwürdig nachfühlenden Bewegung über die Figur, über den ganzen Körper, und sagt irgend etwas über das Holz, aus dem sie gemacht sind; und sieht Gude an. Ach, und Gude ist Gude, und ist erregt. Alle ihre lieben Glieder beben durch diese eine Bewegung dieser Manneshand.

Adam will sagen, daß diese Leuchter nicht gebraucht werden, und will erzählen, woher sie gekommen sind und will dem Gast dabei scharf in die Augen sehn; aber da kommt ein Bote vom Kirchspielschreiber: er möge doch bitte herüberkommen, der alte Lehnsmann Peters wäre da und wüßte eine Auskunft über Ländereien.

Adam muß die beiden vor dem Schrank stehn lassen und hinübergehn; denn es ist ihm ganz unmöglich, den alten Mann vergebens warten zu lassen. Der Gast sagt, er wolle dann auch gleich gehn, und Adam gibt ihm zum Abschied die Hand und geht.

Nach einer kleinen halben Stunde — es ist inzwischen dämmerig geworden — kommt Adam zurück. Er kommt über das weiche, nasse Gras und geht an der Stalltür vorbei, da er die Absicht hat, gleich die Hintertür für die Nacht zu

schließen. Da hört er eine Stimme, die er gut kennt, ach, so gut . . . eine schwache, versagende, bittende Stimme; und erschrickt, und tritt heran und sieht in die Thür. Da steht der fremde Mann und Gude gleitet an seinem Arm auf die Hafergarben, die der Nachbar, der dreschen will, ausgebreitet hat. Adam tritt zurück, und sein erster Gedanke ist: wie rettetest du sie, ohne daß du sie demütigst . . . und geht weiter, dicht an der Hauswand, daß er auf die Steinplatten kommt, und trammt mit den Füßen, und ruft in seinem gewohnten Ton, wie er sie tausendmal ruft: „Gude . . . Gude . . . wo bist du?“ und tritt in die Haustür, und geht dann gemächlich durch die Voos nach dem Stall. Da kommt Gude ihm entgegen und sagt mit guter Verstellung: „Ich war im Stall.“

„Ist der Mann weg?“

„Ja, der ist weg . . . Er ist schon einige Zeit weg.“

Sie treten zusammen in die Stube, und Gude setzt sich ans Fenster und nimmt ihr Strickzeug und ist nicht so groß in der Verstellung, oder noch nicht wieder so wach, daß sie nun von dem Gast anfängt, was sie doch tun würde, wenn alles in Ordnung wäre. Plötzlich, wacher werdend, empfindet sie das und sagt: „Das war doch ein merkwürdiger Mensch . . .?“ Aber ihre Stimme ist nun unnatürlich und sie schweigt wieder, und steht auf, und sieht aus dem Fenster, und empfindet nun immer stärker, daß sie sich auffällig macht.

Sie tut Adam leid. Es ist so traurig, einen sonst so sicher handelnden und so schön spielenden Menschen in solchem unwahren Getu zu sehn. Er setzt sich ins Sofa und sagt mit ruhiger freundlicher Stimme: „Du merktest wohl,

Gude, daß ich besonders viel Lärm machte, als ich ankam. Ich hatte vorher in die Stalltür gesehn."

Gude beugt den Kopf und setzt sich wieder. „So," sagt sie leise, „hast du es gesehn? Es ist nichts geschehn."

„Nein, ich kam zufällig darüber zu, sonst wäre wohl etwas geschehn. Du sagst zuweilen, daß ich ein Heide bin, das heißt wohl in deinen Augen, ein natürlicher Mensch. Wer ist wohl mehr ein Heide: du oder ich? Wie ist es doch nur möglich: ein wildfremder Mensch, von dem du nichts weißt und kennst."

Gude mit bedrückter Stimme: „Es war mir, als wenn ich ihn immer gekannt hätte . . . und mich immer nach ihm gesehnt hätte. Einmal, bevor ich dich kennen lernte, ist mir das auch passiert. Ich habe es dir nicht erzählt. Ich war wie behert, Adam. Seine Augen . . ."

„So . . . Hast du gesehn, wie zerrissen seine Kleider und Hände waren . . . der ganze Mann? Was mag der schon erlebt haben!"

„Ja, das habe ich wohl gesehn; aber er hatte so schmucke Hände und Bewegungen . . . und überhaupt. Ich glaube, seine Vorfahren sind Seeräuber gewesen und Adlige. Die Kinder haben mir mal so etwas aus einem Buch vorgelesen."

Adam will dagegen weiter nichts sagen. Nein, Natur ist ein starkes Ding, und sie unterdrücken, ist schwer, und ist nicht immer gut. Er will nur ein wenig ausgleichende Gerechtigkeit, eine kleine Niederduckung. „Siehst du," sagt er, „so ist es dir nun ergangen. Wie habe ich mich dagegen tapfer benommen. Und wie hast du mich gescholten."

Aber damit schlägt er sie nicht. Sie sagt, wenn auch mit

bedrückter Stimme, doch ihrer Sache völlig sicher: „Bei euch Männern ist es immer Spielerei. Aber bei uns ist es dann eine große Gewalt. Es kommt so über uns.“

„Ja, ja. Das ist eine hübsche Ausrede. Das muß ich sagen. Hättest du ihn nicht zur rechten Zeit wegschicken können?“

„Nein, das konnte ich nicht. Es war auch so: ich wollte gern, daß er noch bliebe.“ Sie hob den blonden Kopf und sieht ihn an. Sie ist ganz rot und es steht ihr wunderschön; und wenn sie nicht erst im Arm des Fremden gelegen hätte, wäre er aufgesprungen und hätte sie an sich gerissen. „Ich bitte dich, sprich nicht weiter davon. Es ist nun geschehn, und es ist mir nun recht, daß es nicht weiter gekommen ist. Ja, es ist mir nun lieb, Adam, ganz gewiß. Und ich . . . ich bin doch sonst immer gut gegen euch alle.“ Sie weint.

„Du weißt, wie ich bin,“ sagt er freundlich, „ich will nicht, daß du deine Natur knickst oder verdorren läßt. Wir haben von dieser deiner, ich will sagen, etwas bedenklichen Seite mindestens ebenso viel Freude wie von deiner rein guten. Was hätten wir fünf zu entbehren, wenn du nicht so feurig wärst in deiner Liebe. Aber ich kann dir sagen, um mit deinen Worten zu reden — ich werde sieben Tage darüber grübeln — wie so etwas möglich ist, daß eine Frau, die einen Mann hat, der wahrhaftig keine Schlafmütze ist und dazu noch vier kleine Kinder . . .“

„Ja, Adam, das ist ja wahr. Vielleicht ist es ja mit dem Namen meiner Mutter wirklich eine wunderliche und bedenkliche Sache. Du sagtest es damals, als wir uns kennen lernten. Du hast mich damals wirklich damit gekränkt, und ich glaubte es dir nicht. Aber seitdem habe ich

mich selbst mehr kennen gelernt und nun halte ich es wirklich für möglich. Ja, was kann ich dafür? Wer weiß, von welchen alten wunderlichen Vorfahren ich stamme? Ich bitte dich nun — du weißt, ich bitte nicht gern — du mußt auch gerecht sein.“

„Und du nicht?“

„Ja, ich auch. Es wird uns Frauen nur schwerer, glaube ich; aber ich will mich bemühen.“

„Soll ich dir übrigens sagen, wer der Mann war?“

„Nun, wer denn?“

„Es ist derselbe, Gude, der vor fünfzehn Jahren als ganz junger Mensch hier bei dem unglücklichen Pastor zu Gast gewesen ist, der durchs Fenster lachte, als er den Pastor da im Schrank an dem Tisch stehn sah. Du warst ja leider völlig verherzt und sahst und hörtest nicht; aber ich habe es deutlich gemerkt, er verriet sich dadurch, daß er den Schrank und seinen Inhalt kannte.“

„Mein Gott!“ sagte sie mit stockendem Atem. „Nun weiß ich . . . er bat mich, ihm das Haus zu zeigen; aber nun ist mir klar: er kannte auch das Haus. Mein Gott! Nein doch. Dann war es also der Teufel, wie die Leute hier glauben.“

„Ein Teufel . . . ja . . . im Schafspelz, der mir mein Lamm stehlen wollte.“

„Na . . . Adam . . . wenn du dich nun als Mutterschaf hinstellen willst . . .“

„Als Hirte, bitte!“

„Ach so . . . ja . . . aber ein guter Hirte bist du nicht. Ich kann nicht sagen, daß du gut auf mich paßt. Warum mußttest du durchaus zum Kirchspielschreiber gehn und mich

mit dem Menschen allein lassen, wenn du gar wußtest, was für ein schrecklicher Mensch das war?"

Adam drohte ihr mit der Hand und sagte mit lauter fester Stimme: „Gude Witsch, sollen wir noch tiefer in deiner Seele forschen? Sollen wir noch untersuchen, ob du mich nicht drängtest, hinüberzugehen? Bist du nun — so kurz nach dem Sündenfall — schon glücklich wieder dabei angelangt, dich schuldenfrei zu fühlen?"

„Ach nein, Adam . . . so bin ich doch nicht. Aber hör, die Kinder kommen. Laß sie nicht merken, daß etwas zwischen uns ist.“

„Zwischen uns?" sagte Adam mit großen Augen. „Ach nein, es ist nichts zwischen uns. Ich wußte schon immer, daß ich Fleisch und Blut neben mir hatte und keine Heilige. Einer Heiligen wäre ich auch davongelaufen.“

Vierzehn Tage später las Adam in der Zeitung, daß in einer Kirche und in zwei Pastoraten an der Westküste Schleswigs Einbrüche verübt wären und daß die Diebe es besonders auf Altertümer abgesehen gehabt hätten. Als Adam bei dieser Notiz sofort an den Schafspelz dachte und die Geräte im Schrank durchsah, fehlte die kleine geschnitzte Engelsfigur. Er sagte aber Gude nichts davon, um sie nicht noch mehr zu demütigen.

## Achtes Kapitel

Diese Begebenheit wurde zum Segen.

Adam hatte eine kleine Schwäche gegenüber dem Teepunsch. Ja. Und er hatte wohl gemerkt, daß Gude nach solchen Gelegenheiten eine Neigung hatte, ihn von oben herab anzusehn. Er war auch zuweilen ein wenig lässig in seinen Predigten geworden. Sie hatte das sofort festgestellt, ohne alle Scheu und ohne alles Erbarmen. Sie hatte ihn aus den äußersten Augenwinkeln spöttisch angesehen und gesagt: Na, mein Lieber . . . usw. Er hatte das so hingehn lassen. Aber nun erkannte er, daß es nicht so weiter ging. Nein. Er mußte sich noch fester in die Stiefel stellen. Die Begebenheit mit dem kurzen Schafspelz hatte ihn gelehrt, daß er nicht aufhören dürfe, tüchtig, ja groß dazustehn. Man soll nicht so leichtfertig gegen die Sünde schelten, zumal, wenn sie nicht als Zustand, sondern als Begebenheit in Erscheinung tritt. Seht, es liegt sehr oft ein Segen in ihr. Denn wie ist es? Die Langweiligen sind ohne Sünde, die Schmalen sind ohne Sünde. Die Tüchtigen, die Mutigen haben Sünde, und sie wird ihnen zu neuer Erhebung.

Der Schafspelz wurde zum Segen, auch für Gude, besonders für Gude. Sie bekam einen tüchtigen Schreck. Mein Gott, was hätte daraus entstehn können! Es ist nicht auszudenken. Sie erkannte nun auch endlich, so kurzfristig sie in diesem Punkt war oder sich stellte, was für einen tüchtigen und klugen Mann sie hatte, und schloß sich fester an ihn an.

Nein, so etwas durfte nicht wieder passieren. Auch wegen der Kinder nicht! Die Kinder wurden nun allmäh-

lich groß. Es dauerte ja nicht lange mehr, seht, so waren sie erwachsen, und gingen dieselben Wege.

Abel, die Große, Dunkle, wurde vierzehn Jahr und mußte sich entschließen, sich von ihren beiden zärtlich geliebten Puppen zu trennen. Sie legte sie noch einmal auf ihren weichen Schoß und drückte sie noch einmal an ihre schon runde Brust und schenkte sie dann einem Nachbarkind, das sich nach ihnen sehnte. Als sie von diesem Gang nach Hause kam, weinte sie; und war erst zu trösten, als ihre Mutter ihr sagte, daß sie ja einmal eigne Kinder haben werde. „Ja,“ sagte sie mit großem Athemholen, indem sie sich die Tränen abwischte, „wenn das nicht wäre, könnte ich es nicht ertragen! Denke dir, Mutter, ich weiß schon ganz genau, wie meine Kinder heißen sollen, und auch wie ich sie kleiden will. Ganz genau! Und ich sehe sie deutlich vor mir.“ Sie wäre am liebsten bei ihrer Mutter geblieben, und daneben nach dem Nachbarhof gegangen, dort im Bauernbetrieb zu helfen, denn sie war eine rechte breite Menschen- und Tiermutter; aber Adam riet ihr, doch noch einen besonderen Beruf zu lernen. Und da er so riet, tat sie es ohne viel Widerrede und ging aufs Seminar und lernte auch treu und tüchtig. Sie war breit gebaut wie der Vater, und etwas schwerfällig wie er, aber, im Gegensatz zu ihm, war sie es leider auch im Geist. Nicht, daß sie dumm war; aber sie war dumpf und langsam und oft unlustig. Die hellblonde Heedje, das Abbild der Mutter, schlank, frisch, hochhüftig und lebhaft, wuchs auch heran. Sie hatte von der Mutter auch die Gabe bekommen, die Augen rasch und wunderbarlich weit zur Seite zu werfen. Als sie fünfzehn war, zeigte sie diese Begabung

besonders, wenn ein junger Mann in der Nähe war. Sie hatte, wie ihre Mutter, keine Lust zu Büchern und weigerte sich entschieden, als Adam auch sie zum Seminar bereden wollte. Also blieb sie im Haus und half der Mutter. Sie wurde achtzehn, und wurde zwanzig, und arbeitete den Tag über fleißig im Haus und Garten rund um die Mutter, und wenn es anging, sang sie und tanzte in der Küche. Einige Male in der Woche nach dem Abendbrot, an schönen Sommertagen an jedem Abend, ging sie Arm in Arm mit den Dorfkindern, mit denen sie ein Herz und eine Seele war, den Deichweg entlang, oder ins Vorland hinaus; und wenn es dann dunkel genug geworden war, noch am Arm eines jungen Burschen einen einsamen Feldweg entlang.

Und die Knaben? Uwe, der Verständige und Ernste, fuhr jeden Morgen in aller Frühe . . . es mochte regnen, stürmen oder schneien, daß er sich kaum halten konnte . . . auf seinem Rad den weiten Weg zur Stadt und kam gut vorwärts; er konnte sich immer noch nichts besseres denken, als in des Vaters Fußstapfen zu treten. Hiller, der Jüngste und Lustigste, arbeitete auf einem Bauernhof, wo er wie ein Kind im Hause war, und blieb dabei, ein Bauer zu werden.

Abends, besonders um die Weihnachtszeit, wenn auch Abel zu Hause war, saßen sie oft alle beieinander und sprachen von der Zukunft. Ach, wie viel haben Adam und Gude da mit ihren Kindern beredet, welche schöne, bunte Zeiten mit frohen Augen an die Wand gemalt, Adam und Gude Hand in Hand nebeneinander auf dem Sofa sitzend, Heedje neben dem Vater, Hiller neben der Mutter auf der

Lehne, und Abel und Uwe ihnen gegenüber! Abel, dunkel und breit, großes Gesicht, und langsam in inneren und äußeren Bewegungen, bequem im großen Lehnstuhl ausgebreitet, läßt es sich gefallen, daß sie als Dreißigerin mit einem tüchtigen Dorflehrer verheiratet wird. Zuweilen ist er Witwer, zuweilen ein älterer Junggeselle, der durch ihre ruhige Behaglichkeit und Mütterlichkeit endlich bekehrt wird. Sie neigt versonnen den Kopf und hört zu. Möglich hebt sie ihn und sagt sehr ernst: „Aber das sage ich euch: wenn ich auch keinen Mann bekomme, Kinder will ich doch haben.“

Da lachen sie alle und sagen: „Ja, ja, du sollst Kinder haben.“

„Ja,“ sagt sie mit großem Aufatmen, „ohne Kinder mag ich nicht alt werden.“

Heedje, die in diesen Unterhaltungen neben Hiller die Anführerin ist, heiratet nach ihrer eignen Behauptung einen Bauern, und kommt Sonntags mit zwei Füchsen (Schweißfüchsen mit hellen Mähnen) und fünf blonden Kindern — was für'n Hallo! — zur Kirche, und ist dann bei den Eltern zu Mittag und erzählt von ihrem Mann, ihren fünf Gören und fünfzig Kälbern.

Und dann kommen die Jungen! Und nun übernimmt Adam selbst die Führung, denn nun ist er warm geworden. Er ist der Lauteste und Lebhafteste von allen, bei aller Würde, die er natürlich als Vater bewahren muß. Wie laut und sicher ist seine Stimme, wie groß und gewiß sind seine Augen! „Wenn wir zehn Jahre weiter sind,“ ruft er aus, „dann bist du, lieber Uwe, junger Pastor irgendwo in der Nähe, wahrscheinlich in der Stadt. Denn ich glaube,

du wirst in die Stadt gehn, denn du bist rascheren Geistes als ich, womit ich meinem Geist durchaus nichts absprechen will. Und du, mein Hiller, hast dann eine Bauerntochter gefreit, die eine richtige Haus- und Erbtöchter ist — denn wie solltest du sonst zu einem Hof kommen! — und dann kommst du Montags, ganz früh am Morgen, und holst Mutter und mich ab. Denn ich bin überzeugt, du wirst immer etwas Rasches, ich will nicht sagen, etwas Leichtfertiges, behalten, und wirst einen Tag und ein Fuhrwerk hergeben, um dir und uns eine Freude zu machen. Dann fahren wir zuerst zu unsrer Abel, die mit ihrem Schulmeister und wenigstens sieben Kindern vor der Thür steht. Und dann zu Heedje. Und dann kommen wir zu dir, lieber Uwe.“

Zuweilen, wenn es die Gelegenheit so machte, benutzte Adam diese abendlichen Stunden, die Kinder zu belehren; denn er fing nun an, sich als Vater erwachsener Kinder zu fühlen; er redete auch gern, und hörte sich gern sprechen. „Lieben Kinder,“ sagte er dann unter anderm, „wie wollte ich so gern, daß ihr die Kräfte und Fähigkeiten, die in eurer Natur liegen, ausbreitet und in Leben verwandelt. Dazu ist aber vor allem eins nötig: daß ihr Vertrauen zu eurer Natur habt. Glaubt mir, ich bitte euch, daß ihr aus gutem alten Holz seid. Denkt immer an jenen Vorfahren, der sich vor hundertfünfzig Jahren so sehr ausgezeichnet hat. Freut euch immer, daß eure Eltern sich ein tüchtiges, ehrenwertes Leben gemacht haben, vergest nicht, daß ich euch erzählt habe, wie ich dem Bischof begegnet bin und ihm die Stange gehalten habe, und vergest nicht; wie eure Mutter es versteht — ihr könnt es auf

jeder Hochzeit und Gesellschaft beobachten — mit den klügsten und größten Bauern umzugehn.“

Ein hochmütiger Blick aus den äußersten Eckfenstern.

„Genug . . . Seht, wie sollte es euch nicht gelingen, den Kindern solcher Vorfahren, und so lebenswürdiger Eltern! Also werdet nicht die Knechte von Menschen, seien es, welche es seien. Beobachtet euch selbst; entdeckt euer eigen Wesen, eure Fehler, vor allem aber eure Gaben, und gründet euch also auf eurem eignen Wesen, nicht auf andrer Menschen Meinung und Glauben! Habt ihr mit niedrigen Menschen zu tun, so seid freundlich und gütig, habt ihr mit hohen Menschen zu tun, seid ebenso, indem ihr bedenkt, daß sie gleicherweise wie ihr, als sie klein waren, die Windeln naß und gelb gemacht haben. Seid vorsichtig und sparsam mit eurer Verehrung. Verehrt nur da, wo ihr neben der Tüchtigkeit, ja der Größe, auch Leiden seht. Und dann wißt dies: Jeder warmblütige Mensch — und ich hoffe und weiß, daß ihr warmes Blut habt, wie solltet ihr nicht, seid ihr von uns beiden gezeugt . . .! — kann in schwierige Lagen kommen. Ja, ich muß wohl sagen, er kommt einmal in schwierige Lage. Nun also, kommt ihr in solche Lage, so verzweifelt nicht! Nein,“ rief er aus, „verzweifelt nicht! Sondern denkt, daß ihr wegen eurer Jugend unmöglich imstande seid, die Lage ganz und klar zu übersehn. Dann kommt zu uns, oder wenn wir nicht mehr sind, geht zu einem erfahrenen und ernstern Menschen“ — er nannte einige mit Namen, alte Bekannte und auch andre, die er als lebenswürdig, menschenfreundlich und weitherzig kannte — „und laßt euch von ihm sagen, wie ihr mit Klugheit und Menschenhilfe aus der Not herausfindet.

Ich sage euch, ihr werdet erfahren, daß keine jugendliche Übereilung — wie gut steht sie oft der Jugend und aus wie edlen Ursachen kommt sie! — kein Vergehen groß genug ist, daß nicht auch nach ihm noch ein würdiges und wertvolles Leben möglich wäre! Ja, drei oder vier Jahre weiter im Leben, nach jenem Unglück, jenem Unfall, und ihr erkennt, daß es der großen Tränen und Ängste nicht wert gewesen ist.“

An solchen Abenden vergaßen sie ihre Sorgen, die besonders darin bestanden, daß sie die alten Schulden noch lange nicht ganz abgetragen hatten. Sie waren beide zu menschenfreundlich und gütig und gaben zu viel weg. Besonders oft kamen Adams Schwestern. Es kamen in jedem Jahr wenigstens zwei von ihnen. Sie kamen mit schon ergrautem Haar und schwieligen Händen, und baten um Hilfe; und Adam gab ihnen. Zuletzt kamen sie überein, daß Adam versuchen sollte, in ein andres Kirchspiel zu kommen, das eine größere Einnahme hätte. Da wollten sie denn mit Macht abtragen. Und gleich fingen sie an, sich die Sache auszumalen. Ja . . . und dann sollte das Kirchspiel auch volkreicher sein. Adam wollte noch viel Arbeit haben und vor vielen Leuten reden. O, er war noch lange nicht müde und war nicht bange vor der Arbeit! Und dann, wenn es möglich war, sollte es ein Kirchspiel sein, das einen rechten Hof hatte, daß er noch einmal Landmann werden konnte. Ach, Landmann! Er sehnte sich über alle Maßen, noch einmal über seine zehn Acker Versuchsfelder im Garten, mit denen er sich nun über zwanzig Jahre mühte, hinauszukommen, und ein richtiger Landmann zu werden. Besonders im Frühjahr und Herbst, zur Pflug- und Saatzeit, zuckte es ihm in allen Gliedern.

Und seht, eines Abends kommt Gude nach dem Aufwaschen zu ihm in den Stall, wo er den Torf vom Wagen wirft, den er aus dem Moor geholt hat und sagt: „Ich lese eben, daß Westerland auf Sylt vakant ist; und im Herbst wird auch eine gute Stelle im Osten ausgeschrieben. Da mußt du dich nun bewerben, Adam. Ich habe nur die Sorge, ob du mit deinem kleinen zweiten Charakter zur Wahl zugelassen wirst.“

Oho! Daß sie immer gleich diesen Ton in der Stimme hatte! Er richtete sich sehr grade auf. „Da wird doch, denke ich, die Tätigkeit in diesem Kirchspiel, und der alte Bischof, der immer noch munter und im Amt ist, ein starkes Wort mitreden!“

„So, meinst du wirklich? Und dann habe ich noch die Sorge, ob du auch die Gabe hast, mit vornehmen Leuten umzugehn; denn auf Sylt sind sehr viel vornehme Leute. Und in Dstholstein mußt du gar zu einem Grafen gehn. Und dann kann ich dir sagen, Adam, ich bin auch in Sorge, ob es den Leuten gefallen wird, daß du es nicht fertig bringst, die Geister wegzulassen, an die du ja einmal glaubst — ich glaube auch daran; es ist ja ganz selbstverständlich —, und die du besonders in den Taufreden anbringst. Ja, da ruffst du sie gradezu an; und ich hatte das Gefühl, daß der Bischof, als du das leztemal diese Sache aufs Tapet brachtest, dir nicht recht folgen konnte oder wollte. Ja, ich weiß nicht, ob die vornehmen Leute, wenn sie vielleicht von Natur diesen Glauben nicht haben, sich an ihn gewöhnen werden. Aber vielleicht sind ja grade diese Art Leute sehr auf Geister erpicht.“

Ach, diese Reden! Diese Zweifel! Adam warf die

letzten drei heißen Soden mit schlankem Schwung durch die Luke, richtete sich auf und sagte mit großen Augen und sehr fester Stimme: „Ich weiß nicht, wie du dazu kommst, in diesen Punkten irgendwelche Zweifel zu haben. Ich habe zwar in meinem Leben noch keinen Badegast gesehn und auch noch keinen Grafen; aber warum sollte ich nicht mit ihnen umgehn können? Bin ich nicht zwanzig Jahre lang mit großen Marschbauern und Fischern umgegangen, und habe ich nicht dem Bischof gezeigt — erinnere dich bitte —, was vornehm ist oder nicht? Ich? Ich kann grade besonders gut mit vornehmen Leuten umgehen! Und warum? Weil ich inwendig ein durchaus sicherer Mensch bin! Ich werde mit dem Kaiser und dem Papst fertig, sage ich dir! Was aber die Geister angeht . . . Nun ja, da werde ich im Anfang etwas vorsichtig sein. Man muß vornehmen Leuten nicht gleich vor den Leib springen, das weiß ich; und am wenigsten wohl mit Ideen.“

Nein, dieser Adam, wie er da stand! Ganz dunkel von Torf, und aus dem torfdunklen Gesicht blitzen die grauen Augen! Was sollte Gude gegen eine solche Sicherheit noch weiter das Wort führen? Sie sah ihn von der Seite an, hob die beweglichen Schultern und dachte: ‚So’n Mann!‘ kramelte die Ärmel auf, ergriff die Eimer und ging in den Garten, um für morgen Kartoffel aufzunehmen.

Am andern Tage bürstete Adam vor der Haustür den Sonntagsrock, zog ihn an, sagte Gude und den Kindern Lebewohl und machte sich zu Fuß auf den weiten Weg zur Bahn und fuhr nach Norden. Er hatte sich die Reise nicht so weit gedacht; die Gegend wurde auch immer baumloser und kahler. Zuletzt standen die Häuser und Höfe

ganz nackend da, ohne das grüne, rauschende Kleid der Bäume; das einzige, was in die Luft hinausragte, war der schräge Balken am GooD. Er war seit seinen jungen Tagen nicht auf größere Reisen gegangen.

Als er vom Weg bestaubt und von Heimweh und Fremde ziemlich bedrückt, in Tondern ankam, war der alte Propst Kjer, den er von Ansehn kannte, zufällig auf dem Bahnhof. Er begrüßte ihn und sagte: „Propst Kjer, ich habe jetzt schon Heimweh, obgleich ich erst vor sechs Stunden mein Strohdach und meine Leute verlassen habe. Ich glaube, ich kann mich in dieser Landschaft niemals behaglich fühlen. Aber ich möchte doch, ehe ich diese Sache aufgebe, einige dieser Fremden sehn, über die man so viel liest. Könnt Ihr mir dazu verhelfen?“

Propst Kjer führte ihn in das Speisezimmer und sie setzten sich da zu einem Haufen, die da zu Tische saßen. Propst Kjer kannte sie, und fing eine Unterhaltung mit ihnen an, und sie sprachen eine ganze Weile so mit Propst Kjer und untereinander: über Schnellzüge, Ausstellungen, Kleidermoden, Prinzessinnen, und über eine neue Art, Schauspiele vorzuführen; und seht: dieser Propst Kjer hatte für alles Interesse und konnte alles mit ihnen besprechen; er wußte in allem Bescheid. Adam aber wußte von all dem nichts. Nein. Nichts. Gar nichts. Sie wollten ihn einige Male mit in die Unterhaltung hineinziehen; aber es ging nicht.

Und nun sah Adam, daß zwei sich etwas spöttisch ansahen.

Adam war in Hølebüll nicht gewöhnt, ausgelacht zu werden. Was? War er hierhergekommen, um sich von

fremden Leuten von oben herab behandeln zu lassen? „Ich merke,“ sagte er ruhig, mit festen Augen, „daß einige Jüngere unter Ihnen darüber spotten, daß ich von all den Dingen, die Sie hier bereden, nichts weiß und verstehe. Da nehme ich mir das Recht, zwar nicht, auch zu spotten, aber nun meinerseits von Dingen zu reden, von denen Sie nichts verstehn, etwa: von Landpreisen und Landarbeitern, Fruchtfolge und Kornkultur, Volksglauben und Volksschulen. Sehn Sie, davon verstehn Sie nichts. Und also haben Sie keinen Grund, über mich spöttische Gesichter zu machen.“

Einer der Fremden sagte kühl: „Ich wüßte nicht, lieber Mann, daß hier über Sie gelacht worden ist.“

„Allerdings,“ sagte Adam, hitzig geworden und ganz in seiner Sache. „Ich habe sehr gute Augen . . . der da und der haben über mich gelacht und leugnen es auch nicht. Ich gebe zu, Sie sind klug in dem einen, aber ich in einem andern; aber ich glaube, daß jeder redliche Freund des Staates sagen wird, daß meine Klugheit wichtiger ist als die Ihre. Wenn Sie aber meinen, daß es mir doch an vornehmer innerer Bildung fehlt, so habe ich durch dreißig Jahre in stillen Stunden, von denen ich, glaube ich, hundertmal mehr gehabt habe als Sie, das beste aus Martin Luther, Schiller und Goethe, und manches aus der Natur und ihrer Geschichte in mich aufgenommen, so daß ich, wie ich meine, im deutschen Wesen drinsitze, während Ihr nur immer am Rande herumknabbert.“

Ja, seht, das sagte er; und sah sie alle der Reihe nach an! O, er konnte gut sprechen! Er hatte viele solche „Resultate seines Nachdenkens“, wie er das nannte, auf langen, einsamen Wegen auf den Deichen und zur fernen Stadt auf

gründlichste „festgelegt“, und dann auch gleich aufs beste geformt. Das war ihm oft auf den Konferenzen mit den Amtsbrüdern zugute gekommen, und nun auch in dieser Stunde. Und was hatte er getan, während er sprach? Er hatte es genau so gemacht, wie er es auf der Konferenz zu machen pflegte: er war während seiner Worte aufgestanden und hatte den Türgriff in der Hand; und sagte die letzten Worte mit besonders starker und fester Stimme, worauf er sie alle ansah. Und ging hinaus.

„Jawohl! Da hatten sie drinnen das Nachsehen! Er hatte es ihnen gut gegeben! Kurz und klar!“

Propst Kjer kam heraus, und nahm lächelnd seinen Arm. O, der alte Propst Kjer kannte die Pastoren, die dreißig Jahre lang in der einsamen Marsch oder auf weiter Heide gewohnt haben! Es war auch nicht der kleinste Zug von Unwillen oder gar Spott in seinem Lächeln.

„Propst Kjer,“ sagte Adam, noch stark erregt und mit etwas gehindertem Atem, „es ist zwar ganz und gar gewiß, ja selbstverständlich, daß ich diese Reise machen sollte, denn ich glaube, daß jeder Mensch und jedes Wesen unter Einwirkungen von Geistern steht, die uns leiten, ja, die die ganze Luft erfüllen. Ja, der Dorfbauer Tofall, einer meiner Kirchenältesten, behauptet, es stürbe kein Hühnerküken auf dem Hof, ohne daß Geister davon wissen, dabei stehn und klagen. Freilich, ich weiß noch nicht, wozu ich diese Reise habe machen müssen; aber eines Tages werde ich es wissen und daß es zu meinem Besten war, wahrscheinlich irgendwie zur Bereicherung meines Innern. Jetzt, in diesem Augenblick, weiß ich nur eins: ich habe diese Reise nicht machen müssen, um Pastor auf Westerland zu werden.“

Nein.“ Und damit verabschiedete er sich von Propst Kjer und fuhr mit dem nächsten Zug wieder nach Hause.

Er erzählte Gude und den Kindern ganz genau, was er erlebt hatte, wie die Badegäste aussähen, wie sie gekleidet wären, und wie sie so ganz anders wären als er. „Sie meinten,“ sagte er, „sie wären klüger als ich. Sie dachten: das ist ein Dummer vom Lande. Aber ich habe es ihnen gegeben!“ Und er erzählte genau, was er ihnen gesagt hatte, und setzte Uwe den innern Sinn seiner Worte gründlich auseinander.

Und seht, sie lobten ihn alle und waren sehr stolz auf ihn! Ja, das hatte er gut gemacht. Immer frischweg antworten! Man hat sein eignes Leben und seine eignen Augen; also auch seine eigne Meinung. Ganz richtig! Und Heedje, die am Abend vorher, auf dem grünen Weg am Hafenstrom entlang, eine schöne Stunde mit ihrem zeitweiligen Liebsten verlebt hatte — es war nun ein junger Lehrer — und an ihre ganze hübsche, freibewegte, junge Existenz dachte, sagte: „Es ist ganz sicher, Vater: solche Leute wissen gar nicht, was es für ein schönes und frisches Leben in so einem Dorf ist.“

Bald nach Weihnachten wurde denn auch die Stelle im Osten des Landes ausgeschrieben, und Gude stand drei Tage lang gebückt über Adams Sonntagsanzug und plättete ihn und gab ihm einen neuen Glanz, indem sie ihn mit seidnem Band einfaßte, da er ein wenig ausgefranst war. Am vierten Tag machte er sich noch in tiefem Dunkel, bald nach Mitternacht, auf den Weg, wanderte zu Fuß nach dem Bahnhof und fuhr erst nach Süden und dann quer durch das Land, das im Schnee lag, und erreichte die Stadt, und

fand am Bahnhof einen Schlitten mit zwei schönen großen Pferden. Er setzte sich neben den Kutscher, damit er recht viel von Land und Leuten erführe und glitt so durch eine verschneite, parkähnliche Landschaft, dann durch kleine Dörfer, dann durch hohen Wald, dann, wie es schien, über weites hohes Feld. Er hatte viele Fragen auf dem Herzen, aber der Kutscher war mundfaul und es war nichts aus ihm herauszubekommen. Sie fuhren vor ein schönes Schloß, wo Adam in die Hände eines großen Lakaien geriet, den er fragte, was die Herrschaft für Leute wären, ob jung oder alt und dergleichen, und auch, ob sein Rock rein geblieben wäre. Aber der Mann war seltsam still und fremd, so daß Adam stark gegen ihn abfühlte und nun seinerseits stolz und ablehnend wurde.

Aber nun, seht . . . der Graf! Frisch und freundlich, in einer Art Jagdanzug. Ein gemütlicher, ja herzlicher Mann. Wie ein Marschbauer bester Sorte! Adam mußte sich in einen ungeheuer großen und tiefen Lederstuhl setzen, und bekam eine Zigarre. Da seine Vorfahren zu den Westerbauern gehört und er selbst unter ihnen lebte und für die alte Geschichte ein Herz hatte, hatte er schon vor Monaten beschlossen — seitdem er sich im Geist mit dem Grafen in lebhaft bewegter und geistvoller Unterhaltung befand —, daß er von jenem Feldzug reden wollte, den die Junker des Ostens gegen die Westerbauern geführt hatten. Jawohl! Was könnte beiderseits mehr interessieren? Und seht, der Graf war ein freundlicher Mann und das Lachen stand ihm hübsch in dem kühnen Gesicht; und er war wenigstens zehn Jahre jünger als Adam; man konnte als älterer zum jüngeren reden. Adam war guter Dinge, warf sich in den

bequemen Sessel zurück, lachte, und sagte: „Was wolltet Ihr da bei den fetten Bauern? Was? Nichts als rauben! Na . . . und das ist Euch schlecht bekommen.“

Großartig!

Man kann mit diesem Edelmann überhaupt alles reden, z. B. wie anders so ein Bauernland aussieht, als so ein Adelsland. Die Landschaft da, im Westen . . . die Dörfer . . . schöne, breite Dörfer . . . und im Feld die einzelnen Höfe . . . schön verstreut . . . wunderbar ist das Land besiedelt . . . ein schöner, bunter Teppich, überall Form und Fülle. Aber hier? Ein dicker Klecks . . . jawohl . . . ein dicker Klecks . . . das Schloß . . . die große Spinne . . . und rund herum? Borwerke, und einzelne kahle, kleine Arbeiterkaten, kümmerliche geduckte Dörfer . . . Nein! Wenn ich an Eurer Stelle wäre, würde ich zerteilen . . . zerlegen . . . wie man ein Brot aufteilt: jedem hungrigen Kinde ein gutes Stück. Denn seht, der Hunger nach Land, das ist ja der größte Hunger von allem Hunger . . . im ganzen Land.

Großartig! Wie Adam da breit und gemütlich sitzt und die Augen fest und fordernd auf den Grafen richtet und die Zigarre ordentlich an dem hübschen silbernen Becher abstößt und sie dann zwischen zwei Fingern hält. Nichts als Sicherheit, Tüchtigkeit, Menschenfreundlichkeit! Und der Graf nichts als lauter Freundlichkeit, freundliche Streitsucht, herzliches Lachen.

Aber er hat leider keine Zeit mehr, nein. Er muß in die Stadt, in Geschäften. Schade. Aber die Gräfin hat Zeit. Jawohl, sie würde sich sehr gern mit ihm unterhalten. Er lacht. Der große Lakai erscheint in der Thür, und Adam wird ihm überantwortet und zur Gräfin geführt.

Unterwegs, in dem langen, mit Teppichen belegten Gang, sehr angeregt und gehoben, hält er den Lafaien an und versucht, die Unterhaltung, die er drinnen gehabt hat, noch ein wenig weiter zu führen. Ob es hier freie Bauerndörfer gäbe, und wo sie lägen? Ob das Volk hier gute Sitten hätte . . .? Aber mit diesem Menschen ist nichts zu machen. Also zur Gräfin, bitte.

Die Gräfin sitzt in einem sehr schönen, lichten Gemach, und ist offenbar hübscher als Gude. Ja. Ganz anderer Typ. Sie ist aber auch zehn Jahre jünger. Im übrigen kann man gar nicht wissen, wie ein Weib in seinem innersten Wesen ist, und darauf kommt es ganz allein an. Auf die innere Spannung. Ja. Die Schöne kann ein Aschenhäuflein sein, und die weniger Schöne ein Feuer. Gude ist ein Feuer. Die Gräfin . . . es kann wohl sein, daß sie es auch ist; sie hat weiche, sinnige Augen. Sie fragt nach der Art und Lage von Hoptrupp und den Leuten da, und Adam erzählt: Große Bauern . . . wunderbare Menschen: klug, tüchtig, ziemlich viel Teepunsch, fast alle Schelme.

Schelme?

Ja, sie necken einander, sind böshast untereinander, aus lauter Lebens- und Menschenfreude. Und ihre Frauen: groß, ernst, viele schmuck. Und die Arbeiter und ihre Frauen: ernster, sinnender, von langer Notzeit her. Aber jetzt geht es ihnen besser, und sie heben die Köpfe. Ah, ein tüchtiges Volk! Boll Leben und Kraft! Nur etwas langsam! Es ist übrigens seine Urheimat, sein Vorfahr stammt aus dieser Gemeinde. Karsten Barfood! Jawohl, die Gräfin kennt den Namen.

O, eine lebhaftere Unterhaltung!

Wo ist ein Unterschied zwischen Adam und Gude und diesem gräflichen Paar? Nun spricht er darüber, in welche sonderbaren Schwierigkeiten man hineingeraten kann, wenn man sich tapfer mit den Menschen und all ihren Mühen befaßt. Er will zeigen, daß er ein ganzer Mann und ein rechter Pastor ist . . . „Wirklich, wunderliche Lagen, Frau Gräfin.“ Da hat neulich die Frau von Focke Focken bei der Geburt ihres neunten Kindes eine entzündete Brust, und der Doktor hat verlangt, daß die Brust sofort entleert wird, und fordert es vom Ehemann; aber der versagte, weil er ein Hase ist. Der Doktor, der sich sonst vor dem Teufel nicht fürchtet, kann es nicht, weil der scharfe Ostwind ihm die Lippe zerschnitten hat. Was tun? Er kommt zu Adam und sagt: „Preester, Ihr müßt ran! Als Nachbar und Preester seid Ihr nun der nächste . . . siehe, da und da in der Bibel . . . ich weiß die Stelle nicht . . .!“ Adam hin und schafft der Frau Erleichterung und Gesundung. Jawohl...! Ja. Das erzählt er. Und seht, die Gräfin . . . nimmt sie es übel? Macht sie ein abweisendes Gesicht? Nichts von alledem! Sie ist nur ein wenig rot geworden. Sie nickt mit dem feinen Kopf und sagt, daß er ganz recht gehandelt habe.

Und nun soll er ein wenig frühstücken.

Um den großen Tisch sitzen vier Kinder und zwei junge Damen; und sie sprechen französisch, wozu Adam schweigt. Er hat wohl französisch gelernt auf dem Gymnasium; aber er hat später einmal, als er mit französischen Matrosen reden wollte, festgestellt, daß der Lehrer nicht die richtige Aussprache gekannt hatte; er ist auch ein wenig müde von der durchwachten Nacht und der langen Reise und von der geistigen Anstrengung der letzten Stunden. Als dann aber

zwei der Knaben anfangen, über eine Rechenaufgabe zu verhandeln, greift er ein und gibt ihnen zum Spaß eine Aufgabe, um zu sehn, ob sie weiter sind als die Kinder in der Dorffschule. Sie antworten ihm durchaus freundlich. Aber er merkt plögllich an ihren Gesichtern, daß seine nahe kommende, bairische Art, sie anzureden, sie wundert und verlegt. Und nun hat er plögllich, da die körperliche Ermüdung die Erregung dämpft, die Erkenntnis, daß seine ganze Art diesem Hause nicht gefallen kann, daß die Eltern ihr Befremden verbergen konnten, während die Gesichter der Kinder es ihm sagen. Er wird still, unsicher und unglücklich, und beeilt sich, fortzukommen.

Als er spät abends wieder bei Gude ankam und bei ihr auf dem Bettsilt sitzt, sagt er bedrückt: „Um es kurz zu sagen, — Gude: auch diese Reise ist vergeblich, ich werde nicht zur Wahl gerufen werden.“

„D,“ sagte Gude, und er merkte, wie ihr aller Mut zusammensank. „Wären wir doch nicht immer so gutmütig gewesen und hätten das viele Geld nicht an deine Schwestern und an andre Leute gegeben. Wie sollen wir es doch nur fertig bringen, daß wir aus den großen Schulden herauskommen und wie sollen wir ein wenig Aussteuer für die Mädchen beschaffen? Von Abel weiß ich zwar nichts: aber Heedje ist jeden zweiten Abend mit dem jungen Todsien zusammen, und es scheint, daß es etwas wird.“

„Ja . . . Ja . . . da ist nun vorläufig nichts zu machen. Wir müssen nun sparen, sparen . . . Das muß unsre Lösung sein.“

„Ach Adam, das haben wir ja immer getan. Für uns selbst haben wir nichts ausgegeben.“

„Ja, aber nun geben wir nichts mehr weg an andre Leute. Nein, wir tragen jeden Groschen zur Sparkasse.“

„Ja,“ sagte sie schon etwas getröstet, „aber willst du dich nun gar nicht mehr bewerben?“

„Doch! . . . Das will ich. Aber ich habe den Fehler gemacht, daß ich mich um Stellen beworben habe, die . . . die außerhalb meines Lebens liegen. Ja. Ich will an den Bischof schreiben und will ihn bitten, daß er mich trotz meiner ziemlich hohen Jahre einem Kirchspiel präsentiert, wo einfache und freie Menschen wohnen. Ja,“ und indem er schon wieder Mut gewann, sagte er mit großem Zorn: „Nein, diese Geister! . . . Daß sie mich ohne Rücksicht auf mein graues Haar und meinen schmalen Geldbeutel kreuz und quer durchs Land jagen . . . nur damit ich diese Klugheit und diese Narbe gewönne!“

Gude lächelte, beugte sich vor und sah ihn aus den Eckfenstern an, und sagte spöttisch: „Wie viele sind es denn?“

„Es sind wenigstens zwei,“ sagte er, „und es sind ein paar schlimme Schelme: boshaft und ernst.“ Und plötzlich, indem er seinen ganzen Lebensweg bis hierher bedachte, sagte er mit großem Ernst: „Und heilig sind sie . . . heilig, Gude! Und wissen, was sie mit mir wollen!“

„Was denn?“ sagte Gude und legte den Arm auf seine Schulter.

„Was?“ sagte Adam verwundert. „Was sonst, als daß ich ein rechter Mensch werde . . . ein Mensch, wie mein Name sagt . . . ein wirklicher, natürlicher Mensch?“

„So,“ sagt Gude lächelnd und zieht ihn an sich, „dann sei nun erst natürlich gegen mich.“

## Neuntes Kapitel

Im nächsten Sommer wurde das Kirchspiel Poggsee, mitten in Holstein, vakant, ein großes, volkreiches Kirchspiel, vier Stunden von seinem Heimatdorf, viel Heide und Moor, und das Pastorat mit Scheunen und Stallung, so daß der Inhaber, wenn er wollte, die Wirtschaft der Ländereien betreuen konnte, die zur Stelle gehörten. Alles wie für Adam gemacht. Adam schrieb an den Bischof: So und so; er und Gude könnten den Schuldenberg nicht recht abtragen, obgleich sie sich sehr zusammen nähmen.

Der Bischof antwortete: er danke für die Frage nach seinem Ergehn. Er werde nun alt und mutlos. Das käme davon, daß er nun nicht mehr mit den Heide-, Torf- und Marschbauern — die Marschbauern wären die besten — in den Pastoraten zusammen am Tisch säße, und keine Seitensprünge mehr machen könnte, die oft so amüsant gewesen wären. Poggsee? Ja. Adam sollte sich nur melden; er, der Bischof, wolle alles tun, was sich tun ließe, daß Adam auch gewählt würde. Was er aber zu dem Zweck unternehmen werde, wolle er nicht sagen, denn Adam könne ja den kleinsten Schritt vom Weg nicht vertragen, besonders nicht bei einem Bischof, und werde immer gleich giftig. Adam solle nur das Seine tun und eine möglichst gute Predigt machen. Er könne gern stark auftragen. Oh ja! Denn die Leute da wären eine bunte, gläubige Gesellschaft. Seine Geister z. B. würden sie gut vertragen, und wenn er die Nebularhypothese noch auf der Raufe hätte, solle er sie ruhig vorbringen. Auf alle Fälle aber solle er die

Predigt vorher Gude vorlesen; denn die Weiber könnten mehr als die Männer, wie sich schon im Paradies gezeigt hätte; und er grüße Gude herzlich. Nachschrift: „Du kommst aber aus der Gegend der Teepunsche heraus, Adam . . . wird Dir das keine Mühe machen?“

Na ja . . . hübsch boshaft! Aber Adam war nun älter geworden. Er lächelte und nickte mit dem breiten Kopf, und ging zu Gude, die über der Waschbalje stand, und las ihr den Brief zweimal vor. Er meldete sich also für die Stelle und wurde zu seiner großen Freude von der Gemeinde zur Wahlpredigt aufgefordert. Text: Zweiten Korinther 4, 6—8.

Adam wühlte einen ganzen Nachmittag lang im griechischen Urtext, um den eigentlichen Sinn ganz genau zu erkennen. Nach einigem Schwanken entschloß er sich, alle übergelehrten Ansichten, die er in den Büchern fand, beiseite zu werfen und den Ausdruck: ‚Das Gesicht Christi‘ als seine irdische Erscheinung zu fassen. Er wollte zuerst, alles ganz genau und sorgfältig zusammenfassend, vier Teile machen; aber als er Gude gegen Abend beim Kartoffelschälens half und ihr die Sache vortrug, behauptete sie, kein Mensch im Dorf könne zu gleicher Zeit vier Teile im Auge behalten; und nun gar diese Geesleute da in Poggsee! „Wenn du vier Teile machst,“ sagte sie mit ihrer großen Stimme, „so ist das nichts als Macherei für deine eignen Augen.“ Also zwei Teile. Thema: Das Gesicht des Menschenlebens. 1. Das dunkle Gesicht. 2. Der helle Schein in dem dunklen Gesicht. Gut!

Nun der erste Teil! Eine schwere Arbeit. Er geriet zuerst, wie in den ersten Jahren seines Amtes, in allgemeine,

großartige Ansichten hinein. Alles leerer Dunst. Aber dann besann er sich auf sein eignes Leben. Wo war denn das Dunkle seines eignen Lebens? War es ein allgemeines Gefühl, ein Weltgefühl? Ach Unsinn! Sein Weltgefühl war: Hau'n Düwel doot. Seine Seele stand ganz auf Kampf und Sieg; er war darin ein rechter germanischer Mensch . . . Aber die Schulden! Aha, die Schulden! Die jüngste Schwester! Die Schwäger, die zuweilen so häßliche Briefe schrieben! Der alte Schwiegervater, der in den letzten Jahren zuweilen zum Besuch kam und mit seinem leeren Prahlen das Haus füllte. Und die Sorgen um jedes einzelne Kind und die heimliche Sorge um Heedje, die das Blut ihrer Mutter hatte. Und nun das Haus des Nachbarn! Ach, und die Not von Focke Thieß und die der alten Tina. Ah, nun gelang es! Ach, wieviel Dunkel in jedem Menschenleben! Er fragte Gude, ob sie meinte, ob er von den Nöten, die er selbst am meisten gespürt hatte, nämlich von diesen Nöten um Geld und Familie, sprechen dürfe. Es wäre vielleicht nicht fein; man könne da in Poggsee von seinen Verhältnissen Bescheid wissen und denken, er wollte mit ihrer Erwähnung Mitleid erwecken.

Gude hörte seine Bedenken an, und gab ihm gleich Antwort: „Wie ist es,“ sagte sie, „haben die großen Männer, die nun lange tot sind, z. B. Jesus und Luther, und dann Goethe, von dem ja so viel gesprochen wird, wenn sie Reden hielten oder Bücher schrieben, von ihrer eignen Not erzählt oder bloß von der Not anderer Leute?“

Adam wollte ihr zuerst erklären, daß der Heiland keine Bücher geschrieben hätte; aber dann ließ er es, und sagte

lebhaft: „Da hast du wieder ganz richtig gefragt! Natürlich haben sie von sich selbst geredet, ganz offen von sich selbst, und es vom eignen genommen.“

Auch in allem andern lobte sie die Arbeit. „Ja,“ sagte sie, „besonders ist es dir gelungen, die Gedanken und Willen, die der Text bietet, tüchtig auszunutzen, und sie auf das Menschenleben anzuwenden. Es ist nicht eine einzige Kartoffel in der Erde liegen geblieben.“ Sie waren zusammen beim Kartoffelschälen.

Er fand auch diese Bemerkung sehr treffend und sprach es sofort aus: „Ja,“ sagte er, indem er eine Kartoffel in den Kessel warf, daß das Wasser hochausspritzte, „da nun einmal der Text, d. h. ein Wort, und zwar ein Wort eines geistvollen Menschen, gegeben ist, so hat man zuerst die Pflicht, es in allen Stücken aufs sorgfältigste zu erkennen, und dann die zweite, es ganz und gar zu verwerten, doch so, daß man nicht kleinlich an ihm haftet, wenn es dem jetzigen Leben fremdgewordene Dinge enthält.“

Es wurde abgemacht, daß Adam die Predigt vorher zur Probe halten wollte, und zwar auf der Hinterdiele, von einer alten Häcksellade herab. Gude war dagegen, daß ihr Vater, der auf einige Tage zum Besuch gekommen war, mit zuhörte; aber Adam mochte den alten Mann nicht zurücksagen. Aber nachher zeigte es sich, daß Gude auch hier wieder das richtige Gefühl gehabt hatte. Der alte Klempnermeister redete ein langes und breites über eine Predigt von dem berühmten Klaus Harms, die er einmal in seiner Jugend gehört hatte, die denn so ungefähr das Gegenteil von Adams Predigt gewesen wäre. Oh, es war nicht leicht, solch ein Urtheil anzuhören. Nein. Flaumacher

sind als Hausgenossen eine schwere Last, ja, sie sind die eigentlichen Familienmörder. Und der alte Mann mit seinem griesgrämigen Gesicht verstand diese Kunst! Als aber Gude nachher im Bett noch einmal von der Predigt anfang, und sowohl den Inhalt wie das Auftreten und den Vortrag lobte, wurde Adam wieder guter Dinge.

Mit der Bahn nach Neumünster. Dann eine Kleinbahn; dann eine ziemlich lange Wagenfahrt . . . über eine Heide . . . durch ein Moor . . . alles Bauernland . . . ein bißchen alt und verfallen; wenig neue Bauten. Erst gegen Abend kam er an.

Noch einmal durchs Pastorat gehn, und durch den Garten? Nein . . . Dann sagen die Leute: er hat schon Auftrag von seiner Frau, die Gardinen auszumessen. Nein, man bleibt hübsch im Wirthshaus, und geht in Gedanken die Predigt durch und guckt aus dem Fenster. Sieh, einer der beiden Mitbewerber ist schon da. Er geht im Garten. Schmal, dürr, Brillengläser. Er stakt mit steifen Beinen auf und ab und ist offenbar unsicher und unglücklich. Im Schutz des Gebüsches glaubt er sich unbemerkt und zieht mit zitternder Hand seine Predigt aus der Rocktasche und sagt sie her, wobei seine einzige Bewegung die ist, daß er hin und wieder mit spitzen Fingern an die Brillengläser greift und sie zurecht rückt. Er tut Adam sehr leid. Doch kann Adam sich der Hoffnung nicht erwehren, daß er diesen Mitbewerber besiegen wird.

Aber der andre! Oha! . . . Am andern Morgen, als Adam in der Ecke der Wirthsstube beim Kaffee sitzt, kommt er herein: groß, breit, frisch, wegen seiner Leibesfülle, die

aber sehr straff ist, etwas hintenüber. Er hat den Talar schon an . . . aber nicht den schlichten, sondern einen mit einem großen Tellerkragen, auf dem sein Kinn wie auf einem schneeweißen Kissen ruht . . . eine große goldstrotzende Bibel unterm Arm. Nein, was für ein gewaltiges Heiligenbild! Er kommt mit breitem Gang und freundlichem Lächeln auf Adam zu, und erzählt ihm und einigen Kirchgängern, die sich schon ansammeln, laut und wohlwollend, daß er ja hier in der Nachbarschaft im Amt stünde und also dem Kirchspiel wohl bekannt wäre. „Besonders habe ich Gelegenheit gehabt, bei großen Bauernbegräbnissen mitzuwirken; und daher sind mir so ungefähr zweihundert Stimmen sicher, ehe ich die Kanzel besteige. Und ich denke, es soll mir glücken, noch etliche Hundert mehr dazu zu gewinnen. Es tut mir leid, Herr Bruder; aber Sie haben einen schweren Stand. Übrigens hat es mich sehr gewundert, daß Sie die Präsentation für eine so große Gemeinde erreicht haben, da Sie, wie ich höre, kaum den zweiten Charakter haben.“

Wie laut er das jagt, und wie er sich dabei hin und her bewegt und den wuchtigen Talar schwingt! Nein, was für ein Mann! Was für ein prachtvolles und wahrhaftig nicht dummes Gesicht! Adam ist ja kein Feigling! Oh nein! Er steht gut auf seinen festen Beinen, aber kann man bei solcher Rede noch Mut behalten, zumal wenn man in demselben Augenblick fühlt, daß dieser Mann in seinem Glauben völlig korrekt ist, während man selbst mit allerlei altem Heiden- und Geistertum behaftet ist, und wenn man zugleich an alles durcheinander denkt: an die Hose, die auf den Knien blank ist, an die niedergeschlagenen Gesichter

der Lieben, an den Hohn des alten Schwiegervaters, an den großen Rest der Schulden? Adam steht, bedeutend kleiner, aber breit und sehr grade, vor dem großen Mann, sieht ihm fest in die Augen, antwortet ihm kurz und schlicht, und geht dann durch die Leute hindurch, die stumm zugehört haben, nach oben in seine Stube. Wie schwer ist das Leben, ach, wie schwer! Ja, der große schwere Mann ist ihm auf die Brust gefallen. Aber allmählich wird er wieder ruhiger, und fängt an, noch einmal, während die Glocken schon läuten und die Straße unter seinem Fenster sich mit Menschen füllt, seine Predigt aufzusagen. Und als er zu der ersten guten Stelle kommt, erinnert er sich einiger andrer, die ebenso gut sind, und hört Mutters Lob, und bekommt wieder Mut.

Da er als dritter zu sprechen hatte und sich durch die Predigten der beiden andern nicht verwirren lassen wollte — sie hatten alle drei über denselben Text zu sprechen — setzte er sich in den Garten gegenüber der Kirchentür auf die Bank im Gebüsch und hörte auf die Worte und Lieder, die undeutlich aus den Fenstern der Kirche kamen. Er war sehr erregt und hatte heftiges Herzklopfen. So fest und sicher er war, wenn er in seinem Dorfe war, in seinem Amt und unter seinen Menschen, hier in diesem Zustand, fremd und aller Augen auf sein Tun gerichtet, fühlte er sich sehr unglücklich. Aber der Gedanke an die Lieben daheim unter dem alten Strohdach und ihre großen Hoffnungen und das sorglose Gesänge der Vögel im Garten stärkten ihn.

Als der kleine Dürre, der als erster gepredigt hatte, seine Arbeit beendet hatte, kam ein schmaler, strohblonder älterer Mann mit einem feinen Gesicht und mit ein wenig

schwankendem Gang, so zwischen Landmann und Städter, aus der Kirche, und ging den Steig entlang, um ein wenig Luft zu holen.

Adam erhob sich, trat an den Zaun und sagte: „Nun, wie war es?“

Der Mann stand still, sah Adam ins Gesicht und sagte freundlich mit etwas verlegenem Lächeln: „Oh, es war ganz erbaulich, Herr Pastor. Aber es war schmal und ohne Kraft. Weißbrot, Herr Pastor, und locker und trocken. Nicht für Menschen, die schwer arbeiten und oft frieren müssen.“ Damit ging er wieder hinein.

Adam setzte sich. Er hörte wieder das Lied und dann die große mächtige Stimme über dem Tellerkragen; und ließ sich wieder von den Vögeln Trost geben, die herzlich und unbekümmert dazwischen sangen. Als die Predigt zu Ende war, kam derselbe ältliche Landmann wieder aus der Kirche, und Adam stand wieder auf und fragte: „Nun, wie war es?“

„Oh,“ sagte er mit demselben, fast zarten Lächeln, „es war wieder ganz erbaulich, Herr Pastor. Es war Schwarzbrot. Aber es war nicht ganz sauber, Herr Pastor. Es hatte ein wenig im Dreck gelegen; und das merken die Leute.“ Damit ging er wieder hinein.

Adam setzte sich wieder und verharrte so eine Weile; dann stand er mit schweren Beinen auf, ging durch die Gartenpforte nach der Kirche und unter dem Orgelspiel durch die zweitausend Menschen, die alle die Köpfe nach ihm wandten, und stieg auf die Kanzel und hielt seine Predigt, die gut vom Stapel lief, und ging dann mit schwerem Atem hinaus und setzte sich wieder auf die Bank. Er war

in großer Noth, da er an seine liebe kleine Herde daheim und an seine großen Schulden dachte, und sagte Worte wie diese: ‚Ich habe meine großen Schulden nicht durch Leichtfertigkeit und üppiges Leben bekommen, sondern weil ich als armer Leute Kind nach Wissen neugierig war und nachher, weil ich Unglücklichen helfen wollte. Aber sie werden sehr traurig und still sein, wenn ich ohne diese Hoffnung nach Hause komme.‘ Oder: ‚Ich bin nichts und will nichts sein. Ich möchte nur wie ein andrer Mensch ohne Schulden sein, und möchte eine größere Arbeit haben, und möchte einmal ein Landmann werden; denn ich habe eine gute Begabung dafür. Das sagen alle Bauern da in meinem Kirchspiel.‘ Oder: ‚Es sind hier mehr Vögel als in meinem Garten. Ja, es ist hier Geest. In meinem elterlichen Garten waren auch mehr Vögel.‘ Oder: ‚Wenn ich gewählt werde, will ich als erstes das Grab meiner lieben Eltern besuchen.‘ Als er noch so saß, kam der freundliche Landmann wieder heraus und sagte mit lächelnder Verlegenheit: „Nun, Herr Pastor, wollen Sie mich nicht zum drittenmal fragen: Nun, wie war es?“

Adam sah ihn mit dunklen Augen an und sagte: „Nun, wie war es?“

„D,“ sagte er, „es war durch und durch erbaulich. Es war Schwarzbrot, Herr Pastor, von der alten deftigen Sorte, und es war durchaus sauber. Und so wie ich, so sagen sie alle. Aber die Geister, von denen Sie an einer Stelle sprachen, ist einiger Streit; aber die meisten sagen: wenn er von Geld gesprochen hätte, das wäre schlimm, aber Geister . . .? warum nicht Geister? Und Sie werden gewählt, Herr Pastor. Bei weitem.“

Da dachte Adam an seine kleine Herde zu Hause, und das Herz jauchzte auf.

Er wurde gewählt, und bedankte sich vom Altar aus vor dem ganzen Kirchspiel. Was für ein Gedränge! Was für eine Unordnung! Adams Vorgänger war vierzig Jahre Jahre hier gewesen, und war ein Junggeselle und Wunderling gewesen. So war alles etwas aus dem Leim gegangen. Sechs Hausknechte und sieben Kellner an den Türen und oben auf den Bänken, Knaben an den Pfeilern hängend, und kleine Kinder auf den Altarstufen zu seinen Füßen hockend; Hunde liefen zwischen ihnen durch. Dabei war alles erregt und neugierig zu hören, was der neue Pastor nun sagen würde.

„Du hast mir die Hand gereicht,“ sagte Adam, „hier hast du die meine,“ und hielt seine breite Hand hin, und nickte immerfort mit dem Kopf, und die Tränen liefen ihm die Wangen hinab. „Und was die Geister angeht, so wundert euch nicht darüber; der Glaube steht in der Bibel und — was noch mehr wert ist — seit Jahrtausenden in den Köpfen unsrer Väter, und was die Hauptsache ist, er lebt nun einmal in meinem Herzen. Seid zufrieden mit diesem einem, was ich euch verspreche: ich werde niemals auch nur ein einziges Wort sagen, das nicht aus meinem eignen Herzen kommt und aus eignem ehrlichen Glauben.“ Ja, das sagte er, und sagte es mit fester lauter Stimme, und sah sie alle der Reihe nach an, soweit er die Gesichter erkennen konnte. D, er war nun obenauf und hatte die alte Sicherheit wieder.

Als er die Kirche verließ, kam der schmale Landmann wieder auf ihn zu und sagte mit freundlich verlegenem

Lächeln, daß er der Kirchenbaumeister wäre, und daß er Adam nun die Gebäude zeigen wollte. Kirche, Schule, Predigerwitwenhaus, Haus des Küsters, das Pastorat. Alles stattlich, aber stark verfallen und rummelig. Adam sieht es mit seinen scharfen Bauernaugen, und spricht davon. Ja, der letzte Pastor, der alte Junggeselle! Und da wären auch sonst Schwierigkeiten gewesen! Ja. „Und seht, Pastor Barfoot, da kommt nun der Küster.“

„Der lange Mann da mit dem kleinen grauen Kopf?“  
 „Ja, das ist der Küster, Küster Holgersen.“

Mein Gott . . . der Mann im kurzen Schafspelz! Der Mann im kurzen Schafspelz! Es ist nun freilich an zwanzig Jahre her, daß er im Pastorat zu Holebüll am Kaffeetisch saß . . . aber da ist kein Zweifel!

„Also dies ist mein alter Freund Holgersen. Jäger, Fallensteller, Altertumsliebhaber und Küster. Die Hauptarbeit des Amtes nehmen ihm die Besenbinder ab, die seine Freunde sind.“

Der Mann ist völlig gleichmütig, kennt Adam nicht, hat Adam nie gesehn! Adam sagt einige Worte, seine Gedanken schießen und wirbeln durcheinander . . . der Flüchtling und Wattläufer, der den armen Irren in den Schrank jagte, der Gude in der Boos in seiner Macht hatte . . . und dann war die kleine hölzerne Figur verschwunden! Liebe Geister, was soll das bedeuten, für mich und die Meinen, für Gude, für Heedje, das sagt mir, ich bitte euch! Sie gehn über den Kirchhof, und Adam denkt: wie verfallen ist das alles. Wie kann dieser saubere, friesische Bauer das so ansehn. Sie gehn um einen mächtigen alten Schutthaufen, der am Westende der Kirche steht, und der Kirchen-

baumeister erzählt — was Adam schon aus Büchern weiß — daß hier in alten Zeiten eine Thingstätte gewesen ist und wie das Gewölbe in diesem Steinhaufen als Gefängnis gedient hat.

Sie gehen durchs Pastorat, und dann wartet Adam auf den Wagen. Der Wagen kommt, und Adam gibt den beiden die Hand, und fährt nach dem Bahnhof. Und mit der Bahn nach seiner Station. Dort wartet das Fuhrwerk vom Nachbarhof.

O, wie ist es schön, in Ehren zu den Seinen zurückzukehren! Nein, es gibt nichts Schöneres auf der Welt! Nie rauschen die Lorbeeren voller und lauter, als wenn man nach gewonnenem Sieg zu den Seinen heimkehrt, zu seinem lieben kleinen heiligen Herde!

„Du kannst gern ein wenig rascher fahren,“ sagt Adam; „deine Pferde sind dick genug. Gib mir mal die Leine. Du mußt nicht immer diesen langsamen Trott fahren; sondern zehn oder zwölf Minuten einen guten lebhaften Trab und dann drei oder vier Minuten im Schritt, so mußt du es machen . . .“ Was sie wohl reden zu Hause? Wie sie wohl im Garten stehn und übers weite Land nach dem Geestrand blicken, ob sie den Wagen entdecken. Ach, wie sie wohl in schweren Zweifeln sind! Wie sie wohl unter den Worten des Alten, der immer noch zum Besuch da ist, zu leiden haben!

Aber seht, damit die Leute im Fall des Mißerfolgs keine Ursache zum Spott geben, hatten sie zu Hause nicht gewagt, sich oben im Garten oder gar auf der Dorfstraße aufzustellen, um seine Rückkehr zu erwarten. Sie waren vielmehr auf den Gedanken gekommen, daß Uwe wie von

ungefähr nach den Hügeln am Eichenholz, zwei Stunden Wegs, vorgehn und dort den Wagen abpassen sollte. War der Vater gewählt, so sollte er ihn weiterfahren lassen und sollte auf den höchsten Hügel steigen, den mit den hohen alten Ginsterbüschen, und mit einem langen schneeweißen Handtuch, das er versteckt um den Leib trug, in die Marsch hinunterwinken. Dies Winken sollte dann Hiller, der sich am Ende des sogenannten grünen Wegs auf ein Heck stellen wollte, erkennen und sollte es durch ein Schwenten des rechten Armes nach Hause weitergeben, wo sie dann aus den Fenstern des Saales nach diesem Zeichen spähen wollten. Die Mädchen hatten zuerst große Mühe gehabt, Hiller zu bewegen, auf diesen Plan einzugehn, da es, wie er sagte, für seine Natur unerträglich wäre, im Glücksfalle nicht gleich zur Stelle zu sein. Uwe würde den Vater gleich zu sehn bekommen und auch erfahren, wie das Stimmenverhältnis gewesen war; er aber würde ganz allein, ohne irgendwelche Kunde, seinen einsamen Weg trotten. Aber schließlich mußte er gehorchen, da Adam ein für alle Mal befohlen hatte, daß die Mädchen als die älteren in allen Dingen des häuslichen Lebens die Oberhand haben sollten. „In euch Mädchen,“ sagte er, „ist vielleicht etwas weniger Verstand, aber mehr Takt; also seid nicht bange und laßt euch nicht von den Jungen unterkriegen. Handelt selbständig, handelt frisch! Es geht in meinem Hause nach dem Alter, einerlei, ob Junge oder Mädchen!“ Und danach handelten sie auch.

Aber der Plan, mit so großer Überlegung und vielen lauten Worten — wobei Heedje am lebhaftesten und lautesten war — angelegt und beredet, ging doch schief, denn

als Adam seinen Ältesten da unter den jungen Eichen stehn sah, langte er mit der Hand nach ihm, und zog den großen neunzehnjährigen Jungen, während er ohne Aufenthalt weiter fuhr, neben sich in den Wagen, und herzte und küßte ihn, und beantwortete seine stürmischen Fragen, und jauchzte in seinem Innern über das reine, eifrige Gesicht des Knaben, und fuhr so weiter; und der Junge vergaß das Handtuch und die Abmachung. So kam es denn, daß Hiller kein Zeichen bekam und auch keins geben konnte, und daß die drei Frauen dem Wagen, als er auf die Hofstelle fuhr, mit freundlichen, aber verweinten Augen, an denen sie heimlich wischten, aus dem Hause entgegenkamen.

Aber nun: Welche Verwirrung, als sie nun die lachenden Gesichter im Wagen sahn, und es dann endlich begriffen! Wie sah Gude jung und glücklich aus, als sie Hand in Hand mit Adam auf dem Sofa saß, und er alles erzählte; und sie immer wieder dazwischen riefen: „Wo ist Hiller? Ach, der arme Junge!“ bis auch er kam, in Schweiß gebadet — er hatte den Wagen ankommen und das Armheben der Frauen gesehen —, und zuerst in überschwengliche Freude verfiel und darauf in einen lauten Zorn, und sich durch feierlei Versprechungen trösten ließ, bis Heedje ihn endlich durch die Zusicherung ihrer drei größten Gravensteiner tröstete, die sie in ihrem Bettstroh verwahrte.

Welch Gefrage! Aber Adam schlug es alles nieder. Erst kam er, er selbst, mit seinem erregten übervollen Gemüt! Gab es eine schönere Gelegenheit, eine Rede zu halten? „Haltet alle den Mund, bitte,“ sagte er, und sah sie alle der Reihe nach an, zuletzt Gude.

Ein Blick aus den Eckfenstern: „So'n Mann!“

„Kinder!“ sagte er in großer Erregung. „Es kommt mir immer wieder das Wort Pauli in den Sinn: „dem Demütigen gibt Gott Gnade.“ Ach, Kinder, ihr wißt nicht, wie wahr das Wort ist! Die meisten Menschen meinen, solch ein Wort aus der Bibel paßt nur für die Kirche, oder doch nur für die sogenannten Frommen. Aber nein, es ist eins der größten und klügsten Menschenworte, und paßt zu allem. Denn seht, was sagte ich zu mir selbst, als ich die Wahlsrede machte? Adam, sagte ich, was bist du?“

„Du,“ sagte Gude, „sind die Fenster sehr hoch und groß?“

„Still, Gude, nichts davon.“

„Vater,“ sagte Heedje, „wie weit ist es bis zum Wald?“ Sie wollte darin mit dem neuen Jungvolk spazieren gehn.

„Still, Heedje, schämt euch, erst komme ich.“

„Laßt Vater reden,“ sagten Abel und Uwe, „was Vater sagt, ist tausendmal wichtiger als eure dummen Fragen.“

„Also, als ich die Wahlspredigt machte, sagte ich: Adam, was bist du? Ein Gelehrter? Hallo . . . du und ein Gelehrter, hast kaum den zweiten Charakter, schweig mir davon! Also kein Gelehrter . . . Was dann? Ein lebenskluger Mann! . . . Was, du ein lebenskluger Mann? Überdenke bitte, wie du zwanzig Jahre lang so manchem Fieberjahru geholfen hast, der dir über den Weg kam, statt deine eignen Dinge zu ordnen; schweig mir davon . . .! Also kein lebenskluger Mann? Also was dann? O, gewiß ein Heiliger! Ein Heiliger? Ach nein, bitte. Denn

wenn du zu Hause statt eines so mutigen und lebensfrohen Weibes ein fränkliches und müdes gehabt hättest, wie wäre es dir dann ergangen, damals, damals und damals? Schweig' mir davon! Also auch kein Heiliger? Ja, was dann? Wie willst du denn eine Wahlpredigt machen und Pastor in Poggsee werden? Irgend etwas mußt du doch sein. Jawohl. Allerdings! Irgend etwas! Nämlich ein schlichter Mensch, der bei dem kümmerlichen Versuch und bei der mühsamen Arbeit ist, als ein Wahrhaftiger durchs Leben zu kommen! Ja, das bist du, und weiter nichts! Und seht, liebe Kinder, da ich so dastand, unwissend, irdisch, unheilig, nichts unter mir als das bißchen schlichte, natürliche Kraft und Wille, das von Geburt in mir liegt, und mit dieser kleinen natürlichen Kraft ohne alles verlogene Zutun, ein geringes, aber wahrhaftiges und blutvolles Gebilde von einer Predigt machte, seht, da gefiel es den Menschen, und sie sagten: „Das ist ein Mensch“, und wählten mich. Ich sage euch: man muß nichts darstellen wollen, was man nicht ist; aber aus seinem eignen angeborenen Wesen heraus kann man schon etwas zustande bringen. Das beachtet, Kinder! Im übrigen,“ sagte er mit Rührung in der Stimme, „hatte der Bischof dafür gesorgt, daß ich große Aussicht hatte, gewählt zu werden. Ach, Kinder, dieser Bischof! Ach, Kinder, man möchte so gern, daß so ein Bischof ein heiliger Mann wäre, damit da doch etwas wäre in der Welt, zu dem man hinaufsehen müßte; aber er ist es nicht. Er hat mich ungerechterweise ein wenig bevorzugt, indem er mir einen ungeschickten und einen taktlosen Konkurrenten gab, und hat das Kirchspiel also ein wenig betrogen. Ach, Kinder, was soll man über ihn

sagen: es ist eine Not mit ihm; aber freilich eine lächelnde; denn er hat ja auch wieder richtig und weise gehandelt, da er jedenfalls grade mich für den geeigneten Mann hielt, in dies große, etwas stockige Kirchspiel frischen Wind zu bringen.“ Und indem er in tiefes Sinnen verfiel, sagte er: „Ich kann mir ihn vorstellen, wie er da in seinem großen Sessel an seinem Schreibtisch sitzt, und boshaft an mich denkt, an meine Gewissensnot . . . Ach, die Menschen, die Menschen!“ So sagte er, und sah sie alle der Reihe nach an; und sie gaben ihm alle recht.

Aber nun wollten sie alles und jedes wissen. Wie schalt Gude in ihrer lauten lärmenden Art, daß er weder die Fenster gezählt, noch die Größe der Borde im Keller wußte — er hatte überhaupt keinen Keller gesehn —, noch die Zahl der Apfelbäume. Wie sah die stille schwere Abel ihn mit ihren langsamen, ein wenig dumpfen Augen an, als er von dem alten Gefängnis und dem Gewirz der alten verfallenen Grabsteine und Grabgewölbe erzählte; wie fragte die lustige Heedje, ob man von den Bohnstufenfenstern die Dorfstraße sehn und hinübrufen könnte, und ob er schmucke junge Menschen gesehn hätte. Wie fragte Hiller nach den Ländereien und Ställen, und mit welcher Sicherheit behauptete er, daß Vater diese Ländereien mit zwei Pferden nicht würde betreiben können. „Nicht wie es sich gehört, Vater, nicht ordentlich!“ Wie sprang er dann plötzlich von der Sofalehne auf, wo er neben seiner Mutter gesessen hatte, den Arm um ihre Schultern, und fragte mit funkelnden Augen, ob der Vater nicht eine hübsche kleine Bauerntochter gesehn hätte, mit einem Hof für sie allein, eine richtige kleine Erbtöchter, die er hei-

raten könnte. Und wie fragte der ruhige sinnige Uwe mit dunkler Stimme nach der Predigt und der Dankansprache vorm Altar! Welch ein Fragen, Antworten, Durcheinanderreden, Planemachen, und wieder Fragen! Und wie vieles blieb in der Luft hängen, weil Adam nicht genau zugehört hatte. Zuletzt saßen sie alle beieinander, wie sie immer taten, wenn die Unterhaltung lebhaft wurde, Heedje und Hiller auf der Lehne des Sofas, die Arme um die Eltern; und die beiden andern ihnen gegenüber.

Und nun die Bombe! Ja, die Bombe! Der Küster! „Und nun . . . denkt euch, wer der Küster ist!“ Es war gut, daß es nun schon dämmerig war! Ja, gut für eine gewisse . . .! „Ja, ihr erinnert euch doch des kurzen Schafspelzes, der an einem Wintertag zu uns kam — ihr wart noch klein und wart auf dem Eis oder am Strand, aber wir haben euch davon erzählt . . . ein langer schmucker Mensch mit ein bißchen Silberblick, sah aus wie ein Jäger, der sich sieben Jahr lang durch Gestrüpp hindurch gearbeitet hat, Hände und Gesicht voll Narben . . . ja, es sind so zwanzig Jahre her. Ja, und wir waren freundlich mit ihm . . .“

„Besonders die Mutter,“ sagte Heedje, die mit Fraueninstinkt gefühlt hatte, daß er ihrer Mutter gefallen hatte.

„Ja, besonders die Mutter.“

„Und nachher war ein kleiner hölzerner Engelskopf weg.“

„Ja, ganz richtig . . . und es war der, der den jungen Pastor in den großen Schrank gestellt hat. O Gott, wie haben wir uns alle davor gefürchtet, als wir noch klein waren!“

„Ganz richtig! Ja, der! Er heißt Holgersen. Und der ist also da Küster!! Er hat jetzt graues Haar.“

Sie fahren alle auf.

„Ob er im Winter in der Kirche den Schafspelz trägt?“

„Sicher, dazu hat er ihn.“

„Wie ist es möglich . . .! Seemann . . . die ganze Welt gesehn . . . vielleicht ein heimlicher Verbrecher . . . wandert durch das Land . . . kauft oder stiehlt Altertümer . . . Wattläufer, Jäger . . . Küster!“

„Warum sagst du nichts, Mutter?“

Ja, was soll denn Gude sagen? Sie sagt: „Es wird so schlimm nicht sein.“

Als sie noch so durcheinander sprechen, kommt der alte Großvater herein. Er hat seinen gewohnten Weg durchs Kirchspiel gemacht, und kommt später als gewöhnlich nach Haus, um zu zeigen, daß die Begebenheiten dieses Tages sein großmächtiges Herz nicht interessieren. Als die Kinder ihm zuschreien: „Vater ist gewählt!“ sagt er: „So, so, er ist gewählt,“ und zündet gemächlich die kleine Lampe an, um in seine Stube zu gehn. Als er aber mit einem schiefen Blick nach dem Sofa sieht, wie glücklich sie da miteinander sitzen, sagt er: „Die Gegend da hat keinen guten Ruf. Da wohnen allerlei Besenbinder und Heideläufer und Musikanten, die oft nach Hamburg gehn . . . und was weiß ich . . .“

„Musikanten,“ sagt Heedje, „um so besser!“

„Ach du,“ sagt er verächtlich, „du kriegst die Musikanten auch noch satt.“

„Kinder,“ sagt Adam, als die Thür sich hinter ihm ge-

geschlossen hat, mit ernstem, fast feierlichem Gesicht, — er ließ nie eine Gelegenheit vorübergehn, seine Kinder das Leben zu lehren — „hütet euch davor, euch in Freude oder Leid von den Menschen zu trennen! Das ist der Anfang vom Ende! Einsamkeit ist nur für die großen Helden der Menschheit. Die müssen darin große Gedanken fassen und ausbaun, obgleich auch sie, wie ich gehört habe, immer wieder, und oft in flehender Weise, nach der Hand der Menschen gegriffen haben. Wir gewöhnlichen Menschen aber, wir bedürfen der Zweiheit, ja der Vielheit, ja, des Zusammengehns und -stehns mit der ganzen Menschheit. Einsam sind wir wie an einen unfruchtbaren und dürren Ort gestellt, und verspaken, verschimmeln und verdorren.“

## Zehntes Kapitel

Welche Unterhaltungen, Pläne, Beratungen! Dazu der Abschied vom alten Kirchspiel und mitten dazwischen ein Brief vom Bischof. Er war nur kurz, aber er hatte Inhalt; der Alte hatte seine Zähne noch nicht verloren.

„Mein lieber Pastor Barfood. Ich wünsche Euch und Frau Gude und den Kindern nun alles Gute für Poggsee. Es ist mir dabei ein besondres Vergnügen, Euch mit dem Holgersen dort zusammen zu bringen. Lieber Pastor Adam Barfood, es gibt viel Merkwürdiges in diesem Land, von Karsten Barfood aus Holebüll, der nach Arabien und Tunis reiste und die Morgenschuhe mitnahm, die seine Braut ihm gestickt hatte, und Krischan Hebbel aus Wesselhuren, der nach Wien zog und dort den vornehmen Mann machte, bis zu Timm Rhode aus der Wilstermarsch, der seine ganze Familie umbrachte, um Alleinbesitzer des Hofes zu sein; aber dieser ist der Merkwürdigste. Ich möchte wohl noch erleben, wie Ihr mit ihm und den Besenbindern, die eine turbulente Gesellschaft sind, zu Rande kommt. Aber Ihr habt ja besondre Gaben. Ihr vereint in Euch die Gaben, die so selten in einem und demselben Menschen wohnen, daß Ihr zugleich ein starker Mann und ein feiner Sinnierer seid. Ich hoffe dabei, daß Eure Geister nicht wie die Katzen in der alten Baracke in Holebüll zurückbleiben, sondern mit Euch ziehn. Ihr werdet sie dort brauchen können. Noch einen besondern Gruß an Gude. Hütet das liebe Menschenkind vor den Büchern, daß sie nicht abfärbt und grau wird im Geist wie alle andern Menschen. Ach, Adam Barfood, Leben ist mehr als Lesen, Grübeln und

Bildersehn! Ach, könnte ich doch immer leben (das heißt als Bischof, nicht als Besenbinder), immer noch sehn, was nun nächstens geschieht, z. B. in Poggsee. Aber nun ruft mich Gott. Nicht zum Glorienschein! Ach, Adam, da würde ich mich mit meinem breiten Gesicht schlecht drin machen! Nein, zu neuer Arbeit und neuem Leben. Hoffentlich, mein Junge, fehlt da die Sorte Menschen, die immer gleich giftig wird und alles übel nimmt. Denk Dir, neulich hat mich einer verflagt!!! Der Aatje Stamp, weißt Du, der mit dem gelben Henkelpott; er wohnt da jetzt in der Nähe Deiner neuen Heimat. Er behauptet, ich hätte ihm einen böshaften Brief geschrieben. Ich!

Nun bin ich mit herzlichem Gruß an Dich und Gude  
Euer alter Bischof."

Adam wußte wieder nicht, ob er sich über den Brief freuen oder ärgern sollte, wahrscheinlich sollte er nach der Absicht des Schreibers beides tun. Er antwortete umgehend, daß er dem Bischof für seine große Hilfe und gute Meinung dankbar wäre und allerdings hoffe, dem großen Kirchspiel recht zu dienen, besonders, fügte er hinzu, mit der Gabe, die der Herr Bischof nicht erwähnt hätte, die er immer besessen hätte, nämlich, daß er weder Bischöfe, noch Küster, noch Besenbinder fürchte. So . . .!

Am dritten Tage danach fuhren sie mit ihren Habseligkeiten in zwei Wagen von der Hofstelle. Den ersten Wagen mit zwei eignen Pferden, die Adam für die Landwirtschaft, die er betreiben wollte, gekauft hatte, führte er selbst. Neben ihm saßen Gude und Abel und hinter ihnen auf dem Sofa die beiden Jungen, die durchaus mit in diesen ersten

Wagen wollten. Den zweiten Wagen führte der Großvater, den sie aus Gutmütigkeit zu diesem Zweck zum Besuch geladen hatten. Neben ihm saß Heedje, die immer so gleichmütig und fröhlich war, daß der alte Mann ihr das Lachen, das ihr in der Kehle saß, nicht ersticken konnte. Den Rest ihrer Habe sollten zwei andre Wagen am dritten Tag nachbringen.

Adam war sehr stolz und glücklich, als er so mit allem, was sein war, auf dem breiten Marschweg dahinfuhr. Er erzählte den Kindern von seiner beschränkten, ja kümmerlichen Kindheit, und wie armselig er und Mutter vor fünf- undzwanzig Jahren in Hausstand und Ehe gefahren wären. „Wir hätten damals, was wir besaßen, auf einen guten Gcestwagen packen können,“ sagte er „und nun fahre ich mit vier großen vollbeladenen Marschwagen auf diesem Weg, und der erste ist sogar mitsamt den Pferden mein Eigentum; und ich bin nun fünfundzwanzig Jahre lang, und ich darf wohl sagen, mit gutem Erfolg, Pastor gewesen, nach dem Maß meiner Gaben; und fahre nun nach meiner neuen Gemeinde, die eine der größten und arbeitsreichsten im ganzen Lande ist. Wahrlich, ich habe es weit gebracht.“ Als er so weit war, fielen ihm plötzlich die Schulden ein, die er hatte, und daß ihm von all dem, was er bei sich hatte, eigentlich nichts gehörte, und er schwieg plötzlich. Aber Gude, die fühlte, was ihn so plötzlich verstummen machte, suchte mitleidig seine Hand, und behielt sie lange.

Es war ein klarer Septembertag und es dauerte nicht lange, so machte die Fahrt und der frische Wind ihn wieder gutes Muts, und er erzählte zum zweitenmal, wie er

die beiden Stuten gekauft hätte; wie der Verkäufer dies gesagt und er jenes geantwortet habe, und wie er hoffte, recht gute Fohlen von ihnen zu haben. Mutter und Abel fragten dies und das, über das zu kaufende Vieh, über die Stallung und die Felder, und er und Hiller antworteten ihnen, wobei jeder den andern an Kenntnissen zu übertreffen suchte. Sie redeten auch über die Acker, die zu beiden Seiten des Weges lagen, und so, als wenn sie alles kannten; und prahlten, wie sie den Pastoratshof in Schwung und Glanz bringen und was alles sie Gude in die Küche liefern wollten. Die Frauen hörten zu und fühlten sich offenbar sehr befriedigt und behaglich, mit so erfahrenen Leuten durch die Landschaft und in eine so reichliche Zukunft zu fahren.

Nachdem sie eine gute Stunde gefahren hatten, erreichten sie den Rand der Geest. Sie stiegen alle ab, und gingen neben dem Wagen, und fanden, daß er in dem tiefen Sandweg, der durch die Schlucht hinaufführte, schwerer als nötig ginge, und hatten eine lange Unterhaltung darüber, ob eins der Räder vielleicht schon hart ginge, und welches es denn wäre. Da sie es weder feststellen, noch heilen konnten, griffen sie alle in die Speichen und schoben nach, um die Pferde zu entlasten. So kamen sie glücklich auf das obere Land.

Von nun an war ihnen die Landschaft fast ganz unbekannt. Es war zuerst ein Weg durch eine hochgelegene, ziemlich weite Heide. In größerer oder geringerer Ferne sah man Dörfer oder zeigten überragende Baumwipfel ihr Vorhandensein. Sie unterhielten sich darüber, welches dieses und jenes Dorf wäre, und wohin wohl dieser oder

jener Weg führen möchte, und von welcher Art der Wald sein möchte, dem sie entgegenfuhren. Dabei sprachen sie mit einem wunderbar schwungvollen Gefühl über die Verschiedenheit der Landschaft und der Bevölkerung, daß die Menschen in der Marsch heller wären, die auf der Geest dunkler, bunter, träumischer im Geist.

Der Wald war nur klein, aber es war für die Marschleute ein großes Ereignis. An einem Kreuzweg mitten in ihm, auf bemoosten Steinen sitzend, gegenüber einem fünfarmigen, halbversunkenen Wegweiser, verzehrten sie ihr Mittagessen, während sie die Pferde am Begrand grasen ließen.

Gude hatte Sorge, daß der Förster kommen und sie verklagen könnte, daß sie hier freien Weidegang hielten. Aber Adam sagte munter: „Der Forst gehört dem König oder dem Fiskus, und König und Fiskus sind mir lange nicht volksfreundlich genug; es macht mir Spaß, sie um das Gras zu kränken. Wenn der Förster kommt, sagen wir, die Pferde hätten sich eben losgerissen und wir hätten es nicht bemerkt.“

„Ja,“ sagte Gude ergeben, „so bist du.“

„Kinder,“ sagte Adam, indem er sie alle mit lustigen Augen ansah, „was ist der Mensch ohne ein bißchen Arsenik. Ihr müßt mir recht geben.“

Aber der ernste Uwe stand seiner Mutter bei, und es kam zwischen Vater und Sohn zu einer gründlichen und gelehrten Unterhaltung über einige Grenzgebiete der Sittlichkeit, bis der muntre Hiller sich darüber empörte, daß sie in dieser schönen Stunde solche Dinge trieben.

Sie blieben dort eine Stunde, indem sie sich nun gegen-

seitig auf schöne Bäume, Ameisenhaufen, Vögel und Vogelstimmen, Moose und Pilze aufmerksam machten. Darauf fuhren sie weiter. Hinter dem Wald kamen sie in eine weite, flache Mulde, in deren Tiefe sie durch grüne Wiesen einen kleinen Fluß hinzieh'n sahn. An zwei kleinen Dörfern, die unter Birken und Obstbäumen lagen, und einzelnen Gehöften vorbei erreichten sie ihn, und zogen über eine stattliche, neugeteerte Bohlenbrücke über ihn hin; dort rasteten sie noch einmal und versorgten die Pferde. Danach strebten sie den bewaldeten Höhen zu, hinter denen die neue Heimat lag.

Auf halber Höhe, als sie die Pferde im Sandweg ein wenig verschlaufen ließen, kam aus einem der kleinen alten Strohdachhäuser, die da standen, ein Weib von mittleren Jahren heraus, um mit Spaten und Eimer auf ihr Kartoffelfeld zu geh'n. Da Adam sah, daß sie weinte, sagte er: „Nun, Mutter, was ist, daß du weinst?“

„Ach,“ sagte die Frau weinend, „wir haben hier im Dorf . . . da hinten seh'n Sie es . . . einen ganz verdrehten Pastor . . .“

„Wie heißt er?“ sagte Adam.

„Stamp,“ sagte die Frau, „sie nennen ihn Natje . . . Er hat sich inn'n Kopf gesetzt, daß der Heiland bald wieder kommt und hat viele bis über die Nase und Ohren in den Glauben hineingebracht; und nun sind die, welche am tiefsten drin sitzen, zu dem Glauben gekommen, daß es nun jeden Augenblick losgeht, und hocken herum und warten, und wollen keinen Spaten und keinen Eimer mehr anfassen. Da drinnen auf der Diele sitzt mein Mann, der einer von diesen ist, mit einigen andern, und gucken seit sieben Stun-

den nach der Thür; und jeder hat sein Bündel neben sich. Und wenn dies keine Noth ist, so gibt es überhaupt keine, und ich wollte, statt des Heilands käme der andre und holte den Pastor mit samt allen seinen Gläubigen."

"Hiller," sagte Gude mit ihrer hellen, etwas lärmenden Stimme vom Wagen her, „das ist der, den dein Vater damals gesund gemacht hat.“

Adam hörte nicht darauf, sondern ging in hellem Zorn stracks auf das Haus zu, und fand in der Diele ein halbes Duzend Männer und Frauen, die mit wirrem Haar und hängiger Haltung um den Tisch saßen und dumpf vor sich hinstarrten. Vor jedem lag ein festzusammengeknotetes Bündel, auf jedem Bündel ein wohlgefaltetes sauberes Taschentuch.

„Leute," sagte Adam in seiner muntern sichern Weise, „ich höre eben ganz zufällig, daß ihr hier auf den Herrn wartet, und ich sehe euch an, daß euch das Warten lästig wird. Es gibt ja nichts Schrecklicheres, als tagelang vergebens warten. Darum freut euch, daß ich euch sagen kann, daß ihr das Warten aufgeben könnt. Die Sache ist verschoben.“

„Wer sünd Se, dat Se dat seggen?" sagte ein älterer Mann mit kleinen mißtrauischen Augen, die tief aus ihren Höhlen blinkten.

„Ich bin der neue Pastor von Poggsee," sagte Adam, „und ein alter Freund von Pastor Stamp.“

„Wenn Se dat sünd . . ." sagte der Mann zweifelnd.

„Wir haben die Berechnungen von Pastor Stamp nachgeprüft," sagte Adam, „und einen Fehler entdeckt. Stamp hat sich geirrt. Es dauert noch dreiundzwanzig einhalb Jahr, von vorigem Sonntag an gerechnet.“

„So,“ sagte der Mann ohne besondere Bewegung, „so. Dann ist's verkehrt, dat wi hier sitten un luuren.“

„Ist verkehrt,“ sagte Adam, „ihr müßt euch noch einmal ins Leben stürzen; und du, Großmutter,“ sagte er zu einer Alten, „mußt dich noch mal wieder kämmen.“

Die Leute standen schwerfällig auf, und Adam ging wieder hinaus.

„Vater,“ sagte Hiller halb erschrocken, und halb entzückt, „das hast du sehr gut gemacht. Aber wie konntest du das sagen . . . das mit den dreiundzwanzig und einhalb Jahren?“

„Ach,“ sagte Adam ärgerlich, „was soll man sich da lange Umstände machen und wie soll man sonst diese Art Teufel austreiben . . . weißt du es? Mit der ganzen Wahrheit kannst du es nicht, nur mit einer halben. Rede nicht davon! . . . Dieser Natje Stamp! . . . Ich habe mir so viel Mühe mit ihm gegeben! Dem werde ich einen Brief schreiben! . . . Sag es der Mutter nicht!“

„Was soll ich ihr nicht sagen?“

„Das von den dreiundzwanzig Jahren, sonst sieht sie mich drei Jahre lang aus ihren Augenecken von oben bis unten an, daß ich denke, ich sei den Rock nicht wert, den ich trage. Sie hat in dem Punkt gradezu lächerliche Ähnlichkeit mit dem Bischof; darum hält er auch so viel von ihr. Merkwürdig,“ sagte er verwundert und ärgerlich, „wie ein Mensch sein ganzes Leben lang von gewissen Erscheinungen begleitet wird . . . so ich von Mutter und vom Bischof und von diesem Natje Stamp.“

„Vater,“ sagte Hiller nicht ohne Spott, „das hängt gewiß irgendwie mit den Geistern zusammen.“

Adam sah den Jungen an und sagte mißtrauisch: „Fängst du an, es deiner Mutter nachzumachen?“

Am späten Nachmittag erreichten sie ein großes Dorf, und wollten hindurch fahren, um eine Stunde hinter ihm, in einem Wirthshaus an der Landstraße, das ihnen als reinlich und billig empfohlen war, zu übernachten. Als sie aber bei den ersten Häusern auf ein holpriges Steinpflaster gerieten, brach am ersten Wagen eine eiserne Halskette, und Adam mußte halten. Er ließ den andern Wagen weiter fahren und ging nach dem ersten Haus zu, um nach dem Schmied zu fragen. Da fand sich, daß grade dies Haus die Schmiede war.

Der Meister, ein Mann in Adams Jahren, ging mit ihm in die Werkstatt und machte sich gleich ans Feuer und an die Arbeit. Als er das Feuer belebt hatte, sagte er: „Sie haben Glück gehabt, Mann, daß der Schaden Sie hier traf, fast vor einer Schmiede, und nicht vor einer Apotheke.“

Adam sagte: „Ich kann auch Glück brauchen, Meister! Ich bin mit allem, was ich bin und habe, auf dem Weg nach einem neuen Ort;“ und er sagte, wer er wäre.

„Aha!“ sagte der Schmied. „Jawohl, ich weiß, daß da Wahl gewesen ist und sogar, daß der Gewählte eine tüchtige Predigt gehalten hat. Ja, ja. Aber in diesem Fall,“ sagte er lächelnd, „sind heißes Feuer und einige Hammerschläge nützlicher als Gottes Wort.“

„Jawohl, Meister,“ sagte Adam, „aber wiederum gibt es andre Stellen, da weder Schmied noch Apotheker helfen, sondern allein Gottes Wort.“

Der Schmied arbeitete eine Weile, dann sagte er: „Was denken Sie sich, Herr Pastor, wenn Sie sagen, Gottes

Wort? Ich habe einmal irgendwo gehört oder gelesen, es sei Menschenwort."

Adam sagte: „Ja, auch das ist richtig. Es ist Menschenwort. Aber Gott redet zu uns durch die Natur, durch das Leben, und also auch durch Menschen."

Der Schmied fragte: „Wie soll ich aber glauben, daß irgendein Menschenwort zugleich Gottes Wort ist?"

Adam sagte: „Die Probe ist, denke ich, nicht so schwer. Ob es in der Bibel steht, oder in einem Buch oder in Menschenmund . . . es ist dann Gottes Wort, wenn das Reine und Edle in uns ihm zustimmt."

Der Meister sagte: „Alles Gute ist von Gott?"

„Ja," sagte Adam, „wo man es findet! Ob in der Bibel, oder in der Zeitung, oder in einer Schmiede in einer Unterhaltung."

Der Schmied arbeitete weiter und sagte: „Ich habe mein gutes Auskommen; aber ich habe einen Sohn, der will nicht gut tun."

„So müßt Ihr es machen, wie ich, Mann," sagte Adam, „Ihr müßt an Gott und das ewig Gute glauben und dafür streiten, und hoffen, daß es einst in allem zum Siege kommt, auch in Eurem Sohn. Gott wird nicht eher ruhn, bis alles sein ist. Aber dann möchte ich noch eins sagen: überdenkt, bitte, aufs gründlichste dies: ist Euer Sohn wirklich auf bösem Wege, wie Ihr meint? Viele Eltern nämlich halten an ihren Kindern für böse, was nichts weiter ist als unerfahrender Sinn, ja, sehr oft sogar grade dasjenige, was schärfere Augen als das erste Anzeichen einer besondern und wertvollen Begabung erkennen."

Der Schmied sagte: „Der Junge ist im Hause und

soll es Ihnen selbst erzählen," und pfiff auf dem Finger. Da kam ein langer, schöner, sechzehnjähriger Junge herein mit rötlichem, gen Himmel strebendem Haarschopf und sah Adam mit klaren, forschenden, etwas hochmütigen Augen an.

Adam sagte ihm, wer er wäre, und fragte ihn. Der Junge erzählte ihm mit langsamen, wohlüberlegten Worten, so als wenn er eine Aussage vor Gericht machte und mißtrauisch die eigne Aussage erwöge, wie einer seiner Lehrer ihn behandelte . . . so und so . . .; und wie diese Behandlung nach seinem Gefühl nicht allein ungerecht wäre, sondern ihn gradezu schände, und daß er sich das nicht gefallen lassen könnte und dem Lehrer das in klaren Worten gesagt hätte. Adam schloß aus seiner Erzählung, daß auf beiden Seiten weniger objektives Unrecht als Mangel an psychologischer Einsicht und Nachsicht vorläge, daß bei dem Lehrer eine gewisse Lehrerempfindlichkeit und bei dem Jungen die herbe Empfindsamkeit der Jugend vorlag, und sagte ihm das, indem er ebenso vorsichtig, tastend, bedächtig und wohlüberlegt redete, wie jener getan hatte. Er redete nicht kirchlich mit ihm oder gar so, als wenn der Junge ein schuldiger Mensch wäre — wie der Lehrer und sein Vater mit ihm geredet hatten — sondern menschlich klug, so wie ein alter, erfahrener, bestaubter Weltwanderer und Forscher zu einem jungen redet, dem er alles Gute, ja das Höchste zutraut; denn er hatte ihn lieb, weil er erkannte, daß er das beste hatte und daran litt: eine reinliche, ernste Seele. Und sieh, der Junge merkte, daß Adam gerecht und klug war, und ihn verstand; und er taute auf und nickte mit seinem roten Haarschopf, daß es in der

ganzen schwarzen Schmiede flammte, und verstand, und kam entgegen, und gab zu, und gab nach; und lachte gar zuletzt; und meinte, es würde nun besser gehn; und er hoffe, mit dem Lehrer in ein leidliches Verhältnis zu kommen.

Darauf gingen die drei mit der Kette nach dem Wagen, wo die Seinen, da sie seine erregten Augen sahen, mit Lachen sagten: „Na ja, wir dachten wohl, daß du wieder mit Menschen angebunden hast und irgendwie hast einspringen müssen. Wir sind nur froh, daß du nicht völlig vergessen hast, daß du mit deiner ganzen Familie auf der Landstraße liegst.“

Adam lachte und sagte fröhlich: „Ja, so war ich schon als Student; und so will ich es halten bis zum Ende.“ Und er stellte ihnen den Schmiedejungen vor und sagte: „Seht, ist es nicht ein frischer und schmucker Junge?“ und schlug ihm auf die Schulter und sagte: „Sieh dir die meinen genau an und wenn dir die Gesichter gefallen, so besuch uns, hörst du?“

Da luden auch die andern ihn ein, sie baldigst zu besuchen. Darauf fuhren sie weiter, nachdem sie dem Meister und seinem Sohn die Hand geschüttelt hatten.

Adam war sehr guter Dinge und erzählte den Seinen ausführlich die Unterhaltung mit dem Schmied und setzte ihnen auseinander, wie er über den Charakter aller Beteiligten dachte: „Seht,“ sagte er prahlend, „nun habe ich jedem ein besseres Zutrauen gegeben, nicht allein jedem zu sich selbst, sondern auch zu den beiden andern, dem Meister, seinem Jungen, und dem Lehrer, d. h. den Brief an den Lehrer muß ich noch schreiben.“

„Ach,“ sagte Gude, die allein zugehört hatte — die

Kinder hatten ihre Augen zu beiden Seiten nach den Häusern; denn sie fuhren nun mitten durch das Dorf — „ich dachte, du hättest den Brief schon in der Schmiede geschrieben.“

Adam hörte nicht auf ihre Worte, sondern sagte munter: „Und nun Kinder, habe ich eine Überraschung für euch. Vor einer Stunde hatten wir eine allerdings bedauerlich trübe Begegnung mit meinem alten Schulkameraden Stamp, nun . . . hier in diesem Dorf, wohnt der andre, der mir in jener bewegten Zeit — ich kann wohl sagen, sehr bewegten Zeit — nahe stand!“

„Kong Kristian!“ sagte Uwe.

„Der selbe,“ sagte Adam mit heiterer Miene. „Und wir wollen ihn auffuchen, und ich hoffe, daß wir diesen begnadeten Menschen in allen seinen Gnaden vorfinden. Ich möchte mich auch überzeugen, wie es ihm mit der Landwirtschaft geht; denn er bewirtschaftet den Hof seines Pastorates selbst.“

Als sie unter solcher Unterhaltung weiter ins Dorf hineinfuhren und vor dem Wirthshause, der Kirche gegenüber, haltmachten, fanden sie Heedje da auf der niederen Mauer des Kirchhofs sitzen. Sie war abgestiegen und hatte den Großvater, der aus lauter Widerwillen nicht hatte warten wollen, allein weiter fahren lassen. Sie war wie immer bester Laune und sagte, indem sie mit den Hacken ihres zierlichen Schuhs gegen die Mauer trommelte: „Meinet ihr, daß ich mit dem Alten weiterfahren wollte und ihr solltet allein Abenteuer erleben . . .? Was war das übrigens für ein Junge, mit dem du vor der Schmiede verhandeltest, Vater? Es war hübsch anzusehn, wenn er sich

mit der Faust in den roten Haarschopf griff, wenn er erregt war. Schade, daß er zu jung für uns ist, Abel."

Adam freute sich über sein Kind, wie sie da frisch und gesund, mit roten Wangen und glücklich auf der Mauer des Kirchhofs saß. Er lächelte und sagte: „Es ist zwar nicht meine Meinung, daß die Jugend jedes Alter ehren muß, nur weil es Alter ist; aber das würdige Alter soll sie allerdings mit Ehrerbietung behandeln; und so wäre es mir lieber gewesen, wenn du den alten Mann, mit dem du fuhrst, Großvater genannt hättest. Im übrigen steht es dir gut, an der Straße auf der Mauer zu sitzen, um ein Abenteuer zu erwarten. Komm nur herunter, es gibt wirklich eins!“ Und er erzählte ihr, daß sie das Pastorat besuchen wollten.

Sie gingen über die Straße nach dem Hause zu, gingen durch das ganze Haus hindurch, und fanden niemanden. Aber dann trafen sie die ganze Familie, die beiden Eltern und die drei erwachsenen Kinder, zwei Töchter und einen Sohn, in der Scheune beim Reinmachen des Roggens. Sie trugen Tücher um den Kopf und waren über und über bestaubt.

Kong Kristian erkannte Adam gleich, und die beiden alten Freunde schüttelten sich die Hände. Und da Adam und die Seinen an den Gesichtern sahn, daß sie wirklich willkommen waren, gingen sie mit ihnen ins Haus und sagten zu, daß Adam und Gude im Hause die Nacht blieben, während die Kinder im Wirtshaus schliefen. Nachdem sie noch einmal wieder zu den Pferden hinübergegangen waren, um sich zu überzeugen, daß sie ihr Recht bekämen, und wieder nach dem Pastorat herüberkamen,

fanden sie alle in Sonntagskleidern, und bereit, zu Tisch zu gehn; und sie setzten sich mit ihnen nieder. Nachdem die beiden alten Freunde, wie es sich gehört, zuerst von ihrem bisherigen Lebensweg gesprochen hatten, führte Kong Kristian seine Kinder noch einmal vor. Die beiden Mädchen waren etwas ältlich und schmal, wie man das häufig bei Kindern schöner Menschen sieht; aber der Sohn war ein schmucker schnittiger Mensch mit kühnem Gesicht und lebhaften Bewegungen, aus denen man schließen mochte, daß er eine leidenschaftliche Natur war.

Adam fragte den jungen Menschen in seiner andrängenden Weise sogleich nach seinen Lebensumständen und erfuhr, daß er Landmann wäre und zu dem Hof des Pastors, auf dem er die Hauptarbeit tat, noch einen kleinen Bauernhof gepachtet hätte, der daneben lag. Adam wiederum erzählte ihm, wie er im Bauernstand aufgewachsen und immer Sehnsucht nach diesem Stande gehabt, und nun die Absicht hätte, diese Sehnsucht zu stillen. „Und darum sage mir nun, alter Freund,“ sagte er zu dem Vater, „wie geht es dir mit der Landwirtschaft?“

„D,“ sagte Kong Kristian, „es geht. Weißt du . . . sie trägt viel in die Küche, was sonst bar bezahlt werden müßte.“

Adam, um der Sache auf den Grund zu kommen, und aus Freude am Streit: „Gut! Aber wie ist es: stimmt am Ende des Jahres die Schlußrechnung? Geht es nicht so, daß ihr wohl dreißig kleine Vorteile gehabt habt, aber dann, wenn im Herbst die Rechnungen kommen, vom Schmied, vom Müller, vom Tagelöhner, vom Bäcker . . . dann ist da ein Defizit?“

Thode sah auf seine Frau und Kinder und wollte dann zögernd antworten, aber da mischten sich sein Sohn und die älteste Tochter, die sich mit Adams Kindern unterhalten hatten, ein, und besonders der Sohn rechnete Adam in seiner lebhaften, ja hitzigen Weise vor, wie gut sie bei der Landwirtschaft führen. Das Mädchen, das über dreißig war, hatte eine unfreundliche blecherne Art zu sprechen; aber der Sohn sagte alles, was er vorbrachte, zwar mit großer Lebhaftigkeit, aber doch in aller Bescheidenheit. Adam schloß aus ihren Äußerungen, daß sein Freund trotz allen Fleißes, den er daran gewandt, nicht gut gewirtschaftet hatte, daß aber nun der Sohn, der die Sache erst vor einem Jahr in die Hände genommen, Grund hatte, auf bessere Erträge zu hoffen.

Als die Kinder zu Ende gesprochen hatten, wandte Adam sich wieder an seinen alten Freund und sagte: „Eigentlich war meine erste Frage mir gar nicht so wichtig; denn ich habe das Zutrauen zu mir, daß ich die Sache gut und richtig betreiben werde. Nein, was mir am Herzen liegt, ist dies: sage mir, wie geht es dir mit dem Amt? Leidet es nicht unter den Sorgen für Stall und Felder? Und wo ist die Rosenlaube?“

„Was?“ sagten die Kinder, „eine Rosenlaube? Die haben wir nicht, haben wir auch nie gehabt.“

Adam sah seinen alten Freund an und sah, daß er rot geworden war, und erkannte nun auch mit einemmal, daß sein Gesicht, das ihm einst so lebensvoll, so feurig entgegengeblüht hatte, flach und leer geworden war. Da brach er rasch und gewandt ab, und sagte: „Nun, das führt jetzt zu weit; wir wollen darüber reden, wenn wir im Garten sind.“

Als sie nach dem Essen durch den Garten gingen, ging er Kong Kristian scharf zu Leibe. „Nun also,“ sagte er, „wie steht es? Läßt dir die Wirtschaft Zeit und Gedanken für dein Amt? Wie lange arbeitest du an deiner Predigt? Ist deine Zuhörerschaft gestiegen oder gesunken? Darfst du, wo du im Kirchspiel einen Irrtum, eine Unordnung, eine Gefahr, einen Schmutz, oder was sonst, siehst, hingehen und helfen, und tust du das auch? Besuchst du die Kranken und die Alten? Liest du Bücher und Zeitschriften, und welche?“

Kong Kristian sah ihn mit raschem Blick an und sagte verlegen und mit leisem Hohne: „Deine Augen funkeln noch immer wie vor fünfundzwanzig Jahren.“

Adam: „Das ist die Hauptsache, daß die Augen noch funkeln. Sag mal, spielst du noch Geige?“

Aber seht: Christian Thode sah übers Feld und sagte: „Nein . . . schon lange nicht mehr.“

„So . . .“ sagte Adam, „so . . .“ und sah seinen alten Jugendgenossen von der Seite an, und sah, daß er geistig eingeschlafen war. Eingeschlafen! Wenn Adam aus seiner Arbeitsstube kam, oder von einer Amtshandlung wieder ins Haus trat, wie oft sagte Gude lächelnd und mit ihrem alten Spott: „Nun . . . du hast wohl wieder gebrannt?“ Christian Thode war längst ausgebrannt. Was an ihm geblieben war, war seine schöne hohe Gestalt, ganz Kong Kristian, und die volle klingende Stimme, die sich ins Herz schmeichelte.

Sie schwiegen beide und gingen hinter den Kindern her, die durch eine Lücke im Zaun nach dem kleinen Nachbarhof hinübergingen, den der Sohn gepachtet hatte. Sie

durchwanderten Haus und Hof, und Adam nahm die Gelegenheit wahr, zu dem alten Ehepaar, dem der Besitz gehörte, in die Stube zu gehn, und ein wenig mit ihm zu plaudern. Da er bemerkt hatte, daß der junge Thode Gefallen an Heedje hatte — er wich mit seinen Augen nicht von ihr — und alles für möglich halten mußte, so fragte er den Alten, ob er denn glaube, daß die Pachtung gut gehn würde.

Der Alte zog die Schultern hoch und sagte: „Das kommt auf den jungen Mann an.“

Adam: „Und wie denkt Ihr über den jungen Mann?“

Der Alte ebenso: „Das kommt auf die junge Frau an.“

Adam ärgerte sich, daß der alte Mann so vertrackt redete, verbarg aber seinen Arger unter einem Lächeln und sagte: „Wie muß denn die Frau sein?“

Der Alte sah ihn scharf an und sagte: „Sie muß ein Baas sein, im Arbeiten und im Rechnen.“

Adam lächelte wieder und nickte und sagte: „Ja, das müssen wir alle sein.“ Er hielt das Ganze für eine jener zugespitzten Unterhaltungen, die sie in diesem Lande zuweilen lieben, und achtete nicht weiter darauf. Später, allzu spät, wurde ihm klar, daß der Alte ihm in seiner vorsichtigen, bäurischen Weise hatte zu verstehn geben wollen, daß die wirtschaftlichen Verhältnisse der Familie rettungslos schlecht waren.

Indes war es Abend und dunkel geworden, und die Kinder gingen nach dem Wirtshaus hinüber, um dort zu schlafen; Adam und Gude aber wurden die Treppe hinauf in eine große Stube geführt, die nach dem Garten hinausging. Gude ging gleich zu Bett. Adam aber war von der

ungewohnten Reise und der Seltsamkeit des Tages zu erregt und setzte sich ans Fenster und sah in den Garten hinaus. Es war nun Nacht geworden und Mondschein, der durch leichten Nebel gedämpft war. Als er eine Weile so gefessen hatte, sah er ein Menschenpaar den Steig entlanggehn, der in der Mitte des Gartens quer hinüber nach dem Kirchhof zu ging, und sah neugierig und schärfer hin und sah, daß es ein Liebespaar war. Und wie das Mädchen mit einer schönen sanften Bewegung den Kopf zurücklehnte, und der Mann sich herabbeugte und es küßte, erkannte er an der Bewegung — die der Mutter ganz ähnlich war — daß es Heedje war, die da mit dem jungen Thode ging. Er wunderte sich ein wenig über die Schnelligkeit, mit der die beiden ihre Zuneigung zueinander entdeckt und sich gestanden hatten; aber sogleich freute er sich über die Freude, die die beiden Menschen aneinander hatten, und saß in seinem Stuhl, und sah behaglich hinaus, und dachte lächelnd, daß ein andrer Vater nun wohl aufgestanden wäre und das Paar gestört hätte, und dachte an ein Wort, das ein alter Bauer ihm einmal gesagt hatte: „Wenn die Mädchen nicht lieben dürfen, wenn sie achtzehn sind . . . wer darf dann lieben?“ Und Heedje war zweiundzwanzig. Nun standen sie wieder still, und seht, nun legt sie wieder den Kopf nach hinten und hält ihren großen roten Mund hin, ganz wie ihre Mutter damals, vor fünfundzwanzig Jahren. Und nun gehn sie weiter.

„Mutter,“ sagt er, „willst du mal was sehn?“

Gude war noch wach und kam in ihrem langen Hemd, eine hohe Erscheinung, ans Fenster und sah hinaus.

„Siehst du?“ sagt er.

„Ja,“ sagt Gude nach einer Weile, „ich sehe . . . Wenn es nur gut geht, Adam . . . Was meinst du?“

„Es war hübsch,“ sagte Adam heiter, „ja, es war wundervoll, wie sie so langsam und ruhig den Kopf zurückbog, genau wie du es machtest, damals in dem alten schlackrigen Novemberwetter vor fünfundzwanzig Jahren. Weißt du noch?“

„Ach, Adam . . . Nein doch, Adam . . .! Du bist ganz unflug.“

Adam lachte leise. „Diese Unflugheit liebst du sehr.“

„Ach, sei doch leise. Was sollen die fremden Leute von uns denken. Wir haben ja schon graues Haar . . . Du bist immer noch so stürmisch, wie damals, als du zweiundzwanzig warst, und mit der großen Deern vom Raitmoor zu tun hattest. Adam . . . ach, du lieber Mensch.“

Am andern Morgen fuhren sie mit den freundlichsten Wünschen und Grüßen ihrer Gastgeber weiter. Der Morgen war, nachdem der Nebel sich gehoben hatte, wieder sehr schön, und sie waren alle guter Dinge. Am Mittag, als sie über ein hügeliges Gelände zogen, führte er sie alle auf eine Anhöhe und zeigte ihnen in der Ferne sein Heimatdorf. „Seht,“ sagte er, „da bin ich ausgezogen, ein kleiner unsicherer Knabe, und bin durch die Schule und Universität gelaufen. Und dort lernte ich die beiden Arbeitsgenossen kennen: den kleinen Gelehrten, und den langen schönen Kunstbegabten. Ich habe euch erzählt, wie ich sie eines Tages bewog, als wir in Kiel durch die Marktbuden gingen, sich mit mir photographieren zu lassen. Ich dachte, ich wollte eine sichtbare Erinnerung haben, daß ich einmal der Freund dieser beiden Menschen gewesen sei, von denen

der eine nach meinem Glauben ein großer Gelehrter, der andere ein großer Künstler würde. Aber wie ist es gekommen? Sie sind hinabgestiegen; ich aber, mit so viel geringeren Gaben, aber mit meinem breiten gesunden wahrhaftigen Menschengemüt, habe, wenn auch mühsam genug, den Weg zu einer gewissen Höhe gefunden.“

„Sei nur nicht so stolz,“ sagte Gude, „es kann noch Leid genug über dich kommen. Bis jetzt hast du viel Glück gehabt, mein Lieber; es kann so schweres Leid über dich kommen, daß du es nicht tragen kannst.“

„Das ist wahr,“ sagte Adam ernst, „das ist wahr. Aber dann, wenn es kommt, hoffe ich, daß ich mich bewähren werde.“

## Elftes Kapitel

Da Adam herumfaulende Menschen nicht leiden konnte, hatte er dafür gesorgt, daß sie alle wieder sofort in Thätigkeit kamen. Schon am andern Tag machten sich Abel und Uwe auf den Weg nach der Stadt, wo Abel eine Stelle als Lehrerin bekommen hatte und Uwe die Lateinschule besuchte. Der muntere Hiller trat bei einem Bauern in Arbeit, Gude und Heedje machten sich daran, das Haus in Stand zu setzen. Adam aber machte sich auf und besuchte die Kirchendältesten und Gemeindevertreter und die Lehrer hin und her in den weitverstreuten Dörfern, und ging in die Häuser, wo etwa ein Kranker oder Schwacher unfähig war, zu ihm ins Pastorat oder in die Kirche zu kommen. So trieb er es zehn oder zwölf Tage, Tag für Tag, und sah täglich sehr viel, was ihm nicht gefiel, ja, was ihn betrübte, nicht so sehr üble Taten oder Veranstaltungen zu solchen, als vielmehr Unverstand, Lässigkeit, Bequemlichkeit, Unfähigkeit. Diese Art Sünden, die Sünden der Unterlassung, sind ja überhaupt viel weiter verbreitet, und wirken viel verheerender und schwerer, als die bösen Taten. Wenn er aber diese Gedanken verließ, so wurde er nicht etwa froh, indem er die Natur, durch die er wanderte, in ihrer wehenden heiteren Herbstpracht genoß, sondern dann sah er im Geist seine beiden Jugendgenossen, deren Lebensweg und Folge er nun betrachten und beurteilen konnte. Über diesen Wanderungen, Besuchen, Unterredungen und Betrachtungen wurde er, wie die Seinen wohl bemerkten, von Tag zu Tag stiller.

Am zehnten Tag abends, als sie noch zu Tisch saßen, —

der alte Vater, der noch geblieben war, war schon fortgegangen, um einen alten Bekannten zu besuchen, den er hier ansässig fand — sagte Adam, indem er sie alle der Reihe nach mit freundlichen Augen ansah: „Liebe Gude, liebe Kinder, es ist eine besondere Zeit für uns.“

Als er so weit gekommen war, sagte Gude: „Du bist so feierlich, Adam. Hast du etwas besonderes zu sagen?“

Er lächelte und sagte: „Obgleich du nicht weit von fünfzig bist . . .“

„O,“ sagte sie, „daran fehlt noch über ein Jahr!“

„. . . bist du immer noch neugierig als ein Weib!“

„O,“ sagte sie, „ich bin ja auch noch ein Weib,“ und nickte ihm zu.

„Also,“ sagte er, „zuerst will ich mit großer Freude sagen, daß wir nun mit dem Abtragen unsrer Schulden vorwärtskommen. Ich habe heute morgen tausend Mark abbezahlt, und habe nun Aussicht, in etwa sechs Jahren der ganzen Schuld ledig zu werden. Ja, vielleicht wird es rascher gehn, da unsre Abel nun selbst ihr Brot verdient. Ja. Und so bin ich schon bei einem von uns angekommen, bei unsrer großen verständigen Altesten. Du, liebe Abel, bist nun vierundzwanzig, bist Lehrerin und verdienst dir dein Brot, ja, kannst für deinen Bruder Uwe, da wir dir ein Kostgeld nicht abnehmen, Bücher und Kleidung bezahlen. Aber eines Tages wirst du, wie wir hoffen, dein Amt verlassen und einem rechten Mann in sein Haus folgen. Ja, das wäre das allerbeste, was uns geschehn könnte. Aber damit es geschieht, liebe Abel, bitte ich dich, daß du deinem Gemüt etwas Zwang antust. Du weißt, liebes Kind, wie sehr wir deine Natur schätzen. Wie sollte ich

deine Breite und Schwere, und deine Gründlichkeit und Gradheit nicht lieben, ist sie doch das beste in meinem eignen Wesen! Aber du solltest versuchen, etwas weniger schwerfällig, weniger scheu und weniger wortkarg zu sein. Ich weiß nicht, ob ich dir unrecht tu, wenn ich sage, daß du vielleicht doch ein klein wenig, nur ein ganz klein wenig, von der Natur deines Großvaters geerbt hast, der sich nicht mit und an den Dingen und Menschen freuen kann, der sich immer unwillkürlich quer zu ihnen stellt. Mögen deine guten Geister, — du weißt, ich glaube an Geister, — dir helfen, daß du ein wenig heller, froher und mittheilsamer wirst.“

„Nun komme ich,“ sagte Heedje schelmisch und mutwillig, „denn ich bin die zweite,“ und stieß ihren Bruder Hiller, der neben ihr auf der Sofalehne saß, in die Seite.

„Ja,“ sagte Adam, „nun kommst du ...! Du, liebe Heedje, bist das Abbild deiner lieben Mutter: tätig, munter, etwas eilig mit den Gedanken, mit den Worten, und, ich fürchte fast, auch mit der Zuneigung.“

Sie wurde rot, half sich aber sofort und sagte rasch, mit einer neuen Erkenntnis: „Ah ... war Mutter auch so?“ worüber sie alle lachten.

„Aber doch in allem unsre tägliche Freude. Auch du stehst in einer wichtigen, ja der wichtigsten Zeit deines Lebens. Du bist in der Zeit, wo es sich begeben kann — und wir hoffen, daß es sich begeben wird — daß du dir das Herz eines Mannes erwirbst, und dazu möchte ich dir zwei Lehren erteilen. Es gibt feine, tiefe und vornehme Naturen in jedem Stand. Wenn du eines Tages einen

kleinen Landmann oder einen Handwerker oder Lehrer ins Haus bringst, und wir erkennen an Augen, Haltung und Rede, daß er eine reine, gütige und tüchtige Natur ist, so wisse, daß wir ihn lieber empfangen werden, als wenn du mit einem großen Bauern kommst, der laut und roh ist, oder mit einem Studierten, der minderwertig ist. Viel lieber einen Mann, der mit dir auf Berge klettern will, so mühselig es auch sein wird, als einen, der dich in Niederungen führen wird, die allmählich in Sumpf übergehn. Ich glaube, in meinem Leben erfahren zu haben, daß grade unter den Wohlhabenden und den Gelehrten viele sind, die am Körper und Geist brüchig sind. Zweitens muß ich dir sagen: achte nicht zu sehr auf den gegenwärtigen Zustand deines Bewerbers, sondern suche im Gegenwärtigen das Zukünftige zu erkennen. Mancher junge Mann macht mit dreiundzwanzig Jahren, ja noch mit sechsundzwanzig, einen schmalen, ja dürftigen Eindruck, körperlich wie geistig. Er ist unsicher, unklar, träumerisch, verlassen und verloren. Aber sieh seine Augen: wie tief, wie ernst, wie nachdenklich sie sind! Beachte dieses Sinnen und diese schwere Unsicherheit, dies noch Suchen, und du ahnst, daß in dem Jüngling ein Mann träumt, der eines Tages hervorbricht und einen immer frischeren und schöneren Lebenslauf nehmen wird."

Heedje nickte ihrem Vater freundlich zu und sagte lächelnd: „Ich werde mir alle jungen Leute daraufhin ansehen, Vater.“

„Na, Vater,“ sagte der muntere Hiller, „da hast du was Schönes angerichtet! Sie sieht schon von Natur allen jungen Männern in die Augen; sogar die

Jünglinge läßt sie nicht ganz unbeachtet; nun hast du ihre Neugierde noch mehr geweckt. Wie wird sie es jetzt treiben!"

„Ach,“ sagte Adam lächelnd, „sie ist ein Kind ihrer Mutter; sie wird schon wissen, wie weit sie gehn darf . . . Und nun zu dir, lieber Uwe, mein lieber ältester Junge! Lieber Uwe“ — Adam erhob seine Stimme, daß sie laut und ganz fest war, und zog die Augenbrauen hoch — „du weißt, wie ich über meinen Stand denke. Ein Pastor, pflege ich zu sagen, muß zuerst ein blut- und lebensvoller Mann und Charakter sein, ein Goethischer Mensch und auch, gleich ihm, ein Stück Heide . . . ja, so scheint es mir richtig . . . und danach erst ein Deuter und Diener an dem, was wir nicht wissen können, das wir mit einigem Überschwang und einiger Waghalsigkeit ‚Gottes Wort‘ nennen. Ich muß sagen, ich wundre mich zuweilen darüber, daß du, der Sohn meines Leibes, — was ganz gewiß ist — aber auch doch meiner Seele, zuweilen so etwas Schmales und Blasses haben kannst und zuweilen eine Neigung hast, dich abseits an den Ball zu stellen und die Menschheit vorüberziehen zu sehn, und dir deine Betrachtungen zu machen. Hinnein ins Leben, mein Sohn! Du selber mitten drin! Nur wer selbst gelebt hat, kann vom Leben und vom Tode reden! Ich glaube, Junge, du hast niemals ein Mädchen beim Kopf gehabt . . .“

„Hat er auch nicht,“ sagte Heedje. „Aber Hiller! Hier in Poggsee schon . . . letzten Sonntag!“

„Nun zu dir, lieber Hiller,“ sagte Adam lächelnd, „unserm jüngsten und schlichtesten Kind, aber nicht unserm geringsten . . .“

„Unsre Geringste ist Heedje,“ sagte Hiller, und stieß sie an.

„Du arbeitest nun auf dem dritten Bauernhof, nachdem du dich auf den beiden ersten so gut bewährt hast, daß sie dir einen größeren Lohn gaben, als dein Recht war. Ich hoffe, daß es so bleiben wird. Sieh, dann wird es dir gewiß gelingen, einmal auf eigener Scholle zu sitzen, sei es, daß unsre Regierung die nötigste und größte aller Taten tut und ein großes Stück Ostelbien in ein lebensvolles Farmerland nach amerikanischer Art verwandelt, sei es, daß du, da du grade und schmuck gewachsen bist, dir mit einem gesunden, ordentlichen Mädchen zugleich einen Hof erwirbst.“

„Die vom letzten Sonntag,“ sagte Heedje lächelnd, „hat zwar keinen Hof, aber einen tüchtigen Knoten rotes Haar. Ihr Bruder ist nicht übel.“

„Sei still!“ sagte der ernste Uwe, und drohte ihr.

„Seht,“ sagte Adam, „so ist es mit euch, liebe Kinder, an diesem Tag . . .! Und nun kommt Mutter.“

„Endlich ein würdiges Thema,“ sagte die langsame Abel.

„Ja, was soll ich von Mutter sagen? Sie ist über alle Rede und über alles Lob erhaben, sie, deren Hand nur ruht, wenn sie in einer unsrer Hände liegt.“

Sie lächelten alle, während Gude die Hand aus dem Strumpf zog, an dem sie stopfte, und sie in Adams legte.

„Weiter,“ sagte sie, indem sie mit der andern Hand einen neuen Strumpf hochhob, um festzustellen, ob und wo er schadhast wäre.

„Freilich, wenn ich ihr im Eifer meiner Lektüre einmal

etwas mittheilen will, das irgendwie geistiger Art ist, sieht sie mich groß an, als wenn sie sagen will: „was redet er plötzlich arabisch zu mir; er ist doch sonst ein vernünftiger Mensch?“ und ich besinne mich und finde, daß ihre schöne, sinnliche, lebensvolle Natur zu gut ist für diese Dinge. Ist Leben, Seele und Blut im Leben eines Weibes nicht wichtiger als alle geistigen Gedanken und Wissenschaft? Ihr Haus und ihr Garten, und unsre Körper und unsre Seelen . . . das ist ihre Domäne und ihr Ruhm. Wenn sie überm Herd gebeugt steht und mit gerunzelten Brauen beobachtet, ob die Klöße gut schwimmen, oder wenn sie euch, ihr Kinder, in allen Lebenslagen tröstet und berät, oder wenn sie mit einer Frau aus dem Dorfe über die kranken Füße ihres Kindes spricht, in ihrem natürlichen Gefühl und Urtheil immer klug und immer gütig, das ist ihr Königtum! Und nun,“ sagte er mit neuer erhobener Stimme, „nun zu mir . . .! Ja, zu mir!“

„Nun,“ sagte Gude aufmerksam und plötzlich nicht ohne Sorge, „was hast du denn?“

„Ihr wißt, liebe Kinder,“ sagte Adam, „daß ich all die Jahre hindurch, seit ich ein Mann bin — das sind nun dreißig Jahre — in großer Sehnsucht und Versuchung gelebt habe, noch einmal Landwirt zu werden. Es zog mich mit großer, immer neuer Gewalt von den Büchern und dem Schreibwerk weg zu Pflug und Spatenwerk. Meine Träume in der Nacht führten mich immer wieder aufs Feld oder hinter die Ochsenreihen im Stall; und wenn ich am Tage fortgeführt wurde von meinen Gedanken, wurde ich zu Pferden und Kühen und Erntewagen geführt. Ich dachte: vier Tage ein Landmann und drei ein

Helfer und Diener der Seelen, das wäre das höchste in der ganzen Welt: ja, mein Leben wäre dann vollkommen. Aber nun . . . seht . . . ich bin nun anderer Meinung geworden. Ihr ahnt, woher diese Sinnesänderung gekommen ist. Ich sah meinen alten Jugendfreund wieder. Ich hatte ihn oft vor eure Augen gestellt und malte ihn noch wieder, als wir zu ihm über die Straße gingen, wie er ausgesehen hatte, da wir beide in jungen Jahren uns gekannt: ein glänzender, leidenschaftlicher, ja kühner Mensch. Und nun, wie sah ich ihn? Einen verschlafenen, langweiligen, stumpfen Mann, dem die Röthe ins Gesicht schoß, als ich ihn nach der Rosenlaube seiner Jugendtage fragte! Es mag sein, ja, es ist sicher, daß eine angeborne Haltlosigkeit mit Schuld hat, aber die Hauptschuld hat sicher die Landwirtschaft. Sie hat ihn an sich gezogen, ihn mit ihren täglichen Sorgen und ihren langsamen ruhevollen Freuden in die Arme genommen und ihn verdumpft. Dazu kommt, daß ich auf meinen Wanderungen in diesen zehn Tagen erkannt habe, wie groß die Arbeit in diesem großen Kirchspiel ist, daß ich alle meine Kraft gebrauchen werde, um die einen vor allzugroßer Erdigkeit — hier denke ich an die Besenbinder und Zigarrenarbeiter, die im südlichen Zipfel des Kirchspiels wohnen, — die andern, eine Anzahl kleiner Heidekolonisten, vor Natje Stamps wunderlichem Himmelreich zu bewahren, und tausende andre, die zwischen diesen beiden Extremen ihr Leben führen, trübe, lässig und träge, empor zu reißen und zu ermuntern. Ich habe hier viel Arbeit und will sie mit Kraft anfassen. Ihr wißt, Kinder," rief er mit bewegter Stimme, „wie ich immer noch darüber staune, daß ich

kleines Handwerkerkind, das in solcher geistigen Dürftigkeit aufwuchs, ein Pastor geworden bin, und ein fleißiger und tüchtiger, wie ich wohl sagen darf, da die Tatsachen und die Vergleiche mit den andern Pastoren es mir bestätigen. Es ist ein hohes, segensreiches Amt, ja das schönste und edelste in der ganzen Welt, so wie ich es verstehe und übe, nämlich im allgemeinen menschlichen Sinne, im Sinn Jesu und Goethe — ich wage, wie ihr wißt, diese beiden Heroen des menschlichen Geistes nebeneinander zu stellen — die Menschen zu lehren, die Welt und das Leben mit weiten reinen Sinnen zu betrachten und den armen Menschen Mut zu allem Guten zu machen; und ich will und muß es gut und treulich verwalten. Nein, es geht nicht! Ich will sogar mein Versuchsfeld im Garten verkleinern; ich will mich auf ein wenig Gerste beschränken. Nein . . . ich kann nicht Landmann werden. Ich habe es sehr gern gewollt, ihr wißt es . . . Ja, Gott weiß es! Ich bitte euch, redet nicht mehr mit mir darüber . . .“

Er hatte sich in großer Bewegung erhoben und atmete schwer. Aber da sie sich alle an seinen Hals hingen, beruhigte er sich. „Es ist mir sehr schwer geworden,“ sagte er, „dem alten lieben Wunsch zu entsagen; aber schwerer fast war es, zu dem Entschluß selbst zu kommen und ihn auszusprechen. Aber nun danke ich Gott, daß ich es überstanden habe; denn seht, da ich es nun vor euch allen ausgesprochen habe, ist es ganz unmöglich, daß ich wieder wankend werde und meinen Entschluß zurücknehme.“

Als Adam nach dem Essen, da die Frauen in die Küche und die Knaben ins Dorf gegangen waren, durch den Garten ging und eine Weile am Ball unter den kleinen

Birken stand, von wo man einen weiten Blick über die Heide hat, kam Abel, seine Älteste, und sagte in ihrer etwas unbeholfenen, langsamen Art: „Du, Vater, du hast uns vorhin gesagt, daß du in diesen Tagen deinen Lebensplan geändert hast. Ich möchte dir sagen, daß auch ich es tun möchte, ja, es schon getan habe.“

„Kind!“ sagte Adam in plötzlicher Sorge. „Was ist es? Rede!“

Da sagte Abel mit der freien Zutraulichkeit, die er seinen Kindern im Verkehr mit den Eltern gelehrt hatte: „Du sagtest vorhin bei Tisch, Vater, daß ihr hofftet, daß ich mich noch einmal verheiraten würde. Sieh, ich hoffe das wohl auch noch. Es wird mir schwer, ja, ich glaube, fast unmöglich, den Gedanken zu ertragen, daß ich niemals Kinder haben sollte. Du weißt, wie ich als Kind meine Puppen liebte. Und wie liebe ich kleine Kinder! Ach, nichts Lieberes auf der Welt! Aber ich bin fünfundzwanzig — nicht vierundzwanzig, wie du sagtest —, und ich habe noch niemals auch nur die leiseste Aussicht gehabt, einen Mann zu bekommen. Ich habe zwar gemerkt, daß dann und wann ein verheirateter Mann an mir Gefallen gefunden hat, ja, es scheint mir, daß ich für diese Männer irgendwelche Eigenschaften habe, die sie bei ihren Frauen entbehren.“

„Erlaube, mein Kind,“ rief Adam lebhaft, „daß ich hier etwas sage! Ich kann mir denken, ja, ich weiß, welche Eigenschaften das sind! Sieh, diese Männer, die Gefallen an dir finden, haben sich bei der Wahl ihrer Frauen vergiffen. Sie haben nicht nach Rasse und Familie, Blut und Veinen, ernstem, vollem Sinn und tiefen Augen, son-

dern nach irgendwelchen Nebendingen gewählt: wie sich das Haar im Nacken krauste, oder wie der Mund lächelte, oder ob sie die neuesten Tänze kannten, oder ob sie Geld hatten oder ob sie diese oder jene Eigenart hatten. Sie haben nach lächerlichen Nebendingen gewählt, und haben nun statt eines breiten, sinnlichen, blutvollen, buntspieligen Frauenwesens, eine schmale, dürftige Person neben sich. So geht es sehr vielen Männern. Wahrhaftig, wenn das Mannsvolk klug wäre, und nur diejenigen Mädchen heiratete, die wirklich gesund sind, vollgültig an Leib und Seele, solche, die ihre Männer weder bei Tag noch bei Nacht frieren lassen, so gäbe es keine Weiber im Land, die sich vergebens nach Ehe und Kindern sehnten. Und sieh, solch ein Weib bist du, Abel. Und wenn nun diese armen dummen frierenden Männer dich sehn, so empfinden sie: Sieh, das ist ein Weib! Mit der hättest du glücklich werden können; und sehn dich mit sehnsüchtigen, begehrlischen Augen an . . .! Ja, so ist es, und nun fahre fort.“

Sie lächelte über den Eifer ihres Vaters und sagte: „So mag es sein, Vater, aber was hilft es mir . . .? Und dann kommt hinzu, daß ich eines Pastors Tochter bin und also zwischen mehreren Ständen stehe. Die Bauerntöchter, und auch noch die Lehrerstöchter haben ihren Stand und ihre Genossen, zu denen sie gehören; ich aber nicht so, obgleich ich schlicht und einfach genug bin. Heedje bringt es fertig, sich harmlos und frei unter sie zu mischen und zu vergessen, daß sie nicht Bauerntochter ist; ich aber kann das nicht. Ich denke immer, wenn ich unter ihnen stehe: Pastors Tochter, Pastors Tochter, und bin fremd und unsicher. Und ich möchte doch nichts lieber sein, Vater — ich

habe das von dir — als eine Bauerntochter. Und zum Schluß, Vater, wenn ich auch grade nicht häßlich bin, so bin ich doch ziemlich schmucklos, still und schwerfällig. Ich glaube wohl, daß ich ein ganzes Weib bin, wie du vorhin rühmtest. Ja, das weiß ich sogar ganz gewiß. O, ich wollte Mann und Kinder schon warm halten! Aber ich habe sozusagen keine einzige bunte Feder an mir, und das ist nötig, wie du vorhin selbst angedeutet hast, als du über das Wählen der Männer sprachst. Und so, lieber Vater, fürchte ich, ich bekomme keinen Mann, wenigstens hier nicht. Und so habe ich gedacht, ich wollte meine Stellung hier in der Stadt aufgeben — die Menschen in dieser städtischen Schule sind mir auch nicht einfach genug, — und wollte zu meiner Freundin nach Angeln gehn, die nun als Frau auf einem Hof sitzt. Sieh, da werde ich ganz und gar mit meinem ganzen Wesen und Tagwerk ein Glied eines bäurischen Hauswesens sein, zu dem meine einfache Art paßt. Ich werde junges Mädchen auf einem Hof sein wie hunderttausend andre, ganz und gar im Bauernstand, ohne Anhang oder gar Vermögen; aber ich werde meine Sache verstehen, und werde an ihrem Verkehr teilnehmen. Und da wird es am ehsten möglich sein, daß ich mich verheirate, sei es mit einem Bauern, oder einem Lehrer. Wenn aber nicht, so werde ich später Haushälterin auf einem Hof. Ich würde meine Sache schon gut machen. Ich weiß, ich kann mich auf mich selbst verlassen, ich weiß von mir selbst, daß ich ein gutes und treues Arbeitstier bin.“

„Kind,“ sagte Adam erschrocken, „so wolltest du uns verlassen? Und es war all die Jahre so wunderschön, wenn ihr am Sonnabend alle wieder zu Hause wart.“

Sie sah zwischen den jungen Birken durch über die Heide und sagte nichts, und Adam fühlte, ohne hinzusehn, daß sie von dem ganzen Land nichts sah, daß ihre Augen in Thränen schwammen.

Acht Tage später reiste sie nach Angeln, in der stillen Hoffnung, dort ein volles Schicksal zu finden. Ihr großes, schlichtes Gesicht begleitete die Eltern durch ihr ganzes Tagewerk.

## Zwölftes Kapitel

Einige Tage nach ihrer Abreise wurde die tägliche Arbeit durch eine besondere Begebenheit unterbrochen. Das Dorf lag in einer flachen Mulde; von allen Seiten sanken Heide, Feld und Wald zu ihm herab, und so war die Gegend um die Kirche voll von Quellen, und seitwärts vom Pastorat lag, als Rest des einst recht großen ‚Poggsees‘, der dem Kirchdorf und danach dem ganzen Kirchspiel den Namen gegeben hatte, ein Teich von unregelmäßiger Form, von kurzen Ellern umstanden. In diesem Teich nun waren von alters her Karpfen, die nach dem Herkommen an einem strahlenden Septembertage mit einer gewissen Feierlichkeit und Umständlichkeit gefangen wurden; danach gab es für die Fischer, nämlich den Küster als Anführer und fünf Besenbinder mit ihren Frauen, eine Art Festessen, Karpfen und Kartoffeln, das der Pastor im Saal gab, wozu noch der Kirchenbaumeister geladen wurde. Unter dem letzten Pastor, dem alten Junggesellen, war es unter der Führung des jetzigen Küsters Holgersen ziemlich turbulent hergegangen. Der alte Pastor hatte sich freilich nicht selbst beteiligt; er hatte mit seiner langen Pfeife — mit der er geboren zu sein schien, denn man sah ihn nie ohne dies Anhängsel im Munde — in der Ecke des Sofas gesessen, von dicken Wolken umhüllt, neben ihm der Kirchenbaumeister; aber die übrigen Gäste hatten einen wilden Lärm gemacht. Adam hätte diese Festlichkeit kurzerhand abschaffen können; aber er hatte von seinem Vater her Freude an glücklichen Gesichtern, und hätte, wenn er das nöthige Geld besessen, gern und oft Gäste unter seinem Dach gesehn; und seine

Kinder freuten sich und erwarteten die Begebenheit mit größter Neugier.

Sie verbrachten den Abend vorher in großer Erwartung, wobei sich denn jedes Kind nach seiner Natur benahm. Uwe, der stille, hatte Mitleid mit der armen Creatur, die morgen gefangen und verspeist werden sollte, obgleich er doch wieder mit einiger Freude an das leckere Mahl dachte; denn er war, wie alle Geistigen, ein wenig Feinschmecker. Hiller, der immer tätige und immer muntere, der zwölf Stunden im Staub der Dreschmaschine gearbeitet hatte, stand in seinem dreckigsten Stallanzug mit Holgersen am Teich und ließ sich die Art des Fanges und den Erfolg früherer Fänge erzählen; danach setzte er sich vor seine Mutter und ließ sich einen Hosenknoß annähen, indem er sagte, er wolle diese Viertelstunde benutzen, um ein wenig vorweg zu schlafen — sie wollten die Nacht hindurch mit der Schnecke den Teich leer machen —, und schlief auch sofort, als er das Wort gesagt hatte, ein, während sie an ihm nähte. Heedje lief zu einer Frau im Dorf, die in jungen Jahren Köchin in guten Häusern gewesen war, und holte sich noch Anweisungen, und kam mit wogender Brust wieder zurück. Sie hatte eine zu volle Brust. Freilich, ihre jungen Freunde hatten sich niemals darüber beschwert; sie hatten sich an der zarten, weißen Herrlichkeit gefreut und nichts zu tadeln gehabt; aber ihre Freundinnen wiesen zuweilen darauf hin, was ihr immer eine ziemliche Kränkung war. Sie erzählte, daß die Schnecke eben gebracht wäre, schüttelte Hiller wach, daß er nun an die Arbeit müsse, und sprach vom Küster. „Bei den früheren Karpfenessen hat er nur mit der schwarzen Margret getanzt, der Frau von

dem Besenbinder Pieper. Er soll übrigens eine Liebschaft mit ihr haben. Berrucht, finde ich . . . mit seinem grauen Haar! Aber einerlei, er wird sicher auch mit mir tanzen, und ich freue mich darauf. Wenn ich nicht Pasterstochter wäre, Mutter — worauf ich ja einige Rücksicht nehmen muß und auch wirklich nehme — ich würde mit dem Teufel tanzen, wenn er ein guter Tänzer wäre, das kann ich dir sagen. Warum nicht? Was soll mir das machen? Freilich, einige drücken einen so fest an sich, daß es fast unanständig ist, und der Teufel würde einen gewiß tüchtig drücken“ — sie lachte —; „aber einerlei. Weißt du, man kann es dem Küster ordentlich ansehen, daß er ein ausgezeichneteter, ja ein ganz besonderer Tänzer ist; er hat solchen Schwung in den Schultern. Ja. Das ist das eigentümliche an ihm, Mutter. Und dann die Augen . . . so als wenn alles sein ist.“

Gude sagte mit Nachdruck: „Sei vorsichtig, Kind! Bedenke dein Alter! Du wirst es uns gewiß nicht antun.“

Sie sah ihre Mutter mit großen erstaunten Augen und offnem rotem Mund an. „Nein,“ sagte sie, „was Eltern manchmal für Gedanken haben! Grade Eltern haben oft solche seltsame Gedanken. Ich kann doch junge Kerle genug haben?“

Gegen zehn Uhr fingen sie mit sieben Mann an, in dem Zwischengraben, den sie abgedammt hatten, zu schnecken, und arbeiteten so die ganze Nacht hindurch. Bevor gegen Morgen die Sterne verschwanden und der Tag graute, erschienen schon die Kinder und standen wie kleine Pfähle in der Wiese, über die noch dicht der Nebel lag. Um Mittag war das Wasser so tief gesunken, daß man die Karpfen,

Karaischen und Aale im Schlamm liegen und springen sah. Die Kinder standen überall an den Rändern auf der freien Wiese oder in den Lücken zwischen den Erlen, und zeigten sich jeden Fisch und riefen und schrien durcheinander, indem jedes seine besondern Augen hatte und die Fische und ihre Bewegungen beobachtete. Auch die jungen Leute kamen und standen in Gruppen, so wie Nachbarschaft und Zuneigung sie zusammenführte, und allmählich erschienen auch manche Eltern und stellten sich zu den Jungen. Adam und die Seinen standen, von Dorfleuten umgeben, unter der großen Birke, die halb am Abhang steht. Adam, ermuntert von dem bunten Bild und dem frohen Erlebnis, und immer aller Menschen Freund, äußerte mit Feuer und froher Stimme seine Freude, wies den kleinen Kindern einen guten Platz an und scherzte mit der Wirtsfrau, die jung und schön und eine rechtliche Frau war. Nun kam der Augenblick, wo der Küster und seine Liebste, die schwarze Margret, und die Besenbinder Strümpfe und Schuhe auszogen, und der Küster rief: „So, Leute, wer nun nicht auf starke Dinge gefaßt ist und ein festes Herz hat, der mag weggehn; denn wir von der Heide haben sehr rauhe Beine und Margret hat sehr braune.“ Sie stiegen hinein und fingen an, die Fische zu greifen und nach allen Seiten ans Ufer zu werfen, wobei es denn viel Lachen und Scherzen gab. Uwe hatte sich nicht in den Schlamm hineingewagt, aber Hiller stapfte mit seinen graden, schmucken Beinen hin und her, und Heedje stand mit geschürztem Kleid unter den Mädchen und ließ sich von den watenden Männern Fische reichen, und fand dabei noch Zeit, mit den jungen Leuten Augen zu machen, die am Ufer standen und ihr die

Hand reichten und die Fische abnahmen. Der Küster war laut und lebhaft; er war wie von einem unruhigen, wilden Geist ergriffen, lockte die Kinder durch Zurufe oder zutrauliches Reden, daß sie sich nah heranwagten, um sie dann plötzlich mit Schlammwürfen zu überfallen, oder ihnen kleine Fische ins Gesicht zu werfen, und freute sich, wenn er sie traf; dazwischen rief er allerlei verwegene Worte. Bei solchen Reden schielte er besonders nach Adam und den Seinen, um zu sehn, wie sie es aufnahmen, und man merkte die Freude, ja die Wollust, die er empfand, wenn er ihre Gesichter beobachtete. Adam empfand das Gefährliche und Spielerische des Mannes und war mit seinem Geist immer um ihn herum und beobachtete ihn; aber mit seinen Augen war er hier und da und freute sich an den frischen Bewegungen der Watenden und Werfenden, beobachtete die Kinder, die die Fische in die Eimer sammelten, und rief den Mädchen, die nichts Rechtes schafften, spottende Bemerkungen zu und neckte Gude und die Frauen, indem er zu ihnen sagte: „Ich denke mir, daß der Küster vor zwanzig Jahren ein gefährlicher Mensch für Frauen gewesen ist. Er hat es so in den Augen. Ihr liebt ja leider nicht die guten, sondern die sichern und frechen.“ Sie stritten lebhaft dagegen und freuten sich an ihm, wie er so breit und munter zwischen ihnen stand und mit ihnen schelmte. Besonders liebten sie, was sie grade in demselben Augenblick lebhaft bestritten: daß er sie so sicher und fast verwegen der Reihe nach ansah und ihre Einwendungen spottend zurückwies.

Als sie dann alle größeren Fische aufs Land gebracht und in Eimer gesammelt hatten, ließen sie das Wasser wie-

der in den Teich laufen, reinigten sich und kamen ins Pastorat.

Als sie dann alle mitten im Saal um den verlängerten Tisch saßen — einige tranken Bier, einige, die Bier nicht mochten, hatten ein Glas Kummel vor sich — wollte zuerst eine gewisse Unsicherheit entstehn, da die jüngeren Besenbinder sich nicht an Uwe und Heedje heranwagten, die ihnen mit ihren feinen, jugendfrischen Gesichtern plötzlich so nah waren und frischweg auf sie einredeten; denn Adam hatte seine Kinder gelehrt, daß sie vor fremden Leuten ganz ohne Zwang und munter redeten und fragten, so wie sie es an ihrem Vater gewohnt waren. Aber Adam brachte auch diese Seite der Tafel bald ins Gleichgewicht und in eine behagliche Stimmung, indem er die Aufmerksamkeit der andern auf sich selbst zog. Er fing nämlich an, wie er es sich vorher überlegt hatte, allerlei Geschichten aus seinem früheren Kirchspiel am Strand zu erzählen und den Unterschied zwischen dort und hier aufzuweisen. Als dieser Stoff erschöpft war, forderte er den ältesten Besenbinder auf, von seinen Wanderfahrten, die ihn bis nach Rom und Konstantinopel geführt hatten, zu berichten. Zuletzt, hatte Adam gedacht, wollte er auf Politik kommen; aber da riß der Küster das Gespräch an sich und erzählte Geschichten vom Hamburger Hafen; und nun seht: er kann besser erzählen als Adam und als der Besenbinder Kufuhn. Er bringt mit seiner lebendigen Erzählung, mit seinen leise schielenden Augen — was sie einen Silberblick nennen — und seinem seltsam freien, wilden Lachen die ganze Tafelrunde in Bewegung. Heedje ist näher gerückt und hat sich weit vorgebeugt; in ihrem lebensvollen

Gesicht spiegelt sich abwechselnd Freude und Furcht. Zuweilen, wenn er etwas sagt, was sie nicht versteht — sie ahnt aber, daß es etwas Wildes ist — beugt sie sich langsam zurück; aber dann kommt sie bald wieder vor. Der Küster redet laut und reckt sich auf dem Stuhl, und erzählt Dinge, die aus Bedenkliche streifen, von Straßen mit roten Laternen und dergleichen, und beobachtet Adam und Gude, und sorgt immer, daß es noch leidlich ertragen werden kann, und brennt offenbar vor Begier, wie lange und wie viel von dieser Sorte wohl noch geduldet wird. Der Kirchenbaumeister, der wenig gesagt hat, hat sein freundliches, unsichres Lächeln verloren; er ist blaß und sieht mit unruhigen Augen bald auf seinen alten Freund, bald auf Adam.

Woher hat der alte griese Kukuhn, dem das Haar wie einem kleinen Mädchen über die Ohren hängt, plötzlich die Klarinette und der andre eine wunderliche, alte Geige? Und nun der lange Küster und die große schwarze Margret mit schleifenden Schuhen über die alten Dielen. Große, schöne Menschen. Ah, es sieht schön aus, wie sie dahinzogen. Habt ihr den Tanz Heinrichs VIII. gesehn, wie Menzel ihn gemalt hat? Dies Schieben der langen Füße, dies Wiegen der vollen Hüften, dies sinnlich lächelnde Spiel mit den Augen? Aber dort Adel und König, und hier ein Battläufer und Otternjäger und seine Liebste, die über die Heide streift, und zwischen den jungen Tannen nach Ginster und alter Heide sucht, und dazwischen ein Liebeslager hält, bald mit diesem, bald mit jenem. Oh, wer weiß? Vielleicht sind diese beiden von noch älterem Adel. Edles Blut geht auf und ab, steigt zur Höhe und verschwindet wieder in der Menge; und erscheint wieder in der Tiefe, und kann

von da wieder steigen. Wer hat so edle Schultern wie Küster Holgersen und so feste, schöne Füße und Bewegungen der Knie wie die schwarze Margret?

Woher haben die Heidestreicher plötzlich die langen Besen? Sie haben sicher unter der Hauswand bereit gestanden. Jeder mit seinem Besen. Und sie tanzen damit, und lieben sie und es gibt sogar Ohrfeigen. Die Röcke der schwarzen Margret und zweier anderer Frauen fliegen, die dunkeln Schöpfe der Besenbinder wehn. Heedje und Hiller sind ganz bei der Sache, rufen laut dazwischen, lachen und plaudern; Gude und der sinnige Uwe haben die Augenbrauen ein wenig zusammengezogen; Adam ist Auge und Ohr; er sitzt mit Kufuhn auf dem Sofa und läßt sich von alten Zeiten erzählen, als bis zur Moorweide in Hamburg nur wenig stille Dörfer standen. Heedje will den Tanz lernen, den der Küster und seine Liebste zuerst getanz't haben. Ja, grade den. Sie stapft mit ihrem leichten, schönen Gang auf ihn zu und springt mit einer wunderbaren Bewegung, in der all ihre Sinnlichkeit und all ihr Zutrauen liegt, neben ihn und sagt es ihm mit lachenden, fordernden Augen. Die Geige spielt, die Klarinette schreit auf, die schwarze Margret singt, die Besenbinder trampen mit den Füßen, die alten Dielen ächzen und stöhnen. Wie ihre Schultern und Hüften sich wiegen und schmiegen, wie ihre Wangen brennen, wie sie mit ihrem breiten Mund lacht und wie sie ihrem Tänzer schein ins verwitterte, von hundert feinen Messern zerschnittene wilde Gesicht sieht. Und nun, in der Ecke, ein wildes Wort von ihm und ein Blick seiner Augen. Ach, Frauen sind schwach! Grade die besten Frauen sind schwach, dem Blut preisgegeben. Ach, wenn sie begehrt werden,

wenn sie aufgefordert werden, wenn sie gefordert werden von jener Art Mann, zu dem ihr Blut sie hinzieht! Seht, da liegt sie am Ende des Saals neben dem Nähtisch ihrer Mutter auf den Knien, ganz wie ihre Mutter vor zwanzig Jahren vor demselben Mann, und tut, als wenn sie eine Nadel aus ihrem hellen, leuchtenden Haar verloren hat, und nestelt daran; soviel Kraft hat sie noch.

Adam hat nicht alles gesehen und es nicht ganz verstanden; er denkt, sie ist ausgeglitten und gestürzt; Männer sind immer tapfzig. Aber er ist doch etwas unruhig und winkt ihr und sagt leise: „Du mußt dich zusammennehmen, meine Tochter.“

Aber sie ist ärgerlich über ihr Erlebnis und läßt es Adam entgelten und sagte paßig: „Wenn ihr ihn eingeladen habt, müssen wir auch freundlich mit ihm sein dürfen.“

Adam will sein Kind wegen des unehrerbietigen Tones, den er nie an ihr gehört hat, zur Rede stellen; aber da ruft Gude, die mit Angst das Geschehene gesehen hat, ihn nach der Diele hinaus, und bittet ihn, die Sache zu endigen. Aber Adam meint munter und ein wenig von oben herab: „Ich will es noch eine Weile ansehen, Gude, grade wegen Holgersen; er soll sich nicht einbilden, daß wir uns fürchten. Und im übrigen: laß uns die Menschen doch sehn, wie sie sind! Wie sollen wir sonst mit ihnen leben, über sie urteilen und ihnen helfen?“

Als sie wieder hineinkommen, schreit Holgersen: „Nun kommt das Spiel, das wir immer zuletzt vor dem Alten gemacht haben. Ich sage euch, das mochte er sehn; dann dampfte seine Pfeife noch einmal so hoch.“

Der Kirchenbaumeister legt die Hand auf den Arm des Küsters und bittet ihn: „Mußt nicht, Holgersen . . . mußt nicht!“

„Ach, was!“ sagt der Küster höhnisch. „Warum soll Paster Barfood nicht ertragen, was der Alte ertrug? So stark ist der Tabak doch nicht!“

„Holgersen, ich bitte dich!“

Der Küster sieht die Besenbinder, seine alten Freunde, die diese Szenen zwischen ihnen kennen, lachend an: „Seht mal, wie schön er bitten kann. Bitt' noch mal!“

Dem Kirchenbaumeister steht der kalte Schweiß auf der Stirn. „Ach, Holgersen,“ sagt er, und hebt alle fünf Finger, und wendet das edle verlegene Gesicht zu Adam und sagt mit verzerrtem Lächeln: „Ein wunderlicher Mensch, Paster Barfood, ein wunderlicher, seltsamer Mensch . . . aber nicht schlecht, nicht schlecht.“ Er wendet sich wieder zum Küster und sagt mit bitterer Angst: „Tu es nicht, Holgersen.“

„Ich denke,“ sagt Adam ruhig und fest, „ich und die Meinen können ansehen, was mein Vorgänger angesehen hat.“

Der Küster sagt: „Los, Margret,“ und der Küster und seine Liebste fangen an, den betrunkenen Kufuhn zu necken, zu stoßen und zu schlagen. Der alte Besenbinder seinerseits spielt den komisch Erschrockenen, und schreit: „Lat mi lewen, lat mi lewen.“ Aber allmählich, da die Gesichter seiner beiden Bedränger wilder und die Stöße heftiger werden, fängt er an, ängstlich zu werden, und weint. Und plötzlich hat er einen großen Ginsterbesen in der Hand, und der Küster sagt lachend; indem er sich umsieht: „Das ist das Szepter.“ Adam merkt immer noch nichts; Holgersen

sieht ihn dann und wann mit höhnischen Augen an, in denen steht: „Ach, du Paster! Du frommer Dummkopf!“ Dieser Hohn hält Adam im Bann; er muß nun warten und wissen, wo das Spiel hinaus will und was man ihm zu bieten wagt. Nun hat das Weib eine Hand voll Reiser aus dem Besen gerissen und einen Kranz daraus gemacht und ihn dem greinenden Mann auf den Kopf gesetzt, und ruft mit hellem Lachen: „Siehe, das Lamm Gottes!“

Da kommt Adam aus dem Bann. Das haben sie dem alten Pastor vorgespielt! Das hat er ansehen müssen! Und das bietet er auch mir! Hei! Adam schlug mit beiden Fäusten dazwischen. „Ihr Halunken! Weg aus meinem Haus! Aus und vorbei!“

Der Küster steht Adam höhnisch an und lacht und schreit: „Da haben wir's! Der Tabak ist ihm zu stark. Er kann keinen Spaß verstehn! Schluß, Kinder, Schluß! Aber seine Tochter . . . die ist gut! Kommt, wir gehn zu mir hinüber und spielen unser Spiel weiter! Komm, Siewert!“ Und so ziehn sie ab. Voran Kirchenbaumeister Siewert, dann Holgersen, der das große Weib am Arm führt, dann die andern, die hinterher springen und tanzen; Kufuhn schleicht heulend hinter ihnen her. Es ist ein Herensabbat. Sie verschwinden unter den jungen Linden nach dem Kirchhof zu. Zwischen den Gräbern hört man noch ihr Lachen, Greinen und Jubeln.

Als Adam wieder in den Saal zurückkommt, springt Heedje auf ihn zu, wirft sich in seine Arme und sagt unter heftigem Schluchzen: „Lieber Vater . . . ich bin nicht schlecht! Ganz gewiß nicht. Ich habe das alles nicht gesehen!“

„Was hast du nicht gesehn?“

„Ach, es gibt gewiß ältere Männer, die gut und rein sind . . . und ich meinte, er wäre so . . . aber nun sehe ich, daß er gemein ist.“

„Kind,“ sagte Adam würdig, „ich weiß, daß du nicht schlecht bist.“

„Vater Adam,“ sagte sie — so sagte sie zuweilen, wenn sie ihn sehr lieb hatte, — indem sie heiß aufschluchzte: „Ich verspreche dir gewiß; ich werde nicht schlecht werden, sondern dir immer Ehre machen.“

„Liebes Kind,“ sagte Adam, „ich glaube sicher, daß du dein Versprechen halten kannst und standhaft bleibst; bist du doch aus einem gesunden und tüchtigen Geschlecht, das sogar einmal einen bedeutenden Mann hervorgebracht hat, ich sage absichtlich: einen bedeutenden; nicht einen genialen; denn der geniale Mensch bedeutet meistens den defadenten Stand seiner Familie; der bedeutende aber den Stand ihrer Stärke. Nein, Karsten Barfood war kein genialer, aber ein bedeutender Mensch, ein Wille und ein Charakter. Und das ist mir lieber. Sieh, so wie ich ihm nacheifere, so tu auch du es. Ihr alle müßt es tun, meine Lieben; es liegt da eine Verpflichtung für uns. Und nun beruhige dich, Liebes Kind; ich bitte dich. Du hast nun erfahren . . . ob zum erstenmal, weiß ich nicht . . .“

„Zum erstenmal, Vater Adam,“ sagte sie, und verbarg ihr heißes Gesicht an seiner Brust.

„. . . worin und wie du schwach bist und zu Schaden kommen kannst. Aber diese Erfahrung, die ja noch gut abzulief, solltest du dich freuen. Denn wenn deine Natur nicht

erprobt wird und Erfahrung sammelt, wie soll sie dann ihre zerstörenden und ihre aufbauenden Kräfte erkennen, festigen und zu schöner Blüte bringen? Nur im Irren und Widerstand wachsen wir Menschen zu guten, tiefen und reifen Wesen, gleich wie die Pflanze an Sturm und Regen.“

Und er streichelte sie und gab sie in die Hand ihrer Mutter, die sie zu Bett brachte.

## Dreizehntes Kapitel

Der erste Winter in der neuen Heimat verlief gut. Adam ging gutes Muths durch Regen und Schnee, Sturm und Wintersonnenschein die weiten Wege über Heide und Moor, und durch die Dörfer und den Wald, und in die Niederungen an der Au, und besuchte viele Menschen, und half, wo es nötig war, den Alten im Briefeschreiben und vorm Amtsvorsteher und Gericht, den Jungen vor den Eltern und in ernstern Liebesnöten, den Rüstigen im Streit um Habe und Nachbarschaft; und war bald im ganzen Kirchspiel bekannt und für einen braven und tüchtigen Mann geachtet. Abends aber, wenn er nicht sehr müde war, und es nicht vorzog, schweigend über einem Buch zu sitzen, saßen sie in behaglicher Unterhaltung um die trauliche Lampe. Zu solcher Abendunterhaltung konnte auch Hiller zuweilen von seinem Bauern herüberkommen. Wenn er auch oft, auf der Sofalehne sitzend, an der Schulter seiner Mutter einschlies, so war er doch körperlich vorhanden. Zuweilen beleuchtete der Schein der Lampe auch das helle, kühne Gesicht Thormalds, des Schmiedejungen, der den Weg von drei Stunden durch Schnee und Eis gern machte, um einen Nachmittag und eine Nacht ihr Gast zu sein. Er war zuerst als ein Handwerkerssohn etwas schüchtern und unsicher. Als er aber merkte, daß es hier natürlich zuging, als Adam, breit auf- und abgehend, eine seiner großen Reden hielt, Gude ihn, den mutterlosen, betreute, Heedje ihm schon am zweiten Tage mit ihrer frischen kräftigen Hand durch den rotstarren Haarschopf fuhr, Uwe und Hiller seine gemüthlichen guten Freunde wurden, da taute er

auf und wurde behaglich, und wurde, als der Jüngere, ein Abbild bald von Urve und bald von Hiller, denn die beiden Brüder bildeten in Unterschied und Gegensatz zueinander jeder seinen besonderen Charakter aus. An solchen Abenden sprachen sie zuerst von der abwesenden Abel: was sie geschrieben hatte, und wie ihr Leben da oben in Angeln wäre, und was sie wohl eben jetzt thate. Danach erzählte jeder, was er Neues erlebt und gesehn. Am meisten waren sie neugierig, etwas von Adam zu hören, von seinen Wegen durchs Kirchspiel und zu den Nachbarcollegen, und von seinen Forschungen im Archiv; und er mußte immer wieder darüber berichten.

Eines Abends sagten sie: „Und nun, Vater, der Küster! Was hast du über den erfahren können?“

„Wollt ihr das heute abend noch hören, seid ihr nicht zu müde dazu, da ihr doch alle ein volles Tagewerk hinter euch habt? Seht, eure Schwester ist schon in Mutters Arm eingeschlafen.“ Heedje, vom Arbeiten im Hause ermüdet, war an der Mutter Brust eingeschlummert. Ihr Kopf mit dem krausen hellblonden Haar hing vornüber. Ihre Hände ruhten müde im Schoß der Mutter; ihr Rock hatte sich bis übers Knie verschoben, ihre zierlichen Beine ruhten Knie auf Knie übereinander. Nachdem sie sie eine Weile lächelnd betrachtet hatten, sagte Adam: „Seht, sie ist eingeschlafen in dem Augenblick, wo ich die paar Sätze über unsre Justiz sagte. Für solche Dinge hat sie kein Interesse. Sie hat nur Interesse für das Leben selber, nicht für die Ableitungen davon. Unsre Heedje lernt, wie ihre Mutter, nur von Augen und Ohren. Hoffen wir, daß sie mit diesen beiden, allerdings besten Lehrmeistern der Menschen immer gut fahren werde.“

„Nun wolltest du uns von dem Küster erzählen,“ sagte Gude herausfordernd.

Adam lachte wieder: „Seht ihr? Wie die Tochter, so die Mutter! Es muß immer Leben sein, lebendiges Leben, sonst sind die beiden gelangweilt. Und nun seht, nun kommt Leben! Gib deiner Schwester einen Stoß in die Seite, lieber Hiller, wie ihr beide es gegenseitig gern zu tun pflegt. Es scheint eine Art Geheimsprache zwischen euch zu sein, durch die ihr gegenseitig nicht allein eure Meinung, sondern auch eure Absichten und Pläne kundtut. So ist es recht. Also der große Küster . . . um nicht zu sagen, der kurze Schafspelz, was eure Mutter nicht hören mag . . . ich weiß nicht warum . . .!“

„Es ist ganz klar,“ sagte Gude boshaft, „und es zeigt sich immer wieder, wie viel Heidnisches in dir ist; aber du solltest es wenigstens vor den Kindern verbergen,“ und indem sie Adam von der Seite ansah, daß ihre Augäpfel zur größeren Hälfte hinter den Lidern verschwanden, sagte sie in großer Verachtung und Bewunderung: „So'n Mann!“

Adam lachte auf und Heedje erwachte von dem Lachen des Vaters, ordnete gemächlich ihr Kleid und sagte: „Was stört ihr mich?“

„Also Küster Holgersen . . . Der Küster ist in einem der Moore aufgewachsen, die nordöstlich von Hamburg liegen, und die damals, als er ein Kind war, vor ungefähr fünfzig Jahren, noch ganz unbewohnt, wild und öde waren. Seine Verwandten, besonders ein Onkel von ihm, gehörten zu einer bekannten Räuberbande, die jahrelang Holstein unsicher machte; sein Onkel wurde dabei mehrmals zum Tot-

schläger. Von diesen Verwandten ist er, wie es scheint, schon in seinen Knabenjahren zu Unternehmungen mitgenommen. Seine Mutter soll eine große schöne Person gewesen sein und ihn unehelich geboren haben, sein Vater ein leichtfertiger junger Offizier aus angesehenner Familie; davon hat er die große schöne Figur und sein freies, überlegenes Wesen und Auftreten. Die Bande wurde eines Tages aufgehoben; der junge Mensch aber entfloh, und kam glücklich über Hamburg ins Ausland. Er führte dort weiter ein unstetes Leben, war Abenteurer, Jäger, Glückssoldat. Wo er von schönen Jagdgründen hörte und wo in der Welt ein Lärm erscholl, da machte er sich auf den Weg. Er jagte in den Niederungen am Ganges und Amazonenstrom, und von Südafrika bis oben bei Neufundland, und kämpfte mit in China, Kuba und Südafrika. Und wie er mit seinem und dem Leben anderer ein mutwilliger, waghalsiger Spieler war, so war er es auch mit seiner Habe und seinem Geld; was er an Jagdbeute oder Sold erworben, verlor er am nächsten Tag bei Würfeln und Karten.

Vor ungefähr zwanzig Jahren kam er nach Deutschland zurück, mit grauem Haar und alten und neuen Narben in dem scharfen Gesicht, und von Malaria ermattet. Er machte den Versuch, sich dem täglichen Leben, wenn auch in rauher Form, anzupassen und wurde Fischer in Cuxhaven, konnte aber selbst diesen geringen Zwang nicht ertragen. Da las er in einer Hamburger Zeitung die Anfrage des Gutsbesizers Türen auf Vennebeck, der für allerlei Raubzeug, das seine große Jagd schädigte — es handelte sich besonders um Fischottern und Füchse — einen erfahrenen Mann suchte. Er machte sich zu Fuß dahin auf den Weg,

in seinem kurzen Schafspelz, die Flinte über der Schulter, einen alten fremdländischen Militärornister auf dem Rücken, um den hageren Leib einen schmalen Lederriemen, der voll messingner Zahlen war, irgendwelchen Regimentsnummern aus seiner Söldnerzeit. Er wurde angenommen und lebte am Rand der Geest in einer einsamen Hütte und betrieb die Jagd auf der Geest, aber mit besondrer Leidenschaft die in der meilenweiten wasserreichen Niederung der Eider. Er lebte ganz einsam mit allerlei Getier, Hunden, Kaninchen, Fischottern, die er zur Jagd abrichtete, und Füchsen, die er zähmte, und machte mit diesen Tieren seltsame Versuche und Spielereien, und ließ sich auf seinen Wanderungen von ihnen begleiten. Wenn er auf seinen Wegen auf Kranke stieß, Menschen oder Tiere, bei denen die Krankheit, wie er glaubte, nicht im Organismus heimisch saß, sondern irgendwie von außen her angeflogen war, versuchte er, sie mit heimlichen Zeichen zu kurieren, und hatte wunderliche Erfolge und stand bald im Ruf eines Hexenmeisters. So alle acht Wochen etwa erlag er der Unruh des Wanderns und verließ die Hütte und wanderte, die Flinte über der Schulter, den leichten alten Tornister auf dem Rücken, bald nach Hamburg, um sich in Karten und Würfeln auszutoben, bald nach den endlosen Sanden und Watten der Nordsee, besonders in der Gegend der Halligen, um auf Seehunde und Strandvögel zu jagen.“

„Aha,“ sagte Heedje, „und auf solchem Jagdzug kam er nach Halebüll und in unser Haus.“ Und indem sie sich im Arm der Mutter mit einem raschen Ruck halb aufrichtete und Gude ansah, sagte sie: „Gefiel er dir, Mutter?“ das

hieß in ihrer Sprache: Warst du neugierig, zu wissen, wie er küßte?

„Er gefiel deiner Mutter, grade wie er dir gefiel,“ sagte Adam ernst, aber nicht unfreundlich.

„So,“ sagte Heedje und drängte sich zärtlich in den Arm ihrer Mutter, und sah die Männer, auch ihren Vater, mit zornigen hochmütigen Augen an, „erzähl weiter.“

Adam folgte lächelnd ihrem Befehl: „Bald nun, nachdem er sich dort angesiedelt hatte, wurde er mit dem Kirchenbaumeister bekannt, der da in den Niederungen Weiden besaß. Was führte die beiden zusammen? Der Kirchenbaumeister, der am Wahltag so freundlich mit mir war und mir dreimal Bescheid sagte, indem er jedesmal mit gleichen, gewissermaßen abgezielten Worten anfang: ‚D, es war sehr erbaulich, Herr Pastor . . .‘ dieser wohlgekleidete, gefällige, sehr kirchliche Mann ist unsagbar geizig, und wird von dieser Leidenschaft zu bedenklichen Unternehmungen verführt. Es ist mir zum Beispiel gewiß, und ich glaube, es schon beweisen zu können, daß sie ihn dazu verleitet hat, sich bei der Verwaltung der Kirchenländereien, die zusammen einen großen, sehr wertvollen Hof ausmachen, allerlei Vorteile zu verschaffen. Aber die Unternehmungen scheinen nach dunklen Gerüchten, die seit einiger Zeit umgehen, noch weiter zu gehn, und ihn nach Hamburg und wer weiß wohin zu führen. Holgersen aber kannte Hamburg, besonders die dunkleren Gegenden, die Straßen, wo heimliche Geschäfte die Stehler, Fehler und Aufkäufer zusammenführen. Der dörfliche Mensch, auf diesem Gebiet noch ganz unsicher, von seiner Habsucht getrieben, bat ihn um

Führung. Holgersen aber? . . . nun, für Holgersen war er ein wunderbares Jagd- und Spieltier. Ein Mensch: korrekt, im saubersten Bürgerrock, dabei von Habsucht be-  
fessen, die ihn alle Bornehmheit und Sauberkeit vergessen  
ließ . . . Holgersen fing an, mit ihm zu spielen, wie er mit  
allem spielt."

Hier schlug Hiller wie aus Versehen statt auf seins auf  
Heedjes Knie, und sagte: „Aber wie kommt solch ein  
Mensch auf den Gedanken, in den Dienst der Kirche zu  
treten?“ Und auch die andern riefen ähnliches durchein-  
ander.

„Liebe Kinder,“ sagte Adam mit ruhiger Stimme, „ihr  
erinnert euch der Sagen und Geschichten unsres Landes.  
Soviel ich weiß, kennt ihr die, welche Möllenhof gesammelt  
hat. Wohl. So erinnert ihr euch, daß darin eine ganze  
Reihe von schlimmen und verwegenen Küstern dargestellt  
wird. Woher kommen solche Geschichten, die doch sicher  
irgendwie auf Wahrheit beruhn? Offenbar daher, daß sich  
in der That bedenkliche und verwegene Menschen grade zu  
diesem Posten meldeten und in dies Amt hineindrängten.  
Wie aber kam das? Was war es, das grade solche Men-  
schen zu diesem Amt zog? Was andres, als die Art dieses  
Amtes? Diese Aufsicht über ein feierliches, ja heiliges Ge-  
bäude, dies Dunkel der leeren Kirche an Wintertagen, ja,  
in Winternächten, diese Verwaltung und Arbeit . . . mit  
ungläubigen, ja spöttischen Gedanken . . . am Altar, an  
der Orgel, auf dem Gräberfeld des Kirchhofs, und zuletzt,  
aber nicht zum wenigsten dieser Kitzel, diese franke Wollust,  
mit einer wilden unreinen Seele, mit Spott, ja, mit bösen  
Gedanken mitten im Heiligtum und an der Stätte des

ernsten Todes im Amt zu stehn. O ja, das ist es. Es liegt diesen Geschichten eine unheimliche Wirklichkeit zugrunde.“

„Gut, Vater,“ sagte der muntre Hiller, „wie führt er denn sein Amt? Ich weiß wohl, daß er das meiste von Rukuhn machen läßt; aber andres tut er doch selbst.“

„Mein Sohn,“ sagte Adam lächelnd, „wenn du an jedem Sonntag in der Kirche wärst, was du leider nicht bist — deine Vorwände von Pferdeholen, Müdigkeit und abgerissenen Hosenträgern und dergleichen will ich nicht näher untersuchen — und wenn du in den Fällen, in denen du da bist, nur auf den Gottesdienst achtetest, anstatt auch, und vielleicht vorwiegend, nach irgend einem Mädchen zu sehn, obgleich der Platz für das junge Mannsvolk glücklicherweise so gelegen ist, daß ihr sie nur von hinten sehn könnt . . .“

„Vater,“ sagte Hiller lachend, „jetzt bringst du es nicht fertig, den Satz richtig zu beenden.“

„Das bringt Vater doch fertig,“ sagte Heedje zornig.

„. . . dann,“ sagte Adam lächelnd und mit großer Ruhe, „würdest du selbst sehn, wie er seines Amtes waltet. Wenn er mit dem Klingelbeutel umgeht, um die Gaben einzusammeln — es sind meistens leider nur Pfennige, und das leztmal war sogar ein Hosenkнопf darunter, dem man ansah, mit welcher Gemütlichkeit er abgedreht war — dann geht er in einem steifen Ernst, der in einem grotesken Gegensatz zu diesen elenden Pfennigen steht, durch die Gänge, und der kleine Klingelbeutel mit der kleinen Schelle daran hat nach meinem Gefühl die Form einer Nachtmütze. Wer aber hat diesen Beutel angeschafft? Er selbst, indem er behauptet, daß der alte sich in einer rätselhaften, un-

heimlichen Art plötzlich in Asche verwandelt hätte. Nach der Predigt hat er, wie ihr wißt, die Gewohnheit, vom Orgelboden herab mit seiner kleinen Kapelle von Besenbindern irgend ein Lied zu spielen, dem er mit seiner Trompete ein Solo nachschickt. Aber, weiß Gott, es scheint mir, dies Solo ist weder ein Gloria noch ein Miserere, sondern klingt vielmehr wie Hohn und Spott. Und dann die Vererdigungen! Da soll doch als erster im Zug, wenn wir nach der hiesigen Gewohnheit um die Kirche ziehn, der Pastor daherkommen, als der Träger der ewigen Hoffnung. Aber wer zieht hier voran, groß und lang mit seinem kleinen, eisgrauen Kopf, und den langen Spaten mit einer gewissen Feierlichkeit geschultert, als wenn er nicht allein den Toten, sondern unsern ganzen Zug, den Pastor mit dem Wort Gottes voran, unter die Erde begleiten will? Dazu erinnert euch bitte jener Geschichte aus seiner Jugendzeit, wie er sich da in Halebüll in das Pastorat eingenistet hat, und den armen jungen Menschen in den Schrank brachte, und daß er in derselben Art meinen Vorgänger hier in Voggssee in Gewalt gehabt hat. Wahrhaftig, da habt ihr das Bild eines spielerischen, zynischen Gemüths, den das Heilige zum Spott und Angriff reizt.“

„Wie merkwürdig, Vater,“ sagte der verständige Uwe langsam und sinnend, „daß er neben all diesem Wilden, Seltfamen und Bösen die Neigung zu allerlei Tieren und zu feinen Kunstformen hat; diese Neigung ist sicher nicht unedel.“

„Lieber Uwe,“ sagte Adam, „ich gebe zu, daß diese Neigung da ist und daß sie an sich edel ist. Er haust da in seiner Küsterei von Tieren umgeben, die er zahm gemacht

hat, und ich höre, daß er es nicht durch grausame Behandlung erreicht, sondern durch kluge Energie; und er gräbt seit vielen Jahren, wohl seit seiner Jugendzeit, die er im Moor zubrachte, in Moor und auf der Heide nach Altertümern. Er hat auf dem weiten Urnenfriedhof, der jenseits des Zaterberges liegt, viele Funde gemacht. Das meiste hat er zwar verkauft; aber eine kleine, gut aus-erlesene Sammlung hegt er in dem alten Wandschrank in seiner Schlafstube . . . und wenn er abends an seinem Tisch sitzt und wie in Andacht die schöne silberne Schale betrachtet, aus der er seinen gewohnten Abendtrunk von gut zwei Liter Wasser trinkt . . .“

„Sag mal, Vater,“ sagte Heedje, „warum gräbt er nicht den Zaterberg selbst auf: da soll ein heidnischer König begraben sein, mitsamt seinen goldenen Kesseln und anderm Gerät? Gott . . . Was für ein interessanter Gegenstand, in den wir geraten sind!“

„Golden werden die Kessel nicht sein,“ sagte der junge Thorwald, „es werden bronzene sein.“

Heedje warf ihm einen Blick aus den Eckfenstern zu, der dem ihrer Mutter völlig glich, und sagte: „Wenn die Leute sagen, daß es goldene sind, und ich es auch glaube, dann werden es wohl goldene sein. Also Vater, warum gräbt er da nicht?“

„Kind,“ sagte Adam, „der ist ja viel zu groß, da müßten ja hundert Mann drei Tage lang graben.“

„Dann hilf ihm doch dazu, Vater! Als Paster kannst du es gewiß durchsetzen. Fordere das ganze Kirchspiel dazu auf.“

„Sie meint nicht das ganze Kirchspiel,“ sagte Hiller böshaft, „sie meint alle jungen Männer des Kirchspiels.“

„Kind,“ sagte Adam lächelnd, „es ist meine Aufgabe, den Toten eine ehrwürdige, geweihte Grabstätte zu besorgen, und ich sollte diesen Toten, der dort einstmals, wenn auch in einem andern Glauben — ich bin übrigens, wie ihr wißt, der Ansicht, daß der Unterschied gar nicht so groß ist, ja, daß sie einander sehr ähnlich waren — mit feierlichen und ehrwürdigen Gebräuchen in die Erde gebettet worden ist, wieder ausgraben? Nein, laß sie ruhn, wie ihre Zeitgenossen sie gebettet haben . . . Aber um wieder auf den Küster zu kommen: freilich, er ist Sammler, und ein leidenschaftlicher . . . aber seht, auch hier wird er zum Spieler. Ihr wißt, wie er hinter dem Gitter des alten Thinggefängnisses aus allerlei Gesammeltem jene Aufstellung machte, die doch offenbar keinen andern Sinn hatte, als das Heilige und den Tod zu verspotten und Kinder und Menschen zu erschrecken.“

„Vater,“ sagte der sinnige Uwe, „er hat diese Sammlung auf dein Verlangen wegtun müssen, und sie ist verschwunden. Was meinst du, wo sie geblieben ist? Er selbst soll gesagt haben, er hätte sie in einem der verfallenen Grabgewölbe vergraben. Glaubst du das?“

„Sieh,“ sagte Adam, „das ist eine gute Beobachtung von dir! Du, Hiller, und du, lieber Thorwald, müßt euch daran ein Beispiel nehmen, daß ihr auch lernt, langsam und gewissermaßen psychisch zu denken. Auch ich bin überzeugt, daß er jene wunderliche Sammlung aus dem Thinggefängnis an irgendeiner andern Stelle aufgestellt hat, um seine Lust an ihr zu haben, und wir wollen alle nachdenken, wo das wohl sein könnte. Denn seht, es ist anzunehmen, daß an dieser Stelle noch mehr angehäuft ist. Wer sammelt,

tut es mit Leidenschaft. Wenn wir das Lager fänden, würden wir vielleicht eine gewisse holzgeschnitzte Engelsfigur wieder sehen, die mir und Mutter wohlbekannt ist . . . und ich fürchte . . . noch schlimmere Dinge. "

„Wahrhaftig,“ sagte der verständige Uwe, „es ist kein Wunder, daß dieser Mann mit diesem ungewissen, ja unheimlichen Wesen einen großen Einfluß auf die Menschen ausübt. Ich denke an deinen Vorgänger hier, und an den jungen Pastor in Holebüll, und an den Karpfenschmaus, wo er die Besenbinder und auch uns, sozusagen, völlig unter sich hatte.“

„Ja,“ sagte Adam mit neuem Nachdenken . . . „Und nun hat er den Kirchenbaumeister in seiner Gewalt. Ihr erinnert euch, daß der Kirchenbaumeister, wenn er seinen Jugendfreund besänftigen will, diese seltsam schwörende Bewegung mit der rechten Hand macht. Ich glaube, ich weiß jetzt, was sie bedeutet.“

„Erzähl es!“ rief Heedje. „Nein, daß ein Mann in dem Alter noch so interessant sein kann! Aber ich glaube,“ sagte sie plötzlich, wie über sich selbst stehend, „es kommt davon, daß ich älter und vernünftiger werde.“

„Das hoffen wir, liebe Heedje,“ sagte Hiller böshaft, „und nun schweige!“

„Neulich,“ fuhr Adam fort, „hatte ich auf dem Kirchhof mit dem Kirchenbaumeister und mit Holgersen eine Unterredung über die Tiefe der Gräber, und es kam zu Meinungsverschiedenheiten zwischen mir und dem Küster, und Holgersen wurde wieder angreifend gegen mich und höhnisch, und, wie soll ich sagen: spielerisch . . . ungefähr so, wie ich ihn neulich im Schatten seines Hauses mit seinem

zahmen Warden spielen sah. Ich hatte gesagt, daß ich, wenn die Gräber nicht tiefer gegraben würden, den alten Achtfußstock, den ich noch von meinem Vater her besitze, mit an die Gräber nehmen würde, ganz einerlei, was die Leute darüber dächten, und mich vor allen Leuten überzeugen wolle, ob die Gräber tief genug wären; diese Klagen über den quelligen Grund, und daß unsre Toten in Wasser gelegt würden, sollten aufhören. Seht, als ich das sagte, forderte er mich in seiner spielerigen, höhnischen Art auf, mit dem Achtfußstock doch noch andre Dinge zu messen; ich könnte noch interessantere Dinge feststellen, als die Tiefe der Gräber."

„Dho,“ sagte der muntre Hiller. „Was ist nun das, Vater?“

„Still! Ich will erst das andre zu Ende erzählen. Als Holgersen diese Aufforderung an mich aussprach, wurde Siewert blaß wie der Tod, und die großen Schweißtropfen liefen ihm die Schläfen herunter; er hob wieder die Hand, wie er am Abend des Karpfenessens tat, und fing sein Zählen an . . . so wenigstens schien es mir . . . erst zwei, dann drei, dann fünf Finger und bat dabei: ‚mußt nicht, Holgersen, mußt nicht!‘ Wir gingen dann auseinander. Als ich aber eine halbe Stunde später, in der angehenden Dämmerung, zufällig nach Holgersens Haus hinüberging, um ein Register zu vergleichen, und, auf dem weichen Rasen herankommend, in das Fenster sah, ob er zu Hause wäre — denn oft ist er um diese Zeit auf der Heide oder besucht seine Freundin, die schwarze Margret — sah ich ihn da in seiner fast leeren, peinlich saubern Stube ganz allein an dem dunkelpolierten Tisch sitzen. Er hatte die fußhohe Figur

des heiligen Petrus, die lose auf unserm Altarblatt steht, vor sich stehn und war damit beschäftigt, sie in Lindenholz nachzubilden. Vor ihm stand, wie immer abends, die alte silberne Schale, die er dann und wann an den Mund setzt. Während er nun arbeitete, redete er mit lautloser Stimme, aber mit den bedeutungsvollsten Kopfbewegungen nach dem Stuhl hin, der ihm gegenüber am Ofen steht. Auf dem Stuhl aber saß niemand; es war auch sonst kein Wesen in der Stube; nur der eine Fischotter, der dunklere und zahmere von den beiden, lag langgestreckt seitwärts vom Stuhl ... Liebe Kinder ... ich bin an dreißig Jahr Pastor in Stranddörfern gewesen und wundre mich über keine Wunderlichkeiten der Menschen mehr, und ich weiß auch, was es bedeutet, wenn man viele Stunden am Tag einsam ist wie dieser Mann; aber dies lebhafteste, ja eindringliche Reden mit Herrn Niemand war mir doch grausig. Dennoch sahen meine Augen zu gleicher Zeit eine merkwürdige, besondere Kleinigkeit. Ich sah im Abend-schein, der die Stube füllte, fünf Talerstücke auf der dunkel-blanken Tischplatte liegen, und zwar in seltsam spielerischer und doch schöner Art darüber verteilt, nach jeder Ecke zu eins, genau hingelegt, daß es nach seiner Größe ein gutes Bild gab, und das fünfte an einer bestimmten Stelle nach der Mitte zu, sozusagen auch an seinem einzig richtigen und schönen Ort."

„Vater,“ sagte der nachdenkliche Uwe herausfahrend, „das sind die fünf Finger des Kirchenbaumeisters.“

„Richtig!“ sagte Adam. „Das denke ich auch. Ja! Der Küster droht und quält seinen Freund mit dem Ausplaudern irgendwelcher böser Geheimnisse, und dann ver-

spricht der, ebenso von Angst wie von schrecklichem Geiz gequälte Kirchenbaumeister, nach der Größe seiner Angst, so und so viele Talerstücke, erst zwei, dann, wenn das nicht verschlägt, vier und fünf. Um seine Not noch größer zu machen, muß er dann die verschworenen Stücke, nachdem er sie noch dazu hat fein blank reiben müssen — welche Qual für den habgierigen Menschen — in dieser ganz bestimmten, sehr ordentlichen Form auf die Tischplatte verteilen.“

„Mein Gott!“ sagte Heedje, „was für Geschichten!“

„Aber was ist es denn?“ sagte der muntere Hiller; und der junge Thorwald riß an seinem Schopf und tat dieselbe Frage. „Was haben die beiden verbrochen?“

„Ich fürchte,“ sagte Adam, „beides, leichteres und schwereres, eben nach der Weise eines Menschen, dem es mehr um Spielen als um Rechnen zu tun ist. Der einen Sache bin ich, glaube ich, auf der Spur. Ich sagte euch, daß er mich aufforderte, mit dem Achtsfußstock unterwegs zu gehn, ich würde noch mehr entdecken. Ich habe lange nachgedacht, was es sein könnte. Und ich glaube, ich habe es. Der Kirchenbaumeister hat in der Niederung an der Au einige große Wiesen, die neben den Kirchenwiesen liegen. Ich ahne, daß sie dort im Lauf der Jahre Land abgegraben haben.“

„Ich werde hingehn,“ sagte Hiller, „eines Abends, und es feststellen.“

„Ich fürchte, Vater,“ sagte Uwe ernst, „daß sie noch viel schlimmeres als das auf dem Gewissen haben.“

„Man munkelt allerdings schlimmeres,“ sagte Adam, „ja das Schlimmste; und ich habe zuweilen Neigung, es

zu glauben, z. B., daß wir in jenem Schatz und Lager auch einige Stücke mit dem Wappen des Herrn von Vennebeck finden werden."

„Vater," rief Hiller, „der ermordet wurde?"

„Derfelbe."

Sie schwiegen alle eine Weile. Dann sagte der verständige Uwe: „Ich hoffe, Vater, daß du seiner Herr wirst; aber es wird schwer genug werden."

„D," sagte Hiller, „Vater wird es schon machen. Er ist im vorigen Kirchspiel beliebt gewesen; er wird es auch in dieser Gemeinde werden."

„Ich hoffe allerdings," sagte Adam ruhig und lächelnd, „daß ich mir eine Stellung in diesem Kirchspiel verschaffen werde. Ob ich allerdings ‚beliebt‘ sein werde und ob ich in Holebüll ‚beliebt‘ gewesen bin, das weiß ich nicht zu sagen. Ja, ich glaube nicht daran. Wenn ein Mensch hier glaubt, er sei ‚beliebt‘, so ist das fast immer eine Täuschung. Nein, hier können sie nicht seelisch lieben; sie sind zu schwer und fühlen Herzens dazu. Hier können sie, wenn es hoch kommt, nur achten. Und das hoffe ich allerdings durch treue Arbeit und graden Weg zu erreichen. So wie es mir in Holebüll gelungen ist, mir eine Stellung zu schaffen, so will ich sie mir auch hier erwerben, obgleich ich, — ihr wißt, durch welche Verkettung von mißlichen Umständen — nur mit genauer Not den zweiten Charakter bekommen habe." Und indem er sich aufrichtete und alle der Reihe nach mit seinen festen Augen ansah, sagte er: „D, ich will es schon durchsetzen, daß sie, wenn ich mal alt bin und, die Füße voran, den Lindengang hinauf in die Pastorenreihe getragen werde, sagen werden: ‚Er war

ein tüchtiger Mann; und ein Mann, an dem kein Falsch war!“

Als er das sagte und das Bild des dunklen Zuges, die Liden hinunter, noch deutlich vor Augen hatte, war der Großvater, der wieder auf einige Tage zum Besuch gekommen war und ins Dorf gegangen war, um seine prahligen Reden zu führen, auf Abendschuhen eingetreten. Er hatte die letzten Worte gehört und sagte in seiner nörgehenden und niederziehenden Weise: „Glaubst du noch immer an Menschen? Eine schöne Narrheit!“

„Ich denke, Großvater,“ sagte Adam heiter, „es ist aller Weisheit Anfang.“

„Ach,“ sagte der alte Mann verächtlich. „Jetzt sitzt du in allerlei Glück, oder siehst es wenigstens so an. Wenn du aber mal in Unglück geraten wirst, dann wirst du den Glauben an Gott und Menschen rasch verlieren.“

„Ich hoffe,“ sagte Adam ruhig und fest, „daß ich diesen Glauben, dies höchste Gut in mir, immer fest und schön in mir fühlen werde, Großvater. Ich glaube und vertraue, daß er auch in schwerstem Leid nicht in mir wanken wird.“

„Ach,“ sagte der Alte, „das sind so Reden. Da steckt nichts dahinter.“

„O,“ sagte Adam fröhlich, „da steckt dahinter mein Vertrauen, daß die Menschheit steigen wird, und einst so geistig, heilig und mächtig sein wird, daß sie diesen Stern, den sie bewohnt, formen wird, wie sie will, bewegen wird, wie es ihrem hohen Sinn gutdünkt, und ihn vor dem Angesicht des Heiligen und Alleinen wird tanzen lassen, wie es ihr und Gott gefallen wird, mit dem sie dann eines

Sinnes, ja einer Stufe sein wird. Ja, so stark glaube ich an die Menschheit. Und nun, meine Lieben," sagte er, „wollen wir schlafen gehn! Seht, eure Mutter und ihre Tochter sind schon eingeschlafen. Sicher in dem Augenblick, als wir aufhörten, ihnen das ernstheitere Kasperletheater vorzuführen, das wir Leben nennen.“

Der Großvater war wieder hinausgegangen und Adam wollte sich erheben; da machte ihm Hiller ein Zeichen und sagte, indem er zugleich seiner Mutter einen sanften Stoß gab und sie damit weckte, mit leiser Stimme: „Hört, ich und Thorwald haben euch etwas besondres zu sagen! Heedje hat uns heute nachmittag nach dem Kaffeetrinken auf die Heide gelockt; sie sagte, am krummen Wall an der Tannenschonung wäre ein Kreuzotternest; aber das war Lüge. Als sie uns da allein hatte, mußten wir uns auf den Wall setzen und über die Tannen wegsehn, während sie nach der andern Seite sah, und dann hat sie uns erzählt, daß sie sich verlobt hat. Ja. Mit dem jungen Thode, dem Sohn von Kong Kristian. Und sie hat uns lang und breit aufgetragen, daß wir es euch heut abend sagen sollten, wenn sie eingeschlafen wäre. Sie sagt, sie wolle mit der ganzen Sache nichts zu tun haben, und könne die Familienreden darüber nicht anhören. Sie hätte, sollen wir sagen, bis zum vorigen Herbst noch ganz und gar keine Neigung gehabt, sich zu verheiraten. Im Gegentheil, wenn sie einmal einen schlechten Traum gehabt hätte, was freilich selten vorgekommen wäre, so hätte sie geträumt, daß sie Hochzeit mache.“

„Wie die Mutter," sagte Adam lächelnd.

„Aber seit sie das Malör mit dem Nähtisch gehabt

habe . . . was ist das für ein Malör . . . ? Wißt ihr das . . . ? sie wollte es nicht sagen, schrie uns an und sagte: „sagt es genau so, wie ich euch sage! Mutter weiß es,“ seitdem wäre es anders. Und sie hätte ihn sehr, sehr lieb, und glaube, daß er der beste Mann für ihre Natur wäre; sie kenne ihre Natur und die wäre nicht leicht. Wenn ihr die Verlobung billigtet, wollte sie gern, daß in sechs Wochen Hochzeit wäre.“

„Was?“ sagte Gude lärmend und zornig. „Warum so eilig? Muß das sein? Muß sie mit der Hochzeit eilen?“

„Nein,“ sagte Hiller lächelnd, „so steht es nicht, Mutter. Das sollen wir dir ausdrücklich sagen. Sie mag nur keinen langen Brautstand. Sie sagt, es ist eine Quälerei: fir oder nix, sagt sie.“

„So . . .“ sagte Gude ruhiger. „So . . . so . . . aber ich muß sagen . . . froh bin ich nicht. Sie hätte gern noch ein oder zwei Jahre warten sollen; vielleicht hätte sich noch etwas besseres gefunden. Wenn ein Mädchen, wie es doch bei ihr der Fall ist, neu an einen Ort kommt, so erscheint sie neu und besonders, und hat besondere Aussichten. Warum muß sie gleich auf den ersten hineinfallen? Warum sagst du nichts, Adam?“

„Ja, was soll ich sagen?“ sagte Adam, „die Verhältnisse der Thodes sind klein, vielleicht sogar nicht unbedenklich; aber ich habe zu dem jungen Menschen Vertrauen. Und wenn es so mit ihr steht, daß sie ihn sehr lieb hat . . .“

„Dann,“ sagte der muntere Hiller leise, indem er aufsprang, „laßt sie noch etwas schlafen . . . komm mit, Thorwald,“ sagte er leise, und lief mit Thorwald hinaus. Nach einer Weile kamen sie wieder und streuten ihr die ersten

Junirosen in den Schoß und legten die übrigen vor sie auf den Tisch.

„Da sitzt sie nun,“ sagte der ernste Uwe. Sie lag wieder wie vorhin fest im Arm der Mutter, den hellen Kopf leicht vorgebeugt auf der vollen Brust, den schlanken Leib lang hingestreckt, die breiten runden Knie übereinander; um den großen schönen Mund zuckte zuweilen ein Lächeln.

„Nun,“ sagte der muntere Hiller, indem er sie mit lächelnder Andacht betrachtete. „Ich will nicht grade sagen, daß sie es schlimmer getrieben hat als all die andern, aber sie war doch ein besondrer Schlingel . . . Ich erinnere mich, daß wir mal in Holebüll nach einem Ball so zwanzig Paare in der Gaststube saßen; jeder hatte sein Mädchen auf dem Schoß.“

„Welche hättest du?“ fragte Adam.

„Es war ein schönes frisches Mädchen, Vater,“ sagte Hiller lebhaft, „darauf kannst du dich verlassen. Heedje saß auf dem Schoß von Sibbert Ahlers und war so spielig und schelmisch, übermütig und verliebt, daß wir jungen Leute unsre Liebsten vergaßen und nach ihr hinsahen. Es ist nämlich so, Vater: das Geliebtwerden verstehn fast alle Mädchen; aber das Lieben verstehn wenige.“

„Ich danke dir für deine Belehrung, mein Sohn,“ sagte Adam lachend; „ich weiß freilich nicht recht, was ich noch damit anfangen soll.“

„Ja,“ sagte Hiller, „so war sie. Wenn ihr einer gefiel, sah sie ihn mit ihren schelmischen Augen und mit ihrem großen Mund, der mit Lachen halb offen stand, an, und dann war er geliefert und fiel hinein. Jedesmal. Aber wie stellte sie es dar und wie war es auch wohl? Sie sagte:

„Ich weiß nicht, was es ist, es ist die reine Not. Sie stehn alle um einen herum und wollen was von einem, und tun einem dann leid, und man weiß nicht, was man tun soll, und was das richtigste ist!‘ Aber im vorigen Herbst meinte sie plötzlich, nun möge sie es nicht länger so treiben; das Leben hätte so doch keinen rechten Sinn und Zweck und sie möchte heiraten. Wirklich, Vater, es ist gut, daß sie heiratet.“

„Ja,“ sagte Adam, „ich freue mich auch. Ich freue mich, daß sie nun in Sicherheit kommt. Denn seht,“ sagte er, indem seine Augen plötzlich feucht wurden, „ich habe es euch nie gesagt: sie ist mir unter meinen Kindern immer das Sorgenkind gewesen . . . das liebe . . . ach so liebe Sorgenkind.“

„Seht,“ sagte der junge Thorwald, „sie lächelt wieder. Sie träumt gewiß von ihm und von der Hochzeit. Das Träumen von der Hochzeit ist nun denn also kein schlechter Traum mehr.“

„Wach auf, Heedje,“ sagte Hiller und stieß sie in der gewohnten Weise an.

Sie erwachte ruhig und langsam. Aber dann fühlte sie die Last auf ihrem zarten Schoß, so leicht sie war, und sah die Rosen, und machte die Augen weit und ängstlich auf. Aber plötzlich begriff sie es, und warf sich in die Arme ihrer Mutter und sagte: „Mutter, liebe Mutter, ich danke dir für alles . . . lieber Adam, ich danke dir.“

## Vierzehntes Kapitel

Sie erwarteten den Bräutigam und seinen Anhang schon zum Nachmittagskaffee, um nachher ein bißchen Polterabend zu machen. Aber diese Gesellschaft war unterwegs auf ein besonderes Hindernis gestoßen. Als sie, der Schwiegersohn und zwei ihm befreundete, verliebte und halbwegs verlobte Paare zu Pferde, die Mädchen in langen Kleidern nach Männerart, die Pferde mit Eichenlaub geschmückt, aus einer hochgelegenen Hölzung ritten, hatten sie sich plötzlich angesichts eines großen brennenden Bauernhofes gefunden, und hatten sich, ihre festlichen Kleider und den Zweck ihres Rittes vergessend, zur Hilfeleistung herangestürzt. Erst allein, dann in Gemeinschaft herzueilender Dorfgenossen, hatten sie erst die ganze Schar kleiner Kinder gerettet, die hier und da in den weitläufigen Gebäuden und Stallungen beim Versteckspielen gewesen und in größter Lebensgefahr war, danach auch einiges, trotz des Sommers vorhandenes Vieh, und hatten dann das wichtigste Mobiliar geborgen; danach, als ihre Hilfe nicht weiter nötig war, hatten sie einige von den geretteten Kindern vor sich auf die Pferde gesetzt, um sie an eine Schwester der Hausmutter abzugeben, die in Poggsee wohnte, wo sie ein vorläufiges Unterkommen finden sollten. Raum notdürftig gereinigt, mit geschwärtzten Gesichtern und Händen, und hier und da angefengten oder doch rauchgeschwärtzten Kleidern, noch heftig erregt von dem plötzlichen ungeheuren Flammenschein des großen Gebäudes und der Not der Menschen und Tiere, und der Hitze und überstürzten Rettungsarbeit, die Kinder

vor sich auf den Pferden, kamen sie die Drift des Pastors herauf, wo Adam und die Seinen vor der Thür standen, und sie erstaunt betrachteten.

„Was werden Sie denken, Herr Pastor,“ riefen die vier Freunde und Freundinnen seines Schwiegersohnes, die Adam durchaus nicht kannte, ihm lachend und durcheinander zu. „Sehn Sie, bitte unsre Kleider, und sehn Sie, bitte, was wir mitgebracht haben! Diese drei Kinder! Und hören Sie, bitte, was wir erlebt haben, indem wir zur Hochzeit Ihrer Tochter auf dem Weg waren! Als wir durch das erste Dorf kamen, paßten die jungen Dorfleute uns auf, und fielen uns in die Zügel und riefen: ‚Ah, ihr seid mit diesem Menschen unterwegs zur Hochzeit, der hier Nacht für Nacht ins Dorf geschlichen ist? Freilich behaupten unsre Mädchen, daß er keinen Einlaß gefunden hat, und wir hoffen, daß sie die Wahrheit sagen. Aber er hat sie mit seinem ewigen Fensterklopfen, Fragen und Bitten genug belästigt, uns aber hat er beleidigt, denn wir sind hier im Dorf Manns genug, unsre Mädchen selbst zu versorgen. Wartet ein wenig, wir wollen ihn und auch euch, die ihr mit ihm zur Hochzeit wollt, die Freude ein wenig versalzen!‘ Und seht doch nur, sie schlugen uns und zerrissen unsre Kleider und beschmissen uns mit Aienruß aus ihren Schornsteinen, und mit Mühe und Not, und mit Verlust der ganzen fröhlichen Stimmung, mit der wir ausgeritten waren, ritten wir weiter. Aber im nächsten Dorf ging es uns noch schlimmer: da paßten nicht die Jungen, sondern die Alten uns auf, hielten unsre Pferde an und, was meint Ihr, gaben uns diese Kinder mit, an denen Ihr saubrer Schwiegersohn Schuld sein soll. Nun, wir ritten

Weiter mit diesem Menschen, aber nicht, um seine Hochzeit mitzufeiern, sondern aus keinem andern Grunde, als diese Kinder bei Ihnen abzuliefern, für die Ihre Tochter nun Mutter sein muß. Wir selbst werden uns davon machen, und uns nie wieder mit diesem Mann, den Sie Ihren Schwiegersohn nennen, auf einer Landstraße sehn lassen!“

Adam und die Seinen waren, als die Reiter zwischen den Linden erschienen, etwas erschrocken, zumal da der Bräutigam offenbar übel zugerichtet war und dazu mit großem Geschick eine verlegene, ja verstörte Miene machte. Aber dann riefen Heedje und Hiller, die die ganze Gesellschaft schon von früheren Besuchen her kannten: „Wir riechen ja Brandgeruch! Ihr kommt ja aus einem Feuer! Und ihr lügt ja wie gedruckt!“

Da erzählten sie, durcheinander redend, die ausgestandene Not und Gefahr und reicheten die Kinder, die mit großen ruhigen Augen auf die lachenden Menschen sahen, von den Pferden herab. Dabei berichteten die Freunde, daß und wie der Bräutigam sich in seiner jähren, wagehalsigen Weise immer tiefer in die niedrigen verqualmten Stallungen und Gebäude gewagt und nur durch solchen Mut das eine der Kinder gerettet hätte, das sich dorthin verkrochen hatte, weil es des Spiels überdrüssig war und, den Finger im Mund, in einer Ecke saß und ein wenig maulte. Als Heedje dies Lob ihres Liebsten hörte, sprang sie ihm — die Angekommenen saßen noch immer im Sattel, und alles redete durcheinander, — auf den Fuß, und herzte und küßte ihn, und wußte sich vor Liebe nicht zu lassen, die mit Lachen und Seufzen über ihr zusammenschlug.

Nachdem die Gäste sich gereinigt hatten, kamen sie herein und setzten sich mit ihren Wirtleuten um den großen Tisch mitten im Saal und aßen und tranken, was geboten wurde: schönen Schinken, in einer Kiste im Dorf geräuchert, und in Butter und Milch gestobte Kartoffeln. Als sie eben mit dem Essen fertig waren, und die Mädchen die Speisen abgetragen hatten, und die Dämmerung nun völlig hereingebrochen war, fingen die Dorfkinde an, nach altem Brauch mit Töpfen und Scherben gegen die Haustür zu werfen. Sie schlichen sich vorsichtig zwischen dem hohen und wirren Gesträuch des Kirchhofs und zwischen den dicken Lindenstämmen heran, sprangen dann vor, und warfen ihre Scherben. Aber Uwe und Hiller und der junge Thorwald und einige andre junge Leute standen bald im Schatten der großen Stalltür, bald hinter der angelehnten Voostür, bald hinter der Hausecke, oder schlichen gebückt am Wall entlang und sprangen vor; und siebenmal erwischten sie einen und schleppten ihn in den Saal, wo Adam ihnen eine spaßige Scheltrede hielt, indem er rief: „Was, während wir hier ein schönes und stilles Fest feiern, und uns in andächtigen Reden unterhalten, bewerft ihr meine Haustür mit altem Pottgut? Habt ihr denn gar keinen Respekt, weder vor diesem Hause, noch vor der alten Kirche, die eure Schelmentaten sieht? Her mit den Scherben, die ihr geworfen habt, ihr sollt drei Tage und drei Nächte darauf knien und Buße tun!“ Aber sie lachten ihn an, und er füllte ihre Hände mit Kuchen. Die siebente, die Hiller fing, war ein elfjähriges übermütiges und schönes Kind. Da sie sich sehr gestraubt und ihn gar gebissen hatte, trug er sie auf den Armen in den Saal, und da, noch in

seinen Armen, zerrte sie ihn mit beiden Händen an Haar und Ohren, soviel sie konnte; aber er lachte nur und hielt sie fest. Als sie die Kuchen sah, wurde sie etwas milder; und bald lachte sie, und aß wie die andern. Zuletzt, als beide Teile des Spieles müde waren, trat Uwe vor die Thür und rief über den Kirchhof, daß sie nun alle herankommen sollten; und es war hübsch zu sehn, wie hinter den alten schiefen Grabsteinen und den verfallenen grasüberwachsenen Gewölben, die hell in der hellgrauen Nacht standen, die Kinder herankamen und auf das Haus zgingen, aus dem der Lichtschein unter die alten Linden fiel.

Als sie alle mit Kuchen bewirtet waren, und, glücklich miteinander plaudernd, gegangen waren, kam die erwachsene Jugend des Kirchspiels herein und brachte ihre Gaben und Grüße. Zuerst kam ein Ackersmann, ein starker Bauernsohn, einen Sack Roggen auf dem Nacken und stellte ihr vor das junge Paar auf die Erde und öffnete ihn. Da lag ein Strauß Blumen obenauf, und er sagte einige Reime in dem Sinne, daß über Saat und Ernte und ihre Mühen die Freude am Schönen, an den Blumen am Rand, nicht vergessen werden dürfte. Dann kam, in ihrem alltäglichen Kleid, als eine, die von Heidearbeit und Bienenstand kommt, ein schwächtiges, sommersprossiges, nicht schönes Mädchen von der Heide; sie brachte einen Topf voll Honig und einen Besen von sehr altem und trockenem Ginster und war in ihren Reimen etwas spöttisch und bissig, mehr Ginster als Honig. Ihr folgte, als ein Abgesandter der Niederungen an der Au, ein festes dralles Mädchen, hochgeschürzt, als ginge sie durch hohes nasses Gras und brachte ein hübsches rotbuntes Kalb, das sie, so stark sie war, auf

dem glatten Fußboden doch nicht bändigen konnte. Es sprang zum großen Ergötzen unter den Tisch und hob ihn fast, und es gab ein unbeschreibliches Lärmen und Lachen und die Rede, die dazu gehörte, unterblieb. Dann kam ein schlankes scheues Mädchen mit dunklen Augen; sie kam mit geschlossenen Augen und hatte in der Hand einen langen schönen Buchenzweig, mit der andern und durch ihre ganze Haltung machte sie eine Bewegung des Verlangens und Sehens. Sie stellte ein Märchen dar, das die Kinder der Landschaft glaubten. Sie erzählten sich nämlich, daß die Neugeborenen aus dem Teich kämen, der mitten im Wald unter langen hängenden Buchenästen träumte. Als das schöne Mädchen noch so stand, die Hand verlangend ausgestreckt, sieh, da kam Hiller, mit Schilf und Teichrohr überdeckt, in der ausgestreckten gebenden Hand eine nackte spannlange Kinderpuppe, die mit ungeheurem Jubel begrüßt wurde, zumal da Heedje sogleich mit einer frohen Zustimmung aufsprang und sie in ihren Arm nahm und herzte und küßte. Als Heedje aber ihre Arme brauchte, weil ihr Liebster nach ihr langte, und die Jungen nach der Puppe griffen, um ihren Scherz damit zu treiben, griff die langsame Abel mit einem merkwürdig raschen Griff nach ihr, und hielt sie fest, und wehrte mit ernstem Gesicht den Zugriffen der andern. Die Reime, welche die einzelnen Bringer vortrugen, hatte Adam selbst gemacht, und er unterließ es nicht, so wie beiläufig, aber doch ziemlich laut zu Gude zu sagen: „Wenn es auch sein mag, daß ich kein Gelehrter bin, und daß der Plan jener Nebularhypothese — wie ich sie immer nannte — die ich dem Bischof vorlegte, nicht durchaus mein eigen war, so bin ich doch, abgesehen von

meiner Gabe ermunternder und ermahnender Rede, auch noch imstande, einige gute Gedanken in nicht übel klingende Reime zu bringen."

Als dies unter viel Lachen und Scherzen zu Ende war, gingen sie alle, da inzwischen immer mehr Jugend des Dorfes ohne irgendwelchen Unterschied zusammengekommen war, nach der Kohdiele, wo Holgersen und seine beiden Kumpane bereits auf der Hacklade saßen, die Besenbinder leider schon etwas angetrunken. Dann tanzten Adam und Gude zuerst vor allen Anwesenden. Danach forderte Adam sie auf, nach ihrer Jugend fröhlich zu sein. „Nachher kommen Ernst und Sorgen," rief er, „und Habsucht und Ehrgeiz, und was sonst der schwierigen menschlichen Dinge mehr sind. Seid nun heute abend munter und froh!" und er sah sie alle der Reihe nach an. Da lächelten sie und tanzten, plauderten und sangen bis Mitternacht.

Am andern Mittag, als alle Gäste, im ganzen über sechzig, angekommen waren, gingen sie mit dem jungen Paar im Zug nach der Kirchspielschreiberei, und von da in die Kirche, wo Adam vor dem Altar die Predigt hielt. Ohne Text, doch mit drei eingeflochtenen Worten, zwei aus der Bibel und eins von Goethe. Er sagte sie deutlich und mit besonders schlichter Stimme und Betonung, um ihnen zu zeigen, daß sie nichts weiter wären und sein sollten, als die Lebensworte kluger und erfahrener Menschen, in der Hoffnung, daß ihnen der Klang während ihres Lebens nicht ganz aus den Ohren ginge, zumal da sie alle diese drei Worte von der Volksschule her kannten. Das erste Wort war: „Und wenn ich schon wanderte im tiefsten Thal, fürchte ich mich doch nicht, denn du bist bei mir; dein

Stecken und Stab trösten mich," das zweite: „Nun aber bleibt Glaube, Liebe, Hoffnung, diese drei; aber die Liebe ist die größte unter ihnen“ (hier sagte er ausdrücklich, daß kein Unterschied sein sollte zwischen irdischer und himmlischer Liebe). Das dritte war das Wort, das Goethe 1823 niederschrieb, als er ein Greis war, aber noch frischen hellen Geistes:

„In unsers Busens Keine wagt ein Streben,  
Sich einem Höhern, Reineren, Unbekanntem  
Aus Dankbarkeit freiwillig hinzugeben,  
Enträtselnd sich dem ewig Ungenannten;  
Wir heißen's: fromm sein.“

Diese drei Worte schlug er wie mit einem guten blanken Hammer in ihre Seelen, vergaß aber nicht, mit seinen festen, fast befehlenden Augen auch all die andern Gäste anzusehn, damit auch sie ihr Teil davon nähmen.

Darauf gingen sie im Zug wieder nach dem Hause zurück und setzten sich auf die Lohdiele, die neu mit Laub geschmückt war, um die langen Tische. Wie waren die Tische besetzt! Welche Menge der Teller und Schüsseln! Welch ein Dampf stieg auf! Welch ein frisches, tapfres Geräusch, als nun jeder sein mitgebrachtes Besteck aus dem Seidenpapier wickelte und auf den Teller legte! Welch ein Lächeln, Grüßen und Plaudern und Stühlerücken, als nun alle Platz nahmen!

Weinsuppe mit Rosinen. Dann bunten Mehlbeutel mit durchwachsenem Speck. Dann sechs ungeheure Braten von fetten dreijährigen Ochsen. Wie deckt ein immer noch verschuldeter Landpastor üppig den Hochzeitstisch seines lieben Kindes! Welch Lachen um den Tisch! Welch

herzliche Freundlichkeit! Wie gönnen die Gäste allen Menschen Heil und Freude! Wein gibt es nur eine Sorte, Weißwein. Adam hatte seinen Gästen, besonders den Pastoren, die mit ihren boshaften und vorlauten Tischreden ja meist kein Ende finden können, gesagt: „Als erster rede ich, und zwar toastete ich auf unser Vaterland, nachher könnt ihr machen, was ihr wollt,“ und er hatte die Absicht gehabt, gleich bei der Suppe das Wort zu nehmen; es drängte ihn, vor dieser neuen und bunten Gesellschaft zu sprechen. Da er aber sah, daß sie es noch alle wichtig mit dem Essen und der Unterhaltung hatten, ließ er sie noch in Ruh. Als aber die zehn Mehlbeutel, an die Gude, obgleich sie durchaus an die Schulden dachte, fünf Pfund Rosinen gewendet hatte, aufgetragen wurden, schlug Adam an sein Glas. Aber da riefen sie: nachdem er es bei der Suppe versäumt hätte, müsse er nun warten, bis die ganzen zehn Mehlbeutel umgefallen wären. Ja, alle zehn mußten auf der Seite liegen, eher dürfe nicht geredet werden. Als dann unter großem Hallo der letzte auf die Seite fiel, stand Adam auf, und redete als erster.

„Leute,“ sagte er mit lächelndem Ernst, „wir, das deutsche Volk, leben in einer glücklichen und glänzenden Zeit. Wir haben Ordnung im Lande; wir arbeiten zuverlässig und mit Lust und mit großem Erfolg. Seht, vor fünfzig Jahren war der Fabrikant ein kleiner Mann und der Bauer auf der Geest war arm; jetzt sind sie groß und stark geworden. Seht, vor fünfzig Jahren war der Arbeiter ein bedrückter Mann, jetzt kommt er vorwärts und hält den Kopf hoch. Seht, vor fünfzig Jahren lebten wir alle in kümmerlichen Verhältnissen; da gingen die fetten Ochsen

nach England; jetzt gehn sie, nachdem wir selbst uns satt gemacht haben, nach Essen und in die andern großen deutschen Städte. Wir haben auch gute Sitten im Land. Wie wenige, die ihr Leben verspielen, verfaulen oder verschmutzen! Das deutsche Volk ist im großen und ganzen ein Volk von ernster, saubrer und geordneter Lebensführung. Freilich, das ist wahr: wir sind noch kein ganz freies Volk. Wir haben noch nicht alle Rechte von freien Menschen; besonders die Arbeiter auf dem Lande entbehren sie. Aber die Gerechtigkeit wächst doch von Jahr zu Jahr, und wir sehn die Zeit kommen, da alle Deutschen freie Menschen sind. So das Volk! Über den Kaiser und seine Regierung sind viele verschiedene Meinungen im Land. Da der Kaiser es liebt, aus seiner privaten Natur heraus zu sprechen, ja auch zu handeln, und weil sein Geist nach vieler Meinung sprunghaft, ja, wie viele sagen, im Zickzack denkt, so sind viele ehrenwerte Menschen im Land in ewiger Sorge. Es ist aber, glaube ich, im ganzen Volk nicht einer, der ihn haßt oder verachtet; sondern wir haben alle, Arbeiter und Edelleute, Dorf- und Stadtleute, Männer und Frauen eine Art geschwisterlicher, verstehender Liebe zu ihm. Denn seht: so wie er sich zeigt: gutmütig, das Beste, ja das Heilige und Keine wollend, in Gedanken bald himmelstürmend, bald verzagt, sehr stolz, zu früh stolz, lässig, ein wenig hin und her: so ist er ein rechter Deutscher, Blut von unserm Blut, Wein von unserm Wein. Und so steht es denn so, daß wir Kaiser und Volk in einem Atem nennen und grüßen dürfen, und, wie mir scheint, in guter Hoffnung. Da der Kaiser von vielen ernstern Männern umgeben ist aus alten Geschlechtern, die das Völkerführen

schon Jahrhunderte hindurch geübt haben, und die mehr oder weniger Bismarcks Schüler sind, nicht in Kraft allein, sondern auch, wie ich hoffe, in vorsichtiger, sorgender Klugheit, so hoffen und vertraun wir immer wieder, bei all unsern Zweifeln und Sorgen, daß es ihm und diesen Männern gelinge, uns, wie bisher, in Ehre und Frieden im Gedränge der Völker — so unruhig und gefährlich es ist — weiter zu bringen. Und so wollen wir denn gutes Muths aus treuem Herzen sagen . . . wir hier versammelten deutschen Männer und Frauen . . . das deutsche Volk und seine Führer sollen leben!“

Welch ein Lärm! Welch ein Heilrufen und Klirren von Gläsern! Welch ein Nicken zu Adam hin! Nun, und das mit Recht. Denn war es nicht eine sehr gute Tischrede?! Wie soll eine Tischrede sein? Bestimmte, klare Gedanken, kurze, gedrängte Sätze, deutlich und mit Schwung vorgetragen. Darum lehnte sich Adam auch, nachdem der Lärm der Gläser und Stimmen verklungen war, zufrieden in seinen Stuhl zurück, und wartete lächelnd und mit gutem Gewissen, ob die andern es besser machen würden. Lautes Gelächter geht um den Tisch.

„Ruhe! Pastor Uwe Thomsen hat das Wort.“

„Still! Er will das junge Paar leben lassen.“

„Das wird nicht ohne Pfeffer und Salz abgehn.“

Nun sind sie nicht mehr zu halten. Sieben Amtsbrüder und fünf Lehrer am Tisch! Nach Thomsen spricht der Propst. Er heißt Elias Bunte. Sie nennen ihn Eli, wegen seiner Knaben, gegen die er schwach ist. Er toastet auf die Frauen, die er in aller Heimlichkeit heiß verehrt. Dann kommt Kong Kristian. Ach, wie toastete Kong Kristian,

als er fünfundzwanzig war und seine Geige in die Seite stemmte! Jetzt steht er da, etwas völlig, und spricht bequem, ohne Feuer. Danach die andern. Es geht Schlag auf Schlag; denn es ist mancher geistvolle Mann am Tisch. Der verständige Uwe steht auch auf; er toastet sehr ruhig und schön auf seine Lebensjahre, auf die Jugend.

Gude, neben Adam, sieht sehr hübsch und stattlich aus in ihrem schwarzen Kleid, das sie zu Hillers Konfirmation bekommen hat, und das umgearbeitet ist; um den immer noch leidlich glatten Hals die dünne, goldene Kette, das Erbstück, das einst die Frau des berühmten Karsten Barfood getragen hatte. Ein anderer Zweig der Familie hatte es besessen; aber Adam hatte es in einer hochherzigen Stunde, ein wenig leichtfertig, in seinen Besitz gebracht. Heedje kommt um den Tisch herum, sie zu herzen und zu küssen, und ihr zu sagen, daß sie den Wunsch hat, wenn sie so alt ist wie die Mutter, ebenso gut auszusehn. Hiller hat viel mit den jungen Mädchen zu schaffen, die um ihn herum sitzen; er glüht vor Freude und hat weiter keine Zeit, als einmal mit seinem Glas und mit seiner hellen Stimme herüber zu winken. Abel sieht ruhig lächelnd drein. Der junge Thorwald, ihr Tischherr, sonst einer der muntersten, ist heute abend ganz in dem Bann ihrer breiten Ruhe und ihrer weißen vollen Brust. Er hat den Arm um ihre Stuhllehne gelegt, und wirft dann und wann einen scheuen, ernstern Blick dahin. Dabei spricht er mit tiefer Stimme und fester männlicher Ruhe, indem er Uwe nachahmt.

Adam wollte gern noch ein zweitesmal ein gutes Wort sagen; aber es war nicht anzukommen. Jedesmal, wenn

ein Wort, das von der Tafel aufflog, eine kurze Gedankenreihe in ihm aufscheuchte und er aufspringen wollte, kam ihm ein andrer zuvor. Es war immerfort ein Reden und Gelächter um die lange Tafel und ein immerwährendes Anstoßen von Gläsern. Besonders um Holgersen herum, der gewaltig aß und trank und mit beweglichen Schultern und raschen Kopfwendungen nach allen Seiten Worte warf, ging es hoch her. Es war, als wenn die Amtsbrüder mit Vergnügen rochen, daß er einer von jenen Rüstern wäre, die mit dem Teufel gut Freund sind. Da sie alle Leute waren, die fest im Glauben an das Gute standen, waren sie vor Teufel, Tod und allem Drum und Dran nicht bange, zumal da sie oft damit zu schaffen hatten und was vertragen konnten. Sie neckten ihn, daß Adam ihm verboten hatte, eine Sammlung von Gräberfunden im Thinggefängnis aufzustellen, und meinten, er solle doch, wenn er diese Manie nicht lassen könne, bei Adam einen Antrag stellen, schriftlich, auf erneute Erlaubnis zum Halten einer kleinen ‚Belustigung in Gräberfunden jeder Art‘. Er, Adam Barfood, wäre ein gutmütiger Mensch; man sähe es ja an seinem runden Kopf und breiten Körper. „Du, Barfood, du mußt es ihm erlauben!“

Der Rüster saß vorgebeugt über den Tisch und lachte in seiner höhnischen Weise und griff sie einen nach dem andern an, und behauptete, auch von ihnen hätte jeder seine Narrheit oder Wunderlichkeit. Da er seit dreißig Jahren in der ganzen Landschaft alle Jägersteige und alle Marder- und Menschenlücken in den Hecken kannte, traf er gut, und da sie es einander gönnten, gab es bei jedem seiner Angriffe einen Lärm von Gelächter, Aufspringen

und Wiederhinsetzen und Gegeneinanderrufen, daß Stühle und Tische krachten, und Adam fürchtete, sie brächen zusammen.

Nun fingen sie an, ihm vorzuschlagen, den großen Taterberg aufzugraben.

„Sieh, der alte fromme Propst, der es bisher mit seinem Ansehn und weil es Kirchenland ist, verhindert hat, ist ja nun tot; und Eli, den wir nun haben — es war nach Mitternacht, und der Propst weggefahren — der ist schwach gegen seine Kinder und auch gegen alle Welt. Hilf ihm doch, Barfood, daß er an den Taterberg herankommt. Was denkst du? Wenn ein Mensch so eine Manie hat, so ist es eine Qual, wenn man sie nicht befriedigen kann. Bedenke doch: da steht der Taterberg, zehn Meter hoch! . . . Und er darf nicht ran.“

Andre riefen: „Du, Küster, hör mal. Du bist ja ein besondrer Mensch: kannst du nun sehn, was im Taterberg drin ist, daß du durchaus da heran willst? Wir meinen, solche Menschen wie du, mit solcher Bier nach den Dingen unter der Erde — wir Pastoren, weißt du, suchen mehr das *u b e r* der Erde — solch ein alter Schatzgräber und Schatzhüter, der hat auch besondere Augen. Du kannst einen durch und durch sehn, du alter Gräbersucher!“

Er lachte höhnisch und sagte: „Allerdings gucke ich hindurch, genauer als ihr durch die Bibel . . . Könnt ihr mir sagen, was das war mit Juda's Rebse?“

Sie schrien alle: „Nun, das laß! Davon nichts! Da kommen wir dir nicht in die Môte! Wir wissen ebenso gut wie du, daß die Bibel Menschliches enthält.“

„Nun,“ sagte er, „dann sagt mir, wenn der Heiland  
Frenssen, Der Pastor von Poggsee

sagt: ‚Er werde sitzen zu seiner Rechten‘ . . . war er dann eitel wie ein Mensch, oder nicht?“

„Nein, Küster! Davon nichts weiter! Rede, was du willst: du kannst nicht aus der Welt reden, daß er jung und gut für die Sache der Menschen gestorben ist. Wer den Heiland angreift, ist ein Narr und untermenschlich! Bitte! Nein, davon sei still! Bleib du bei deinen Gräbern! Kannst du sehn, was da drin im Taterberg in der Tiefe ist?“

Er schrie: „Ja, seht i h r es denn nicht? Ich dachte, das lerntet ihr auf der hohen Schule?“

„Ach, hohe Schule! Leben! Weiter!“

Mit brennenden Augen und einem Zug von Wollust prahlte er: „Wo ich geh und steh, seh ich die Toten . . . was denkt ihr . . . so und so begraben: Kinder . . . Zuchthäusler . . . Soldaten in ihren Mänteln verscharrt . . . Hunderttausend . . . Könige . . . Bismarck in seinem Steinsarg . . . schöne Frauen . . .? Was denkt ihr, womit ich mir die Zeit vertreibe, wenn ich sieben Stunden im Ginsterschock, um den Fuchs zu fangen?“

„Aber in den alten Gräbern, Küster, in denen du herumsuchst, im Taterberg?“

„Auch die Alten!“ sagte er, „z. B. das von Judas Ischariot. Er liegt da noch, wie sie ihn hineinschmissen mit dem Strick um den Hals . . . und auch das des Heilands.“ Er sah sie sicher und höhnisch an.

„Ach Küster, und wenn es gefunden würde, heut oder morgen, und er darin . . . was schadet es ihm und seinem Glauben? Rede vom Taterberg!“

„Ja,“ sagte er, „ein Skelett ist drin; und ich sehe noch

etwas, ich glaube, goldne Kessel und Waffen.“ Er griff mit den Händen vor sich und bedeckte den Tisch mit goldnem Gerät. Seine Augen waren voll Wildheit.

Einige, von seiner Schilderung und seinen sehenden Augen hingerissen, schrien dazwischen: „Mensch, so setz es doch durch, daß mal gründlich gegraben wird.“

Holgersen schrie — es war ein solcher Lärm, daß man schreien mußte —: „Ich kann warten . . . ich kann warten . . . bis der große Kladderadatsch kommt . . . bis die Kirche nichts mehr zu sagen hat.“

„Ach Küster . . . so'n Unsinn! Kladderadatsch! Wir sind das stärkste, gesündeste und sauberste Volk auf der ganzen Erde! Woher soll Kladderadatsch kommen?“

Da beugt sich Kong Kristian über den Tisch und sagt mit schwerer, trunkener Stimme — er hatte zu Adams Bedauern die ganze Zeit lässig dageessen und viel getrunken —: „Du sagst, du kannst warten, Küster . . . das ist ja nicht wahr . . . du gräbst ja heimlich schon an dem Berg . . . in der Nacht . . . Ich habe dich doch gesehn. Du hast . . . einen unterirdischen Gang gemacht in den Berg.“

Nein, wie verständige, würdige Männer so unverständig und übermütig sein können, obgleich ihnen eben erst Not und Tod in den Ohren gellte! „Hört auf Kong Kristian! Kong Kristian weiß es . . . Sag es, Mensch! . . .“ Nein, wie war er lebendig, als er jung war . . . wißt ihr noch? Er sprang mit beiden Füßen auf den Tisch. Aber nun ist er langsam geworden . . . und seine Schönheit hat auch abgenommen . . . „Rede, Kristian!“

Kristian Thode beugte sich vor und sagte mit gleichmütiger Stimme: „Ja . . . so vor einem Jahr . . . da kam

ich in einer Sommernacht über die Heide und sah Gestalten am Taterberg und ging im Schutze des Walles näher, und da sah ich dich, wie du da standest . . . und es war da ein Mensch bei dir, ein schmaler, der kroch wie ein Deckel auf allen vieren in die dichten Brombeerbüsche und kam von Zeit zu Zeit wieder, und legte eine Mulde Erde vor dich . . . und dann, als du nicht mehr mochtest, da gingt ihr nach dem Kirchhof zu, voran dein Begleiter . . . der die Mulde vor dir her trug . . . so . . . in feierlicher Haltung . . . ja . . . und dann du mit geschultertem Spaten . . ." Möglicherweise schrie er in wildem Zorn, ja Haß: „Verrückt bist du, verrückt, Holgersen.“

Sie stellten sich beinahe auf den Kopf! Nein, was für eine Geschichte! Herr Gott! Der Küster mit seinem großen Spaten, den sie alle kennen, und der andre feierlich voran mit der Mulde . . . So? Nein! So? . . . „Nein, hör mal, Holgersen! Gesteh, daß du ein bißchen durchgedreht bist! Und wer ist dein Kumpan?“

Holgersen ist nicht im geringsten verwirrt. Im Gegenteil, seine Augen funkeln und er sieht sie alle an und sagt: „Ja, seht, das gibt es! Was? Das hättet ihr nicht gedacht! Da steht ihr wieder wie die Ochsen vorm Scheunentor! Ach, wenn ihr alles wüßtet, was es gibt! Soll ich euch noch mehr erzählen?“ Seine Hände zuckten vor innerer Erregung über den Tisch.

Der Kirchenbaumeister beugt sich weit vor und über den Tisch, mit starren Augen, und ruft: „Mußt nicht, Holgersen . . . mußt nicht!“ und hält die Hand wie zum Schwur, alle fünf Finger hoch.

„Nein, was ist das nun wieder!!“

„Was summelt er in der Luft?“

„Ja, das ist so seine Gewohnheit.“

„Nein, laß das, Küster! Er ist ja ängstlich. Nein, keinen Ernst machen. Dann schweig lieber! Dann schweig!“

Adam sah die Angst und sprang auf und rief: „Es tut uns gut, Leute, wenn wir mal aufstehn. Kommt, wir gehn hin, und suchen das Fuchslotz des Küsters!“

Da gingen sie alle, bis auf die Jugend, die zurückblieb, aus der großen Thür, und mit viel Lärm und Lachen über die Heide, die in grauem, etwas nebligem Mondschein lag.

Als sie den Hügel erreicht hatten und auf schmalem Steig zwischen Brombeeren und Eichenkratt hinaufstiegen und über das weite Dickicht sahn, erkannten sie gleich, daß es ganz zwecklos wäre, hier in der Nacht zu suchen, und beredeten wieder hin und her, daß man den ganzen Hügel doch mal aufgraben müßte und sehn, was darin wäre.

Holgersen höhnte dazwischen, daß die Arbeit viel zu groß wäre und daß sie alle ja viel zu schwerfällig wären. „Wenn der große Kladderadatsch kommt,“ sagte er, „dann will ich es machen.“

„Ich paß auf, Holgersen,“ sagte Adam lachend, „ich, mit meinem Achtfußstock! Ihr kennt ihn schon!“

„Ach,“ sagte Holgersen, „Ihr mit Eurem Achtfußstock! Geht doch unterwegs und meßt! Wer weiß, vielleicht werdet Ihr selbst noch eher gemessen als ich.“

„Gut,“ sagte Adam ernst. „Mag es geschehn! Ich hoffe, daß ich mein gutes Maß habe.“

Als er das gesagt hatte, kamen einige junge Leute, Hiller voran, über die Heide gelaufen und Hiller rief: „Bater . . . Du, Vater . . . es ist gestern abend spät eine

furchtbare Nachricht aus der Stadt gekommen!" ... und er erzählte von der Begebenheit in Serajewo ... „Doktor Schack hat es im Wirtshaus erzählt und hat gemeint, es könne Krieg bedeuten.“

„Krieg?! Krieg?! Krieg?! Ach!“

„Krieg?“ sagte der Küster mit funkelnden Augen.  
„Krieg?“

„Ach, Küster, du alter Jäger und Kriegsfahrer!“

Sie redeten alle durcheinander. Auch die Frauen und Mädchen kamen über die Heide und gesellten sich zu ihnen, und allmählich war fast die ganze Hochzeitsgesellschaft bei ihnen.

„Ach, glaubt doch das nicht, daß es Krieg gibt! Es ist ja kein einziges Volk auf der Erde, das Krieg will.“

Einer sagte: „Es wird überhaupt keine Kriege mehr geben; die liegen hinter der Menschheit.“

Dem stimmten fast alle zu. Ja, das meinten sie auch.

„Wer soll denn Deutschland angreifen? Oder greift Deutschland etwa an? Deutschland wäre ja verrückt! Deutschland arbeitet und wird reich; und feiert großartige Hochzeiten.“

Holgersen mit funkelnden Augen: „Warum soll es keinen Krieg geben? Es liegen doch überall Pulverfässer herum? Wie leicht ist es, eins anzuzünden und dann gehn sie alle in die Luft. Einer oder zwei, die machen es. Zwei oder drei, die machen immer die Kriege.“

„Nun, und wer sollten die zwei oder drei sein? In Deutschland doch nicht.“

„Ach Küster, sei still, du alter Stankmacher.“

„Ach,“ sagte Holgersen, „was wißt ihr? Ihr seid ja

alle nicht in der Welt gewesen. Ihr wißt ja nichts. Ihr wohnt ja hinter der Heide. Erdmänner seid ihr. Aber nun kommt ihr aus dem Traum.“

Sie waren alle bedrückt, still und nüchtern; und gingen in leiser Unterhaltung in kleinen Haufen nach dem Pastorat zurück.

Als sie sich dem Hause wieder näherten, suchten die Angehörigen von Kristian Rhode nach ihrem Mann und Vater, und fanden ihn nicht. Da meinte Adam, ihn vorhin noch am Hügel gesehen zu haben, wie er etwas zurückblieb, und ging den Weg wieder zurück, und fand ihn da am Abhang des Hügels sitzen. Er wunderte sich und fragte ihn: „Was bleibst du hier?“

Er sagte mit wehleidiger, von Trunk schwerer Stimme: „Ach, lieber Adam, du lieber Mensch und Bruder, wie wahr und schön hast du geredet. Ja, du bist wahrhaftig ein guter Schüler Goethes. Als wir jung waren, lasest du täglich in ihm und sagtest, du wolltest immer in ihm lesen und wolltest immer nach ihm streben. Ja, und das hast du getan. Ja, du hast noch immer das alte Feuer . . . du alter Feuerkopf. Ach, sieh, ich habe mich ein wenig hingesezt. Ach . . . ach . . . Adam . . . was ist das Leben!“

Ein Mensch in Not! Sieh da, ein Mensch in großer Not! Adam sezte sich zu ihm und sagte: „Was ist es denn, lieber Kristian?“

Der schüttelte nur den gesenkten, immer noch schönen Kopf und stöhnte. Da fiel es Adam ein, daß er gesagt hatte, er hätte den Küster hier graben gesehen, und er sagte: „Wie kamst du denn hierher in der Nacht?“

Kong Kristian sagte unsicher: „Ich hatte damals bei-

nen Borgänger besucht, Adam . . . Ja . . . ich dachte, er sollte mir Geld leih'n . . . ja . . . er war ja ein Junggeselle und gab nichts aus, und keiner von uns wußte, wo er mit seinem Geld blieb. Da dachte ich, er verschenkte es heimlich, und sollte mir etwas davon abgeben. Ach, Adam, sieh . . ." er fing an zu weinen . . . „zweimal bin ich in meinem Leben hier gewesen. Einmal in meiner Jugend mit meiner Frau und unserm ersten Kind, es war ein heller Sommertag. Da hab ich mich gefreut, wie weit wir in die Ferne sehn konnten, und habe das Kind in die Höhe gehoben und habe ihm die Herrlichkeit Gottes und dieser Erde gezeigt . . . und dann zum zweitenmal, fast dreißig Jahr später . . . im vorigen Herbst. Da tat ich den Bittgang zu deinem Borgänger. Aber der Gang war vergeblich; er öffnete mir alle seine Kisten und zeigte mir, daß sie leer waren. Er hatte keinen Pfennig in seinem Hause. Und sieh, als ich da zurückging, da sah ich die beiden Gestalten hier graben, in der Nacht, und hockte da zwei Stunden am Wall und dachte: wenn sie jetzt den Schatz finden, in diesem Augenblick, dann nimmst du den Spaten, — der am Wall stand — und erschlägst die beiden heimlich von hinten und nimmst ihnen den Schatz ab; kein Mensch wird auf den Gedanken kommen, daß du das getan hast. Ach, wie habe ich mich in jenen Stunden gesehnt, ein Mörder werden zu dürfen! Ach, Bruder, Bruder, das Geld! das Geld . . . Hätte ich doch Geld, daß ich im Amt bleiben und in Ehren zu Grabe kommen könnte!" Und er beugte seinen schönen stolzen Kopf, und langte mit seinen edlen, großen Händen immer gegen die Erde, als ob er grübe.

Adam dachte zuerst an den unendlichen Jammer, und

dann an sein Kind, und sagte: „Steht es denn so schlecht mit dir?“

Aber er weinte immer weiter und sagte: „Ich war so ein schöner Mensch draußen und auch inwendig. Alle, die mir begegneten, sahn sich nach mir um und liebten mich. Was bin ich nun? Ich bin nun schmutzig, inwendig und auswendig. Ich trinke nun auch wieder, Bruder. Ach, ich habe es wohl gemerkt an deinen lieben tapfern Augen, daß du es sahst und daß es dich grämte! Ach sieh . . . alles . . . alles, was Gott und du damals in meiner Jugend an mir getan habt, ist vergeblich gewesen; ich bin nach jener Zeit, da ich in deinen Händen war, wieder schwächer und schwächer geworden. Und nun kommt vielleicht Krieg, und mein Sohn muß ins Feld — er hat auf mich geachtet — und nun geht es mit mir zu Ende.“

Adam dachte: O . . . o . . . wie endet dies fröhliche Fest so todtraurig. Erst der Krieg und nun dies Unglück! Wie schwer schlägt es mir aufs Herz! Er wollte ihn wieder in Gang bringen und sagte: „Wer war denn der andre, der hier mit dem Küster grub?“

„Der andre,“ sagte Kristian Thode, „der wie ein Hund in die Erde kroch und wie ein Sklave die Mulde trug und harte Schelte dazu bekam und Schläge mit dem Spaten . . . das war dein Kirchenbaumeister, der feinste, vornehmste Bauer in der ganzen Landschaft. Und ich, der ehrenwerte Pastor Kristian Thode, der ich begehrte, Mörder zu werden, war der dritte . . . Ach Bruder, Bruder! Was ist das Menschenleben! Wie wirr ist es, und wie unheimlich . . . Ja . . . ja . . . der Küster hat recht. O, der ist überhaupt viel klüger als wir alle, der ist der einzige Kluge.

Wir andern, sieh, wir wollen oder wollen nicht, und damit quälen wir uns zeitlebens; denn immer wollen wir zu schweres. Wir schieben immer Steine bergauf, die zu schwer sind. Der Küster aber, der spielt nur. Ach, könnte ich spielen . . . Hätte ich kein Gewissen . . .“

„In welcher Sache meinst du,“ sagte Adam, „daß der Küster recht gehabt hat?“

„Daß auch über dich Unglück kommen kann. Ja, wirf es nicht weg, Bruder! War Hiob nicht ein glücklicher Mann? Er saß in Fett und Ordnung wie du, und wie unglücklich wurde er! Gerade solche Leute, die so sicher, stark und lachend sind, die sucht Er sich aus. Und nun kommt der Krieg und wer weiß, was alles geschieht, und wer weiß, wie lange er dauert.“

„Ja,“ sagte Adam, „was wollt ihr denn? Kommt Unglück über mich, so kommt es. So bin ich in Gottes Händen.“

Er nahm ihn am Arm, und ging langsam und schweigend mit ihm seinem Hause zu.

Als sie beim Hause ankamen, fanden sie die meisten schon fort; die letzten beim Besteigen der Wagen. Auch die Thodes fuhren ab.

## Fünfzehntes Kapitel

Drei Tage später stand Adam morgens beim Küchentisch und half Gude beim Schrapen der ersten Kartoffeln, die er in aller Frühe aus dem Garten geholt hatte, und sprach mit Behagen von der Hochzeit, und prahlte, wie alles so gut gelungen wäre.

Als er noch im besten Prahlen war, kam ein Brief von Adams jüngster Schwester.

Einer dieser, ach so wohlbekannten jämmerlichen Briefe!

Ihr ältestes Kind — von sieben, die sie hatte — sollte zur Ernte zum Bauern; und sie hatte kein Geld, das Kind auszurüsten; und Ostern sollte es konfirmiert werden. Kein Kleid . . . weder für die Arbeit, noch für die gesegnete Feier. Und der Bruder Pastor wußte, wie gern so ein schmales, hochaufgeschossenes Mädchen ordentlich gekleidet ginge. Und der Mann hätte in der letzten Zeit schlechte Fänge gehabt. Es wäre, als wenn die Fische vor dem Spektakel in der Menschheit in See gelaufen wären. Ja . . . so stand es.

Gude sah Adam, der unglücklich und geschlagen im Saal auf und ab ging, mit großen banger Augen an; Adam sah zuweilen scheu nach Gude. Daß es grade die jüngste Schwester sein mußte! Die älteren standen ihm ferner; aber mit dieser hatte er im Sommer im Blumengarten der Mutter gespielt und im Winter im Walde Sprock gesammelt, und es war sehr knapp hergegangen. Sie hatten kaum das Brot gehabt; denn die andern Schwestern hatten damals schon alles weggeholt. Und nun das älteste Kind . . .

und kein neues Kleid zur Konfirmation! Kein gutes, saubres Kleid!

„Adam,“ sagte Gude mit ihrer hellen eifernden Stimme, und wirft die Hände erregt auseinander, „ob es auch wirklich so ist, wie sie schreibt?“

„D,“ mit aufgerissenen Augen, „das muß man doch annehmen! Die Barfoods sind doch eigentlich keine Lügner.“

„Nein, das nicht; das will ich auch nicht gesagt haben, Adam; aber es ist so bequem, das Geld mit der Post geschickt zu bekommen, als viele Wochen lang Tag für Tag dafür arbeiten und sorgen zu müssen. Es ist so verführerisch. Und wir sind es gewesen, Adam, die sie dazu verführt haben; wir haben ihnen immer gegeben, wenn sie baten. Und dann bedenke auch, daß wir Abel aussteuern müssen, wenn es wirklich zu einer Verlobung kommen sollte, was ich kaum noch annehme — sie ist zu schwerfällig — und Uwe muß im nächsten Jahr, wenn es glückt, auf die Universität.“

„Ja. Ja . . . alles gut und richtig . . . wenn es nicht grade die Jüngste wäre! Und wenn es nicht ein Brief wäre, aus dem man die wirkliche Not heraushört und mit so ungeschickten schweren Händen geschrieben!“

Ja . . . Das muß Gude zugeben . . . Ach, Gude ist gegen Bitten ebenso schwach wie Adam. Ach, und sie ist vor allem gegen die traurigen bittenden Augen Adams schwach. Ihr alter Fehler: Schwäche vor den bittenden fragenden Augen eines Mannes!

Endlich wissen sie den Weg. Sie kommen überein, daß Adam selbst hingehn soll und der Schwester langsam und

deutlich auseinandersetzen soll, erstens . . . zweitens . . . drittens; und für den Fall, daß es dann dennoch geschehn muß, so soll er die hundert Mark einstecken . . . zehn schöne goldne Zehnmarkstücke! Ach, was hätte man dafür kaufen können! Ja. Aber nun müssen sie erst diese gefahrvolle Reise antreten.

Adam sitzt im Zug nach Westen. Es ist ein helles, windiges Wetter; aber der Zweck der Wanderung ist: richten und schlichten! Ach, Helfen und Freude machen! Ach, wie ist Adam in diesem Augenblick auf den Wegen seines Vaters! Er hat seine Absicht schon vergessen, die Sache erst zu untersuchen. Nein, er will dies Mal noch ohne den geringsten häßlichen Beigeschmack Freude machen. Er sieht das Gesicht der Schwester, wie sie sich freut; wie sie das Kind ruft, daß es sich bedankt; wie er mit Mutter und Kind darüber redet, wie das Kleid denn gemacht werden soll. Er verläßt den Zug und wandert zwei Stunden auf dem Deich entlang, die weiten Wolken und das Meer zur Rechten, die ebenen Felder zur Linken. Die Luft wird noch heller, die Schwalben werden durch seine breite Erscheinung und seinen festen Wanderschritt, und vielleicht auch durch das ungewohnte helle Blau seines Anzuges stark aufgeregt; auch das trägt zu seiner Freude und zu seinem Stolz bei. Er sieht in ihnen Geister irgendwelcher Art und redet sie in guter Laune mit lauten Worten an, und ist froh, daß sie mit heller Stimme Antwort geben. Endlich ist er da, steigt vom Deich herab, und geht auf das Haus zu. Ein kleines duckiges Strohdach, dicht unterm Deich, etwas verfallen, wetterzerbissen, aber doch fest!

Gesellschaft!

## Große Gesellschaft!

Jawohl! Ein ordentliches kleines Gelage . . . am hellen Vormittag! Der Tisch ist trotz Wind und frischer Luft nach draußen gesetzt. Nachbarn . . . Bekannte! Alles Fischer! Mit Frauen . . .! Bierflaschen . . . auf den Tisch schlagen, Lachen, und wieder auf den Tisch schlagen! Eine dicke, alte Frau — wie man ihr ohne weiteres ansieht, die Mutter vieler Kinder, die nun, Gott mag wissen, wo in der Welt verstreut — sitzt auf dem breiten Lehnstuhl, und lacht, und führt im Verein mit einem mächtigen rotbärtigen Schlachter, der ihr gegenüber sitzt, das Wort. Sie raucht aus einer langen Pfeife; zwei barfüßige Jungen stehn neben ihr und versorgen bald ihre Pfeife, bald ihr Glas. Über ihren Nachbarn zur Linken ist eine große Tischdecke gelegt; man sieht nur die Form des Kopfes; er sitzt ganz still und rührt sich nicht. Grund von dem Gelage? O, nichts besonderes. Der Mensch muß sich mal einen vergnügten Tag machen! Doch, ein Grund: sie haben ein Schwein verkauft und der Meister, der Schlachter, hat gesagt: so und so viel, und drei Kunden Bier; und sie sind bei der fünften. Ja, so ist es.

Sie sind erst ein wenig betroffen, als der Pastorbruder erscheint.

So, also das ist der Bruder Pastor? Aha!

Aber die alte Großmutter und der Schlachter sind rasch wieder obenauf. Ein großartiger Kerl, der Schlachter, nicht bange! Was, ein Pastor? Hah . . . Auch ein Mensch! Mag auch lachen! Leben und leben lassen, was? Jawohl! Das ist alles Lebens erster Spruch. Ist es nicht?

Jawohl. Adam ist fürs Leben. Er lächelt. Wo denn

sein Schwager wäre? Wer denn der wäre unter der Tischdecke?

Die Alte nimmt die Pfeife aus dem Mund: Ja, das ist eben der Schwager. Der hätte zu viel dummes Zeug gebabbelt, und da hätte sie ihn verhängt. Ja, diesen Kanarienvogel! Und nun wäre er still. Ganz still. Aber sie könnte ihn jetzt wieder zwitschern lassen. Jawohl. Und sie nimmt die Decke ab, und der Schwager, das Haar verwirrt, die Augen in Tran, reicht Adam die Hand, und ist der Lustigste von allen.

Adam ist gar nicht unfreundlich, nicht unsicher. Der alte Adam unsicher? Er lächelt und nimmt auch eine Flasche Bier, und versucht, die Unterhaltung auf wirtschaftliche Dinge zu bringen: Ernte und Schweinepreise . . . „Krieg?“

„Krieg?“ Ach nein, die Gesellschaft will lustig sein. „Wir wollen nicht über so was reden. Davon können wir zu andrer Zeit reden. Krieg? Unsinn! Wir wollen lustig sein!“ Adam sitzt eine gute Stunde unter ihnen, hört zu, redet mit, und sagt dann zu seiner Schwester, er müßte nun weiter gehn, da und da hin. Die Schwester könne ihn vielleicht eine kleine Strecke begleiten, bis auf den Deich.

Auf dem Deich sagt Adam ruhig und freundlich: „Du weißt, Schwester, daß ich Schulden gehabt habe, schwere Schulden, und noch heute ein Stück davon mit mir schleppe; trotzdem wollte ich dir hundert Mark bringen. Aber nun will ich es nicht. Sieh, ich habe es zuweilen geahnt; aber nun weiß ich es; ich habe es aus dem Hin- und Herreden deutlich heraus gehört: Ihr, du und dein Mann, ihr habt immer besser gelebt, und habt viel mehr gelacht, als wir

da im Pastorat in Holebüll, und nun in Poggsee. Ja, das ist mir nun klar. Euch ist das Leben viel leichter gewesen, als mir und Gude. Sieh, und darum will ich das Geld wieder mitnehmen, und will es hinlegen als allererstes Geld für eine Aussteuer für unsre Abel.“

Möglichst sehr schmale Lippen. Sehr harte Augen. „So. Also du willst es mir nicht geben?“

„Nein, Schwester! Siehst du: früher befahl mir mein Gewissen: hilf deiner Schwester; und ich habe dir wohl siebenmal geholfen; aber nun befiehlt es mir: hilf ihr nicht! Es ist schlecht, ihr zu helfen. Ja, ich fühle jetzt, daß das meiste von all meinem Helfen dumm und schlecht gewesen ist. Nein . . . ich will dir nun niemals wieder helfen.“

„So . . . ja, dann . . . dann will ich auch die hundert Mark wieder haben, die du mir schuldig bist.“

„Was? Ich dir schuldig?“

„Ja . . . stell dich nur nicht an . . . du mir schuldig!“

„Ich . . .? Ach . . . jene hundert Mark, die du mir vor siebzehn oder zwanzig Jahren von deinem ersparten Lohn gegeben hast, damit ich sie für dich aufbewahrte?!“

„Ja . . . allerdings . . . die.“

„Ja, ja!“ Adam erinnert sich wohl! „Ja, du hast mir, als du noch jung warst, mal hundert Mark gegeben, die ich für dich aufbewahren sollte. Aber drei Monate danach mußte ich dir zur Hochzeit dreihundert schenken. Und so weiter durch alle Jahre . . . bald zweihundert . . . bald hundert . . . ja, durch zwanzig Jahre . . . Ich habe es nicht zusammengerechnet; aber ich habe dir doch wenigstens elfhundert Mark geschenkt. Ich habe dir deine hundert Mark also schon elfmal wieder bezahlt.“

„Ja, das ist vielleicht wahr und ist ja ganz schön; aber jene hundert Mark hast du mir nicht wieder gegeben. Mein Mann hat sich schon bei einem Rechtsanwalt erkundigt, und der hat gesagt: wenn wir jene hundert Mark von dir fordern, wirst du sie bezahlen müssen. Und nun fordern wir sie.“

„Ja,“ sagte der Mann, der hinterher gekommen ist, und das letzte Wort gehört hat, „wir fordern die hundert Mark von dir, und wenn du sie nicht bezahlst, verklagen wir dich.“

Adam nickt mit dem Kopf und macht sich ohne ein Abschiedswort wieder auf den Weg und grämt sich um seine Schwester, und denkt: „Das ist nun also aus. Ich habe diese Schwester nicht mehr.“ Und allmählich, da seine Gedanken nun zu den andern Schwestern gehn, wird ihm klar: „Es ist mit allen wie mit dieser. Und auch die andern Menschen, denen ich geholfen habe, sind solche. Ja, alle. Sie haben sorgenlos dahingelebt und haben gelacht, und wir haben gesorgt und geweint. Ja. Sie haben alle an sich gedacht, und es ist ihnen immer gleichgültig gewesen, wie es mir gegangen ist. Dankbar? Ach . . . dankbar! Wenn wir in Not gewesen wären, und wären zu ihnen gekommen, hätten sie uns geholfen, wie wir ihnen geholfen haben aus gutem, eiligem Herzen? Ach nein, nein! Sie sind alle anders als wir; und wir sind die Dummen gewesen. Ja, immer die Dummen. Ja, fast die Schlechten! Denn wir haben sie mit unserm Helfen schlechter gemacht. Wir haben mit unserm Helfen den einen liederlich, den andern bequem, den dritten gar schlecht gemacht. Ja, so ist es. Wenn ich ein schwächlicher Mensch wäre, nervös und hinterfönnig,

wie mein Vorgänger in Holebüll, der in das große Schapp stieg, dann könnte ich wegen dieser Sache ein schlechtes Gewissen bekommen, könnte mir als ein Verbrecher erscheinen und an dieser Sache zugrundegehn. Aber nun bist du ich Adam Barfood, und berede und beklage es mit den Geistern und mit Gude Witsch, und sage: Besser machen, besser machen! Und wenn die dumme Krähe dort in der schiefen Pappel schreit: zu spät, zu spät, so pfeife ich ihr was.“

Spät abends kam er nach Haus, und erzählte Gude alles, was er erlebt hatte, und setzte ihr in einer langen, feurigen Rede alles, was er sich zusammengedrückt hatte, auseinander. Er war wie verwandelt. Welch ein Irrthum! Welche Qual durch viele Jahre! Und zu welchem Zweck? „Wer Geld verschenkt, der wirkt verschlechternd! Der wirkt ruinos! Das ist meine neue große Erkenntnis. Denk, bitte, an den, an den, an den! Wie bringt der Mann den Tag zu, wie sorgt die Frau, wie gehn die Kinder gekleidet, was tun die Eltern? Nun, Gott sei Dank für dieses Erlebnis und diesen Tag, so schrecklich er war! Ich sage dir, es wird mir in Zukunft auch nicht ein bißchen Überwindung kosten, zu solchen Sachen nein zu sagen. Erst die eignen Sachen in Ordnung bringen, danach von dem übrigen hier und da helfen, aber am besten nicht eigenhändig, sondern durch Gemeinde und Vereine; denn die verstehn es, und kennen die wirklich Bedürftigen, die wirklich von Not und Tod und Jammer verfolgt. Und nun sollst du sehn: nun werden wir vorwärts kommen. Was sage ich? Vorwärts kommen? Nein; aber unsre eignen Sachen in Ordnung bringen. Nun endlich haben wir feste Her-

zen bekommen.“ Er schlug sich ordentlich gegen die Brust, während Gude, wieder mal erstaunt über diesen Mann, ihn mit großen, zweifelnden Augen ansah. „Endlich ein festes Herz;“ es klang ordentlich fest und voll.

Aber was geschieht am Tag nach dieser großen, sichern Rede?

Am andern Tag, einem wunderschönen klaren Julitag, kommt wieder einmal Gudes Vater. Sie lieben seine Besuche nicht; seine ganze Art ist ihnen zuwider. Während sie, Adam und Gude, in natürlicher Zuneigung zu den Menschen auf ihre Lebensumstände, Gedanken und Hoffnungen eingehn, stellt er sich immer quer; und während sie immer ernst und freundlich nachdenken, wie wohl das Tun und Treiben der Menschen zu erklären und verstehn sei, ist der Herr Klempnermeister immer ein großer und herrlicher Richter, ein Mensch, der alles hat, weiß und kann. Durch dies Wesen, das mit dem Alter schlimmer geworden war, war er allen freundlichen, rührigen und tüchtigen Menschen ein Greuel geworden; es hatten immer mehr Leute gesagt: „Dieser Mann? . . . Nie wieder auf meine Hoffstelle!“ Aber auch dieses Schicksal war ihm wieder nichts als neues Korn auf seine Klappermühle. Er klagte nun die Menschen noch mehr an: „Die Menschen sind alle geschmacklos,“ rief er, „sie machen alles verkehrt! Gott mag wissen, wozu er all dies Tafelzeug geschaffen hat! Wenn ich ein Wort zu sagen gehabt hätte, wahrhaftig, es wäre anders ausgefallen!“ Und so war er im Lauf der Jahre immer mehr zu einem nörgeligen kleinen Herrgott geworden, den die Menschen

mit Unlust kommen und mit Atemholen wieder ziehen sahn; aber zu einem, der immer mehr verarmte, und allmählich in einem geflickten Rock einherstapfte.

Adam und Gude hatten schon seit einigen Jahren gefürchtet, daß er sich völlig herabwirtschaften würde und ihnen eines Tags auf die Tasche fallen würde; und er hatte in der That schon angefangen, mit allerlei Andeutungen jene Anstalten des Borgens zu treffen, die sie von den Schwestern und Schwägern her so gut kannten. Als er nun in der Diele stand, und sie ihm freundlich aus dem Rock halfen, spähten sie beide in heimlicher Not in seinem Gesicht, was er ihnen wohl brächte. Und richtig, nachdem er eine Stunde lang herumgefessen und bald hochtrabend, bald mißmutig über Menschen und Dinge hinweggeredet hatte, erzählte er, daß er Haus und Geschäft hätte aufgeben und verkaufen müssen, und daß er noch darüber hinaus sechstausend Mark Schulden hätte, und daß er an nähme, daß Adam ihm helfen würde. „Ihr als Pastorsleute,“ sagte er mit leichter Handbewegung, „werdet es wohl schaffen,“ und sah sie unsicher, scharf und mißtrauisch an.

So.

Gude fing bitterlich an zu weinen. Ach, wie oft hatte sie schon um die Verwandtschaft geweint! Adam ging in schrecklicher Verstörtheit, Verwirrung und Not im Saal auf und ab. Sie hatten nun den größten Teil der alten Schulden abbezahlt, hatten dabei noch mit ihrer Armut vielen Menschen geholfen, und sahen nun nicht allzu fern das Land der Ruhe; und nun sollten sie um all diese Jahre der Mühe und Sorgen zurückgeworfen werden, jetzt, da ihr

Haar grau wurde, und für die Kinder bedeutende Ausgaben bevorstanden.

Als er seiner Not wieder so weit Herr geworden war, daß er wieder sprechen konnte, stellte Adam seinem Schwiegervater dar, wie roh und dumm es wäre, von ‚Pastorsleuten, die wohl helfen könnten,‘ zu reden, daß es doch wohl jedes Menschen verdammte Pflicht und Aufgabe wäre, sein eignes Korn und sein eignes Raff ordentlich zu verwalten, und daß, wenn sie nun für ihn eintreten müßten, ihr ganzes Leben in Schuld und Not hingehn würde. Er sagte ihm auch, wie töricht sein Prahlen und Urtheilen über alle andern Menschen nun dastände, da er, der über alle Häuser und Gärten der Stadt hochweg gerurteilt hätte, nun aus dem eignen Haus und Garten verdrängt wäre, da er ihn hätte verdorren und verkümmern lassen.

Der alte Mann hörte stumm zu, den Stock noch in der Hand, mit einem Zug von grämlichem Troß um den Mund.

Aber was sollte Adam tun?

Was sollte er tun?

Sollte er hier zum erstenmal das feste Herz, das er beschlossen hatte, aufrecht halten? Es war Gudes alter Vater. Noch rüstig; aber nun über siebenzig Jahr alt. Er tat ihm leid. Sollte er dem alten Mann, und sich und den Seinen die Schmach antun, daß Gudes Vater noch in hohen Jahren als ein Betrüger dastand?

Genug . . . Adam sagte, er müsse und er wolle die Sache untersuchen, und sehn, ob er das Geld zusammenbrächte.

Und so ging es denn vor sich. Adam ging den schweren Gang, und bekam das Geld von einem alten guten Bauern,

und bezahlte die Gläubiger. Und der alte Mann zog zu ihnen.

Nun, das war ein Dahlschlag . . . Vor acht Tagen noch glücklich, stolz, frohen Muts, mit ziemlichem Lärmen vor Gude geprahlt: neues Leben, neue Zukunft, alles heller! Nun diese neuen Schulden! Diese Herbstzinstage! Und, ach, dieser Hausgenosse!

Adam war fünf Tage sehr still. Während er Tag für Tag ins Kirchspiel ging und sich die Dinge anderer Menschen um die Ohren schlug, Streit schlichtete, Briefe schrieb, Trost und Mut zusprach und guten Rat gab, quälte er sich inwendig Tag und Nacht und würgte an dieser Sache. Er machte einen ziemlichen Krakehl gegen Gott, nicht daß Gott ihm Leid gesandt — das war sein gutes Gottesrecht — sondern weil das gesandte Leid, wie ihm schien, so sinn- und wertlos war. Die Bitterkeit ging so weit, daß er, als er eines Tags am Goodegrasweg in weiter Feldmark allein war, mit erhobenem Stock und knirschend gegen die Geister anfuhr, die ihn nach seinem Glauben begleiteten, und sie mit Worten beschimpfte, die schlimm waren. Als er aber am sechsten Tag abends nach einem weiten, stillen Weg aus den Dörfern an der Wischlandsau nach Hause kam, nahm er Gude auf seine Knie — sie schmiegte sich immer noch so herzhaft an wie vor dreißig Jahren — und sagte: „Hör, alte Gude, daß ich so giftig bin und du so mutlos, das geht nicht länger. Ja, ich muß sagen, ich schäme mich, daß ich mich so habe gehen lassen. Sieh, was der Küster da am Taterberg sagte, das ist nun schon eingetroffen: wir beide sind von Gott gemessen worden, wie stark wir wären, und sieh, gleich sind wir zusammengesackt und klein geworden.“

Wahrhaftig, das sollte uns nicht geschehn. Soll es uns jetzt schon gehn, wie es Hiob ging, der gegen sein Schicksal anbellte?"

„Wer ist Hiob??“ sagte Gude, „und wie ging es ihm? Ich erinnere mich, daß ich von dem Mann gehört habe. Ist es der alte Torfbauer, der uns im ersten Jahr in Holeybüll um zweitausend Soden betrog?“

„Nein,“ sagte Adam lächelnd, „es war jener Großgrundbesitzer, der im Alten Testament vorkommt.“

„Das ist sehr lange her, Adam,“ sagte Gude.

„Gut,“ sagte Adam, „lassen wir ihn. Genug, wir dürfen nicht mutlos sein, schon aus dem Grunde nicht, weil es nicht unmöglich ist, daß es Krieg gibt, so unglaublich und verrückt uns dieser Gedanke auch sein mag. Ja, es kann Krieg geben.“

„Gott sei Dank,“ sagte Gude, „daß Uwe und Hiller nicht mit ins Feld brauchen.“

„Nein,“ sagte Adam, „die brauchen nicht mit; aber andre Leute haben ihre Kinder ebenso lieb, wie wir die unsern, Gude. Und ich denke von dir, wie ich es von mir selbst weiß, daß du den Jammer, der über unser Volk und sicher über mehr als ein Haus in unserm Kirchspiel kommen wird — denn das Kirchspiel ist groß —, mit herzlichem Mitgefühl erleben wirst, auch wenn unsre eignen Söhne nicht dabei beteiligt sind. Genug, ob Krieg oder nicht, wir müssen diese beiden Dinge, die neuen Schulden und den Großvater, in unser Leben aufnehmen, in unsrer Seele unterbringen, und zwar so, daß sie uns nicht verbittern. Nein,“ rief er mit lauter, fester Stimme, „das soll nicht geschehn! Hör' . . . ich bin zu folgenden Ge-

danken gekommen: diese beiden Dinge, die Schulden und dieser Hausgenosse, erscheinen uns als eine Not; und sie sind auch Not. Aber sieh, obgleich es so ist, ich glaube dennoch zweierlei, erstens, daß in dieser Not irgendwie ein Segen liegen wird — wir sollen uns nur richtig zu ihr verhalten — und zweitens, daß es irgendwie einen Ausweg, eine Rettung gibt. Und sieh, indem ich so glaube, so habe ich erstens Mut und Lebenskraft, und werde zweitens mit den schärfsten Augen um mich spähen, wo ich eine Rettung, einen bessern Weg für uns finde. Und wenn ich so glaube und danach handle, wie sollte es dann nicht so werden, wie ich glaube? Sieh, wir haben bisher wohl manche Mühe gehabt in unserm Leben, so, als unser kleines Neugebornes starb, und als deine Mutter starb, die gute Frau, und als Thoms Ehlers uns die dreitausend Mark kündigte, weil ihm unser Abzahlen zu langsam ging, wie er mir groberweise schrieb, und als Abel uns verließ; aber eine rechte, schwere Not haben wir noch nicht gehabt. Wie sollen wir aber Gott und den Menschen beweisen, daß wir tüchtige Kerle sind? Wie sollen wir es beweisen, Gude? Und sieh, das ist doch das wichtigste am ganzen Leben, daß man sich bewährt.“

So sagte er und redete große Worte, und sah sie mit seinen festen, sichern Augen an, mit gerunzelten Brauen, und schaukelte sie auf den Knien. Da wurde auch sie wieder ruhiger und froher.

## Sechzehntes Kapitel

Krieg! . . . Krieg!

Kein Hurra in den deutschen Dörfern! Keine großen Worte! Keine Begeisterung! Wille zum Krieg? Freude am Krieg? Ach, namenlose, abgründige Trauer, daß Menschentöten und Häuserbrennen nun die Lösung der Menschheit ist! Stumme innere Verzweiflung, weil der Glaube, den sie alle in ehrfürchtigem Herzen zur Menschheit und zur Zukunft der Menschheit hatten, zerbrochen ist. Stündlich, vierundzwanzig Stunden am Tag die Qual: in diesem Augenblick brechen hunderte junger Menschen sterbend zusammen, auf beiden Seiten der Front, bei uns und bei den Feinden. Und zuletzt die bange bittere Angst um den Ausgang! Aber immer wieder mit hohem Atemholen in dem ganzen riesigen Volk der treue Glaube: unser Kaiser und unsre Regierung mögen ungeschickt gehandelt haben . . . ja, das mögen sie! Ja, wir fürchten, das haben sie! Aber sie haben den Krieg nicht gewollt! Und unser Volk erst recht nicht! Ach, wie liebte unser Volk den Frieden! Wie lebte es seinen Arbeiten und Ernten! Nein, auf der Feindeseite waren die, welche diesen Krieg herbeigeführt! Nicht die Völker! Nein, aber die Regierenden.

Nach vierzehn Tagen kam schon die erste Todesnachricht. Und bald die zweite und dritte, die vierte und fünfte. Adam hatte mit dem Postmeister abgemacht, daß er jeden Todesfall zuerst ins Pastorat bringen sollte, damit er es wäre, der der Familie die jammervolle Nachricht brächte. Wenn er der Mann sein wollte, der in jedem Fall der erste und tapfere Helfer war, so mußte er auch diese bitterste Pflicht

auf sich nehmen. So machte er sich denn mit dem kläglichen, halb unleserlichen Brief des Feldwebels oder Leutnants auf den Weg, und sah den Bauernhof oder das kleine Handwerkerhaus, freundlich und sauber mit Efeu oder Rosen umspinnen, oder das Arbeiterhaus mit seinem saubern kleinen Kiesweg und den schönen Blumen vorn im Garten, und verzagte; und stand und wartete und dachte: einige Minuten sollen sie noch glücklich sein. Aber dann mußte er doch auf die Thür zugehn. Er ging schwerfällig darauf zu. Es drückte, als hätte er tausend Pfund auf den Schultern. Und die arme Frau, jung oder mit grauem Haar, Frau oder Mutter, wischte mit der Schürze den Tisch, an dem die Kleinen spielten, und sagte freundlich: „Bitte, Herr Pastor . . . die Kinder machen es immer wieder unordentlich. Setzen Sie sich.“ Und er, Adam Barfood, der Mann mit dem hellen Schein in den Augen, der von seinem Vater her so über alle Massen gern Menschen glücklich machte, mußte ihr sagen: Liebe . . . er, dein Freund, das Liebste, was du hast, der Vater deiner kleinen Kinder, dein Plänemacher mit dir, dein Zukunftshoffer mit dir, ist von Menschenbrüdern getödet . . . fern . . . irgendwo . . . einerlei wo . . . denn du weißt ja doch nichts von Grenzen, Städten, Wäldern und Gebirgen . . . fürs Vaterland. Fürs Vaterland? Vaterland? Was ist Vaterland? Was hastest du vom Vaterland? . . . Ach, was versteht die Frau von diesen Dingen! Sie sieht Adam an wie einen Mörder. Wie die junge Kuh den Schlachter. Diese weitgeöffneten Augen! Und dann fällt sie vornüber auf den Tisch in sich zusammen. Und er nimmt die zuckende, ach, so hartgearbeitete Hand, und redet und bittet: „Ich bitte

ich, ach, ich bitte dich . . . du mußt nicht verzweifeln. Du mußt denken, daß es so Gottes Wille war, diesen Krieg zu bringen, daß es nötig war für die Schöpfung, für die Menschheit . . . daß irgendwie ein guter Sinn darin liegt. Nur durch Not und Qual kommt die Menschheit vorwärts.“ Und er zog die Kleinsten heran. Und der Älteste kam aus der Schule, und Adam sagte, was geschehn wäre, und stellte das Kind neben die Mutter, und in diesen Knabenaugen, tief unter den Lidern, stand das: Ich schäme mich der Menschheit, und daß ich ein Mensch bin; und sie bildeten ein kleines Häuflein, und Adam sagte gute Worte, und schob die Kinder dichter an die Mutter, und bat; und fragte, wer ihr der nächste wäre, wen sie sehen wolle, wem er schreiben solle; und ging zum Nachbarn, der ihr der liebste war, und sagte: „Laß sie noch eine Stunde allein und geh dann zu ihr, und sag das und das; aber das und das nicht.“ Und kam nach Hause und schrieb an die Kameraden, an die Leute vom Roten Kreuz, an die Begehörde, half ihr zu Nachricht, zu Trost, zur Rente, zur Begleitung . . . So mußte er in sechs Wochen sechsmal unterwegs gehn, und mußte, nachdem draußen an den Fronten sechs junge Menschen vernichtet waren, daheim sechs, zehn, zwölf, ach, wenn er die Kinder und Vater und Mutter mitrechnete . . . so waren es wohl fünfzigfache Qual und Zerstörung, die er bringen mußte; und ach, nach meist so kurzen Jahren eines kargen, arbeitschweren, reinen Glücks.

Allmählich häuften sich die Todesnachrichten so, daß Adam sie nicht mehr selbst überbringen konnte; denn er wäre sonst dem Kirchspiel, wo immer er auf Wegen und Stegen, in Waldschneisen und Heckenwegen, auf Klampen

und Brücken, auf der Heide und im Wald erschien, der Bote der Angst und des Todes gewesen, und die Alten und die Frauen und Kinder wären vor seinem Anblick zurückgewichen; und das war nach seiner Meinung nicht der Sinn des Amtes, das die Menschen ihm gegeben hatten. Sondern wenn er kam, so wollte er Freude, Trost, Ermüdung und ein Erleuchten bringen. Also ließ er die Briefträger tun, was ihre Sache war. Am Tag danach aber, wenn die erste jammervolle Verzweiflung der Ermattung gewichen war, ging er hin, und kämpfte um die Seele, und bat und half, daß die niedergeworfene Flamme des Lebens sich leise und dürftig wieder aufrichtete.

Sie hatten viel Mühe vom Großvater. Ach, es ist ein schlimmes Kapitel: das vom Hausgenossen! Es ist sehr schlimm, einen Fremden als Hausgenossen zu haben, einen Menschen, der von andrer Art und andern Gewohnheiten ist, einen, an dem man immer herumrätselt; aber es ist unerträglich, einen Hausgenossen zu haben, der in jeder Weise den Gegensatz von einem darstellt. Es ist unsagbar schwer, wenn man selber Mut hat und und an das Gute glaubt, und an die Zukunft, einen Menschen um sich zu haben, der alles Gute in den Staub zieht. Sie mußten ihm lassen, daß er sich in den ersten Wochen ziemlich still verhielt. Er verließ die Hofstelle nur, um eine Besorgung zu machen, die ihm aufgetragen war; und er sorgte gut für Hühner, Enten und den Garten. Ja, das mußte man ihm lassen. Aber als er sich eingelebt hatte, fing er an, sein lautes, sichres Wesen wiederzugewinnen und zuerst gegen Gude und die Kinder anzuwenden. Wenn er sah, daß sie heiter miteinander waren, goß er ihnen mit saurem Gesicht

und Bemerkungen Eßig hinein, und sagte zum Schluß, er begriffe nicht, woher vernünftige Menschen den Mut nähmen, zu lachen, als wenn die Welt ein Spielhaus wäre'. Wenn er aber sah, daß sie bedrückt waren, fing er an, von allzuschweren Füßen zu reden, die nicht aus dem Lehm herauskönnten. Er, in seiner Jugend, was wären er und seine Genossen für frische und muntre Leute gewesen! Als Adam es eines Tages nicht mehr ertrug und ihn zur Rede stellte, verzerrte sich sein Gesicht, und er ging drei Tage mit Augen umher, die Unvernunft, Menschenhaß und verstockter Hochmut blind gemacht hatten. Danach ermunterte er sich wieder, redete mit noch größerer Sicherheit an allen Zäunen und vor allen Haustüren. Seit dem Krieg, als er in all diesen ernstern, tiefer gesunkenen Menschengenossen die Noth sah, wurde er noch lauter und sichrer, richtete und verurtheilte, zog allen Glauben in den Staub, alles Lichte ins Dunkle, und verkündigte als gewiß, daß Deutschland den Krieg verlieren würde. Da er ein alter Mann war und aus dem Pastorat kam, hörte man ihn an und widersprach ihm ins Gesicht nicht allzuhart. Wenn er aber gegangen war, empörten sie sich und sagten: Was redet der alte Mann? Was will er uns belehren? Und sie erkundigten sich nach seiner Vergangenheit und sagten: Was hat er in seinem eignen Leben zustande gebracht, daß er so hart und weise redet? Und sie brachten seine Urtheile einer dem andern und erbosten sich immer mehr. Adam sah diese täglichen Wege mit nicht geringer Sorge, hoffte aber, daß die Sache doch leidlich gut gehn würde und besonders seinem Amt nicht schaden würde.

Als er aber eines Tages mit Holgersen auf dem Kirch-

hof stand und eine Erscheinung, die jenseits der Haselhecke entlang ging, nicht gleich erkannte und fragte: „Wer geht da?“ sagte Holgersen spöttisch: „O, den kennen Sie sehr genau . . . dat is dee blickern Paster“ (das ist der blecherne Pastor).

Adam stuzte und sagte: „Wer ist das?“ Indem sah er seinen Schwiegervater erscheinen, erinnerte sich seines früheren Berufs und begriff das Wort.

„So . . .“

„Ja, so wird er überall genannt.“

„So.“

„Ja, und Ihr könnt nicht so viel Leute in die Kirche hineinpredigen, wie der Euch herauspredigt.“

„So.“

Adam ging zu seinem Nachbarn, dem Lehrer, mit dem er gute Freundschaft hielt, und fragte ihn, und erfuhr dies und das, und leider auch, daß viele Leute glaubten, daß der alte Mann, wenn er mit seinen Ansichten und Urteilen in die Gemeinde ging, nicht allein seine, sondern auch die Adams an den Mann brächte, und daß viele darum mißtrauisch gegen Adam würden.

Adam sagte den Seinen nichts von der Sache, war aber sehr bedrückt davon, und ergrimmete hart gegen den alten Mann. Da es keinen Zweck hatte, mit ihm selbst darüber zu reden, und doch etwas dagegen geschehn mußte, brachte er die Sache in vertraulicher Weise im Kirchenvorstand zur Sprache. Er wurde sehr lebhaft. „Was?“ rief er zornig, „ich soll verantwortlich sein für das, was der alte Mann sagt? Wie kann ein verständiger Mensch so etwas behaupten? Hört ihr nicht aus allen meinen Amtsreden, An-

sprachen und Unterhaltungen, wie meine Ansichten über jeden Gegenstand der menschlichen Existenz anders sind als die seinen, daß ich milde, verstehend, entschuldigend, weitzherzig, fröhlich urteile? Was . . .? sagte ich nicht vor vierzehn Tagen auf der Kanzel: ‚bin ich mehr als ihr?‘ sagte ich nicht: ‚seid ihr nicht dasselbe, was ich bin . . . ebenso klug, redlich, und würdig? Also holt euer Urteil nicht von mir; aber auch nicht vom Nachbarn, auch nicht aus der Zeitung, sondern holt es aus der Tiefe eurer eignen Seele?‘ Ja, so sagte ich. Wie kann ein Mensch glauben, daß die Urteile dieses alten Mannes meine sind?“ Und er sah sie alle der Reihe nach mit seinen festen zornigen Augen an.

„Jawoll, Herr Paster. Dat's all richtig. See kummt awer ut Pastorat.“

„Zum Donnerwetter,“ sagte Adam und schlug auf den Tisch, „schall ick em denn dootschlaan?“

„Nee . . . awer vielleicht ut'n Hus smieten.“

„Kann ick nich, Lüde, kann ick nich . . . kann ick nich wegen mien Fru.“

„Nee . . . nee . . . datt geht oof nich. Nee, datt geht nich wegen de Fru.“

„Na also . . . dee Düwel hol dee Geschicht!“

„Jawoll, Herr Paster. Anders lett s'ck da nix öwer seggen: Dee Düwel hal see. Jede Minsch hett een Saak, dee riep vörn Düwel is. Ja.“

„Na ja,“ sagte Adam, „so is dat. Und nu will wi Schluß maken. Und wiel wi tolegt von Düwel snakt hebb, statt von Gott . . .“

Die Bauern lächelten: „See sünn anfangen, Herr Paster.“

„. . . wüll wie nu'n Vaterunser spreek.“

„Jawoll, Herr Paster, spreek wie nu'n Vaterunser . . . denn is dat wedder lief . . . Dok vör uns Rinner an 'ne Front.“

Adam hatte die Kirchenältesten gebeten, daß sie seine Äußerungen nur vorsichtig und unter der Hand weitergeben sollten; aber der alte Großvater erfuhr doch davon, und wohl mehr als wahr war, und geriet in eine verbissene Wut, die er besonders an Gude ausließ. Als Adam von einem Amtsweg nach Hause kam, fand er sie weinend am Herd stehn. Er tröstete sie und sagte: „Mutter, das müssen wir nun tragen. Wir müssen weiter ruhig und gut mit ihm umgehn, wie wir bisher getan haben. Es ist nun mal dein alter Vater.“ Und indem er sich aufraffte und sie streichelte, sagte er munter: „Du sollst sehn, die Geister werden schon wissen, wozu es gut ist, für ihn und für uns. Vielleicht, wenn er mal tot ist, bringen sie es fertig, daß sein Geist unsre Geduld und Güte erkennt und sich erinnern muß, und dann wird sein Geist durch diese Erinnerung vielleicht dazu geführt werden, sein Unrecht zu erkennen, und wird ebenso freundlich und gut werden, wie er jetzt hart und hochfahrend ist. Was hilft es, Mutter; wir sind im Leben, und wir haben dies nicht verschuldet . . . so laß uns an das Leben glauben, nicht trånig, nicht dumpf und dusselig sein, sondern munter, tapfer und tätig.“

„Ich kann aber bald nicht mehr glauben,“ sagte Gude laut weinend, „daß Gott und das Gute regiert, wie du immer sagst, wenn so ein schrecklicher Krieg ist . . . und der eigne Vater . . .“

„Nun reiß mir den Kopf ab,“ rief Adam, „wer regiert

denn? Wer regiert die Erde? Doch die Sonne! Auch in Sturm, Regen und Schnee! Die Sonne regiert! Das Licht! Ebenso regiert Gott . . . trotz Krieg, Not und Tod! Aber selbst wenn es wahr wäre — obgleich es nicht wahr ist — daß das Böse regiert, würde mich das stören? Was schiert es mich? Trotz Tod und Teufel halte ich mich zum Guten! Ja, wenn die ganze Welt sinnlos wäre, ein Spiel des Zufalls, in Teufels Hand, was geht's mich an? Ich . . . ich stehe zum Guten . . . verdammt, ich will an meinem Teil dem Bösen Abbruch tun . . . das sage ich dir . . . soviel ich kann. Wundern soll es sich!"

„Sei man still,“ sagte Gude bedrückt; „es kann noch mehr Not über uns kommen.“

„Dann komme sie!“ sagte Adam stolz, „sie wird mich gewaffnet finden. Und nun leg' das Beil hin,“ sagte er munter, „ich will dir das Holz nachher spalten; du hast seit heute morgen um fünf nicht einen Augenblick gegessen! Setz dich und vergiß unser Leid. Weißt du noch . . . den Abend im Mai, als wir unsre Heedje ins Leben riefen? Erst, im Garten hatten wir einen Zank; du hattest, wie immer, die Schuld, und zuletzt sagtest du, du wolltest nie wieder mit mir zu tun haben. ‚So'u Mann!‘ Und keine fünf Minuten später . . . was geschah?“

„Ach,“ sagte Gude träumend, „was waren das für Zeiten! Aber nun werden keine Kinder mehr in die Welt gesetzt und auf den Knien geschaukelt . . . nun werden Kinder getötet. Was meinst du . . . wann hört der Krieg auf? Hältst du es für möglich, daß er so lange dauert, daß Uwe und Hiller noch an die Front müssen?“ Und sie schüttelte sich vor Grauen, beugte den Kopf und weinte in ihre Hände.

Im Anfang des zweiten Kriegsjahres zogen Uwe und Hiller Feldgrau an; drei Monate später waren sie in Flandern an der Front.

Diese Unruhe! Diese Nächte! Wer klopft da? Rutsch! Schnee vom Dach? Ist eins der Kinder am Fenster, plötzlich auf Urlaub gekommen? Oder ist es sein Geist, der meldet, daß er des Leibes ledig geworden? Diese Zeitungen mit ihren ewigen Hoffnungen! Wird Rußland müde? Wie steht es mit Amerika? In Amerika gibt es viele, die meinen, sie müssen gegen uns kämpfen, um uns die Freiheit zu bringen. Gott erbarme sich ihres edlen Unverständes; wir können uns die Freiheit selbst erwerben. Kommt Dänemark? Was hört man von Italien? Gelingt es nicht unseren Diplomaten, einen einzigen auf unsere Seite zu ziehn? Ach, wir haben kein Glück und keine Gaben für die Welt. Wir haben nur eins: Männer, die für Deutschland sterben müssen, und Frauen und Kinder, die um sie weinen. Dieser Briefträger! Da kommt er . . . weh, was bringt er?! Eine Rechnung vom Kaufmann aus der Stadt über den Stoff zu einer Küchenschürze, oder den Tod der Kinder? Ach, käme er nie auf unsre Hofstelle! Ach, gäbe es keinen Briefträger! Keine Kinder in der Fremde! Ach, keinen Menschenmord!

Aber der Menschenmord geht weiter, immer weiter. Von Monat zu Monat, vom Frühjahr in den Winter, und wieder in den Sommer hinein, und wieder in den Winter. Es wird getötet . . . es wird getötet . . . es wird getötet. Wie war es noch? Wollten wir einen kleinen Acker hinzukaufen, oder drei Fach an unser Haus anbauen? Wollten wir nach so vielen

Jahren schwerer Arbeit einmal nach Hamburg fahren? Hofften wir, die Hochzeit unserer Tochter zu feiern? Dachten wir, es käme die Zeit, da wir unsern Sohn besuchen könnten, wenn er Weib und Kind hätte? Wollten wir abends und an Sonntagen im schönen Frieden langsam durch Feld und Garten gehn? Ach, was wollten wir, was wollten wir! Es ist Krieg . . . ein Jahr . . . zwei Jahre . . . drei Jahre. Es wird getödet, und verwüstet und ein Ende ist nicht abzusehn.

Adam hatte viel Mühe mit Gude. Sie war bis zum Krieg trotz ihrer achtundvierzig Jahre noch immer ein rüstiges und frisches Weib gewesen, und sie hatten noch manche Freude miteinander gehabt. Ihr angebornes frisches Zutrauen zu sich selbst und ihre Freude am Leben und an den Menschen und ihr großes Interesse an allem Lebendigen hatten sie jung erhalten. Aber als der Krieg ausbrach, dieser Gedanke, daß der Krieg möglich war, machte sie bang und traurig, und als sie auch ihre Söhne an der Front wußte, wurde ihr Haar grau und ihre Füße langsam und wie zögernd, und, während Mut und Kräfte abnahmen, ihre Gestalt fülliger. Wenn Adam sie heimlich ansah, dachte er voll Kummer: das ist die, die vor fünfundzwanzig Jahren mit wehenden Röcken und wirrem blondem Haar, das ihr wie ein Kranz um Stirn und Ohren stand, neben dir durch den Novemberregen lief, und dann, den Frosch in der kleinen festen Mädchenhand, dich um das Haus jagte, die jubelte, wenn sie dir entlaufen war und mitten auf der Hofstelle stand, wo sie wegen der Leute sicher war, und laut und selig aufschrie, wenn du sie erfaßt hattest. Wenn

er von seinem schweren, oft so traurigen Amt nach Haus kam, fand er sie wie in einem Brunnen sitzend, weit weg mit den Gedanken. Gott mochte wissen, welche Bilder ihre gefühlvolle, bunte Seele sah. Ach Gott, was weiß ein Mensch vom andern! Man kann einem Menschen nachjagen übers Feld, ja über Länder und Meere; aber man muß den Menschen dicht neben sich, der Seite an Seite mit einem wohnt, wandern lassen mit seiner Seele, wer weiß wie weit, und zu welchen Schluchten und Abgründen; und kann ihm nicht folgen und beispringen. Denn kann einer so rasch laufen, wie eine Seele springt? Kann einer sehn, welche Haken sie schlägt, hinter welchen Felsen, in welchen Sumpf sie verschwindet? Er faßte ihre Hand und sagte: „Mutter,“ — er nannte sie nun oft Mutter — „sieh, wir leben noch alle. Wir alle sechs. Kopf hoch! So lange wir leben, wollen wir ein rechtes Leben führen. Wir sind in Gottes- und Geisterhänden.“

„Weißt du,“ sagte sie bitter und sah ihn mit wehen Augen an, und wandte die Augen ab und aus dem Fenster, „weißt du, ob wir noch alle leben?“

„Nein,“ sagte er erschüttert und leise, „ich weiß es nicht; ich hoffe es. So lange ich kann, will ich hoffen; und du mußt es auch tun.“

„Ich will es auch,“ sagte sie auffahrend wie im Schreck, aber gleich sank sie wieder zusammen, und in ihren Augen stand die unsagbare Angst.

Da setzte er sich zu ihr und erzählte ihr, was er unterwegs erlebt, gesehen und geredet, und was er abgewehrt, angeraten, getröstet hatte, und was er nun im Hause zu tun hätte, und fragte sie in allem

um Rat und war froh, wenn sie eine Weile ihre Heimlichkeit vergaß.

Alle vierzehn Tage kam die muntere Heedje in ihrer Gig angefahren, legte die Zügel ihres Pferdes um die Linde und sprang vom Wagen, und erzählte von dem letzten Brief ihres Mannes und fragte nach den Brüdern, und brachte Briefe von ihnen, und fragte nach Abel, und erzählte, was sie erlebt hatte, und streichelte ihrer Mutter die Wangen, und ging mit Adam durch den Garten, und sprach von ihrer Arbeit und ihren Sorgen um die Geldverhältnisse der Rhodes, und schüttelte den Eltern immer wieder die Hand; und fuhr davon. Ihre Hände waren hart von Arbeit, und das lustige Feuer in ihren Augen war von Trauer und Sehnsucht gedämpft. Uwe und Hiller kamen auch. Nach Jahr und Tag kam jeder für sich auf Urlaub. Welch ein Augenblick, wenn sie kamen! Ach, Welch eine Qual, wenn sie wieder gingen! Und wenn dann der dritte Tag kam: nun sind sie wieder im Feuer! Abel kam auch einmal in jedem Jahr. Wenn sie da war, fragte sie nach allem und war freundlich, und ging ihrer Mutter zur Hand; aber Adam fühlte, daß sie sich Zwang antat, gutes Muths zu sein, daß sie von einer schweren inneren Trägheit und Dumpfheit gefangen war. Was war das auch für ein Leben für ein junges Weib? Wo waren nun Hoffnung auf Mann und Kinderwiege, und hübsche, saubere, selbstgenährte, ach, mit welcher Liebe genährte Kinderkleider?!

Im Anfang des dritten Kriegsjahrs — ja, des dritten Jahrs — es ist, als wenn Asche auf den Geist gefallen ist, in diesen furchtbaren sechs Jahren . . . Jahre liegen da wie Gräber . . . fühlte man deutlicher, daß sich zwei Fäuste um

Deutschlands Hals legten, fester und immer fester. Das eine war der Ruf, der durch die Menschheit gellte: das deutsche Volk ist schuld an diesem grausigen Krieg, und es ist böse und schlecht. Diese ungeheure Lüge! Und diese ungeheure Menschheitschuld, daß sie geglaubt wurde! Nicht, daß wir besser wären als andere Völker, aber ebenso gut, ebenso wertvoll, ebenso jeder Ehre wert, ja, mehr als das: bis in die große Tiefe des Volks das reinlichste der Völker! Wie traf diese verlogene Anklage, diese ungeheure Beschuldigung jeden einzelnen ins Herz! Wie waren sie verstört im Gemüt! Alles, was sie Gutes über die Menschheit geglaubt — und wir hatten alles Gute geglaubt, wir gutgläubigen frommen deutschen Narren — war uns umgeworfen und verschüttet. Der zweite Strang war der Mangel, der nun allmählich einsetzte. Die Ställe und Läden wurden leer und leerer, und als das eintrat, da kam Angst und Not über die Menschen, über jedes einzelne Haus. Und mit der Not und der brennenden Sorge kam das klägliche Mißtrauen, das einander aus den Händen reißen und die seelische Verschmutzung. Da um diese Zeit die letzte Kraft des Landes in den feldgrauen Rock mußte und das Land von der männlichen Kraft entblößt war, nahmen Unordnung und Gesetzlosigkeit rasch zu. Freilich das große Volk, die Masse, die Arbeiter an der Spitze — Ehre den Arbeitern und ihren Frauen! — ertrug es in rührender Weise; aber es waren da einige Hunderttausende, — wenige in einem so großen Volk — aber doch einige Hunderttausende Unruhige, nach Neuem Strebende, Großes Hoffende, edle Köpfe die einen, Verbrechernaturen die andern, wirre Men-

schen alle, die fingen an zu tuscheln, heimlich beieinander zu stehn, Pläne zu schmieden, Geld zu sammeln, Geld von den Fremden anzunehmen. Sie stachelten die darbenenden und ihre Kinder sterben sehenden Frauen und die halbwüchsigcn, unvernünftigen Knaben auf und brachten Gärung in das Volk, zuerst ein nie gekanntes Mißtrauen, dann ein leises, wachsendes böses Zweifeln, dann einen bittern Unglauben, und zuletzt einen finstern Haß. Der Unglaube war nur halb gerecht, und der Haß nur ein Viertel; aber der Zweifel ganz. Und der legte sich wie eine dunkle schwere Decke über das Volk und erstickte das Gute, und dehnte sich über das ganze Volk, und lähmte es.

Es waren nur drei bis vier Stunden Wegs nach Hamburg, Heide, Wälder, Felder, schmale Fußwege für Kündige; die Besenbinder gingen sie und Holgersen, wenn er, wie nun oft, nach Hamburg wanderte. Er hatte sich im Anfang des Kriegs trotz seiner sechzig Jahre der Front angeboten, war aber aus dummen bureaukratischen Gründen zurückgewiesen worden. Der beste Jäger im Land wurde verhindert, beim Todeskampf seines Volkes in seiner Schützenlinie zu stehn. Er kam von dem letzten vergeblichen Gang in dieser Sache mit finstern gehässigen Augen nach Haus und ging sogleich nach Hamburg weiter. Es scheint, daß diese Nacht der Wendepunkt seines Lebens geworden ist. In der folgenden Nacht heimgekehrt, hatte er schon am darauf folgenden Abend Besuch von fremden Menschen mit verschlossenen finstern Gesichtern, und bald darauf von andern, die russischen Gefangenen oder Sendboten glichen. Seitdem ließ er den ganzen Küsterdienst von seinen Freunden machen; er selbst war tagelang verschwun-

den. Es hieß, er wäre in der Niederung auf Jagd; in Wirklichkeit, wie man später erfuhr, ging er in den Straßen Hamburgs und Kiels dunkle Wege.

Und eines Tags stand Adams alter Bekannter, Natje Stamp, in der Haustür. Sein Haar im Nacken wehte ein wenig im Wind, der durch die Tür kam, und er sah Adam mit seinen weichen, guten Augen an. Neben ihm stand ein unendlich langer, dünner Mensch in einer Art Badehose bis zum Knie; in der Mitte gescheiteltes gelbes Haar hing zu beiden Seiten bis auf die Schulter herab. Natje Stamp stellte ihn als seinen Bruder vor.

Adam führte die beiden in den Saal und sagte: „Bruder? Du hast doch keinen Bruder.“

Natje mit sanfter Stimme: „Wir sind alle Brüder; das vergißt du.“

„Ach so,“ sagte Adam. „Ja, da hast du recht,“ sagte er bitter, indem er an den Krieg dachte.

„Ja,“ sagte Natje, „er besucht mich oft, und ich besuche ihn und die andern Brüder in Hamburg.“

„Warum tragen Sie das Haar lang?“ fragte Adam, der solche Dinge schlecht vertrug.

Der lange Mensch lächelte Adam an und sagte mit leiser Zurechtweisung und einem kleinen Rest Unsicherheit: „Oh, wir denken, was die Natur wachsen läßt, das soll man nicht beschneiden.“

„Na so,“ sagte Adam kühl.

„Ich wollte dir nur sagen,“ sagte Natje leise und vorsichtig, indem er den Kopf in seiner alten Weise zur Seite neigte und mit gläubigen Augen zu Adam aufsah, „wir sind unterwegs und bereden die jungen Leute, daß sie nicht

mehr an die Front gehn. Wir haben über Kiel Verbindungen mit Rußland; auch da haben sich die Heiligen gegen den Krieg erhoben. Ich wollte dich fragen . . .“

„Was?“ sagte Adam.

„Du weißt,“ sagte der Kleine, „daß der Heiland gesagt hat: wenn dich einer auf den rechten Backen schlägt, so biete auch den linken dar. Und ein andermal hat er gesagt: widersteht nicht dem Ubel. Es ist klar und deutlich, daß es sein Wille und sein Gebot an uns ist, daß wir nicht kämpfen sollen, sondern sie ruhig hereinkommen lassen sollen, und sagen: ‚Tut mit uns, was ihr wollt!‘ Ja, das ist klar, Barfood, dagegen kannst du nichts sagen. Und sind wir Christen, so müssen wir so handeln, und wir, wir Pastoren, voran. Wir müssen es so predigen und ich werde es auch tun.“

Adam wunderte sich über das schöne, heilige Feuer in seinen kurzächtigen, klugen Augen und sagte: „Was du eben gesagt hast, ist richtig, Natje. Obgleich der Heiland ein andermal, da er selbst angriff, und ein andermal, da er angegriffen wurde, der Gegenwehr nicht abgeneigt war, glaube ich doch, daß deine Meinung von ihm die richtige ist. Aber was mich angeht,“ fuhr er mit fester Stimme fort, „so kann ich mich der Ansicht keines Menschen, auch des Heilands nicht unterwerfen.“

„Das ist Weisheit der Welt,“ sagter der Kurzhosige, „und nicht Weisheit des Himmels.“

„Ja,“ sagte der tapfre Adam, „ich bin allerdings ein Stück Welt; aber Sie sehn mir auch nicht aus, als ob Sie vom Himmel wären. Kurze Hosen und langes Haar machen es nicht; mit beiden Händen zufassen, das wirkt schon

mehr.“ Und indem er sich Aatje zuwandte, sagte er mit-leidig: „Du solltest nicht zwischen der Bibel und diesem Kurzhosigen einhergehn, Aatje, sondern solltest den Men-schen helfen, heute hier, morgen da, und übermorgen an dritter Stelle; so hast du ein gutes Gewissen und kommst über diese harte, wirre Zeit hinweg. Sieh, so mache ich es auch.“

Aatje sagte unsicher: „Ich habe keine Zeit mehr; ich muß noch zu Holgersen. Wir hoffen, daß wir diesen Mann für unsern Glauben gewinnen können.“

„Den?“ sagte Adam, und indem er seinen alten Be-kannten zur Seite zog, sagte er leise: „Hör, ich weiß, daß Holgersen ein schlimmer, spielerischer Mensch ist. Glaube doch dem nicht! Der lacht inwendig über dich, wie er über alles lacht.“

In Aatjes Augen stand plötzlich ein irres und wirres Leuchten: „Was schadet das? Kann Gott nicht auch die Bösen in seinen Dienst stellen?“

„Ach ja,“ sagte Adam, „da hast du wieder recht! Ja . . . ja . . . er tut es in der That! Ja . . . das ist immer seine Weise gewesen. Denn geh nur zu Holgersen. Ja . . . du willst das Gute, ebenso wie ich es will. Aber wir verstehn uns nicht.“

Als Adam den beiden nachsah, sah er einen Haufen fremder Menschen neben der Kirche stehn, da, wo der Weg zum Hause Holgersens abbiegt. Es waren Gestalten, bei deren Anblick der dörfliche Adam an heimliche, böse Unternehmungen, Verbrechen oder doch schleichende Verschwö-rungen dachte. Sie sprachen lebhaft, doch wie es schien, mit verhaltenen Stimmen miteinander, und wandten nun

alle die Augen auf die beiden, die ihnen entgegenkamen. Trotz der weiten Entfernung sah Adam, daß sie lächelten.

Er blieb stehn und sah hinüber. ‚Es kommt allerlei Krankes und Schlechtes hoch,‘ dachte er, und es wollte sich eine Angst auf sein Herz legen. Aber gleich ermannte er sich wieder in seiner tapfren Weise und dachte: ‚Das war bei jedem Krieg so. Bald kommt der Sieg . . . und dann wird alles wieder reiner. Ja, dann wird es reiner, als es vor dem Krieg gewesen ist. Viel reiner. Freilich, es wird lange dauern, bis der Schmutz des Krieges weggebracht ist, sehr lange. Aber danach wird es alles reiner werden, viel reiner. Ja, und dann müssen wir das reinste Volk auf der Erde werden . . . wir Deutsche.‘

## Siebzehntes Kapitel

Im Anfang des vierten Jahres — ja, da war es —, als die Gärung im Lande anfing und auch körperliche Krankheiten aufkamen, besonders die Grippe, da half Adam eines Morgens in aller Frühe in der Küche beim Zerbrechen der Torfsoden, die zu groß für das Herdloch waren — es war sehr kalt, Eis am Fenster und Ostwind — und unterhielt sich mit Gude; das heißt, er führte das Wort. Er sprach von Heedje, die kürzlich wieder dagewesen war, und zwar diesmal mit ihrem Mann, der vierzehn Tage Urlaub von der Front hatte. Adam hatte die Gelegenheit benutzt und seinem Schwiegersohn erzählt, was er damals, vor vier Jahren, mit seinem Vater am Taterberg erlebt hatte, und hatte ihn gefragt, wie es denn nun mit der Sache stände. Der Feldgraue war sehr bedrückt gewesen. Ja, sie hätten viele Schulden, und er fürchtete, daß der Vater noch tiefer drin säße, als ihm bekannt wäre. „Mein Vater,“ sagte er, „will nicht sehn, wie es mit ihm steht. Er will es so wenig sehn, daß er nicht einmal mit dem Finger draufhin deuten mag und mir zeigen mag: da und da ist meine Not.“ Adam zerbrach mit Kraft und Achzen den härtesten Soden und sagte: „Wie ist es möglich, Gude, daß es Menschen gibt, die sich selbst belügen! Die sich über ihren Charakter, über ihre Befürchtungen, Erwartungen und Hoffnungen mit Hilfe ihres eignen Willens falsche Vorstellungen machen! Die sich selbst Theater vormachen, und wissen: es ist Theater und keine Wirklichkeit! Nein, das versteh ich nicht! Wie oft, wenn ich im Dämmern im Saal auf und ab gehe und mit dem Eisen unter meinen Absätzen

gegen die großen Nägel im Fußboden stoße, ist mir, als hörte ich jemand mit heller Stimme fragen: Adam, wer bist du? Noch immer der Mann mit hellem Glauben? Noch immer der Mann, der auf Phantasien fährt, wie auf Wolken?"

Gude kam bange und mit gequälter Seele aus Flandern zurück und sagte mit gleichmütiger Stimme: „Ein bißchen Theater macht sich jedet vor, glaube ich, auch wenn er noch so ehrlich gegen sich ist. Ich glaube, das tust du auch.“

Adam wollte mit hohen Augenbrauen Antwort geben, da hörte er einen Wagen auf die Hofstelle jagen und vor der Tür halten. Er ging hinaus, und sah im Morgendunkel einen leichten Wagen mit einem Mann darauf, und fragte, wer da wäre; er dachte, er solle einem Menschen beim Sterben helfen. Aber der Mann sagte, indem er mit der Peitsche grüßte: „Ich komme von Ihrer Tochter, und habe keinen guten Bescheid. Ich soll Vater und Mutter bitten, daß sie gleich mit mir fahren; sie wäre krank und wünschte sie zu sehn.“

„Ach Gott,“ sagte Adam, „unser Kind krank? Sagt mir, guter Mann, ist es sehr schlimm?“

„Ich weiß nichts Näheres; es ist wohl ein Anfall von Grippe, die ja besonders junge Weiber umwirft. Grade, als wenn nun auch junge Weiber sterben sollten, damit es wieder ins Gleiche kommt. Sie sagte, sie wäre krank, und Vater und Mutter müßten kommen.“

„Sie hat es Euch selbst gesagt?“

„Ja, das hat sie.“

„So . . . so,“ dachte Adam; „dann ist es nicht ihre Krank-

heit, sondern etwas andres. Ihr Mann ist bei ihr auf Urlaub . . . der ist es nicht. Was wird es sein?' Er ging wieder ins Haus und sagte es Gude, die nach ihrer Weise gleich heftig zu weinen anfang und jammerte: „Nun sollst du sehn . . . nun gibt es ein neues Unglück . . . nun verlieren wir auch noch eins von den Mädchen.“

„Mein Gott,“ sagte Adam zornig, „du sagst ‚auch‘? Wir haben doch noch keins von den Kindern verloren. Ach Gott, hilf uns!“

Sie kleideten sich rasch an, übergaben das Haus dem Großvater, und kamen hinaus, und bestiegen in der bitteren Kälte den Wagen.

Als sie die Landstraße erreicht hatten, fragte Adam zum zweitenmal: „Sagt mir, guter Mann, was ist geschehen? Sagt es uns gleich alles, daß wir es früh genug wissen und dann rasch raten und helfen können. Wir sind zwar beide bisher von großem Leid verschont geblieben — allerlei kleines haben wir freilich gehabt, — aber ich hoffe, daß wir beide Menschen sind, die Sorgen und Leid zu bestehen wissen.“

„Ja,“ sagte der Mann, „es ist eine betrübliche Sache. Da sind ja wohl gestern oder vorgestern einige Leute zu Propst Eli gegangen und haben ihm geklagt, daß sie von Pastor Rhode und seinem Sohn kein Geld bekommen können. Und da ist gestern morgen Propst Eli angefahren gekommen, und hat ihm denn wohl schlimme Dinge gesagt: daß er bis über beide Ohren in Schulden säße, und offenbar selbst schon seit Jahren nicht wüßte, wie er sie jemals bezahlen solle. Ich will aber dies alles nicht von mir aus gesagt haben; es ist nur das Dorfgespräch. Genug, nach-

dem der Propst dagewesen ist, haben ja wohl die Gläubiger gerochen, wie es stand, und haben sich in Scharen nach dem Pastorat aufgemacht, Bäcker, Maler, Glaser; der Schmied ist in der Eile mit Hammer und Zange gekommen. Dazu Kaufleute aus der Stadt. Es standen da binnen vier Stunden zwölf Fuhrwerke vor dem Pastorat; jeder wollte noch, bevor Pastor Thode abgesetzt würde, sein Geld oder doch vielleicht ein Möbelstück haben. Der Krieg, der kein Ende nimmt, und die Unruh, die jetzt im Volk sitzt, hat uns ja alle etwas verrückt gemacht. Und seht, da, als es dunkel wurde, hat Pastor Thode ja wohl eingesehn, daß es mit seinem Amt und seiner Ehre nun nichts mehr würde, und ist aus dem Hause gegangen, und hat Frau und Kinder in großer Sorge zurückgelassen. Ja, so steht es.“

Adam schwieg. Gude, deren Familien- und Bauernstolz, den sie von der Mutter her hatte, hart getroffen war, schluchzte bitterlich.

Nach einer Weile sagte Adam: „Und nun sagt mir, was vermutet Ihr, wo Pastor Thode jetzt ist?“

Der Mann wippte mit der Peitsche und sagte: „Das kann niemand sagen. Aber wenn ich bedenke . . . wir kennen den Mann nun seit dreißig Jahren und wissen, daß er nicht schlecht ist, sondern nur einer, der sich vorspiegelte, was nicht wahr —, daß er nun plötzlich erkannt hat, daß er alle diese Leute um Geld und Schweiß gebracht hat, und wenn ich bedenke, daß er doch eigentlich von heiterer Natur ist . . . denn in seiner Jugend war er ein lustiger Mensch . . . dann fürchte ich fast, daß er nicht mehr am Leben ist.“

Adam und Gude stöhnten beide auf in Mitleid mit solch

jammervollem Schicksal und Wegeßende, und sagten keine drei Worte mehr, bis sie am Pastorat vorkuhren.

Noch ehe der Wagen hielt, kam Heedje weinend aus der Haustür, streckte beide Hände nach den Eltern aus, und sagte mit jammervoller Gebärde, indem sie über ihr Haar strich: „Nun ist auch Focke weg“ — so hieß ihr Mann. „Wo wird er sein? Sein Vater hat sich sicher ums Leben gebracht . . . und vielleicht auch er.“

Adam stieg ruhig vom Wagen, legte den Arm um sie und sagte, indem er ins Niedersächsische verfiel, mit ernster, fester Stimme: „Du mußt ruhig wesen, mien Kind, ganz ruhig. Dat is nich dee Wiese in uns Land, dat man för dee Lüde luut weent unn klagt. Dat is wull bedurlich, dat uns Lüde allto stumm, swarfällig unn fold sünd. Aber dat see oof in de größte Not ehr Würde bewahrt, dat mutt ick doch loben. Wenn du ween unn klagan mußt, denn doh dat in dien Huus.“ Mit diesen Worten überließ er sie dem Arm der Mutter und ging ihnen voran in die Gartenstube, wo die Familie beisammen saß. Er begrüßte sie und streichelte ihnen allen die tränennassen Wangen, und redete ihnen gut zu, und bewirkte schon durch seine ruhige Stimme und seine festen guten Augen, mit denen er sie ansah, daß sie stiller wurden. „Leute,“ sagte er, „ihr habt nicht von Geld und Schweiß anderer Menschen üppig gelebt; ihr wart die Einfachheit und Sparsamkeit selber, das weiß jedermann. Im übrigen aber, meine lieben Freunde, wußtet ihr doch alle, ich bitte euch, daß ihr und er Menschen wart und keine Engel, und also auf alles Leid gefaßt sein mußtet, auch auf das allergrößte. Also, fallt nicht in Verzweiflung, sondern seid tapfer und sagt: „Hier

sind wir, Herr, deine Geschlagenen! Nun gib uns Trost und Hilfe aus deinem Wort und aus den unmittelbaren Tiefen der Schöpfung, wo deine Geister und deine Gedanken wohnen . . .' Und nun will ich es untersuchen, und will nicht ruhn, bis ich weiß, wo die beiden Männer geblieben sind, die euch Frauen nicht hätten verlassen sollen."

Damit wandte er sich an die älteste Tochter, welche die ruhigste war, und bat sie, mit ihm zu kommen. Als sie in den Garten hinaustraten, stießen sie auf einige Nachbarn, darunter den, der sie hergefahren hatte, Adam rief sie an und bat sie, ihm zu helfen, daß sie Gewißheit bekämen. „Denn das," sagte er, „ist jetzt das nötigste. Es liegt noch Morgenreif auf dem Gras, wie ich sehe. Wenn sie irgendwo Rasen betreten haben, werden wir es sehn können."

Die Leute waren gleich bereit mitzugehen; und sie gingen tiefer in den Garten, und fanden anfangs nichts von Spuren; aber dann sahen sie, wie ein Mensch den Steig verlassen und über den Rasen gegangen war. Und nun war es leicht, den dunkleren Streifen zu verfolgen. Sie kamen quer über den Kirchhof, verloren die Spur eine Strecke Wegs durch junge Tannen, die der Gesuchte selbst gepflanzt hatte, und fanden sie dann wieder, wie sie schräg über eine hohe Koppel ging. Da machte einer der Leute Adam heimlich ein Zeichen, so, als wenn dieser Weg zu einem schlimmen Ziel führen möchte, und Adam wandte sich rasch zur Tochter und sagte: „Nun geh zurück, ich bitt dich, und erwarte uns im Garten." Dann gingen die übrigen, Adam an der Spitze, weiter. Sie kamen über die Koppel und an einen kleinen See, und gingen am Ufer entlang und suchten. Und da fanden sie ihn, wie er eben mit dem Rücken aus

dem Wasser ragte, und das kalte, klare Wasser über ihn wegspülte. Einer der Leute wollte sofort ins Wasser gehn. Aber Adam kam ihm zuvor, indem er sagte: „Ich bin der Mann. Denn es ist mein alter Jugendfreund.“ Er ging bis an die Hüften ins eisige Wasser und holte ihn heraus; und sie legten ihn ins Gras, und stellten fest, daß er schon steif und kalt war. So richtete Adam sich auf und sah mit großem Mitleid auf ihn herab, und sagte: „Du Armer;“ und sagte den Leuten einiges von seiner Jugend, wie er so schön und bunt und begabt gewesen wäre, und wie sie ihn Kong Kristian genannt hätten.

„Ja,“ sagte einer der Leute, „wir wissen, daß er so gewesen ist. Und wie er in seiner Jugend war, so war er im Grunde auch gestern noch. Und als er nun sah, daß es nun mit den bunten Federn vorbei wäre, war für ihn alles aus, und er ging in den Tod.“

„Ja,“ sagte Adam und nickte. Und plötzlich fiel es ihm schwer aufs Herz, was sein Weib noch vor zwei Stunden gesagt hatte: daß sich wohl jeder etwas Theater vormache, wobei sie natürlich an ihn selbst gedacht hatte, weil er, nach ihrer Meinung, immer zu hoch und sicher von sich dachte. O, wie leicht, dachte er, wäre es möglich gewesen, daß statt diesem ich hier läge! O, wie leicht, wie leicht! Nicht aus Lässigkeit und bunter Spielsucht und Täuschung wie dieser; nein, aber aus übergroßer Gutmütigkeit, die nicht ohne Eitelkeit ist, oder aus übergroßer, nicht immer im Zaum gehaltener Hitze! Hat mich meine Gutmütigkeit nicht an den Rand des Ruins gebracht? Oder war es mein Verdienst, daß ich dem blühenden Weib des kranken Mannes entging, die mich an ihrem Bett vorbeiführte; und das Fenster hatte sie

vorher sorglich verhüllt? Und wäre es in all den Jahren nicht leicht möglich gewesen, daß meine freien, oft fast heidnischen Gedanken mich aus dem Amt brachten? Wo und in welchen Verhältnissen hätte ich dann Arbeit gefunden, und wo mit meinen Lieben leben sollen? Sieh, er liegt da; ich aber stehe aufrecht in der Morgensonne, die nun eben über dem klaren eisigen See aufsteigt, noch immer ein Kämpfer, im Menschenvolk mitzutun, recht oder unrecht zu haben, wie die Stunde es bringt, immer noch ein Hoffender, ja, vieles, ja, große Dinge Hoffender.' Er dachte an die Zukunft seiner Kinder, von denen er heimlich Großes erwartete, und die Zukunft der Menschheit, von der er noch ein starkes Stück zu sehn hoffte. Das alles zog ihm durchs Herz, und er dankte Gott und seinen guten Geistern aus demütigem Herzen für alle sorgliche Führung dieses alten tanzenden Esels, wie er sich in diesem Augenblick nannte. ‚O Gott,‘ rief er in seinem Innern, ‚und ihr beweglichen raschen Geister, dunkel und boshaft der eine, hell und schelmisch der andre, wie habt ihr mir geholfen, wie mich geführt, gestoßen, geneckt, gewarnt und erschreckt! Ach, was habt ihr für Mühe von mir gehabt! Ich bitte euch, gebt weiter acht auf mich, der ich nie ein besonnener, fühler Mann werde, daß ich nicht noch mit grauem Haar ins Elend komme. Ohne eure Hilfe wird es gewiß geschehn.' Und er wandte sich an die Leute und sagte: „Leute, keinen Stein, nicht den leisesten Vorwurf gegen diesen, der sich schrecklich hart selbst gerichtet hat. Wie furchtbar ist es, mit solcher Absicht aus seinem Hause zu gehn, und wie kalt ist das Wasser. Ach, Leute, keiner von uns weiß, wie sein letzter Gang sein wird; wir sind

alle schwach. Gott stehe uns allen zur Seite! Und nun sagt mir: wo haben wir den Sohn zu suchen. Ich hoffe, nicht auch im See."

Einer der Leute sah nach den Pappeln hinüber, welche die Straße bezeichneten. „Ich glaube,“ sagte er, „er hat sich geschämt, und ist dazu etwas wirr geworden; und hat sich davon gemacht. Nein, er ist nicht im Wasser; sondern ist in seiner hitzigen, etwas unüberlegten Weise, ohne Abschied zu nehmen, davongelaufen und wieder nach der Front gestürmt. Er hatte nur noch vier Tage von seinem Urlaub übrig.“

Adam fragte in harter Sorge: „Ihr glaubt nicht, daß er noch fremdes Geld zusammengerafft hat, und auf heimlichen Wegen nach Norden gegangen ist?“

Aber die Leute schüttelten den Kopf: „Auf keinen Fall. Nein, nein! Ehrenwerte Leute! Alles, was recht ist. Er wird seiner Frau morgen von Hamburg aus schreiben, daß er wieder unterwegs nach der Front ist.“

Da richtete sich Adam völlig auf und sagte: „Nun, dann wollen wir gehn und Anstalten treffen, daß der Tote geholt wird.“ Damit schüttelte er das Wasser ab und machte sich mit den Leuten auf den Rückweg.

Sie kamen wieder in die Gartenstube, und Adam sagte den Frauen, was er nun über den Vater wußte, und was er weiter über den Sohn vermutete. Als sie nach dem ersten lautesten Jammer wieder Worte fanden, und die jüngere Tochter, die eine scharfe Zunge hatte, ein hartes Wort über den Vater sagen wollte, rief Adam mit starker Stimme: „Man muß bei Selbstmorden einen großen Unterschied machen. Die Jugend geht oft leichtfertig und töricht in

den Tod, ganz unnötig; aber die es mit grauem Haar tun, wissen, was sie tun, und man soll sie ungerichtet lassen. Kein Wort gegen ihn! Er ist in Verwirrung, Scham und Verzweiflung aus dem Leben gelaufen, wahrhaftig ein Beweis, wie ernst er war. Alles übrige ist Gottes- und nicht Menschensache. Und nun wollen wir alles besorgen, was nötig ist, nach der Sitte unsrer Heimat.“ Und er legte selbst die erste Hand an; und sie machten die lange Stube, gleich neben der Haustür, für den Empfang des Toten zu- recht. Gude war mit Heedje nach dem andern Haus hin- übergegangen und hatte sie ins Bett gelegt, da sie erkältet war und fieberte; und saß neben dem Bett, und redete ihr zu, daß ihr Mann lebe und nach Hamburg gefahren wäre und wohl morgen schreiben würde.

Am andern Mittag — sie waren die Nacht im Dorf geblieben — sagte Adam zu Heedje: „Was willst du hier bei den Leuten bleiben, die dir doch innerlich fremd sind, die es nicht gern haben, — wie du sagst — wenn du einmal lachst. Wenn ein Krieg vier Jahre dauert . . . man kann doch nicht vier Jahre ohne Lachen leben . . .? und was willst du in diesem Haus, in dem dir nun nichts gehört, als die paar Möbel, die du von uns mitgebracht hast? Dein Mann reist sicher heute morgen von Hamburg weiter an die Front.“

Aber sie sagte mit heftigem Weinen, das von Husten unterbrochen war: „Mein, Vater, ich will hier bleiben. Er hat von heute morgen an noch drei Tage Urlaub. Ich glaube, er ist, ehe er Hamburg erreicht hat, noch wieder zur Besinnung gekommen und kehrt noch wieder um, um mich zu sehn, und wäre es auch nur für eine halbe Stunde. Ich

bitte euch, fahrt nach Haus; ich verspreche euch, daß ich sofort kommen will, wenn er hier gewesen ist, oder wenn die drei Tage um sind, und er nicht mehr kommen kann.“

Gnde sagte: „Kind, ist es anzunehmen, daß er glaubt, daß du hier im leeren Hause sitzt? Wird er nicht vielmehr denken, daß du mit uns in dein Elternhaus gefahren bist; und wird er dich nicht bei uns suchen?“

Sie stuzte ein wenig und übersann es, indem sie sich, wie die Zuschauer wohl merkten, die Natur des Mannes aufs lebhafteste vergegenwärtigte; aber dann blieb sie völlig bei ihrem Glauben, daß er sie auf jeden Fall hier in diesem verlassenem Hause, in dem sie in diesen vier unseligen Kriegsjahren doch wenigstens einige glückselige Wochen verlebt hatten, suchen würde.

Da strichen die beiden ihr noch einmal über die fieberheißen Wangen und ließen sie da liegen, und fuhren die drei Stunden durch den bitterkalten Wintertag, zuletzt im Schein eines unendlichen Heeres von zitternden Sternen, nach Haus.

Aber in der folgenden Nacht, um Mitternacht, klopfte es an das Fenster der Schlafstube und rief Adams Namen. Adam sprang auf und öffnete das Fenster, und da stand der arme Mensch da in seinem grauen Rock, den Tornister auf dem Rücken und den Mantel aufgerollt, erhitzt und atemlos, obgleich er ein frischer, rascher Mensch war, und fragte, ob Heedje hier wäre.

Adam sagte ihm, was geschehen war in seinem Elternhaus, und daß sie in seinem Hause wäre und ihn dort erwartete.

Da ließ er sich keinen Augenblick Zeit, und machte sich durch die Nacht zu ihr auf den Weg.

Unterdes hatte Heedje im verlassenen Hause ruhelos auf ihren Liebsten gewartet. Sie hatte ja wohl gefürchtet, daß er, wenn er sie etwa nicht gleich wecken könnte, unverrichteter Sache davon gehn würde, legte sich insofgedessen nicht hin, sondern verbrachte, erkältet, wie sie war, die Nacht, indem sie bald auf dem Stuhl, bald auf dem Bett- rand saß, bald um das Haus ging und mit scheuer Stimme seinen Namen in das Dunkel des Gartens flüsterte. Am Abend des zweiten Tages wurde sie plötzlich von Zweifeln gepackt, daß er doch, statt nach seinem Haus und Hof, zu ihren Eltern gehn könnte. Sie erwog es eine Stunde in großen Qualen hin und her, ging wohl siebenmal bis ans Ende des Dorfes und kehrte wieder um, in der Angst, er könnte grade jetzt am Hause am Fenster stehn, und rannte dann endlich in sinnloser Hast die alte Heerstraße hinauf, die in der Richtung nach Poggsee führte. Als sie zwei Stunden mit aller Anstrengung gewandert war und erhitzt die Höhe erreichte, wo es am Waldrand wieder hinab geht, nach dem Thal zu, wo Poggsee liegt, — es war jene Stelle, wo ihr Mann vor vier Jahren am Tag seiner Hochzeit das Haus in Flammen gesehn hatte — kam ihr ein Mann entgegen, vor dem sie sich zuerst fürchtete, denn das Land fing an, unsicher zu werden von Deserteuren und allerhand Hamburger Volk. Aber dann erkannten sie sich und fielen sich in ungestümer Freude und Not in die Arme, und nachdem sie sich sogleich über alles Geschehne ausgesprochen und das nötige Wirtschaftliche beredet hatten, beschloßen sie, da die Zeit so kurz war, wohl oder übel an der Stelle, wo sie

waren, zusammenzubleiben, und dann jeder seines Wegs zu gehn, sie zu ihren Eltern und er auf Feldwegen zum Bahnhof und wieder zur Front. Er ging also, indem er sie an der Hand hinter sich herführte, einige Schritte in den jungen Birken- und Tannenwald und breitete da, wo der Wind schwieg und Heide und Moos ein Lager boten, seinen Mantel aus und legte die Decke daneben. Als er sie dann aber mit großer Liebe umfaßte, um sie auf den Mantel zu legen, fing sie in übergroßer Liebe und Mitleid mit dem so schwer Betroffenen in seinen Armen an, ihre Kleider zu lösen, wobei sie die rührendsten Worte sagte, und ihn immer wieder umfaßte, und hörte damit nicht auf, obgleich er sie bat; und legte sich halb entkleidet auf die Decke. So verbrachten sie da drei Stunden, indem sie ihn immer wieder aus dem feurigen Born ihrer Liebe tränkte, und das Geflüster und Geseufze ihrer Liebe bis über den Weg drang, bis zur Morgenröte. Dann trennten sie sich, mit den zärtlichsten Küßten und indem sie sich gegenseitig für die Liebe dankten, die sie so selig empfangen hatten.

So etwa um zehn Uhr morgens kam sie bei ihren Eltern an. Adam und Gude erschrafen zuerst aufs heftigste, da sie ihnen seltsam schmal und hastig erschien. Aber da sie ihre roten Wangen und glänzenden Augen sahen, und sie in ihrer strahlenden Weise, wie ihre Mutter sie in ihrer Jugend gehabt, von ihrer Begegnung erzählte, wurden sie mit ihr froh, daß sie in all dem großen Unglück diese große, wenn auch kurze Freude gehabt hatte. Aber dann, als sie ihr noch zuhörten und ihre Mutter ihr Essen auftrug, wurde sie plötzlich leichenblau und kalt und hinfällig, und mußte sich legen.

Adam telephonierte sogleich an einen Arzt in die Stadt, den er von Jugend her kannte, der grade auf Urlaub da war. Der kam und stellte fest, daß sie an Grippe gelitten hätte, zu der nun Lungenentzündung hinzugekommen wäre, und daß ihre Kraft durch die Unterernährung, die der Krieg mit sich brächte, geschwächt wäre.

Sie lag fünf Tage schwer krank. Adam ging nur fort, wenn das Amt ihn rief; Gude wich nicht von ihrem Bett. So wie Gude in der Liebe zum Mann war, heftig, ganz sinnliche Hingebung, so war sie als Mutter; sie kam nicht aus den Kleidern und fiel nur zweimal auf eine Stunde vors Bett auf den Fußboden, und schlief oder lag in Ohnmacht. Doktor Schack kam täglich, um seinem Jugendfreund in seiner großen Not beizustehn. Wenn das Fieber niedrig war, lag die Kranke in Sorgen um ihren Liebsten, sah ihn in roten Wolken im Getümmel eines wilden Kampfes an der Front; wenn es stieg, sah sie ihn aus dem Kampf sich entgegengehn und sie lief mit fliegendem Atem die Höhen hinan am Waldrand und herzte und küßte ihn, und suchte jene abgerissenen Worte zu sagen, die sie hervorgestoßen hatte, als sie in seiner Umarmung die Besinnung verlor. In ihrer letzten Nacht war sie still, wie gelähmt von übergroßem Fieber, dessen Feuer über ihrem Kopf zusammenschlug. Am Morgen des fünften Tages, kurz bevor der Morgen graute, wurde sie blaß und kalt, und sank in sich zusammen, wie ein Feuer zusammenfällt und Asche wird; und verschied, als um acht Uhr die Sonne mit dem ersten schrägen Strahl in den Garten schien.

## Achtzehntes Kapitel

Gude war tief gebeugt unter dem Tod ihres lieben lebensvollen Kindes. Sie war tagelang wie versteinert und starrte vor sich hin. Wenn Adam ihr etwas sagte, erschrak sie und antwortete wie ein Mensch, der unwillig ist, daß man ihn aus dem Schlafe weckt. Abel blieb stillschweigend im Elternhaus; ob sie es wegen der Mutter tat, oder ob es ihr bei den Freunden im Norden nicht mehr gefallen hatte, sagte sie nicht. Auch sie war tief geschlagen vom Tode der munteren Schwester, die, wenn nicht das Herz, so doch das Lächeln des Hauses gewesen war. Die ständige Gefahr der Brüder und die Angst um sie bei Tag und Nacht, die Todesnachrichten, die fast täglich ins Kirchspiel einschlugen, das alles versetzte sie in einen Zustand dumpfer Not. Und die trieb sie zu schwerer körperlicher Arbeit, zu der sie von Kind an eine innere Neigung hatte. Sie arbeitete erst einige Wochen neben der Mutter, bis alles, was Krankheit und Tod im Hause gestört hatten, wieder in Ordnung war. Danach fing sie an, jeden Vormittag von der ersten Frühe an, auf dem Nachbarhof zu helfen, wo Mann und Knecht im Felde waren und die kränkliche Frau unter der Arbeit zusammengebrochen war. Sie arbeitete in der Tracht eines Mannes, in dem grauen Anzug, den der gefallene Bruder des Bauern hinterlassen hatte, und sah von ihrer Arbeit nicht auf und war auch nach der Arbeit schweigsam. Es schien ihr besonders lieb zu sein, daß kein Mann auf dem Hofe war; als eines Tages der Mann auf Urlaub kam, ging sie nicht hin. Nachmittags gab sie drei Stunden Unterricht in der Dorfschule, da die

meisten Lehrer im Felde waren. Sie arbeitete in all diesen Stunden mit all ihrer großen, etwas eckigen Treue und Gewissenhaftigkeit, die sie in allem zeigte; aber auch mit dem etwas stillen, dumpfen Wesen, das ihre Art war. So war sie wohl eine gute, ehrenwerte Erscheinung; aber für die, welche um sie waren, keine Ermunterung. Der muntere Hiller hatte seinen Leutnant angebettelt, ihm einen Extraurlaub zu geben, damit er seine Mutter trösten könnte. Er kam auf vierzehn Tage. Welche Freude . . diese ersten Tage! Wie schmuck er aussah mit seinen neuen Unteroffizierslizen! Wie er, nachdem er das Grab besucht und an der Brust der Mutter wie ein Kind geweint hatte, schon nach zwei Stunden unterwegs ging, um seine Bauern und seine vielen Bekannten zu besuchen. Welch eine Not, als die Tage sich dem Ende näherten, welche Qual, als er zum letztenmal von der Straße her die Mütze schwenkte. Welch Grauen, als sie wußten, nun ist er wieder im Feuer. Und dann lebten die beiden Frauen weiter, dumpf, still, traurig, vor sich das frische Grab Heedjes und die hunderttausend Gewehrfugeln und tausend Granaten, die gegen ihre Lieben abgeschossen wurden, um sie zu töten, Tag und Nacht. Adam warf rasche und scheue Blicke auf sie und suchte, womit er im Himmel und auf der Erde ihnen gefallen könnte, und wußte es nicht. Die einzigen lichten Stunden waren nun, wenn der leuchtende rotblonde Haarschopf des jungen Thormald in der Haustür erschien. Er war nun auch schon in Feldgrau, aber noch in Neumünster, und kam alle vierzehn Tage zu Rad die drei Stunden herüber. Da er keine Mutter mehr hatte, hätte er am liebsten bei Gude Unterschlupf gesucht. Ach, wie hatte er Hiller beneidet,

wenn er seinen Arm um seine Mutter gelegt hatte! Aber Gude war nun allzu versunken in ihre Not um ihre beiden und hörte und sah nicht weiter, und es war da keine Stelle für ihn. Da schloß er sich noch zutraulicher an Abel an, suchte sie auf der Hofstelle des Nachbarhofes oder holte sie von der Schule ab, ging mit ihr heim, saß neben ihr und erzählte ihr stundenlang seine halb knabenhaften Angelegenheiten, die er mit Feuer und Eifer vortrug, wobei sein Haarschopf immer höher wuchs, da er im Eifer immer mit der Hand hineinfuhr. Sie bemutterte ihn ein wenig, lobte ihn, wenn er bedächtig und vernünftig gehandelt hatte, und schalt ihn, wenn er, um gescholten zu werden, verwegene Dinge vorbrachte. Sie liebte ihn als einen Knaben, nicht bewußt, daß in dieser Liebe doch auch Frauenliebe war zu dem Mann, der er einst sein würde. Aber eines Tages nahm auch er Abschied, um neunzehnjährig an die Front zu gehn und vorm Tod zu stehn.

Nun war ihr großes Gesicht stiller als je. Sie sah hinter all der Not und dem Sterben, das um sie herum und vor ihr war, kein Licht mehr. Ihre Seele, die dumpf und unbewußt der Natur gehorchte, und Wandern und Wohnen, Garten und Feld, Mann und Kind und Kinderwiegen, ja, als eine bald Dreißigjährige, einen ruhigen, nicht mehr jungen Mann, einen erfahrenen Lebensgefährten, und schon heranwachsende, langaufgeschossene Kinder im Geiste vor sich sah, die mitsamt ihrem Vater von der erfahrenen Mutter Rat und Hilfe holten, geriet in trostlose Hilflosigkeit und tiefe Trauer. Sie wurde noch verschlossener, und wenn sie einmal sprach, kamen zuweilen bittere Worte über das ganze Leben, über die Menschheit und über Gott von ihren Lippen.

Als sie eines Nachmittags mit ihrem Bücherstapel unter dem Arm von der Schule in die Küchentür kam und eine Frage Gudes kalt und lässig beantwortete, begehrte Gude auf und sagte in ihrer etwas lärmenden und zornigen Weise: „Was haben wir noch vom Leben, wenn du auch unfreundlich sein willst?!“

Da fuhr auch Abel auf und sagte mit bitterem Hohn: „Daß Vater mich nicht versteht, das begreife ich wohl; er ist ja ein Mann, und die sind dazu da, Menschen zu töten und die Welt zu verwüsten. Er ist ja schließlich auch einer von denen, die nun seit vier Jahren Menschen morden. Aber, daß du mich nicht verstehst, das begreife ich nicht. Ich bin nun neunundzwanzig Jahre alt . . . wie ging es dir, als du so alt warst? Da hattest du schon vier Jahre einen Mann und hattest vier liebe Kinder um dich. Aber was habe ich? Ach, was habe ich? Nichts als vormittags Spaten und Forkenstiel und nachmittags diese Bücher!“ Und sie warf die Bücher auf die Erde und weinte bitterlich.

Gude erzählte es Adam, und Adam sprach mit ihr. „Liebes Kind,“ sagte er, „glaube mir, daß ich deine Not völlig verstehe, und auch deine Mutter fühlt sie mit dir. O, wie gern wollten wir, daß du Mann und Kinder und dein eigenes Haus hättest! Aber was können wir in dieser Sache tun, zumal in dieser schrecklichen Kriegszeit? Wir können nichts anderes als hoffen, daß sich, wenn der Krieg vorbei ist, eine Gelegenheit für dich findet.“

Sie lachte höhnisch auf: „Sie sind ja alle tot,“ sagte sie, „ihr habt sie ja alle erschossen. Wer kommt denn wieder? Die paar, die wiederkommen! Ich werde überhaupt nicht heiraten.“

„Liebe Abel,“ sagte Adam mit ernster, mahnender Stimme, „ich bitte dich, hüte dich doch, daß du nicht in die Art deines Großvaters hineinkommst, der alle Not und Mühe, die in den Dingen liegt, den Seinen auf den Rücken lädt. Bleibe freundlich gegen uns und gegen alle Menschen. Sieh, sonst lädst du zu deinem eigenen großen Leid auch noch Sünde auf deine Schultern. Sag, was haben wir und die mit dir leben, dir getan?“

Sie fing an zu weinen und sagte mit weicherer Stimme, sie hätte ihre Eltern gewiß nicht kränken wollen und hätte nichts gegen sie; es wäre nur so aus ihr herausgebrochen. Bitter aufweinend fügte sie hinzu, es täte ihr leid, daß sie sie hätte in ihre Seele sehen lassen.

„Liebes Kind,“ sagte Adam, „glaube uns; wir, deine Mutter und ich, wissen dein Leid, ohne daß du davon redest, und leiden mit dir, und glaube mir: ach, wie gern hülften wir dir! Hast du einen Wunsch, den wir dir erfüllen können, so sage es.“

Unterdessen stiegen die Qualen des Krieges immer weiter. Er wurde immer breiter. Es war, als wenn er die ganze Menschheit fressen und verderben wollte. Es gab viele im Kirchspiel, die glaubten, daß er zehn oder zwanzig Jahre dauern würde und daß von den sechshundert Männern, die im Felde standen — es war die ganze rüstige Mannschaft — keiner wiederkommen würde, sondern daß alle in die Ewigkeit gingen. Wenn einer im Laufe der Unterhaltung etwa das Wort sagte: „wenn wir siegen“, dann sagten die andern bitter: „Wenn wir siegen . . wenn wir siegen . . wird das noch ein Sieg sein? Wird das, was nach diesem Kriege kommt, noch ein Sieg sein?“ Aber dies

alles, dieser Jammer und diese Angst, die von den Fronten her kam, war nun in diesem letzten Jahr nicht mehr die einzige und schlimmste Qual der Menschen; es kamen andere, schlimmere hinzu. Die Höfe der Bauern, die Läden der Krämer waren nun leer und leerer geworden, und es mangelten die nötigsten Dinge. Brot, Kartoffeln, Mehl, Fett waren nur in geringsten Mengen da, nur von einem Tag zum andern, und das wenige, was man bekam, war meist nur mit beschämendem Bitten zu erlangen. Wie darben die Menschen; auch die Menschen auf dem Lande! Wie kläglich die Ernährung! Wie dürftig die Kleidung! Wie nahm der Glanz der Augen ab; wie erstarrte das letzte Lachen im Land! Wie blaß wurden die Kinder, wie mager und müde die Alten, wie tiefstehend waren die Augen der Schwängern! Wie schlichen Krankheit und Tod ins Volk und nahmen überhand. Die Alten wurden früher welk und sanken ins Grab. Die Grippe schwächte unzählige, tötete viele. Die Tuberkulose, durch gute Ernährung und Reinlichkeit der Wohnungen fast erloschen, erschien wieder, besonders bei den Kindern.

Und als es so weit war, daß es im Land vom nötigsten zu wenig gab, als auf der einen Seite der Menschen die Not des Verhungerns, die qualvolle Sorge um hungernde, frierende Kinder und darben alte Eltern stand, und auf der andern Seite die Möglichkeit und Gier, mit Hilfe dieser Not sich zu bereichern, da kam der Verfall des alten redlichen Verkehrs und Handels, der Verfall des Vertrauens, des Mitleidens, des Helfens, ja aller alten, vornehmen Sitten. Genau wie der Mangel stieg und die Not, so stieg der Schmutz. Ach, wir hatten gemeint, wir wären ein

sauberes Volk, leidlich rein bis in die Tiefe, bis an die Thür der Zuchthäuser und der Hurenhäuser und bis an die Türen des armen und reichen Pöbels. Aber welchen Schmutz hatte, versteckt und bedeckt, noch in unzähligen Seelen gelegen, und wie manchen, der von Haus aus nicht schmutzig war, trieb nun Not und Angst um seine Lieben, oder die Gier, nun für die Seinen, die er liebte, Reichthum und breites Leben zu erreichen, daß er mit in den Schmutz langte. Das trieb wieder andere Hunderttausende an, daß sie bitter wurden, und auch rücksichtslos. Und so fraßen Übertretungen der Gesetze, der guten Sitten und des Anstands immer weiter und tiefer in die Masse des Volks hinein.

Und als es so weit war, da zogen von Hamburg und Kiel her die armen Hungernden, meistens Mütter, darunter viele aus vornehmen Familien, über das ganze Land, mit dem Rucksack auf dem Rücken, müde, entkräftet, mit offenem Mund und blauen Adern an den Schläfen. Sie saßen auf den Steinhaufen am Weg, fielen auf den Bänken vor den Höfen nieder, erhoben sich wieder mühsam, und erschienen an den Türen der Bauern und bettelten unter Tränen und mit schamroten Wangen um ein wenig Mehl oder Kartoffeln oder gar ein wenig Fett. Sie machten sich todmüde nach der Stadt zu wieder auf den Weg, überfüllten und überstürmten die schmutzigen Züge und kamen mit dem geringen, so elend Erworbenen zu den Ihrigen zurück. Und neben ihnen und unter sie gemischt kamen andre . . . immer mehr . . . immer mehr . . . dunkle Existenzen, und verbreiteten sich über das Land: Schleichhändler und Schieber, Diebe und Einbrecher, De-

ferteure und Bagabunden. Einige waren frühere Eingeseffene des Kirchspiels; der Verfall ihres Vermögens oder eine sittliche Niederlage hatte sie in die große Stadt getrieben. Jetzt erschienen sie wieder, wanderten zuerst, den Kopf zwischen den Schultern, den Straßenrand entlang; bald aber gingen sie mitten auf der Straße und sahen frech in alle Fenster; und bald gingen sie von Haus zu Haus und traten frei und laut ein, und kauften, und kamen zu andern Häusern in der Nacht, und fanden eine Seitentür offen, und gingen schwer beladen in die Stadt zurück, und brachten denen, die Geld hatten, Nahrung, und raubten es denen, die arm waren. Zuerst tadelten fast alle dies heimliche Treiben und hielten es sich von der Tür; andre wieder lobten es, und prahlten mit den Preisen, die sie bekommen hatten, und beruhigten ihr Gewissen, indem sie riefen: „Es ist ja doch alles Schwindel. Was ist denn ehrlich? Sind die Gesetze nicht dumm? Soll man dummen Gesetzen gehorchen?“ Und allmählich taten es die meisten, die nötige Güter erzeugten oder besaßen. „Was sollen wir es dem Staat geben,“ sagten sie, „dürfen wir Vertrauen haben zum Staat? Gibt der Staat es an die Rechten? Ach, was hören wir von dem Leben dieses und jenes Beamten, dieser und jener Behörde? Was erzählen unsre Leute von dem reichen Leben der Offiziere?! Ach, es ist alles Lug und Trug! Laßt uns sehn, daß wir Geld verdienen. Laßt uns diese, vielleicht einzige Gelegenheit unsres Lebens, um zu Geld zu kommen, ausnutzen, daß wir haben, wenn wir alt sind.“

Es kamen immer neue Gesetze; es prasselte Gesetze. Aber sie trafen entweder daneben und vermehrten die Ver-

wirrung und lockerten das Gefüge des Volkes weiter, oder sie wurden nur von den Guten befolgt. Die Schlechten und Verantwortungslosen gehorchten ihnen nicht, und standen sich viel besser dabei. Bald hatte jedes neue Gesetz genau die entgegengesetzte Wirkung, die es haben sollte: es half den Bösen, und schadete und schwächte, beraubte und mordete die Gutwilligen. Und so wuchs die Frechheit bei den Habfüchtigen und den Böswilligen und bei der besitzlosen Jugend der großen Städte, welche sowohl ohne Schule wie ohne Vater aufwuchs, und Gleichgültigkeit, Mißtrauen, Wirrheit und Dumpfheit bei den Zahllosen, die guten Willens gewesen waren.

Allmählich breitete sich bei den unzähligen Menschen, auch gutgearteten, die dunkle Idee aus und nahm immer mehr Raum ein: es ist alles irgendwie falsch, unklar, unecht, verschroben. Das Volk hatte, soweit es sich vergangener Zeiten erinnerte, immer in einem wohlgeordneten, saubern Staate gelebt. Nun, da von allen Seiten Unordnung und Schmutz, Mißtrauen und Verbrechen aufstieg, wurde es von Grausen ergriffen und von Verzweiflung gepackt. Es ist alles Trug und Irrtum, und ganz und gar unhaltbar. Und darum wird es nicht eher besser, als bis alles, alles, was ist, erst einmal zusammenfällt. Ja, mit einem großen Krach und Zusammenbruch! Ja. Und dann muß von unten herauf alles wieder neu aufgebaut werden, von unten herauf, auf Armut, Natürlichkeit und Wahrheit. Diese Idee fraß immer weiter um sich, besonders im Heer, in der Etappe und unter den Arbeitern der großen Städte. Und es wurden auch viele edle Naturen von dieser Idee ergriffen, die oft aus der Verwirrung und Ver-

zweiflung eines reinen Gemüths entstand. Auch auf dem Lande gewann sie Anhänger.

Der kleine Natje Stamp, Adams Jugendfreund, der sein Amt aufgegeben hatte, war ganz in ihr befangen. Er kam, meist allein, oft in Begleitung des Langhaarigen, in seinen großen Stiefeln, staubbedeckt, über die Heide, und suchte Adam für seinen Gedanken zu begeistern. „Es muß alles zusammenstürzen,“ sagte er, „und dann müssen wir auf reinem Grund ein neues Europa bauen.“

Er war trotz seiner Rundheit so schwach und entkräftet, daß er sich auf dem Stuhl nicht halten konnte, sondern auf dem Sofa liegen mußte; aber seine Seele sah nun das Reich der Heiligen und Armen dicht vor sich und seine Kinder-  
augen waren voll Feuer.

Holgersen hob den Kopf höher. Als er damals im Anfang des Kriegs von der Front zurückgewiesen war, hatte er den scharfen grauen Kopf noch eine Zeitlang geduckt gehalten, als stände er unter Gewittern. Die Begeisterung und der edle Schwung eines ganzen Volkes war dem alten Soldner und Abenteurer unbegreiflich, ja unheimlich. Aber je tiefer das Volk in Not sank, desto lebhafter und munterer wurde er. Es war, als wenn es ihn trunken machte. Es wurde wohl hier und da geklagt, daß sich so viele dunkle Erscheinungen bei ihm ansammelten; aber die vielen, die an die Schleichhändler verkauften und die sich vor ihm und anderm Gelichter fürchteten, lobten ihn im Gegenteil, zuerst heimlich, bald mit Frechheit in aller Öffentlichkeit; denn man fing an, über die Geseze zu lachen. Einige besuchten ihn abends und brachten ihm schwere Säcke mit Verkauflichem; andre fingen mit ihm

und seiner Freunde Vermittlung einen kleinen Handel an. Auch der alte Großvater im Pastorat, der bisher der Gegner Holgersens gewesen war, fing an, gut Freund mit ihm zu werden, und schlürfte oft des Abends auf seinen Filzschuhen nach der Küsterei; und bald hörte Adam, daß er sich an einer kleinen Schleicherei in Öl und Fett beteiligte, und daß er Geld ausgab und einnahm, und, wie es schien, gar über ein kleines Kapital verfügte. Über all diesem Handeln und Besuchen wuchs Holgersens Ansehen. Man hielt ihn für einen gewichtigen Mann mit vielen Beziehungen und es ging oft hoch her in seiner blaugefalkten niedrigen Stube. Die Besenbinder hatten eine Wirtschaft an der Grenze der Heide bestohlen und lieferten eine ganze Tonne guten Wacholderschnaps, und die große Margret tanzte und wogte in ihren breiten niedrigen Schuhen laut lachend und singend vor ihnen. Bei solchem Glanz und Ansehn wuchs seine Freude, sich an der andern Menschen Betroffenheit und Angst, Gram und Not zu weiden. Der Kirchenbaumeister erschien bei manchem dieser Gelage, offenbar auf Befehl Holgersens, und sah in Angst auf sein Gesicht. „Was nun für Not, Siewert,“ rief er, „nun geht bald alles drunter und drüber, und dann ist der der Größte im Kirchspiel, der das meiste verbrochen hat! Hast du was verbrochen? Kannst es nun bald offen sagen! Was siehst du mich so ängstlich an? Seht, er hat etwas auf dem Herzen! Als wenn er einen umgebracht hätte! Wen hast du umgebracht?“

„Küster, Küster,“ schrie Siewert, und reckte alle Finger hoch.

Eines Tags ging Adam auf seinen Hof. Der Kirchen-

baumeister hatte gehofft, daß sein einziger Sohn — die Mutter war schon lange tot — nicht an die Front kommen würde, da er kaum achtzehn Jahr und stark plattfüßig war. Nun war der Junge dennoch aus der Garnison gekommen, um zu melden, daß er morgen wieder fahren müsse, und zwar geradeswegs zur Front. Adam wußte, wie der Mann an seinem einzigen Kind hing. Alles, was er zusammengegeizt und =gegiert hatte, war für dies Kind bestimmt, hatte nur Sinn und Wert, wenn es einst diesem Kinde zufiele. Und nun sollte es in Feuer und Tod. So wollte Adam ihm einige freundliche Worte der Ermunterung sagen. Er ging über die stattliche Diele, an deren Wänden alte blanke Möbel standen, sah in verschiedene Stuben und fand niemand. Zuletzt fand er die beiden in der Schlafstube des Vaters vor aufgerissenen Schränken und umherliegenden Schriften und Büchern. Der Kirchenbaumeister atmete mühsam, seine Augen waren weit und angstvoll geöffnet; der lange, ungeschickte Junge, das Kind eines geistig trägen Weibes, das der Vater einst wegen ihres Vermögens geheiratet hatte, sah dumm und gleichmütig darein. Der Kirchenbaumeister versuchte, ihm die Bedeutung und den Wert der einzelnen Papiere und Zahlen klar zu machen, offenbar für den Fall, daß er stürbe, während der Sohn im Felde wäre. „Diesen Schuldschein mußt du dir voll bezahlen lassen . . . dieser ist nicht vollwertig . . . 70 % . . . damit sei zufrieden; mehr als 60 gab ich selbst nicht dafür . . . Sieh, ich habe es hier aufgeschrieben . . . Verkaufe nicht die Aktien dieser Bank . . . hörst du?“ Alles kurzatmig und wie geheßt. Als Adam eintrat, setzte er sofort sein altes unsicheres, freundliches Lächeln

auf und sagte: „Mein Sohn muß morgen früh wieder fahren . . . es hat Eile.“

„Ihr regt Euch zu sehr auf,“ sagte Adam. „Wie wollt Ihr bestehn, wenn er nun im Feuer ist?“

Siewert sank auf den Stuhl nieder und sah über die Papiere und dann auf seinen Sohn, der verlegen auf den Tisch sah, und sagte mit verzweifelten abwesenden Augen: „Wenn er im Feuer ist . . .? Im Feuer . . .? Das weiß ich nicht.“

„Wir müssen es alles Gott überlassen,“ sagte Adam, „nicht unserm Rechnen.“

„Ich glaube an Gott,“ sagte er, indem er die Hände rang. „Ihr wißt es, ich glaube an ihn . . .; trotz meines . . . meines . . . Lebens glaube ich an ihn und hoffe auf seine Barmherzigkeit, die ich jede Nacht anrufe. Ich sündige,“ sagte er mit lautem Stöhnen . . . „ich irre . . . ah . . . böse Gedanken schlagen wie Wellen über mir zusammen . . . und doch glaube ich, und will und muß Gottes Kind sein. Wann nimmt die Qual ein Ende, Pastor Barfood? Komm' ich hier damit zu Ende oder erst dort?“ Er hatte die letzten Worte geschrien; die Angst um seinen Sohn riß ihm das Herz auf, daß es weit offen stand. Er stand auf und ging taumelnd die drei Stufen hinauf, die nach der sogenannten Kellerstube gingen; von dort klangen Hammerschläge.

„Was wird dort gearbeitet?“ fragte Adam den Sohn.

„Ach,“ sagte der Junge gleichmütig und faul. „Vater und Ihr Schwiegervater sind da bei einer Arbeit.“

Adam stieg die Treppe hinauf und trat in die Kammer und fand seinen Schwiegervater an einem Gewirr von

feinen stählernen Ketten schmieden. Der Kirchenbaumeister stand in der Ecke gebeugt über einem Pfannenfeuer und bewegte einen kleinen Blasebalg. Aber die Luft in seiner Brust atmete schwerer als die in seiner Hand.

„Was sind Sie neugierig!“ sagte er kläglich.

„Ich will wissen,“ sagte Adam, „was mein Hausgenosse treibt.“

„Ach . . . du!“ sagte der alte Mann mit einem verächtlichen Blick.

„Wir machen einen Harnisch,“ sagte der Kirchenbaumeister mit verzweifelten Augen, indem er das klägliche Gewirr der Ketten mit seinen Augen durchbohrte; „Ihr Schwiegervater hilft mir . . . es ist ein Patent aus Hamburg . . . Kommt er nicht wieder . . . kommt er nicht wieder . . . so ist alles vergeblich gewesen . . . alles.“

„Ich mach' es so genau und dicht,“ sagte der alte Mann eitel, „da geht keine Kugel durch.“

Adam machte sich davon.

Am andern Tag, gegen Abend, ließ Holgersen den Kirchenbaumeister zu sich kommen; im Garten stand eine ganze Schar unbekannter Menschen und schossen mit Pistolen nach einer der Kirchhofseschen. „Sieh,“ sagte der Küster, „dein Junge hat uns den Harnisch, den Ihr geschmiedet habt, zur Probe hiergelassen.“ Der Harnisch hing kläglich zerfetzt an einem Rest seiner Drähte am Eschenstamm.

Siewert schlug die Hände vors Gesicht und schrie: „Wofür das alles? Wofür?“ und lief davon.

Gegen die andern Menschen war Holgersen noch vorsichtig; aber auch gegen sie wagte er sich mehr und mehr

heran. Er sprach spöttisch und schlecht von allem, woran noch Glaube und Hoffnung sich klammerten, und verwirrte und verdunkelte den Menschen das trauernde, ja, verzweifelnde Herz. Jeden bösen Bericht, jede niederschmetternde Kunde, jedes Mißtraun hauchte er auf. Er kam in eine Zeit schönster Blüte. Er fraß das Unglück seines Volkes und wurde fett davon; und spie es wieder aus, mit Galle vermischt. Wenn ein Begräbniß gewesen war, und sie noch am Grabe standen, redete er nach seiner Weise mit den Leuten, und Adam konnte ihm das Wort nicht verbieten. Einmal sagte er an einem Grabe — es standen lauter einfache Leute aus einem entlegenen Moordorf da — so wie beiläufig: „Neulich war einer aus Hamburg bei mir, ein Soldat. Was der von der Front erzählte! Es ist alles Ungerechtigkeit und Mißwirtschaft! Da ist keiner, der noch Lust und Mut hat.“ Er sagte: „Es ist denen da draußen schon ganz gewiß, daß Deutschland den Krieg verliert. Und ihr lest ja auch in den Zeitungen, daß unsre Front im Weichen ist.“

Adam drehte sich um und sagte mit fester Stimme: „Ich denke, der Mann hat Euch nicht die Wahrheit gesagt, Küster. Wenn es aber dennoch unser Schicksal wäre, so werden wir es früh genug erfahren. Wahrhaftig, wir sind alle genug in Not; und Ihr wißt, daß dieser Mann da, mit dem Ihr redet, vor vierzehn Tagen seinen Sohn verloren hat. Ihr braucht es nicht noch schlimmer zu machen.“

Ein andermal sagte er an einem Grabe: „Gestern war ein Mann hier, der es wissen muß, der sagte, daß unsre Regierung Schuld am Kriege hat, und sie ganz allein.“

Adam, der es hörte, fuhr auf und wurde wild: „Das ist eine Lüge, und nehmt Euch in acht, sie weiter zu verbreiten. Niemals hat unser Kaiser und unsre Regierung den Krieg gewollt.“

Ein andermal hörte er ihn nach einer Auktion, die in der Diele des Wirthshauses gewesen war, zu den Leuten sagen: „Habt ihr schon gehört, daß sie in Wilhelmshaven Revolution gemacht haben? Diesmal haben sie sie noch unterdrückt. Dreihundert sind erschossen; und drei lange Züge mit Gefesselten sind nach Berlin gebracht. Aber dreitausend sind heimlich bereit, es noch einmal zu versuchen; und dann werden die andern gefesselt und getötet werden. Unter den Matrosen ist nur eine Stimme: der Kaiser und alle Fürsten sollen abgesetzt werden, und viele sagen, sie sollen gehängt werden.“ Adam fuhr jäh herum und sagte mit starker Stimme: „Das wird nicht geschehn, Küster! Das Geschlecht des Kaisers steckt viel zu tief in der deutschen Geschichte! Sicher, nach hundert oder zweihundert Jahren, wird es mit ihm zu Ende gehn wie mit allem Irdischen; aber noch hat es seine Aufgabe am deutschen Volk nicht erfüllt. Aber auch, was Ihr sonst erzählt, ist übertrieben. Wir kennen doch manchen Matrosen: den und den und den, die glauben an unsre reine Sache und an den Sieg.“ Aber Holgersen lächelte nur höhnisch und zuckte mit den hagern Schultern, und sah die Leute an und warf höhnische Blicke nach Adam; und die einzelnen Leute dachten: wer weiß, vielleicht hört er doch die Wahrheit und weiß mehr als wir alle.

Er ging oft tagelang nach Hamburg. Wenn er zurückkam, war er voll von schrecklichen Dingen und bösen Nach-

richteten über Unruhen und den nahen Zusammenbruch der Front. Dazwischen verschwand er für Tage und Nächte in den weiten Niederungen, die sich wieder mit Herbstwasser bedeckten, und durchzog sie, die Flinte auf der Schulter, den langen Klüwerstaken, mit dem er über die Gräben sprang, in der Hand, zwei Ottern hinter sich, die ihm wie Hunde folgten. Obgleich viele Menschen ihn brauchten und alle ihn fürchteten, wurden in dieser Zeit die Gerüchte über ihn lauter und böser. Es war, als wenn die Sichtbarkeit, in die das Böse in dieser Zeit überall trat, die Augen der Menschen schärfte, daß sie nun auch vergangenes Böse deutlicher erkannten. Es wurde erzählt, daß er viele Jahre lang bis zum Ausbruch des Kriegs mit einem Begleiter Streifzüge durch die Provinz gemacht hätte, ja bis Jütland hinauf und bis tief in Hannover, und Einbrüche versucht und gemacht hätte, besonders in Kirchen und Schlösser, wozu denn weniger Geldgier als vielmehr Abenteuererblut und eine Bier nach schönem goldenem Gerät ihn getrieben hatte. Allmählich entstand denn auch das Gerücht, daß der schmale, zarte und vornehme Kirchenbaumeister ganz in seinen Händen wäre und, von seiner maßlosen Habgier getrieben, der Begleiter auf jenen Fahrten gewesen wäre und auf ihnen wie eine Otter apportiert hätte.

Im vierten Jahr stieg mit dem Mangel und der Kälte die Dunkelheit in den Seelen immer mehr. Es war, als ob Asche auf das Land gefallen wäre, auf dies bisher so freudige, ernste, lebensmutige, tapfere Volk. Wo ist noch ein Gutes im Menschenleben? Wo sollen wir irgendeinen Glauben hernehmen . . . an die Regierung, an die Volks-

genossen, an das Vaterland, an die Menschheit?! Und was haben wir der Menschheit in der weiten Welt getan? Ist sie verrückt geworden? Und wer hat sie verrückt gemacht, wenn Gott es nicht tat? Sind wir ein kriegslüster-  
 nes, ein grausames, ein verlogenes Volk? Wir, die wir uns für das reinste und gütigste Volk der Erde hielten? Die ganze übrige Menschheit ist sich einig geworden, ist besessen von der Begier, irgendein Brudervolk auf die Knie zu zwingen, und ihm sein Gold, seine Schiffe, sein Land und seinen Fleiß zu rauben. Wer ließ das zu? Warum ließ Gott das zu? Ja, warum? Ist das sein Wille? Blühen die Blumen noch? Und segeln die weißen Wolken noch mit dem Wind? Spielen die Kinder noch unter den Linden, und werden im nächsten Jahr noch Hocken stehn auf dem Feld zur Erntezeit? Die Greise, die fast alle ein mühsames Leben hinter sich haben, waren in tiefer dumpfer Trauer. Was sollen wir noch leben? Wir sind in diesem hungernden, frierenden Volk nur noch nutzlose Platzhalter. Die Eltern waren in trüber Bedrängnis: wie sollen wir je wieder froh werden? So lange wir leben, werden wir nie die jungen Toten und dies Unrecht der Menschheit vergessen. Die jungen verlassenen Weiber gingen verstört ihrer Arbeit nach, die Augen verweint und trübe von durchängstigten Nächten oder quälender Sehnsucht. Die Kinder sahen uns scheu und fragend an. „Warum ist Krieg . . . und was ist Krieg? Und wann wird Friede . . . und was ist Friede?“ Wir aber wagten nicht, ihre Blicke zu erwidern, sondern sahn zur Seite, denn wir schämten uns der Menschheit, daß wir, die Erwachsenen, die Erde so schlecht verwaltet hatten, daß dieser

Wahnsinn und unnatürliche Totentanz möglich war und kein Ende nahm.

Besondere Not hatte Adam mit dem südlichen Zipfel des Kirchspiels, wo in einer Reihe dürftiger Häuser, die von dem lieblosen, ja gemeinen Willen eines Fabrikanten an die Landstraße gesetzt waren, fünfzehn Familien von Zigarrenarbeitern wohnten, die für sich und ihre Familien ihre Arbeit aus Hamburg bezogen. Man nannte diese Häuser wegen des Berufs ihrer Bewohner und wegen der elenden viereckigen Form die „Zigarrenkisten“. Die Frauen in diesen Häusern — die Männer standen seit Jahren im Feld — waren von Anfang an freundlich gegen Adam gewesen; denn er hatte kein Hehl daraus gemacht, daß er diejenigen verdammt, die ihnen für ihre fleißige Arbeit diese Häuser und dies Dasein verschafften. Ja, er schimpfte und wetterte gewaltig darüber. Sie hatten auch gemerkt, daß es ihm selbst kümmerlich genug ging. Aber während er vor dem Kriege bei mancher guten Unterhaltung bei Tausen und Trauungen mit ihnen über ihre Zustände und Hoffnungen hatte reden können, wurden sie im Lauf des Krieges von Jahr zu Jahr bissiger und bitterer. Und es war nicht zu verwundern. Wie trübselig ihr Leben! Arbeiten, arbeiten . . .! und wo eine Freude? Die Augen der Kinder wurden größer und größer, die Wangen blasser. Einige fingen an zu husten, und der Husten wollte nicht wieder weichen. Und dabei waren sie immer voller verwunderlicher dumpfer Fragen. „Mutter, was waren das für Dinger . . . manchmal waren sie rot, manchmal waren sie gelb. Sie schmeckten so gut; sie waren grade eine Hand voll.“ „Das waren Apfel.“ „Mutter, wer ist denn

die nun auf?" „Die frißt der Kaiser!“ „Mutter, früher gabst du uns zuweilen in der flachen Pfanne so runde gelbe Dinger . . . ach, wie die schmeckten! Warum tust du das nicht mehr . . .? Ach ja, und nun weiß ich, es gab Zucker dazu . . .! Wie hießen sie noch?“ „Das waren Pfannkuchen. Aber jetzt habe ich kein Mehl und Fett und kann sie nicht backen.“ „Mutter, wie war das noch, als ich ganz klein . . . ganz klein war . . . es ist schon hundert Jahr her, glaube ich . . . da war Vater doch immer bei uns . . . er saß da und arbeitete . . . oder habe ich das geträumt . . .?“ „Ja, das war so. Damals hatten wir Frieden.“ „Friede? Was ist Friede, Mutter? Wo ist der Friede denn jetzt, Mutter?“ „Den hat der Kaiser gefressen . . .“ „Mutter, Anna sagt, früher hätte es Brot gegeben, das ist weiß gewesen. Ist das wahr, Mutter . . .? Wer ist denn nun all das schöne Brot auf?“ „Das frißt der Kaiser.“

Immer der Kaiser, der Kaiser! Die Regierung! Sie richteten immer. Sie verurteilten immer und alles. Sie schimpften auf die Offiziere, die Beamten, die Bauern. Von den Bauern sagten sie, daß sie sich, während alles hungerte, dick und dumm fräßen. Sie sagten, daß die Bauern, die in der weiten Niederung auf den großen breiten Höfen wohnten — die Speckseiten, wie sie sie nannten — alle überreichlich hätten, aber nichts abgaben. Sie verurteilten alles. Sie ließen nur eins in der ganzen Menschheit bestehen, in allen Ländern, auf der ganzen Erde: das einfache, mühselige, von allen Besitzenden für ihre Zwecke ausgenutzte Volk; und daneben noch einige wenige Ausnahmen, zu denen sie Adam rechneten, denn — so drückten sie sich aus — der hat auch seine Not und fühlt mit uns.

Was hat der alte Adam mit ihnen geredet! Wie tritt er gegen ihren Glauben, daß der Krieg von diesem oder jenem verschuldet wäre. „Dieser Krieg,“ sagte er, „kommt, wie alle Kriege, aus der immer noch tierischen, neidischen, habfüchtigen Menschennatur, die noch veredelt werden muß.“ Er gab ihnen zu: „Ja, die Menschheit wird in der That schlecht verwaltet. Der hat viel Schuld und jener; aber die größte Schuld haben wir alle, das ganze Volk gleicherweise, auch ihr Arbeiter, daß ihr es so lange, und viel zu gleichmütig und vertrauensvoll mit angesehen und geduldet habt.“ Was hat er geredet, um ihnen wieder Glauben an die Menschheit und an die Zukunft beizubringen! Wie zeigte er ihnen, daß die Sache der Arbeiter in den letzten fünfzig Jahren doch vorwärts gegangen wäre! Wie bewies er ihnen, daß es mit dem Christentum, das sie bis zum Krieg mit gleichgültigem Achselzucken beiseite geschoben hatten, seit dem Krieg aber verachteten, noch nicht zu Ende ging, daß im Gegenteil dieser Krieg beweise, daß die Menschheit es eben noch nicht begriffen und erreicht hätte. Wie malte er ihnen das Bild, das der Heiland vor seiner Seele gesehen hatte, das Bild einer brüderlichen Menschheit, eines einigen brüderlichen Europas! Seht, er malte ihnen ihre eignen Zukunftshoffnungen. „Arbeitet an euren Seelen,“ rief er ihnen zu, „und an Verwandten und Freunden, daß ihr und wir alle, unser ganzes Volk, wacher, klarer, reiner und vornehmer werden.“

Aber eines Tages, als er noch so mutig gegen die immer höher steigende Not antritt, wurden er und Gude von einem neuen Leid getroffen. Der Hof, auf dem Abel ar-

beitete, war nun im vierten Jahr in den Händen der Frau, die trotz Abels Hilfe der Arbeit auf den Feldern und an den fünf Kindern nicht gewachsen war. Die Wege des Hofes wurden schlecht und fast unwegsam, Hecken und Pfähle hingen schief, und jedes Handwerkzeug war rostig und hinfällig geworden. So war es im ganzen Land auf allen Höfen. Als Abel nun eines Tages, neben einem schweren Fuder Torf hergehend, den schlägrigen Weg entlang kam, während grade zwei der kleinen Kinder neben ihr trabten, lief das Rad neben ihr von der Achse, und der schwere Wagen neigte sich jäh zu ihr und den Kindern. Sie griff in ihrem mütterlichen Instinkt nach der Achse und der Runge über sich, und suchte mit übermenschlicher Kraft den noch fahrenden Wagen zu halten, ja zu tragen, bis die Pferde ständen und die Kinder in Sicherheit wären. Nachbarfrauen, die den Unfall von der nahen Straße her sahen, liefen herzu und erlösten sie, die noch immer wie versteinert den Wagen hielt, und mußten ihr die Hände lösen, die wie erkrampft waren. Am andern Tage hatte sie heftigen Schmerz im linken Knie. Als sie endlich einen Arzt fragen mußte, stand zuerst nur ein alter und stumpfer zur Verfügung. Als dann Dr. Schack, Adams Jugendfreund, der an Heedjes Lager gestanden hatte, von Urlaub kam und sie untersuchte, war es zu spät. Eine verletzte Sehne hatte sich verwachsen, und es blieb ein leichtes Hinken.

Sie selbst sagte kein einziges Wort über dies Unglück; aber die Eltern sahen an ihren tiefer sinkenden Augen, daß ihr Gemüt schwerer wurde, als es schon war. Die Arbeit schien nun das einzige, was sie noch mit dem Leben verband;

aber sie tat sie stumm wie ein Tier; und übertrieb es. Sie achtete nicht auf das Knie und noch viel weniger auf ihren Gang; und das Hinken, das erst leicht gewesen war, wurde sichtbarer.

Gude weinte viel über dies neue Unglück; und ihre bisher so gesunde und starke Natur, die nun zwischen einem frischen Grab und ihren beiden Knaben in Feuer und Not, und diesem unbewegten Gesicht Abels hin- und hergezerrt wurde, wurde unruhig, und ihre Augen bekamen etwas Angstliches, etwas Gequältes, gleich einem Kind, das nach zwei, drei harten Schlägen, die es bekommen, mit angstvoller Miene und Haltung weitere und schwerere erwartet. Auch Adam trug schwer an dem neuen Leid. Es kamen um diese Zeit auch wieder schwere Todesnachrichten von der Front, und er mußte schreckliche Gänge in viele Häuser machen.

Aber je größer das Leid wurde, das um ihn und auf ihm lag, um so stärker und breiter wurde er. Er wurde etwas kleiner — so kam es ihm selbst vor —, gewissermaßen etwas niedergedrückt von der Last; aber er wurde breiter. Er dachte: nicht den Mut verlieren . . .! nicht den Mut verlieren! Und ruhig und langsam sein! Dann kann ich es noch ertragen, und kann andern noch helfen. So ermunterte er sich selbst, von seiner guten Natur gewissermaßen unterfangen und getragen, von dieser Natur, die durch den angeborenen Glauben an die verborgene Harmonie der Welt in allem Dunkel ein Licht fühlte, das noch nicht erschienen war. Und so konnte er denn Gude und Abel, so oft er sie im Lauf des Tages sah, wie mit Händen tragen und, soweit es bei ihrer Natur möglich war, er-

heben, und all den andern helfen, über die Leid und Dunkel tiefer und tiefer sank. Ja, er konnte in alter Weise vor Gude prahlen. „Ein geringer Mensch,“ sagte er, „der in Not und Sorge zusammenbricht und in seiner Arbeit versagt. Ich bin, Gott weiß es, täglich, ja stündlich bei meinem toten Kinde und bei meinen Knaben im Feuer, und bei unsrer Abel; aber ich stehe doch, denke ich, in all dem Wirrwar, der um mich ist, meinen Mann.“

Sein Körper war blutarm und geschwächt. Die Beamten auf dem Lande waren weder selbst Landwirte, noch hatten sie, wie die Arbeiter und Handwerker, geschäftliche Beziehungen zu den Höfen. So waren sie besonders schlimm daran und mußten hart entbehren. Zweimal sank er ohnmächtig um und lag am Weg, bis er wieder zu sich kam. War er mit Mühe nach Hause gekommen, dann drängte die Zeit, daß er an die Predigt ging. Welche Mühe und Not, den immer mehr verzweifelnden Menschen das helle Licht des ewigen Gottes so schön vor die Augen zu stellen, daß sie nicht ganz in Nacht versanken. „Glaubt mir,“ rief er ihnen zu, „ich trage und fühle mit euch das große Leid, diesen Schmutz, Verwüstung, Brand und Tod rund um uns. Und doch glaube und sehe ich, wie aus diesen schrecklichen und unreinen Abgründen das neue Größere und Keinere entsteht, eine höhere und bessere Menschheit. So war es immer nach solchen großen Menschheitskatastrophen.“

Er glaubte noch an den Sieg, wenn ihm auch bewusst war, wie kläglich es nach solcher namenlosen Verwüstung aussehen würde. Der Gedanke an eine Niederlage kam ihm wohl zuweilen; aber er wies ihn von sich, als wäre es eine

Beschmutzung Gottes und des Weltlaufs, der ihm das Gericht Gottes war. Der so häufige Gedanke in der Bibel, daß der Stärkere, Weltläufigere und Bößere den irrenden Edleren unter die Füße bringt und dies auch seinem Volke geschehen könnte, dieser Gedanke, der ihm im Leben der Einzelnen so geläufig war, kam ihm nicht.

Aber dann näherte sich diese Stunde doch. Allmählich schien es, als wenn dies Land doch unterliegen sollte. Nahrung, Feurung und Licht gingen immer mehr aus, und es wurde immer dunkler und kälter. Wenn es noch ein sonniges Land gewesen wäre! Ein Land mit lauen Lüften und hellem, frohem Sonnenschein! Seht, dann hätten die Menschen es eher ertragen. Die Mütter in Italien und in Frankreich waren besser daran. Und die Mütter und Kinder der Feinde hatten Brot! Aber wir: Regen und Regen, Wolken und Wolken, Kälte, Krankheit und Hunger. Und den Fluch der Menschheit . . . Da ging aus das ewige Licht aus.

## Neunzehntes Kapitel

Es kam der Herbst und das langsame Weichen unserer Heere in schrecklichen schweren Kämpfen. Und dann am 3. Oktober das Angebot des Waffenstillstands auf Grund der vierzehn Punkte, das dann auch alsbald zugestanden wurde. Die Nachricht kam mit der Morgenpost ins Kirchspiel und wurde gleich von Haus zu Haus beredet. Wie atmete die Menschheit auf! Wer hatte denn noch an Landgewinn, an hohem Ruhm über alle Völker, an großen Sieg über England gedacht! Ach, wir hatten wohl lange gemeint, daß wir es verdient hätten, wir, die Unschuldigen, wir, die ausgeraubt werden sollten! Aber dieser hohe stolze Gedanke war allmählich zusammengesunken, und viel Mißtrauen gegen die eigne Regierung war breit geworden. Nein, es war gut so: keiner Sieger, allen Völker ihr Recht! O, der weise Mann, der weise und gerechte Mann! Der edle, große Mann... die Gerechtigkeit in Menschenerscheinung! O Wilson, Einrenter der wahnsinnig gewordenen Menschheit, du großer Irrenarzt! Dein Ruhm dauert ewig! Jede Mutter in Deutschland, die große Kinder hat, wird dich segnen, so lange sie lebt. Jede Mutter in Deutschland, die kleine Kinder hat, wird dich siebenmal segnen, so lange sie lebt! Ach, nun hat das schreckliche Morden ein Ende! Ach, nun hat das Hungern der Alten und der Kranken und der Kinder ein Ende und ihr langsames Sterben! O, nun kommen sie wieder, alle, die noch leben, und in Ehren, o, in hohen Ehren! Weite Ehrenpforten über jeden Weg! Händedrucke! Ihr habt

getan, was ihr konntet! O, Deutschland, hoch in Ehren!  
Nun kommen sie wieder, die noch leben, endlich!

Aber das Kämpfen ging weiter; schwere, ja gräßliche Kämpfe. Die Feinde machten Schwierigkeiten, wollten nicht an den Verhandlungstisch, hofften offenbar auf einen völligen Sieg. Nachrichten von täglichen, grausigen Kämpfen standen in der Zeitung; unser Zurückweichen wurde immer deutlicher; Nachrichten von schlimmen Zuständen in Heer und Etappe häuften sich. Einige Ältere, die zur Etappe gehörten, blieben über Urlaub, zuckten die Schultern und blieben. Einige Junge von der Front fuhren bis Hamburg und schrieben von dort, daß sie nicht wieder hinausgingen. Diese Nachrichten erschütterten die Menschen und verwirrten sie, und nahmen ihnen Tag nach Tag ein Stück der hohen Hoffnungen, die sie gehegt. Todesnachrichten schlugen in die Häuser hier und dort . . . vier, fünf, sechs.

Am 6. November, als Adam von einem Gang in ein Trauerhaus an der Leejen Au zurückkam, sah er einen Landmann, der auf seiner Hofstelle arbeitete, und wollte ihn fragen, ob er eine Nachricht von seinem Sohn hätte, der mit Hiller in demselben Bataillon in den Ardennen stand. Er sah auf, und sah Adam, und machte eine rasche Bewegung nach der andern Seite, als käme von daher ein Ruf oder sonst ein Geräusch, und tat, als sähe er Adam nicht, und ging dann hinter die Scheune und verschwand dort. Adam dachte, daß der Mann etwas gegen ihn hätte, und war einen Augenblick bitter gegen ihn, daß er sich so ohne Grund und Untersuchung von ihm abwandte. In Wirklichkeit wußte dieser Mann und das Kirchspiel, und

zwar schon seit drei Tagen, daß der muntere Hiller Barfood mit vielen seiner hellblonden Kameraden an einem Hügelabhang östlich der Ardennen getödet war, und daß auch Uwe Barfood nicht mehr lebte. Eine Lehrersfrau aus einem Nachbardorf hatte von ihrem Mann einen Brief aus der Gegend von Metz bekommen, daß er nach entseßlichen Wochen von Hunger, Schmutz und Kampf verwundet in einem Feldlazarett liege, und neben ihm, zerschossen und sterbend, Uwe Barfood. Am folgenden Tage, als Adam mehrere Briefe, die er in Angelegenheiten Vermißter nach Berlin geschrieben hatte, zur Post brachte, merkte er, daß auch der junge Amtsvorsteher ihm auswich. Die armen Menschen wagten nicht, ihm das Furchtbare zu sagen. Da ging er ihm nach, in den Glauben verbohrt, daß irgend etwas Ubles von ihm gesprochen würde, und stellte ihn mit bittern Worten zur Rede. „Was ist es,“ rief er, „daß Ihr tut, als sähet Ihr mich nicht, habt Ihr etwas gegen mich, so sagt es mir ins Gesicht.“

Da schüttelte es den Mann, er faßte ihn am Arm und streichelte ihn, und sagte ihm mit Thränen in den Augen, was er wußte.

Adam wußte nachher nicht mehr, wie er nach Hause gekommen war. Sein Körper wanderte; aber seine Seele flog, und konnte also nicht beim Körper sein. Er kam erst wieder zur Besinnung, als er auf der kleinen Bank saß, die zu Westen des Hauses im Schutz des Flieders stand, wohin selten ein Mensch kam; seine Knie waren schwach und der Atem war ihm ausgegangen; vor ihm stand der Lehrer und redete freundlich auf ihn ein; aber er konnte nicht darauf hören und antworten. Er sagte immer nur:

„Ihr Lieben! Ihr meine beiden Lieben! Ach, ihr lieben Geister, weint nicht so um sie! Seid nicht so schrecklich traurig; ihr habt es nicht ändern können. Ihr seid doch auch selig wie sie und wißt, daß es gut ist. Nun laßt das Weinen! Ach, nun seid ihr oben im Licht. Nicht mehr hier. Nicht mehr hier.“ Er verbeugte sich zweimal und sagte mit dunkler Stimme: „Gott ist weise. Wir sind alle dein; immer in deinen Händen, ich bitte dich für uns, für Lebendige und Tote . . . auch für die beiden Soldaten, die meine beiden lieben Kinder getötet haben. Denn auch sie haben geglaubt, für das Gute zu kämpfen, so wie meine beiden es glaubten.“

Der Lehrer bat ihn und sagte: „So ist es recht, lieber Nachbar. So ist es recht. Das sieht Euch ähnlich.“

Adam meinte in seiner Verwirrung, daß es Abel wäre — Abel war für zwei Tage zu ihrer alten Freundin nach Angeln gefahren — und sagte: „Wie sollen wir es Mutter sagen . . . weißt du das?“ Indem er das sagte, kam der Briefträger und brachte ihm sechs schmutzige Briefe und sagte kein Wort, und ging wieder.

Adam sah die Briefe an, und sah, daß drei von ihm selber waren und mit dem Vermerk „fürs Vaterland gefallen“ zurückkamen und die drei andern von fremder Hand waren. Der eine von Hillers Leutnant und der andere aus dem Lazarett in Meß von einem Sanitätsunteroffizier; der sechste von jenem verwundeten Lehrer. Er öffnete den Brief des Lehrers und las, was er wußte, und die beiden andern, und erfuhr, daß Uwe am neunten Tage nach seiner Einbringung ins Lazarett gestorben war. Er legte die Briefe neben sich und dachte wieder an Gude. Du

kannst es ihr nicht sagen. Nein, so etwas kann man einer Mutter nicht sagen. Nein, das tut man nicht. Ich muß . . . ich will zum Nachbar gehn und ihn um seine Flinte bitten und sie heimlich durchs Fenster töten oder heute nacht, wenn sie schläft . . . ja, das ist besser . . . denn dies darf sie nicht erfahren; es ist zu ungeheuerlich für eine Mutter. Und dann will ich selbst aus dem Leben gehn. Und er sagte Abel das in der Meinung, sie stände vor ihm.

Aber der Lehrer nahm seine Hand und sagte: „Lieber Nachbar, ich weiß, Sie haben schon viel Leid ertragen wegen andrer Menschen und auch im eignen Hause, und sind nur immer freundlicher und mutiger geworden.“

Adam sagte mit schwerer Stimme: „Ich habe wohl schon mehr Leid getragen und habe auch ein blühendes Kind begraben und nun meine beiden Söhne.“ Er atmete schwer und hoch auf, „aber was rede ich von mir! Arme Mutter! Arme liebe Mutter! Alte liebe Gude! So fröhlich und so jung, und nun dies! All dies neben mir. Weil sie mit mir ging.“

Der Lehrer drückte ihm die Hand und sagte: „Ihr glaubt, daß die, welche sterben, irgendwie in Gottes Hand sind.“

Adam erwiderte den Druck seiner Hand und sagte mit bewegter starker Stimme: „Ja, daran glaube ich. Ja, daran glaube ich . . . und ich weiß, daß dieser Glaube mich nie verlassen wird. Aber doch ist es schwer, die lieben Erscheinungen nicht mehr zu sehn. Aber was rede ich von mir! Wie soll sie es ertragen, die sie geboren hat? Ich weiß nicht, Nachbar, was ich tun soll. Es wird dunkel und Nacht. Ich darf es ihr jetzt nicht sagen.“

Der Nachbar ging weg, und Adam ging hinein und fand Gude vor dem Herd stehn und Abendessen machen. Er sah sie scheu an und dachte: wie ist sie blaß. Sie ist blaß von all den Sorgen um ihre Söhne; und sie schläft schlecht. Er half ihr in seiner Weise, indem er Teller und Messer hereintrug und dann aßen sie fast schweigend. Darauf wusch sie auf und er half ihr wieder, wie er es seit dem ersten Jahr ihrer Ehe zuweilen tat, wenn die Kinder nicht zu Hause waren. Danach gingen sie wieder in die Stube und saßen beieinander, er bei einem Buch, sie bei einer großen Decke, die für den Sofatisch bestimmt war. Er wunderte sich, daß sie nicht an dem Wollschal strickte, den sie Uwe schicken wollte, da es wieder gegen den Winter ging; aber er dachte nicht darüber nach. Wenn er sie verstohlen ansah, saß sie still, ihre Augen auf der Arbeit. Dann und wann hob ein tiefes Atemholen ihre Brust, die immer noch voll war, worüber sie einst in ihrer Jugend ebenso geklagt hatte wie Heedje. Als sie so zwei Stunden gefessen hatten, standen sie beide auf, und gingen in die Schlafstube und legten sich hin, früher als sonst. Sie lagen lange Hand in Hand, wie es meist ihre Gewohnheit war, dann zog Gude die ihre leise heraus und lag lautlos. Dann hörte er, daß sie weinte.

Er sagte: „Warum weinst du?“

Er hörte, daß sie zusammenzuckte. Sie sagte: „Ich meinte, du schliefest . . . Ich weinte um unsre Jungen . . . ich dachte, sie wären in großer Gefahr.“

Adam sagte: „Ja, Mutter, sicher sind sie das. Und wir beide müssen sehr stark sein . . . Ja, sicher sind sie täglich in sehr großer Gefahr.“

„Ja,“ sagte sie, „wir müssen auf alles gefaßt sein, wir beide . . . Du auch, Adam . . . hörst du?“ Und sie drückte seine Hand.

So lagen sie wieder eine Stunde oder zwei, da hörte er wieder durch den Regen, der eingeseßt hatte und fleißig gegen die Scheiben schlug, daß sie wieder weinte.

Er sagte: „Was weinst du, Mutter?“

„Ach,“ sagte sie, „mir war, als ich den Regen hörte, als wenn an die Scheibe geklopft würde, und ich meinte, es könnte einer unsrer Jungen sein, oder gar beide, die sich als Tote melden, auf dem Wege zu Gott; und ich war so bange, wie du das ertragen würdest. Du warst immer so stolz auf die Jungen, weil du so stolz auf dich bist, und meinst, du kannst was und bist was, und wärst denn nun ohne Söhne. Und ich fürchte, du würdest verzweifeln . . . und was sollte denn aus dir und auch aus mir werden. Darüber weinte ich.“

Adam sagte leise: „Ich werde nicht verzweifeln, Mutter. Ganz gewiß nicht.“

„Versprichst du es mir?“ sagte sie.

„Ja, ich verspreche es dir,“ sagte Adam.

„Dann will ich versuchen zu schlafen,“ sagte sie, „versuche du es auch.“

So lagen sie wieder eine oder zwei Stunden, da hörte er wieder durch den Regen, daß sie weinte.

Er sagte: „Was weinst du, Mutter?“

Sie erschrak wieder, und sagte: „Ach ich weinte . . . ich sah unsre beiden Jungen gefallen . . . es müssen ja so viele, viele fallen, hunderttausende, und andre Eltern

haben auch schon alle ihre Söhne verloren; warum sollen unsere Söhne verschont bleiben? Und da dachte ich, dann muß es so Gottes Wille sein. Es gibt ja auch viel mehr Tote und Geister, als es Lebendige gibt. Sicher. Hundertmal mehr. Und das Reich der Toten ist das Reich der Fortführung und Vollendung zu allem Guten. Und unsre beiden — das ist ganz gewiß — wollten nichts als das Gute und Liebe, für sich und für uns, und für das Vaterland und für die Menschheit: das dachte ich. Und da dachte ich: wenn sie gefallen sind, so will meine Seele sie im seligen Leben suchen und sich nicht fürchten . . . So dachte ich und war ganz getröstet, und weinte noch nicht. Aber da dachte ich an dich, und ich fürchtete, daß du nun an dein Blut in ihren jungen Leibern denken würdest und an ihre irdische Erscheinung und an die vielen, vielen Lieben, schönen irdischen Pläne und Hoffnungen, die du mit ihnen hattest, und daß du verzweifeln würdest, wenn du ihren Tod erfährst . . . und da weinte ich.“

„Mutter,“ sagte er, „ich habe dir versprochen, ich will nicht verzweifeln, ganz gewiß nicht . . . und nun verspreche ich es dir noch einmal.“

Sie schwiegen wieder und lagen wieder eine Stunde oder zwei. Da merkte er wieder durch den Regen, daß sie weinte und sagte: „Liebe Mutter, nun weinst du wieder. Wenn sie tot sind, so sind sie tot. Wir müssen es tragen. Wein' nicht so jammervoll.“

Sie erschraf wieder und sagte: „Ich sah sie beide tot und schon begraben, und nicht, wie die dummen Leute meinen, im Sarg, sondern in ihrem Mantel über den Kopf gezogen, daß die Erde nicht gleich auf das liebe Ge-

sicht fällt. Hiller lag auf freiem Feld begraben, an einem grünen Weg; Uwe in einem Grab neben andern in einer großen Stadt. Und ich war stark und konnte an ihren Gräbern beten: ‚Seid ihr gegangen? Seht, wir wandern noch eine kurze Zeit, dann ist auch unsere Lebenszeit vorüber. Es ist viel Freude, und mehr Leid gewesen. Aber wie Gott es gewollt. Es ist seine Sache und Verantwortung: wir wollen ihm glauben, daß er es gut mit uns meint und mit der ganzen Menschheit.‘ So dachte ich und war stark getröstet. Aber da mußte ich an dich denken, und ich sagte mir: er hat immer so stark an Gott und das Gute geglaubt. Wie konnte er schön und heilig und groß sprechen an den Gräbern, auch an Kindergräbern. Wie hat er noch an Heedjes Sarg voll großen Mutes gesprochen. Ja, er glaubt an das Leben . . . es sei nun hier der Wurm und der Mensch, oder es sei die Lerche in der Luft, oder es sei auf allen Sternen und Welten, die außer dieser noch Gott gehören. Wenn er aber nun morgen erfährt, daß seine beiden Söhne . . . beide, tot sind . . . von Menschen getötet . . . dann verzweifelt er vielleicht. Und was dann? Wenn er an Gott und Leben verzweifelt: dann ist er nichts, dann ist er gar nichts, dann ist es aus mit ihm und er greift nach dem Strick.“

Da sagte Adam: „Liebe Mutter, ich merke, du weißt, daß unsre Söhne beide tot sind.“

„Ja,“ sagte sie. „Ich weiß es. Die Lehrersfrau war bei mir und hat es mir gesagt, als ihr Mann mit dir auf der Bank saß. Sie meinte, ich könnte es besser tragen als du.“

„So,“ sagte er, „ich weiß es auch, Mutter.“

„So,“ sagte sie, „und nun mußt du dein Wort auch halten, das du gesagt hast.“

„Ja,“ sagte Adam, „das will ich.“

Und da weinten sie beide, und streichelten einander, und wachten so, bis der graue regnerische Morgen kam.

## Zwanzigstes Kapitel

Am Vormittag darauf hatte Adam viel Besuch aus den Dörfern, und konnte sich um die Frauen nicht kümmern; er mußte sich begnügen, Gude die Wangen zu streicheln, und Abel, als sie heim kam, und unter der Nachricht fast zusammensank, gute Worte zu sagen. Am Nachmittag — es regnete und wehte heftig — kam ein kleiner Junge, von Sturm und Regen durchnaß und vom Wegschmutz über und über bespritzt; er zog einen durchweichten Zettel aus der Hosentasche, auf dem die Bitte stand, Adam möchte mit einer alten Mutter, die im entfernten Moor wohnte und nicht sterben könnte, beten. Er nahm sogleich den Falar und das Gerät zum Abendmahl, sagte den Frauen, daß er gehn mußte und erst in der Nacht wiederkommen könnte, und machte sich mit dem Jungen auf den Weg. Er ging eine halbe Stunde durch das Seester Holz und das dahinter liegende Dorf in das Moor hinein. Dort wehte über die freie Fläche ein kalter Nordwest und der kleine Junge, der neben ihm trabte, hatte Mühe, die Hände und das Gesicht warmzuhalten und die Schafstiefel, die er offenbar von seinem größeren Bruder geerbt hatte, aus der Mudde zu ziehen. Endlich, als es Abend wurde und dunkel, erreichten sie das Haus, und Adam betete mit der alten Frau und gab ihr das Abendmahl. Dann sprach er noch eine Stunde mit ihren Kindern. Der Mann, rauh und grau, mehr ein struppiger Moorbusch als ein Mensch, erzählte mit langsamen Worten von seinem Ältesten, der schon vor vier Jahren gefallen war, und von den beiden

andern Söhnen, die noch im Feuer waren. „Wer weiß,“ sagte er, „ob sie noch leben.“ Nachher kam er auf seine Wirtschaft zu sprechen und sagte, daß sie ihm sein einziges Pferd als kriegstauglich weggenommen hätten und daß er daher ein Stück seines kleinen Besitzes ungepflügt hätte liegen lassen müssen. Hiervon sprach er immer wieder. Dies ungepflügte Feld vor seinen Augen lag ihm näher als die Gefahr seiner Söhne, die in der Ferne waren. Es ging ihm so nahe, daß ihn das Weinen ankam und er hinausging. Die Frau machte unterdes für Adam und den Jungen aus grauem Mehl, dünner Milch und Salz einen Pfannkuchen, den sie aßen. Als der Mann wieder hereinkam, erzählte er mit gleichgültiger Stimme, daß er heute morgen in der Stadt beim Apotheker gehört hätte, daß die Soldaten an der Front hüben und drüben von Gräben zu Gräben sich verbrüderten und rote Fahnen schwenkten, und daß in Kiel ein Aufruhr ausgebrochen wäre und daß der Kaiser geflohen wäre . . . nach Holland.

Adams Gemüt wurde hin und her gerissen; bald war es bei seinen toten Kindern, bald bei den beiden zu Hause; er hörte kaum auf das, was der Mann gleichmütig erzählte. Er raffte sich aber so weit auf, daß er sagte: „Ach nein, nein . . . das ist nicht wahr. Das ist Gerede. Es steht gewiß gefährlich um uns, ja, sehr gefährlich; aber unsre Front dreht nicht den Rücken und unser Kaiser läuft nicht weg . . . Ach . . . nein. Es kann wohl sein, daß wir noch weiter zurück müssen; ja, das kann sein . . . Aber wir haben ja die vierzehn Punkte, welche wir und unsre Feinde unterschrieben haben. Recht und Unrecht, Haben und Sollen, wird gerecht und redlich nach

diesen Punkten verteilt und abgewogen werden, und so wird es uns nicht schlecht ergehn. O nein!"

Da die Nacht dunkler wurde und der Weg durchs Moor so schlecht gewesen war, machte Adam sich nach der andern Seite auf den Heimweg, um die große Landstraße zu erreichen, die von Hambrug kommt. Als er auf der Stelle auf sie stieß, wo die sogenannten ‚Zigarrenkisten‘ standen, hatte er das Bedürfnis, einen kleinen Augenblick zu sitzen, und war froh, daß er trotz der späten Stunde — es war gegen Mitternacht — in einer Küche Licht sah. Er trat ein und bat die ältere Frau, die er gut kannte, ihm eine Tasse Kaffee und zwei Scheiben Brot zu geben, damit er wieder nach Hause käme. „Ich will Euch die beiden Scheiben übermorgen wiederbringen,“ sagte er.

Die Frau gab sie ihm gern, und erzählte ihm, während er das trockne Brot aß, daß die kleine kranke Nachbarestochter, von der er ja wisse, vor einer Stunde gestorben wäre. Sie käme eben grade aus dem Sterbehaus und wollte auch wieder dahin. Da stand er auf und ging mit der Frau in das andre Haus und fand die Mutter der Toten und einige andre Nachbarsfrauen damit beschäftigt, das etwa achtjährige Kind auf drei nebeneinandergestellte Stühle zu legen. Da sie nicht reichten, setzten sie einen vierten dazu. Es war ein langes, sehr mageres Kind.

Adam drückte der Mutter die Hand und sagte einige Worte des Mitleids und des Glaubens.

Aber die Frau zuckte die magern Schultern und sagte mit schrecklicher Bitterkeit: „An all das glaube ich nicht. Mein Kind da ist Mist und weiter nichts; und daß es nun Mist ist, das haben die Leute fertig gebracht, die uns

regieren. Denn wenn sie den Krieg nicht angefangen und in Gang gehalten hätten, hätte mein Kind nicht vier Jahre lang zu hungern brauchen. Wie hat es sich nach Mehl und süßer Speise gesehnt; aber es war kein Mehl und kein Zucker da! Und nach einem schönen Butterbrot! Wann haben meine Kinder Butterbrot zwischen den Zähnen gehabt? Ich habe gar nichts gegen Sie; ich weiß, daß Sie es gut mit uns meinen.“

„Ja,“ sagte die ältere Frau, die mit Adam gekommen war, „und was er sagt, das glaubt er auch. Und er selbst hat seine schwere Not, und gestern hat er die Nachricht vom Tod seiner beiden Söhne bekommen. Du solltest es nicht so weit von dir weisen, Male, was er dir sagt.“

„Ja,“ sagte die jüngere Frau wieder, „alles, was du sagst, ist wahr; aber ich für mein Teil glaube nicht, was er glaubt. Ich sage, mein Kind da ist Mist und weiter nichts, und das haben die verschuldet, die den Krieg angefangen haben und die ihn in Gang gehalten haben. Ja, das sage ich und dabei bleibe ich. Ich wollte bloß, ich hätte sie hier, den Kaiser an der Spitze, und könnte mein Brotmesser an ihnen auslassen; ich habe seit vier Jahren für mein Brotmesser viel zu wenig Arbeit gehabt. Nun, laßt meinen Mann und seine Kameraden erst wieder da sein!“

Adam hatte sich übermüde auf einen Stuhl gesetzt und sagte, indem er dem toten Kind über das helle Haar strich, mit vor Mattigkeit sacher Stimme: „Wir wissen alle nicht, was wahr ist; auch ich weiß es nicht. Ich weiß nicht mehr, als ihr beide. Es kann durchaus möglich sein, daß dies Kind mitsamt seiner kleinen Seele nichts weiter ist

als Erde . . . ja . . . es kann wohl sein, vielleicht ist es so. Der kleine Körper wird sicher verwesen und Erde werden. Ja, sicher. Jetzt sieht er freilich noch nicht danach aus; aber nach drei Tagen schon mehr als jetzt. Und es kann wohl sein . . . ja . . . daß auch seine Seele in ihm für immer erloschen ist, wie ein Flämmchen, das man zwischen Daumen und Zeigefinger ausdrückt; jedenfalls saht ihr nichts aus dem offenen Munde fliehen, als der Atem ausblieb. Ja, es kann wohl sein, daß alles tot, verdorben und aus ist, Leib und Seele. Ich will gar nicht dagegen streiten. Aber seht, es kann auch anders sein . . . wer kann es wissen? Es ist ganz gut möglich, daß die Seele, das wunderbare Feuerlein in ihm, doch hinausgeflogen ist, von uns ungesehen. Denn wie vieles mag sein, was wir nicht sehn. Wie voll von Wundern ist die Welt. Welche Weiten und Tiefen in der Schöpfung, die wir nicht kennen. Ja, es ist gut möglich . . . es kann wohl sein, daß von allen lebenden Wesen, wie Bäumen, Tieren und Menschen, wenn sie sterben, eine ewige geistige Kraft davon geht und sich mit dem allgemeinen Geist der Welt verbindet. Ja, das kann sehr wohl sein. Warum nicht? Das andre, daß dies Kind Erde ist, ist auch ein Glaube und kein Wissen. Das eine und das andre . . . es kann gleicherweise wahr oder falsch sein. Und der eine Mensch nimmt diesen, der andre jenen Glauben an, jeder nach seiner Natur, die in ihm ist. Gegen diese seine Natur kann man nichts, und muß man auch nichts unternehmen. Ist der Erdglaube Eure Natur, so ist nichts dagegen zu machen, so müßt Ihr zu all Eurem Unglück in dieser jammervollen Zeit auch noch dies Leid tragen. Aber ich halte für möglich, daß

dieser Erdglaube nicht Eure Natur ist; sondern Euch nur von irgendwelchen Menschen oder Zeitungen vorgeredet ist. Denn in den meisten Menschen wohnt von Natur nicht der Erdglaube, sondern der Lichtglaube. Was mich, Adam Barfood, angeht, so habe ich mich von meiner Kindheit an niemals zum Erdglauben gehalten, sondern immer zum Lichtglauben. Das, was wir Menschen Gott oder Schicksal nennen, hat mich am härtesten angefaßt. Ich habe, als ich heute abend von Hause fortging, die beiden letzten Menschen, die mir noch gehören, in Verzweiflung allein lassen müssen. Aber doch, obgleich ich immer noch frage und mein Leben lang fragen werde: Warum? Warum? dennoch bleibe ich bei dem Lichtglauben, und sage mit jenem alten frommen Menschen: Dennoch bleibe ich stets bei dir, Gott, und in dem Glauben an das ewig Gute.“ So sagte er mit fester, etwas müder Stimme, und sah dem Kind ins Gesicht; und da er in den Zügen noch die kleine Seele sah, die es bewohnt hatte, und sie im Geist hinaufsteigen sah, den andern zahllosen Seelen nach, die im Jammer dieser Zeit die Erde verließen, stand er auf und segnete das Kind, in eine große Erregung ausbrechend, mit den uralten hohen Segensworten der jüdischen und christlichen Religion. Die Frauen hörten still und weinend zu.

Als Adam nun wieder hinaustrat, um seinen Weg weiterzugehen, hatte der Regen nachgelassen und es war heller geworden. Als er einige hundert Schritte gemacht hatte, rief jemand hinter ihm seinen Namen, und er erkannte in einem Mann, der mit schwerem Rucksack beladen hinter ihm herkam, den Bruder jener älteren Frau, die ihm vorhin Brot gegeben hatte. Adam hatte ihn einige

Male gesehn und gesprochen. Es war ein kleiner, dürrer Handwerker aus Hamburg, der dort in seiner Partei, der Sozialdemokratie, eine kleine Rolle spielte. Er hatte sich einen Rucksack Kartoffeln zusammengeholt und wollte nun noch zum nächsten Bauernhof am Abstieg zur Niederung, um für sich und seine Kinder noch ein wenig Fett zu bekommen, wenn es möglich wäre.

Adam freute sich, daß er in öder Nacht und auf der nicht gefahrlosen großen Straße einen Begleiter hatte, und sagte es ihm. Das Männlein, entkräftet wie alle, ging schwer unter seinem Sack, atmete mühsam und stand zuweilen still, und sah dabei, wie Stadtleute tun, nach dem Himmel, an dem nun einige Sterne standen, und ging dann wieder tapfer weiter. Die Straße, in Friedenszeiten in der Nacht einsam, war jetzt ziemlich begangen. Dann und wann kamen Leute mit schweren Rucksäcken, meist müde magere Frauen, die sich stöhnend mit der allzugroßen Last schleppten; dann und wann ließen sie die Last sinken und standen an Bäume gelehnt, oder saßen auf Steinen am Weg; aber die hungrigen Augen ihrer Kinder, die sie im Geist sahen, trieben sie wieder hoch und sie ächzten weiter. Zuweilen kamen auch Leute, die heimliche und schlechte Wege gingen, einige Male beladene Wagen, mit raschen Pferden bespannt; die Führer sahen mit unsicheren Augen auf die beiden Fußgänger und jagten vorüber; einmal gingen ein ganzer Trupp Männer und Frauen, volle Säcke auf den Rücken, drüben am Wall entlang auf der Heide. Alles strebte Hamburg zu. Als Adam mit seinem Gefährten an einen Steinhaufen gekommen war, ließ der Hamburger seinen Sack niedergleiten, richtete sich auf, holte

tief Atem und sagte dann ächzend: „Haben Sie schon gehört, daß die Matrosen in Kiel die Gewalt haben, und der Kaiser nach Holland geflohen ist?“

Adam stockte der Atem: „Ist es wirklich wahr?“

Der kleine Mann sagte: „Es ist wahr. Und daß der Kaiser von der Front geflohen ist, ist ein Zeichen, daß Front und Etappe nicht mehr halten. Es gibt also eine völlige Niederlage, einen gänzlichen Zusammenbruch.“

Adam sank neben dem Mann auf den Steinhaufen und brach in jähe Klagen aus: „O weh . . . o weh . . . was ist das für ein Jammer! O weh . . . o weh . . .! Wie ist das möglich? Sie fliehen? Sie sind so kraftlos geworden? O . . . o . . . warum stehn sie nicht und kämpfen? Warum stehn sie nicht, wie so viel tapfere Völker getan haben, wie die Griechen es bei Marathon taten, und noch vor vier Jahren die Serben? Sag mir, warum hat das deutsche Heer kein Marathon . . .? Und o . . . o, der Kaiser . . . der Kaiser . . .! Um die Fürsten ist mir nicht leid . . . ach, nein . . . die Persönlichkeiten in Ehren . . . aber ihr Amt war zu Ende. Aber der Kaiser! Weh . . . Weh! Unser Volk brauchte dies scheinende Symbol seiner Einigkeit . . .! O . . . o . . . daß es nun gesunken und verschwunden ist!“

Der kleine Mann sagte leise: „Ja, ja . . . da haben Sie wohl recht.“

„Was wird nun geschehn?“ sagte Adam. „Was wird geschehn? Nun haben wir nichts als die vierzehn Punkte. Gott sei Dank, daß wir die haben . . . daß sie sich daran halten müssen! Gott sei Lob und Dank für diesen Mann Wilson und das hochherzige Volk, das solchen Mann an seine Spitze berief!“

Der kleine Mann, der die harte und nüchterne Art des Parteimanns hatte, sagte: „Ich glaube nicht, daß es uns viel helfen wird . . . nein . . . Da wir nun gebrochen sind . . . uns selbst gebrochen haben . . . und ganz wehrlos sind, werden sie mit uns machen, was sie wollen . . . Wilson? Wilson wird nicht viel dagegen unternehmen . . . nein . . . Er ist auch ein schwächerer Mensch . . . vielleicht sogar ein schlechter.“

„Was sagst du,“ sagte Adam entsetzt . . . „Und wir meinten, er wäre der größte Mensch auf der Erde?“

Der Hamburger zuckte die Schultern.

„Was denn nun?“ sagte Adam.

„Was nun?“ sagte der kleine Mann traurig. „Nun, wie ich eben sagte: sie werden uns ausrauben bis aufs Hemd und jeden Schindluder mit uns treiben. Der Haß ist zu groß.“

„Warum haben wir nicht standgehalten!“ sagte Adam voll Qual . . . „warum nicht . . . nur vier Wochen noch.“

Der Arbeiter sagte traurig: „Das Heer ist von Hunger geschwächt und von den ewigen Klagen von zu Hause entmutigt. Und der Druck gegen die Front war allzu gewaltig und schrecklich; sie sagen, daß es unmöglich war, länger zu widerstehn. Und in Kiel und Wilhelmshaven haben ruhlose Köpfe die Sache vorgetrieben. Und so ist es gekommen . . .“

Adam sah im Geist das ganze deutsche Volk, vom Meer bis zu den Alpen, in diesem furchtbaren Zustand und dieser Lage, und die Millionen junger schöner Menschen, die gefallen waren, und stöhnte verzweifelt: „Warum das uns? Wir haben doch nichts verbrochen?“

Der kleine Mann hob die schmalen Schultern und sagte nachdenklich und vergrämt: „Nichts verbrochen? Das ist doch wohl nicht richtig. Wir haben doch allerlei auf dem Gewissen, vielleicht ebenso viel wie unsre Feinde.“

Adam schrie laut und zornig auf: „Wir?“ sagte er, „wir?! Wie und wo denn? Kein Mensch hier zu Lande, oder doch wenigstens in unsrer Landschaft weiß etwas davon. Ich, ein Mann, der viel gelernt hat und viele Bücher und Zeitungen gelesen hat, ein Mann ohne Scheuklappen . . . das sage ich Ihnen . . . ich weiß das nicht.“

Der Hamburger hob wieder die Schultern und sagte: „Wir haben doch manche Schuld, gleich den andern; aber die Leute wollen das nicht sehn. Wir haben vierzig Jahre unter Bismarck gelebt, und Bismarck war ein harter, rücksichtsloser Mann. Er hat, indem er für uns wirkte, fast alle andern Völker geschädigt oder doch gehemmt, die Dänen, die Franzosen, die Tschechen, auch Italien und Rußland. Das deutsche Volk hat seine harten Schritte zugelassen, ja, hat sie gelobt und hat nie daran gedacht, daß da Härten und Ungerechtigkeiten geschehen waren, nein, es war völlig blind in seinem Lob und Glück. Seht, da liegt eine Schuld. Und weiter . . . seit Bismarck uns einig gemacht hat und wir Kraft und Macht haben, ist unser Volk am eifrigsten von allen Völkern hinter Arbeit und Geld her. Wir gönnten uns kaum den Feierabend und kaum eine Schönheit des Lebens. Wir sind von allen Völkern das treibigste und gierigste gewesen. Überall drängten wir andere Völker von alten Futterplätzen. Und da war keiner, nicht unter unsern Kaufleuten, nicht unter unsern Wirtschaftlern, nicht unter unsern Künstlern, der

gesagt hätte: ‚Halt, halt, wir verletzen die Völker; und wir beleidigen das Leben.‘ Und es war da keiner, der sagte: ‚Glaubt ihr, daß England das noch lange ansieht? Hat es nicht der Reihe nach alle Völker niedergeschlagen, die seinem Handel gefährlich wurden . . . und wißt ihr nicht, wie klug und mächtig es ist?‘ Nein, sie lebten alle so gedankenlos dahin. Und weiter . . . sehen Sie: es war in der Persönlichkeit unsres Kaisers und in den Personen unsrer Regierung und einem großen Theil unserer Offiziere und Beamten ein gewisses Wesen, eine Art blinden Hochmuths, auf Gedankenlosigkeit und Unwissenheit wachsend. Dies Wesen beunruhigte und verletzte die Nachbarvölker. Sie dachten: ‚Was wird das werden? Was will das deutsche Volk? Was mag es für Pläne haben?‘ Denken Sie sich, wenn z. B. England zu seiner machtvollen Flotte, die es besaß, noch ein mächtiges Landheer angeschafft hätte: wären nicht alle umliegenden Völker unruhig geworden und hätten gesagt: ‚Was ist das? Was hat England vor?‘ Seht . . . und so machten wir es. Zu unserm machtvollen Landheer bauten wir eine mächtige Flotte, und beunruhigten dadurch alle Völker. Sie sagten: ‚Was will es damit? Zu seiner Verteidigung hat es genug an seinem mächtigen Heer. Es will wohl die Welt erobern?‘ Und das deutsche Volk duldet dies Wesen Jahr für Jahr. Gewiß, mancher verständige Mann machte sich Sorge um dies alles; aber dabei blieb es. Es fehlten hunderttausend Menschen, die aufschrien: ‚Es geht nicht so weiter! Was soll aus uns werden? Wie können wir in unsrer gefährdeten und gefährdenden Lage so unvorsichtig, leichtfertig und laut sein? Und was haben wir, wenn die Stunde des An-

griffs und der Rache kommt, für schwächliche Bundesgenossen?' Es fehlte eine Million Menschen in Deutschland, die zu den Waffen griffen und sagten: Schluß mit diesem Regiment, mit seinem lauten, leichtsinnigen und richtungslosen Treiben. Seht, das fehlte, und das ist wieder die Schuld des deutschen Volkes. Wenn das deutsche Volk glaubte, wegen seiner Tüchtigkeit an die Spitze Europas zu gehören . . . gut . . . wer will es tadeln . . . aber dann hätte es wissen müssen, daß dazu eine Klugheit, Vorsicht und zusammengerissene Mäßigung gehört, die wir noch nicht besaßen, die wir erst lernen mußten . . . Und dann, sehen Sie, als der Krieg auszubrechen drohte, da waren da noch gewisse Möglichkeiten, ihn zu verhindern. Und Gott weiß, wie viele Ursachen wir hatten, ihn zu verhindern! Aber wir haben sie nicht alle angewendet . . . nein . . . Es war nicht böser Wille. Es war Ungeschicklichkeit. Unsrer Führer, die vom ungeschickten Kaiser auserwählten Leute, waren unpassende, leicht verwirrte, hilflose Menschen. Aber ich beschuldige nicht einzelne Personen. Ich beschuldige auch den Kaiser nicht . . . er war kein unedler Mann . . . und was kann ein Mensch gegen seine Natur, zumal wenn er sie für gut und rein hält . . .? er hat nie und nimmer den Krieg gewollt. Nein, ich beschuldige das ganze deutsche Volk. Es war zu Zeiten Bismarcks und auch nachher ungerecht gewesen, nach drinnen und draußen, und es war nun habgierig, gedankenlos, unvorsichtig, laut, lässig. Es war in manchen Dingen in der Gesellschaft der Völker — Völker sind eine Gesellschaft — ein unwilliger, prahliger, nicht edler Genosse. Ja, ich beschuldige das ganze deutsche Volk — mich selbst mit — vor allem dessen, daß es blind

und taub war. Ja, das war seine größte Schuld. Denn Dummheit und Blindheit . . . das ist eine Schuld . . . Ja . . . Weil wir von Gott Augen und Ohren und ein Gewissen bekommen haben. Sie sagten vorhin, das deutsche Volk hätte keine Schuld? Mir scheint, das deutsche Volk hat auch Schuld. Freilich die andern Völker haben ebensoviel Schuld, vielleicht mehr. Sie haben alle ihren Pachen Schuld auf dem Gewissen.“

Adam saß neben dem Redenden auf den Steinen; er wußte es aber nicht. Er wußte auch nicht, daß er fast nicht atmete. Er hörte nur und hörte, und versank immer tiefer unter den Trümmern, die auf ihn fielen, und es schrie in seiner Seele, in Verwirrung und Verzweiflung: ‚Wir sind mitschuldig . . .? Wir?‘ Als der Mann seine Rede beendet hatte und schwieg, sagte er in bodenloser Traurigkeit: „Alles, was du gesagt hast, habe ich nicht gewußt. Kein Mensch im Kirchspiel hat das geahnt oder gewußt, was du da sagst. Daß der Kaiser zuweilen nicht richtig handelte, das war wohl manchem klar; aber all das andre, davon wußten wir nichts. Nein, davon wußte ich nichts. Merkwürdig . . . Das mußt du mir nun sagen, der du nur die Volksschule besucht hast . . . ich aber bin durch so viele Klassen gelaufen. Aber die Schule . . . glaube ich . . . hat mich verdummt. Ihr Arbeiter habt in allen diesen Dingen nüchterner und klarer gesehn . . . ja . . . uns hat die Schule verdummt. Nein, ich habe es nicht gewußt, nicht gesehn. Aber ich glaube, daß du recht hast. Ja, das mit Bismarck und das mit dem Kaiser . . . das ist richtig, ja . . . ich habe das immer gefühlt . . . aber es ist mir nicht bewußt geworden. Und was du von unserm Handel sagst

und von der Flotte . . . ja . . . da wir so unvorsichtig waren und eilig und hin und her und maßlos, so mußte es ja so kommen . . . ja . . . Ein Volk in einer ungeheuer gefährdeten Lage und nicht vorsichtig, sondern sprunghaft und oft lärmend? Ja . . . Nun, da du es mir sagst, scheint mir . . . es ist wohl viel Wahrheit darin. Ja, ich fürchte, daß es so ist, wie du sagst. Ich kann es noch nicht ganz bewältigen; es ist zu furchtbar, und kommt zu plötzlich; aber ich sehe wohl, daß du viel Recht hast. Sag mir nur, wie ist es möglich, daß wir das nicht früher sahen, und daß wir nicht alle dagegen aufstanden und unsern Weg änderten? Aber das sage ich dir noch einmal: das ganze Kirchspiel, wir alle, sind unschuldig. Ach, wir armen blinden, einfachen Menschen, was wußten wir von diesen Dingen?! Und ebenso ist es in allen andern Kirchspielen und Städten im ganzen deutschen Land.“

„Ja, das ist wohl richtig. Leider ist das richtig. Aber das brauche ich nicht zu sagen: Wenn der Junge das Haus ansteckt, dann verbrennen auch die unschuldigsten unter den Küchlein.“

Adam sagte: „Ich habe zwei Söhne im Feld verloren.“

„Ich weiß,“ sagte der Mann, „ich einen.“

„Wofür sind sie nun gefallen?“ sagte Adam. „Ich meinte, sie wären hinausgezogen, um unser völlig unbescholtene und unschuldig überfallene Volk vor Einbruch und Veraubung zu bewahren. Da es nun aber so gekommen ist — dachte ich weiter — daß sie uns überfallen haben, so wird Deutschland groß und mächtig wer-

den, und das wird zum Heil der Menschheit sein, ja, das dachte ich. Denn sieh, mein Lieber: wir waren doch schon dabei, das starre hochmütige Wesen, das wir an uns hatten, ein wenig zu überwinden. Wir waren in der Tiefe des Volkes schon mit Macht dabei, etwas von Potsdam nach Weimar überzusiedeln, zu der Art wahrhaftigen deutschen Wesens. Und was kann Weimar und sein reinerer Geist den Menschen noch alles bringen! Ja, so dachte ich. Ich hatte nicht gedacht, deutsches Schwert und deutsches Geld würden durch diesen Kampf größere Macht gewinnen, nein, deutscher Glaube, deutscher Ernst, deutsche Wissenschaft und deutsche Reinlichkeit. Ich dachte: die Völker gehn dahin, sind wie Menschen, werden alt, ganz wie die einzelnen Menschen. Jetzt, dachte ich, durch den schrecklichen Feuerbrand dieses Krieges wird sich zeigen, daß Frankreich und England alt sind; und das junge Deutschland wird an die Reihe kommen und das erste Volk der Erde werden . . . ich meinte, — ich sage es dir noch einmal — in Glauben, in Arbeit, in Treue und in rechtem weitem Menschentum. Ja, so dachte ich. Und so, glaube ich, hat die ganze Masse des deutschen Volkes gedacht. Ja, denn das ist das Wesen des deutschen Volkes. Ja, so hatte ich gedacht. Und in diesem Glauben hatte ich Gottes grausamen Willen ertragen, der diesen Krieg über die Menschheit gebracht hatte — so meinte ich —, damit er, nachdem die beiden alten, tapfern, mit Narben bedeckten Führer der Menschheit — ich meine Frankreich und England — lässig, bequem und gleichgültig geworden, den heiligen Stab der Menschheitsführung dem jüngeren, wahreren, besseren Deutschland gäbe, bis einst auch das

wieder unter der übergroßen Last und dem unerträglichen nimmer müden Ernst dieser Aufgabe zusammenbräche und den Stab eine Hand weitergäbe, an das russische Volk. Ja, in diesem Sinn, mein Lieber, siehst du, . . . hatte ich auch den Tod meiner lieben heiligen Knaben, den ich gestern erfuhr . . . erduldet. Ich dachte: für Weimar! Daß Weimar groß werde in der Welt, ja, der Herr der Welt werde! Ja, so hatte ich gedacht. Sieh, ich hatte auch an die Kinder unsrer Feinde gedacht. Du mußt nicht denken, daß ich nur an die deutschen Söhne gedacht habe. O, nein! Ich dachte: sie sterben alle, — einerlei, ob Deutsch oder Feind — in diesem schrecklichen Unwetter und Umsturz Gottes für den Fortschritt, für die Erhöhung der Menschheit. Aber das hat die deutsche Jugend, dachte ich, in diesem Kampf vor der Jugend der Feinde voraus — sowie die Kinder der Feinde zu andern Zeiten im Vorteil dieser Art waren —: daß durch diesen Kampf, durch dieses Unwetter und ungeheures Umpflügen nun ihr Volk in die Höhe kommt und zum Führer der Völker wird . . . verstehst du . . . nicht in Gold und Gut . . . was soll ich armer verschuldeter Landpastor nach Gold und Gut gieren, und was hätte ich davon gehabt . . .? nein, in allen edlen geistigen Gütern. Und nun werden mir die Augen aufgerissen, hier auf diesem Steinhäufen, und ich höre und sehe, daß wir nicht besser sind als andre Völker, daß wir mitschuldig sind. Ja, daß wir vielleicht schuldiger sind als andre Völker, ja . . . denn ich halte Blindheit — wo man doch Augen hat —, Nachlässigkeit und Dummheit . . . und das ist unser Fall . . . für eine größere Schuld, für ruinöser, als die angreifende Bosheit. Ja, so ist es . . . Und nun

werden wir besiegt . . . Und werden geplündert und werden erniedrigt werden. Ja, das wird wohl geschehn, da hast du recht. Das ist die franke Art der Franzosen und der große Hochmut der Engländer. Ja. So ist es nun. So ist es . . . Wofür sind unsre Söhne nun gefallen, mein Lieber? Ich möchte dir immer die Hand drücken, mein Bruder du. Wofür sind unsre Söhne nun gefallen, deiner und meine beiden? Ach, daß wir nun darauf keine Antwort haben . . .! Und nun will ich gehn, mein Lieber. Diesen Steinhaufen und dich werde ich nicht vergessen, so lange ich lebe. Du hast mich geschlagen, wie mich nie ein Mensch geschlagen hat; und nun muß ich sehn, wie ich damit fertig werde.“

Er trennte sich von dem Mann und machte sich auf den Weg. Als er so weiterging, sah er irgendeine dunkle Masse vor sich auf dem Nebenweg, in den er nun einzubiegen hatte, und meinte, es wäre ein zusammengebrochener Bauernwagen, und sah, als er näher kam, daß es ein mächtiges Auto war. Zugleich hörte er auf der Straße andre Autos vorüberjagen und hörte Lärm und Schreien und laute Zurufe. Er trat heran und sah einige große Männer in Pelzen, die um den Wagen bemüht waren. Und nun erkannte Adam in dem einen den Besitzer der Zigarrenkisten. Sie waren so stark erregt, daß sie sich durch Adams Gegenwart nicht stören ließen. Ja, sie zogen ihn ohne weiteres Bewundern mit in ihre Unterhaltung, indem sie ihm schimpfend klagten, daß der Wagen hier versage.

„Woher kommt ihr?“ fragte Adam.

„Von Kiel,“ sagte der, welcher am heftigsten an der

Maschine arbeitete, ein großer kräftiger Mensch. „Die ganze Marine ist in hellem Aufruhr; es geht alles drunter und drüber. Das Volk ist blödsinnig. Blödsinnig ist es! Mein Gott, es müßte doch standhalten! Es muß sich doch sagen, wie es steht: es muß doch standhalten, daß die Feinde uns einen leidlichen Frieden geben! Nachher kann es ja tun, was es will. Kann uns Fabrikanten meinetwegen totschlagen! Aber dies ist blödsinnig, reinweg blödsinnig! Es zerbricht die eignen Wälle und liefert sich wehrlos den grausamen Feinden in die Hände! Wer tut denn das? Wer tut denn das . . .? Es ist ja blödsinnig . . .! Wahrhaftig, das ganze Volk ist blödsinnig . . . Ich sage es siebenmal. Was sagen Sie, verstehn Sie das, Mann?“

„Es ist der Pastor hier vom Kirchspiel . . . Was wollen Sie sagen, Pastor Barfood?“

Adam sagte mit müder Stimme: „Ihr Herrschaften, ihr wißt doch zu wenig, was das Volk gelitten hat oder könnt euch da nicht hineindenken. Ihr selbst habt keine Not gehabt, ich sehe es euch ja an. Was habt ihr für Schultern und was für Kräfte! Ihr habt all die Jahre euch satt gegessen und habt heile Hemden gehabt. Aber die Masse des Volkes hat nun vier Jahre um die Seinen an der Front in Not und Angst gelebt und dabei gehungert und gefroren und in Schmutz und Krankheit leben müssen, und täglich stundenlang im kalten Wetter vor den dürftigen, leeren Läden stehn müssen, von Polizei und Inhaber schnöde behandelt, und mit leeren Händen weggeschickt. Es hatte nichts als seinen Glauben und seine Hoffnung, seine Hoffnung auf den Frieden. Und seht, nun waren

da die vierzehn Punkte, und es glaubte daran. Aber nun dauerte es ihm zu lange. Es war fertig mit seiner Kraft. Was jetzt in unserm Volk geschieht, ist kein militärischer Aufruhr, auch keine Hungerrevolte, auch keine Arbeiterrevolution. Es ist die seelische und sittliche Verzweiflung über das lange Morden, das jammervolle Sterben der jungen Menschen, und das jammervolle Darben und Sterben der Kinder. Es ist der Ekel darüber, daß die Menschheit so unsagbar dumm und roh geführt wird, und das Grauen vor der Menschheit. Seht, die andern Völker, härter und leerer im Gemüt, und besser genährt, können es besser ertragen; aber das deutsche und russische nicht mehr. Sie waren die gläubigsten. Über alle Massen gläubig. Sie glaubten an das Gute in der Menschheit. Sie sind noch halbe Kinder. So glaubten sie auch an die vierzehn Punkte, die Heil und Segen versprachen, die rein Menschliches versprachen. Als aber dann doch der Friede nicht kam, ist ihnen aller, aller Glaube zusammengebrochen, und damit aller Mut und alle Hoffnung."

Der Mann, der unterdessen am meisten und mit größter Kraft an der Maschine gearbeitet hatte, richtete sich auf und schrie mit mächtiger gesunder Stimme: „Gut . . . gut . . . und was nun? Was ist die Folge von diesem Zusammenbruch? Die Feinde rauben uns aus . . . sie rauben das ganze Volk aus, bis aufs Hemd, mein Lieber. Sie hätten standhalten sollen. Verflucht!"

„Ja," sagte Adam, „sie hätten sollen. Da habt Ihr ganz recht. Aber seht, es ging über seine Kraft. Es konnte nicht mehr. Und seht, daran seid ihr schuld . . . Ihr wart doch die Führer . . . Ja! Wenn vorm Krieg einer euch als

Führer des Volkes bezeichnete . . . etwa an einer Festtafel . . . dann nahm ihr es an und wart stolz darauf. Ja, ihr wart Führer, und seht, ihr habt das Volk nicht richtig geführt. Ihr habt es in eine Not geführt, die zu schwer für Menschenschultern war. So ist es . . . und nun will ich weitergehn.“

Er ging in dumpfen Gedanken weiter, plötzlich übermüde, matt zum Niederfallen.

Als er das Kirchdorf erreichte, sausten wieder drei oder vier Autos vorüber, eins hielt vor dem Haus des Küsters. Es war voll Matrosen, die mit heiseren und überreizten Stimmen durcheinander schrien. Gleich darauf stand Holgersen unter ihnen, sein graues Haar hing wirr um den Kopf. Sie schrien ihm zu, wollten ihn bereden, mit nach Hamburg zu fahren. Ein kleiner schmaler Mensch mit hellblondem steifem Haar stellte sich auf den Sitz und rief den paar Dorfleuten, die von fern im Schatten der Ellern standen, mit knabenhafter Stimme zu, daß er aus Liebe zum Volk und zu den Bolschewisten gefangen gewesen und nun wieder befreit wäre; und nun regiere das Volk, und zwar in ganz Europa, und es werde nun ein einiges Volk Europa geben. „In den französischen und englischen Laufgräben wehen unsre Fahnen. Es lebe die Weltrevolution, das einige arbeitende Volk von Europa!“ Nun rissen ihn die andern vom Sitz herunter und riefen: „Der quasselt schon wieder,“ und schrien Holgersen zu: „Das ist einer von den Heiligen! Hau ihm auf den Kopf . . . Was? Nee, wir wollen nun regieren, von oben herab, so wie es die andern gemacht haben. Das wollen wir. Weiter! Komm mit, Holgersen!“

Adam ließ das Auto und noch mehrere andere an sich vorüberrausen und sprach mit einigen Dorfleuten. Als er noch stand, sah ihn der Wirt und sagte: „Es ist gut, Nachkar, daß Ihr nach Hause kommt. Vorhin war Eure Frau auf der Straße und sah all den Schiet, der hier vorbeikommt; und ich glaube, es hat ihr schlecht gefallen. Sie meinte, so wüßten wir denn nun endlich, wozu wir unsre schmucken Kinder hergegeben hätten. Ich muß sagen, ich hätte lieber gesehn, sie hätte geweint. Es sieht nicht gut in ihr aus.“

## Einundzwanzigstes Kapitel

In den folgenden Tagen fuhren in Wagen und Autos immer mehr Menschen von Kiel und Hamburg hin und her. Auch in Hamburg hatte der Umsturz gesiegt; und in wenigen Tagen siegte er in Berlin und im ganzen Land.

Es gingen wilde Gerüchte; man sagte, daß von Hamburg Abgesandte kommen würden, Führer der Umstürzler — man stellte sie sich als blutrote, wilde Menschen vor — die in jedem Kirchspiel die Herrschaft übernehmen würden; für Poggsee würde Holgersen ernannt werden und die Besenbinder würden seine Helfer sein. Die Landschaft hatte sich im Lauf der vielen Jahre an die geheimnisvolle und dunkle Existenz des Küsters von Poggsee gewöhnt; aber nun bekam diese Erscheinung eine dunkelrote, wilde, leuchtende Färbung, und wurde in wenigen Tagen groß und schrecklich. Man erzählte, daß er schon seit Jahren den großen Umsturz vorgeahnt, ja gewußt hätte, und daß er in aller Heimlichkeit ihn vorbereitet und eine bedeutende Rolle gespielt hätte, ja, einige glaubten, daß er, wenn er wollte, — und er würde wollen — plötzlich unter einem neuen, seinem wirklichen Namen als einer der Hauptleute in Berlin auftauchen würde. Als dies Gerede einige Tage alle Gemüter beschäftigt und erschreckt hatte, nahm es die bestimmtere Gestalt an, daß die Hamburger Aufständischen, ja die ganze arme Bevölkerung Hamburgs ausziehen und sich auf die Dörfer stürzen und sie ausrauben und anzünden würde, und Holgersen wußte davon, und würde alle diejenigen, die er nicht möchte, ans Messer liefern. Da immer wieder Autos vor seinem Hause hielten

und allerlei unruhiges und halbstarres Volk aus Hamburg ausluden, die im Verein mit einem Haufen von braunen Besenbindern bis in die Nacht hinein schreiend und lärmend in seiner Haustür standen, nahm dies Gerücht immer gewissere Formen an.

Adam war täglich unterwegs und besuchte Kranke und Unglückliche, von denen es viele gab, zumal noch immer neue Todesnachrichten ins Kirchspiel kamen, denn die letzten Wochen waren besonders blutig gewesen. Mit dem anbrechenden Winter setzten auch Grippe und Lungenentzündung wieder ein, und bei vielen Kindern zeigten sich jetzt erst die Folgen der jahrelangen Unterernährung. Aber während er tat, was seines Amtes war, fehlte ihm das alte Feuer, der alte feste Glaube. Der Tod der Söhne hatte ihn in die Knie gedrückt; aber der Zusammenbruch des Landes hatte ihn zerschmettert. Die Niederlage und der Zusammenbruch seines Volkes, und die neue Erkenntnis, daß dies Schicksal nicht unverschuldet war, hatten ihm den Halt seines Daseins genommen, seinen Glauben. Nicht allein den Glauben an sein Volk, nein, den an die ganze Menschheit. Er liebte die Menschheit, und war stolz auf sie und ihre Zukunft gewesen. Ob es nun sein Volk war oder ein andres, das strebte und vorwärts kam: wenn nur das Menschengeschlecht höher wuchs, einem hohen Menschentume, einer heiligen Einigkeit, dem Reiche Gottes zu. Aber nun verzweifelte er daran. Wo war nun ein Sinn, eine Idee, ein Recht, ein Weg, ach, auch nur die undeutlichste Spur eines Weges?

Neben jedem Menschen geht zur Rechten ein Engel, zur Linken ein Affe. Der Affe, der Adam begleitete, und

den er zuweilen in dunklen und niedrigen, ja bösen Augenblicken seines Lebens zu Gesicht bekommen hatte, war der Glaube gewesen, daß die Welt ein Spiel wäre, und zwar ein ganz sinnloses, und daß es sinnlos wäre, daß die Menschen einen Geist und eine Seele hätten, ja, daß die Erscheinung des begeisterten und beseelten Menschen gewissermaßen ein Irrtum wäre, ein unnatürlicher, ungesunder Auswuchs der Schöpfung, und also ein Jammer und Wahnsinn. Weg mit dem Geist! Hinunter mit ihm! Laß uns Tier werden und Gras fressen! Das war durch sein ganzes Leben hindurch Adams Tier gewesen; aber es war still und fast unsichtbar neben ihm gelaufen. Aber nun wurde es groß und bekam Erscheinung und laute Stimme, und wurde um so gefährlicher, als es der ganzen Natur Adams zuwider redete. Adam wußte: Wendest du dein Gesicht zu ihm und fängst mit ihm an zu reden, so verlierst du den Verstand. Darum sah er nicht hin, sondern sah immer gradeaus, krampfhaft, mit dumpfer Starrheit. Der Affe an seiner Seite lärmte und lachte, und fletschte die Zähne und sagte: „Das alles, was du für das Heilige und Hohe gehalten, grade das ist das Kranke; und hör: die Mißgeburt in dir, ich, der Affe, das Tier, ich bin die Gesundheit, und Recht und Gott.“ Und die Stimme des Affen wurde immer lauter und hatte immer mehr recht.

Es wurden allmählich die Bedingungen bekannt, unter denen das deutsche Volk Frieden haben sollte; und es wurde allmählich deutlich, daß die Führer der Feinde, um ihr eignes Haupt zu retten, das deutsche Volk mit jeder Schmach, mit jedem Hohn, mit jeder Grausamkeit und Verachtung überwerfen mußten. Da verfinsterte sich

Adams Gemüt immer mehr. „Es ist immer alles dasselbe,“ dachte er. „Das Gute, das hochkommen will, muß immer wieder in die Tiefe, und das Gemeine setzt sich immer wieder lachend auf den Thron. Die Jungen, Reinen und Edlen aller Völker liegen verscharrt in der Erde, und diese Alten mit den rechnenden höhnnenden Seelen, welche sie regieren, leben im Licht. Ist es nicht so, daß die Menschheit keinen Willen zum Guten hat und auch in der That nicht fortschreitet? Es ist alles ein böses sinnloses Spiel. Es ist alles falsch gewesen, was ich geglaubt und gelehrt habe. Es gibt nur tierische Freude in der Welt, keine edle; und es ist am besten, ich suche mir einen Strick, und hänge mich daran.“

Adam versuchte, Gude zu trösten. Er tat es mit den Worten seines alten hohen Glaubens, mit jenem goethischen Zutraun zu Welt und Mensch, das in ihm war; denn was in seiner Seele vorging — das wußte er — konnte sie nicht ertragen. Aber da nun kein Feuer hinter seinen Worten war, wärmten und erhellten sie nicht. Da versuchte Abel es, obgleich sie selbst ohne Trost war, und obwohl sie das schwerfällige scheue Herz hatte. „Komm,“ sagte sie, und berührte den Arm Gudes, die stumpf und dumpf im Stuhl saß und auf die Erde starrte, „wir wollen ein wenig von ihnen reden, als lebten sie noch. Weißt du noch, wie wir alle nach der Sandkuhle am gelben Weg gegangen waren und da spielten, und ihr saht zu; und als ein Streit kam, warst du, wie immer, auf der Seite der Jungen; und da mußte Vater denn uns beistehen; und es kam zu einem richtigen Kampf? Und weißt du noch, wie wir im Westerholz Pilze suchten und keine fanden, und

Vater sagte, es wäre ihm so gewesen, als wenn da eben ein Zwerg unter den alten Tannen verschwunden wäre; und wir — wir waren noch klein — krochen unter die Tannen und suchten den Zwerg und fanden die vielen Pilze . . . und das war es, was Vater gewollt hatte?"

„Ich kann nicht glauben,“ sagte Gude, „daß so etwas wirklich wahr gewesen ist; und doch muß es wahr sein . . . es muß ja wahr sein.“

„Was muß wahr sein?“

„Daß sie wirklich gewesen sind . . . weil die Gräber ja da sind. Die Gräber sind das einzig Wirkliche in der ganzen Welt; es ist nur schlimm, daß sie so weit weg sind. Früher war ich ja flink auf den Füßen . . . wenigstens sagt Vater es immer; ich weiß es nicht mehr . . . aber nun bin ich müde, wenn ich von einem Grabe zum andern gehe. Sieh, meine Ankel sind geschwollen.“

„Mutter,“ sagte Abel weinend, „die Gräber sind ja weit, weit weg, und du weißt den Weg nicht dahin.“

„Rede nicht so,“ sagte Gude unwillig, „wenn sie auch weit weg sind, man kann doch hinkommen. Aber ihr beide wollt bloß nicht. Uwe's Grab ist auf einem weiten Kirchhof, hundertmal größer als dieser hier, auf dem Heedje liegt; und da sitzen nachts viele Mütter, auch französische und englische, ja, sogar schwarze sind da, und was weiß ich arme, dumme Gude. Ja, aber ihr kommt nicht mit.“

„Mutter,“ sagte Abel in ihrer Angst, „vielleicht werde ich eines Tags heiraten, und dann wirst du mit meinen Kindern spielen.“

„Du heiraten?“ sagte Gude bitter. „Wer soll dich heiraten, und wo wolltest du mit deinem Mann leben und

Kinder haben in diesem Schmutz und Wirrwarr? Aber solche Gedanken habt ihr von eurem Vater bekommen, ja . . . der war immer voll Hoffnung . . . Oder ist da jemand, der dich will?" sagte sie plötzlich mit wachen Augen.

Abel schüttelte traurig den Kopf.

„Ach nein,“ sagte Gude, „sie sind ja alle tot, und die noch leben, werden auch daran glauben müssen . . . Ja,“ sagte sie nachdenklich, „für Vater wäre es sehr schön, wenn du heiratetest und Kinder hättest; er ist immer so stolz auf seine Familie gewesen. Was erwartete er immer von euch und euren Kindern! Ja, davon redete er immer, besonders wenn der Sturm über den Deich fegte und ich Angst hatte und nicht schlafen konnte. Einmal, als wir so lagen, fiel ein Teil vom Schornstein zusammen, und ein Stein fiel mir auf die Schulter, und er küßte die Schulter, immer wieder. Ich sagte: ‚Was machst du aus deinen Kindern; es sind doch keine Grafenkinder?‘ ‚Was,‘ sagte er, ‚Grafenkinder? Bin ich nicht ein König? Mir ist wenigstens, als wenn ich eine Krone trüge. Fühle hin, ich fühle es deutlich.‘ Und ich mußte in sein dichtes, starres Haar greifen und sie fühlen. Und dann griff er in meines, das damals ganz kraus war, besonders an den Schläfen, und wühlte darin und sagte, er fühlte sie, und ob ich sie nicht klirren hörte; und dann schlug er mit den Zähnen aneinander. Ja, so war er damals, so unsinnig und so froh über seine Kinder. Und nun ist sein Haar grau; in den letzten Tagen ist es viel grauer geworden. Er tut ja so, als wenn er es tapfer trägt und als wenn er noch den alten Glauben hat; aber ich höre oft in der Nacht, wie er aufschluchzt und mit bösen Geistern kämpft und von einem Affen redet und ihn

wegstößt; er hat ja immer so viel mit Geistern zu tun. Ja, wenn du Kinder hättest, das wäre sehr gut für ihn.“

„Auch für dich, Mutter.“

„Ja, ja . . ., auch wohl für mich. Aber du mußt nicht denken, daß ich dann nicht mehr zu den Gräbern ginge; das werde ich niemals aufgeben.“

„Mutter,“ sagte Abel weinend, „das hilft dir ja nicht. Du mußt sie nicht in den Gräbern suchen.“

„An Gott glaube ich nicht mehr,“ sagte Gude abweisend und hart. „Damit komm' mir nicht! Vater glaubt auch nicht mehr daran. Er predigt ja noch jeden Sonntag; aber hast du nicht gesehen, wie geduckt er dasteht? Auch was er sagt . . . alles geduckt . . . lauter leere Worte! Sieh du nur zu, daß du einen Mann bekommst. Ja, mir wäre es sogar recht, wenn du ohne Hochzeit Kinder hättest. Vater kann es nicht ertragen, wenn sein Geschlecht so zugrunde geht . . . nein, das kann er nicht. Und was die Sitte angeht? Was soll man sich um die alten Sitten scheren? Die alten Sitten müssen ja alle falsch gewesen sein; denn wie wäre sonst solch ein Wahnsinn in die Menschen gekommen?“

So kam die Weihnacht heran. Die traurigste, schrecklichste, die das deutsche Volk erlebt hat, eine Weihnacht in dumpfer Verwirrung, ohne ein einziges Licht an den Tannenbäumen und ohne ein einziges Licht in den Herzen. Ein Volk, so gut wie die andern Völker, von seinen Führern in aussichtslose Kämpfe, in den Widerstand der ganzen übrigen Menschheit irreführt und dann im Fieberzustand in den Abgrund gefallen. In den Abgrund?! Ach, wenn das noch! Wenn es nach seinem heiligen, tapferen und

bitteren Kampf zerschlagen und zerschmettert wäre! Ach nein, nicht in den Abgrund! In den Schmutz getreten! Von der ganzen Menschheit einstimmig auf den Düngerhaufen geworfen, in die Mistgrube . . .! Verfluchte Menschheit . . .! In den Pfuhl mit der ganzen Menschheit! Mit der ganzen Menschheit in die Düngergrube!

Mitte Januar wurde das Gerücht lauter, daß große Banden, ja die ganze Arbeiterschaft Hamburgs herauskommen würden, von Not, Hunger und Haß getrieben und daß nun Rußland zu uns käme. Abel sagte bitter: „Es wäre noch das Beste, wenn sie uns totschiügen, denn was ist das Leben?“ Adam sagte, indem er die Schultern hob, mit traurigen Augen: „Nun, wie Gott will; ich habe das Beil neben mein Bett gestellt, gleich zur Hand. Ich habe nie gelernt, mit einem Gewehr umzugehn, sonst sollten die Angreifer es noch teurer bezahlen; nun muß ich mich mit der alten Waffe wehren, nach der meine Vorfahren griffen, wenn sie den Eingang ihrer Höhle verteidigten.“

An einem trübseligen Tag, noch im Februar, kam denn auch der Überfall. Aber er kam ganz anders, als sie erwartet hatten. Als Adam von der Heide her ein Rufen und Lärmen hörte und hinausah, wimmelte der Taterberg von Leuten, die mit Hacke, Spaten und Schiefkarren an ihm arbeiteten. Besenbinder, einige jüngere Arbeiter aus dem Kirchspiel, auch Frauen, dazu wohl an sechzig Fremde, die meisten Halbstarke, waren unter der Leitung Holgersens dabei, den Berg abzutragen. Die bronzenen Kessel voll von goldenen Kannen und das keltische Götzenbild von Goldbronze, seit dreißig Jahren seine Unruhe und Not,

sollten nun ans Licht. Es war keine Regierung und kein Gesetz; nun wollte er seine wilde blanke Bier stillen.

Adam schickte einige Knaben durchs Dorf: so und so . . . der Küster und Fremde wären dabei, zu graben. Es wäre möglich, daß sie Dinge fänden, die von großem Wert wären und die dem Kirchspiel gehörten, die Leute sollten doch kommen und sich mit ihnen am Graben beteiligen. Nachmittags sammelten sich endlich im ganzen zwölf Mann und stapften, mit Adam an der Spitze, am Wall entlang, dem Hügel zu.

„He . . . Hallo . . . Da kommt de Preester!“

„Jawohl,“ sagte Adam, „dat is de Preester.“

Einige fremde Burschen wollten ihm drohend entgegenkommen; aber die meisten blieben unschlüssig stehn, die Hand am Spaten: Was sie wollten.

O, sie wollten mitgraben. Ja . . . Wenn ihnen der Berg gehöre, so gehörte er sicher auch allen übrigen im Kirchspiel. Jawohl. Und sie könnten auch wohl Hilfe brauchen.

Ja, das könnten sie.

Der Kirchenbaumeister war auch da, munterer und sicherer als sonst. Sein Sohn war trotz seiner Plattfüße als einer der ersten, ziemlich atemlos, aber heil, von der Front nach Hause gekommen. Er lächelte Adam in seiner freundlichen unsichern Weise zu und sagte: „Ich sah hier graben; da dachte ich, ich wollte ein wenig mithelfen.“

„Aber mehr sollten nicht kommen!“ sagten die Halbstarcken. „Wenn da noch mehr kommen, schlagen wir euch den Kopf ein.“

„Gut . . . da kommen auch nicht mehr.“

Holgersen erzählte laut lachend von mancher Nacht, die er hier gegraben hätte.

Adam sagte: „Wart Ihr allein bei Eurem Graben?“

„Nein,“ sagte er, „ich hatte immer einen Notknecht.“

„Ja,“ sagte Adam, „ich weiß. Hat der Mann Euch auch zu anderen Stücken begleitet, die Ihr so unternimmt?“

„Bei allen!“ sagte Holgersen und seine Augen funkelten vor Freude, „wir haben manchen Zug getan, sage ich Euch.“

„Wo habt Ihr denn Eure Schätze gelassen?“

„Dat muggst du weeten,“ sagte Holgersen. „Ja . . .! Sall ick em dat seggen, Bumeister?“

Sievert hob alle Finger der Rechten und sagte mit weißen Lippen: „Bitte, Holgersen, laß das!“

Einer der Hamburger sagte wieder: „Gib dem Preester eins auf'n Kopf, dann is er weg. Wir brauchen keine Preester mehr.“

„Laß ihn,“ sagte Holgersen, „laß ihn. Ich hätte lange nicht so viel Freude am Leben gehabt, wenn die Kirchen und Pfaffen nicht gewesen wären.“

„Wenn ich was zu sagen hätte,“ sagte der Halbstarke, „würde ich jeden Pfaffen in seiner Kirche einsperren und sie anzünden.“

Adam sagte: „Während du das sagst, gräbst du eifrig weiter. Du wagst nicht, mich anzusehn.“

Der junge Mensch knurrte etwas und lachte dann und grub weiter.

Holgersen sagte: „Er hat mir immer meine Neugier verdacht, daß ich überall auf der Heide herumgegraben

habe; er selbst aber gräbt in den Kirchenakten herum mit ebenso großer Neugier. Ich will altes Gold und andre Heimlichkeiten suchen, die niemandem gehören; er aber will Taten aufdecken, die mir gehören. Er ist schlechter als ich."

Sievert wieder voll Angst: „Du mußt nicht, Küster! Mußt nicht . . ." und alle fünf Finger hoch.

„Nun seid Ihr wieder fünf von Euren heißgeliebten Talern los," sagte Adam. „Bier müßt Ihr auf jede Tisch-ecke legen, und den fünften auf einen bestimmten Fleck zur Seite."

„Siehst du . . .?" sagte Holgersen, „er ist uns scharf auf der Spur. Ich wette, er fängt uns, Sievert."

„Ach . . . ach . . ." sagte Sievert, „ach . . . ach . . .!"

„Das tu ich sicher," sagte Adam verbissen; „denn es ist meine Pflicht gegen das Kirchspiel. Hinter meiner Pflicht bin ich her wie der Hund hinterm Hasen."

„Glücklicherweise kommst du zu spät," sagte Holgersen, „es ist vorbei mit eurer Herrschaft. Es gibt nur noch Volksgerichte. Das Volk richtet."

„So," sagte Adam, „dann richte ich ja auch mit; denn ich bin auch Volk."

„Na," sagte der Küster, „dann richte mal los. Der Kirchenbaumeister hört nichts lieber als das."

„Ach, Holgersen, ach!"

„Ich weiß schon manches," sagte Adam; „aber ich warte, bis ich alles weiß. Mir ist z. B. eins nicht klar: man sagt im ganzen Kirchspiel, daß der alte Pastor und seine Haushälterin nicht selbst den Ofen umgeworfen haben, sondern daß da eingebrochen und Gewalt geübt worden ist . . . wißt Ihr darüber etwas? Und wißt Ihr,

wie der Herr von Bennebeck gestorben ist? Man hat ja später entdeckt, daß um die Zeit, da er starb, die beiden schönsten Stücke aus dem Familiensilber, der Ebenholzbecher und das alte Armband, verschwunden gewesen sind.“

Der Kirchenbaumeister stand leichenblaß über seinem Spaten und starrte auf Holgersen. Über dessen scharfes, verwittertes, hageres Gesicht fuhr ein wilder Haß. Er riß den Spaten hoch und wollte auf Adam stürzen. Aber dann besann er sich. „Verdammtter Preester,“ sagte er bloß, „dat is keen Spaß mehr. Dat geit to wiet.“

Adam sah Holgersen mit seinen überwachten verzweifelten Augen an und sagte: „Ich habe keine Freude mehr am Leben, seit meine beiden Jungen gefallen sind, und habe keinen Glauben mehr, seit das Böse in der ganzen Welt gesiegt hat. Ich habe nur noch das eine zu besorgen: wahr und tapfer zu sein bis zum Ende. Was erregt es Euch so, daß ich Euch frage, was Ihr von diesen Dingen wißt?“

Sievert: „Ich bitte dich, sei ruhig, Holgersen. Zehn . . . hörst du . . .? Zwanzig.“

„Ach du, Papagei!“ sagte Holgersen, und stieß seinen Spaten wieder in die Erde.

Sievert wollte auch weitergraben, hatte aber die Kraft nicht, und stand gebeugt und schien am Zusammenbruch.

Als die andern, die zugehört hatten, sich einmengen wollten, wurde die Szene durch einen Spatenstich unterbrochen, der hart und klingend auf Stein stieß. Sie sammelten sich mit Aufschrein um die Stelle und wühlten die Erde weg, und stießen auf eine Schicht faustgroßer Steine, die sie sofort aufbrechen wollten. Holgersen, der mit die-

sen Dingen bewandert war und sofort erkannte, daß es die Deckung eines Skelettgrabes war, hatte sich auf die Knie geworfen und sagte mit zitternder Stimme, die plötzlich weich war wie die eines Kindes und mit flehenden Händen: „Das ist ein Grab . . . ein Grab . . . Da müßt ihr davonbleiben. Ich bitte euch, rührt es nicht an . . . das muß ich allein tun.“ Und er fing an, vorsichtig, auf den Knien liegend, einen Stein nach dem andern abzuheben. Adam legte sich neben ihn und tat dasselbe. Sie legten eine feine bräunliche Erdschicht bloß, einen Finger dick, die das einzige darstellte, was von Sarg und Menschenkörper übrig geblieben war. Indem sie aber so — Holgersen mit schwerem Atem, als höbe er jedesmal die schwerste Last, — einen Stein nach dem andern abhoben und zur Seite aufhäuften, lagen da plötzlich vor ihnen, da wo die Hände des Toten gelegen hatten, zwei gewundene, schlichte Dinge, im Durchschnitt so groß wie ein Groschenstück, von dunkelrotem, glänzendem Gold, wunderbar edel, ja heilig anzusehn, Fingerringe. Holgersen legte sie auf seine Hand und sie sahen alle darauf, und sprachen mit großem Eifer darüber. Darauf legte Holgersen sie neben sich und fuhr in sinnloser Hast fort, zu wühlen. Aber sie fanden in diesem Grab nichts mehr.

Am halben Nachmittag meinten alle, es hätte keinen Zweck, noch tiefer zu suchen; besonders Holgersen war gegen jedes Weitergraben. „Wie kann hier noch etwas liegen?“ sagte er, „wie sollten sie mehr als fünf Meter Erde darüber geschüttet haben?“

Aber Adam war dagegen: „Wenn wir jetzt nicht weiter graben,“ sagte er mit trotzigem Gesicht, „was wird ge-

schehn? Irgendwer kommt sicher, und zwar schon in dieser Nacht, und wird weitergraben," — er sah nach Holgersen hinüber — „soll er haben, was dem ganzen Kirchspiel, ja dem ganzen Volk gehört?“

Durch diese und ähnliche Worte ermunterte er sie, und sie gruben weiter. Adam als erster. Als sie aber einen Meter unter der Heide waren, und die Dämmerung hereinbrach, weigerten sich die Hamburger zum zweiten Male, indem sie sagten, daß sie durchaus nicht die Absicht hätten, den Mittelpunkt der Erde zu erreichen. Sie wären hierher gekommen, um ein wenig zu buddeln und drei Tonnen Gold zu finden, und sich nebenbei einen besondern Tag zu machen; denn sie wären alle pflastermüde; aber nun wären sie die Sache leid. Auch die Dorfleute wollten nicht weiter; sie sagten, sie müßten notwendig in die Ställe, sie hörten ihr verhungertes Vieh schon bis hierher brüllen. Da scherzte Adam aus seinem bitteren und höhnischen Herzen heraus, indem er sagte: ein Volk, das Revolution machen könne und seine Revolution auch weiterhin durchsetzen wolle, müßte wohl auch eine halbe Nacht durcharbeiten können. Aber die Dorfleute wollten von der Revolution nichts wissen und gingen dem Dorfe zu. Holgersen zeigte auf eine Stelle und sagte: „Seht, hier ist einer von meinen alten Fuchsgängen. Ich habe alles mit eisernen Stangen untersucht; es ist nichts darin.“ Aber die Hamburger wühlten in wildester Hast weiter, als wenn sie zornig auf die Erde wären, die ihr Geheimnis und ihren Schatz nicht hergeben wollte.

Da stießen zwei Spaten zugleich auf Stein!

Wie sie alle dahin stürzten und wie wild darauflos

wühlten! Nun war es da! Was so tief vergraben war, das mußte wertvoll sein!

Adam wollte sie zurückhalten, sagte, es wäre nötig, daß die Arbeit ordentlich geschähe; man mußte wissen, wie und wo es alles gelegen hätte. „Wir wollen doch keine Wildschweine sein,“ rief er, „hilf mir, Holgersen!“ Der starrte mit ausquellenden Augen auf die Erde und rief mit heiserer Stimme: „Langsam, langsam . . . Ihr zertretet es.“ Aber die Fremden hörten nicht. Sie schrien durcheinander, stießen sich gegenseitig ab, und gruben und wuchteten an drei, vier mächtigen, flachen Steinen herum. Adam, zur Seite gedrängt, raunte einem der Dorfjungen zu, daß er die Leute hole, es wäre ein großer goldener Fund gemacht. Die Fremden schrien und drängten sich, und hatten auch Holgersen zur Seite gestoßen. Er stand gebückt und blaß, und erschien Adam zum erstenmal als ein alter verfallener Mensch. „Weg, Alter, oder wir schlagen dir den Schädel ein!“

Über die Heide kamen wieder Dorfleute. Sie schrien: „Se hebt den Schatz. Se hebt em.“ Mehrere kleine neue Haufen erschienen am Ausweg des Dorfes neben der Kirche; einige darin hatten Gewehre über den Schultern. Es kam nun doch Widerwille und Zorn über die Leute daß die fremden, hergelaufenen Menschen da Stunde auf Stunde auf ihrer Heide wühlten.

Die großen Felsen machten den Leuten viel Mühe, zumal da sie keine Stangen zum Wuchten hatten. Nun hatten sie den Hauptstein weggewälzt, und stießen Adam, der sich wieder herandrängen wollte, zur Seite.

Da wurde er wild, sprang zurück und rief laut über

die Heide: „Hört, ihr Dorfleute! Sollen wir uns das gefallen lassen? Wir sind ebensoviel als sie, und da kommen auch Bewaffnete. Soll das Eigentum unsrer Heide zerstört werden? Und von was für Leuten? Seht doch, was sind das für Leute! Was sind das für Leute!“ und zeigte immerfort mit ausgestrecktem Finger auf ihre Gesichter; mit der andern Hand hatte er den Spaten in halber Höhe umfaßt und hielt ihn vor sich. Einige der Halbstarcken hatten Revolver in den Händen und wollten ihn einschüchtern. Er aber blieb so stehn und schrie immer: „Hölp! Hölp!“

Viele von den Dorfleuten, die herankamen, kehrten wieder um, da sie das Schreien hörten; aber die Tapfersten näherten sich doch, und zwei, die Gewehre hatten, warfen sich auf die Erde und riefen: „Wir schießen auf den, der schießt!“

Nun kam Holgersen wieder zu sich; er trat heran, und sagte mit schwerem Atem: „Lat uns beiden Ohlen söken.“

Die Fremden gaben nach und die beiden legten sich in die Knie und fingen an, eine Decke von handgroßen Steinen, die nun sichtbar war, abzuheben, und es zeigte sich, daß es wieder ein Grab war wie das vorige; es lag da wieder die fingerdicke, feinkrümelige, trockene Erde von brauner Farbe. Aber das Grab schien ohne allen Schmuck zu sein. Zuletzt lagen da nur noch drei größere Steine, wie es schien, zu Häupten des Toten.

Aber da, als sie diese letzten beiden Steine hoben . . . lag da . . . wie eben hingelegt, ein schmaler goldner Reif, von dunklem, sattem Gold, um die Stirn zu tragen. Er war von reinster Form und mit eingegrabenen schlichten Linien, und erschien als ein Ding aus einer andern Zeit

und von anderen Menschen, ja aus einer anderen Welt. Da die Menschen, die da herumstanden, so verwildert und von der Unruh dieser Jahre verunreinigt waren, erschien es ihnen höher, als es zu andern Zeiten getan hätte; sie schrien alle auf, und starrten atemlos auf die edle Zier, die Adam in der Hand hielt. „Ah . . . seht!“ sagte Adam erregt, „ihr dachtet an Kessel voll Gold; statt dessen finden wir dies Zeichen, daß hier einst Menschen gewohnt haben, die diesen Schmuck machten und liebten, und daß sie einen unter sich hatten, der genug geschmückt war, indem er dies edle Zeichen trug! Ach Brüder,“ rief er traurig, „mögen sie sonst gewesen sein, wie sie wollen; sie waren reiner und edler als unser Volk jetzt ist. Ach,“ rief er verzweifelt mit weher Klage, „wofür . . . wofür . . . sind meine Söhne gefallen! Meine beiden Söhne . . . wofür sind sie gefallen!“

Alle waren einen Augenblick still gewesen. Auch die Verkommensten waren betroffen von der plötzlichen wehen Klage. Aber nun brachen die Rohesten wieder hervor: „Ach was . . .“ schrien sie, „tot ist tot,“ und sie fingen an, durcheinander zu streiten. „Was machen wir mit dem Ding? Sollen wir es zerschlagen? Aber es gibt ein verdammtes kleines Stück für jeden.“ Andre wollten es mit nach Hamburg nehmen und verkaufen. Die meisten hatten sich mit wildem Eifer auf die Grabstätte gestürzt und weiter gewühlt; sie stießen aber auf bewachsene Erde und gaben es auf, und meinten nun auch, sie wollten es zerteilen. „Hau zu . . . hau zu!“

Adam rief: „Hände weg! Ihr Dorfleute . . . das duldet ihr nicht! Es ist unser, es soll heil bleiben und in unsern Händen.“

Einer der Halbstarcken schrie mit guter Laune dazwischen: „Ach, gebt es doch mir! Ich will es meinem Mädchen schenken; das hat schwarzes Haar.“

Holgersen sah mit überscharfen spähenden Augen bald auf den Schmuck, bald auf die Menschen.

„Leute,“ rief Adam, „wenn wir es verteilen, was bringt es für jeden? Ich nehme es mit und verwahre es bei den Kirchengewerten; da soll es bleiben, bis es entschieden ist, wem es gehört.“

Holgersen stimmte zu. „Ja,“ sagte er, „so macht es! Laßt den Preester das Ding mitnehmen und verwahren. Ich will darauf achten, daß es nicht wegkommt.“

„Gut, dann laßt es so werden. Wir wollen aber mit, und sehn, wo er es hintut. Und er soll sich nicht unterstehn und es irgendwohin verschwinden lassen, sonst wehe ihm! Es gehört uns allen.“

„Gut,“ sagte Adam, „ich sorge dafür; so soll es sein. Kommt alle mit.“

Da gingen sie alle lärmend und rufend in einem langen Zug nach dem Pastorat, und füllten die Diele, und standen im Schein von Gudes Küchenlampe vor dem Schrank, der rechts in der Diele steht, und sahen, wie Adam es mitten unter die schönen goldenen Geräte der Kirche stellte.

Als Adam den Schrank verschließen wollte und sich umsah, sah er einen trunkenen, wehen, sengenden Blick, mit dem der Küster den Fund und die Geräte ansah. Seit Adam hier wohnte, hatte Holgersen die alten schönen Altargeräte, die er früher oft gesehen und angefaßt, ja in seiner Hut gehabt hatte, nicht wieder in die Hände bekommen.

## Zweiundzwanzigstes Kapitel

Als es Nacht wurde, wurde Adam unruhig, daß er einen so wertvollen und besondern Schatz im Hause hätte; er sah auch die gierigen Augen Holgersens und dachte an seine Untaten. Er wußte aber nicht, was er unternehmen sollte. Das Pastorat hatte fünfzig klapperige Fenster; und ein starker Wind, der immer mehr zum Sturm wurde, rüttelte an Fenstern und Türen. Gude riet ihm, die ganzen Geräte aus dem Schrank zu nehmen und in der Schlafstube zu bewahren. Das tat er denn auch. Er stellte den ganzen Schatz ans Kopfende seines Bettes, neben das Handbeil. So legten sie sich hin.

Sie lagen eine ziemliche Zeit, und horchten auf den heftigen Ostwind, der gegen die Fenster stieß und das Strohdach hinaufjagte und dann mit wildem Juhu über den First fuhr. Die Leute in der großen Stadt können sich kaum einen Begriff machen, wie machtlos und sorgenvoll, oder schicksalsergeben, je nach seiner Natur, der einsame Landbewohner in der Nacht daliegt, wenn der stoßende, klappernde, heulende Sturm ihn hindert, irgend etwas deutlich zu hören.

Als sie eine Stunde lang lautlos und schlaflos gelegen hatten, fing Gude an, zu weinen, und sagte, sie könne keine Ruhe finden; der Gedanke an das alte ‚sonderbar fremde Ding‘ verstöre sie ganz und gar; es wäre nach ihrer Meinung ein großes Unrecht, Gräber aufzugraben; es wäre ihr immer, als käme der Tote und fordere, was sein wäre. Sie lebte nun immer mit Gräbern und dachte an die Gräber ihrer Kinder.

Adam sagte: „Du mußt nicht bange sein vor Geistern, Gude. Wie willst du denn leben?“ Er stand auf und trug den Behälter wieder nach der Diele und verschloß das Ganze wieder hinter die doppelte Schranke. Er ließ beide Türen offen und ging wieder zu Gude und sagte, um sie ein wenig zu ermuntern: „So, nun liegen Heiden und Christen wieder beieinander in demselben Kasten; aber ich bin überzeugt, sie werden sich gut vertragen.“ Darnach lagen sie wieder Hand in Hand nach ihrer Gewohnheit, und horchten auf das wilde Lied des Sturms.

So war es Mitternacht geworden. Da hörten sie durch den Sturm ein überlautes Schreien und eine Stimme, die „Feuer, Feuer,“ rief, und schrien auf und rissen die Kleider an sich, rissen die Tür nach dem Hinterhaus auf und sahen alles in Flammen. Adam schrie Abel und den Großvater wach und stürzte wieder in die Stube und führte erst Gude, dann Abel und den Großvater aus der Haustür, die schon in Rauch stand. Und lief dann zurück und nach dem Schrank. Er fand ihn zu seiner Verwunderung offen und den Kasten nicht da, meinte, er wäre im Irrtum, und der Kasten noch neben dem Bett, lief durch den Rauch hinein, und fand ihn dort auch nicht. Und mußte das Haus verlassen und stand in unsäglicher Verwirrung unter den fahlen Linden, wo sich nur wenige Leute gesammelt hatten. Unter ihnen stand Holgersen, nach seiner Gewohnheit ohne Mütze und Überrock. In seinem grauen Haar, so kurz es war, wehte der Wind. Die große Menge der Dorfleute und das übrige Kirchspiel mochten den Feuerlärm hören und sehn; aber sie wagten nicht, ihre Häuser zu verlassen.

Sechs Stunden später saß Gude in dem kleinen verfallenen Predigerwitwenhaus, das oben, einige hundert Meter vom Pastorat, an der Straße liegt, und zufällig leer war, vier Stübchen und ein Kämmerchen, und eine Küche, die mehr nur ein schmaler Gang war. Sie packte, fast bewußtlos, mit noch zitternden Knien, die dürftigen Habseligkeiten auseinander, die aus dem brennenden Haus gerettet waren. Einige Frauen aus der Nachbarschaft gingen ab und zu und brachten ihr noch dies und das, was fehlte. Abel war still und stumm mit leblosem Gesicht nach dem Hof gegangen, als wäre nichts geschehn. Adam war noch an der Brandstelle. Er saß barhaupt auf einer umgestürzten Waschbalje unter den kahlen Linden, und sah nach dem langen und breiten Haufen Asche, der sein Haus und seine Habe gewesen war, und sagte zu den Leuten, die um ihn standen — es waren der junge Lehrer, der junge Amtsvorsteher und ein alter Arbeiter: „Sagt mir, Leute, wer hat den Kasten gestohlen? Wer hat die Schlüssel gehabt?“

Der Amtsvorsteher sagte: „Ich denke, Ihr irrt Euch in dieser Sache. Wir werden die Reste der Goldsachen unter der Asche finden.“

„Wir werden nichts finden,“ sagte Adam. „Ich wiederhole meine Frage: wer hat die beiden Schlüssel in seinem Besitz gehabt? Wer? Wer hat den Fund gestohlen und dann das Haus angesteckt, um alles zu vernichten, mich und den leeren Schrank, und das Archiv, das voll von alten Rechnungen und Quittungen ist? Wer? Darüber denkt nach!“ Und er sah sie in seiner festen fragenden Weise an.

Aber sie sahen alle weg, der eine hierhin, der andre dahin. „Es ist eine bedenkliche Sache,“ sagte der Amtsvorsteher, „darüber auch nur ein einziges Wort zu sagen, Nachbar. Es kann ja irgendwelches Gesindel gewesen sein, das jetzt überall und grade nachts unterwegs ist.“

„Aber bedenkt es alles,“ sagte Adam, „sein wildes Vorleben und all die Gerüchte und seine Bier nach solchen Sachen . . . und ich alter Esel habe noch dazu gestern abend zu ihm gesagt, daß die Sachen hier nicht sicher genug wären, und daß ich vorschlagen wollte, daß wir sie morgen ins Kreishaus brächten.“

Aber sie kniffen die Lippen zusammen.

„Bedenkt, ich habe ihm auch noch das Gerücht vom Bennebecker ins Gesicht gesagt . . . gestern beim Graben.“

Aber sie sagten nichts, sahen in den Rauch. Zuletzt breitete der Amtsvorsteher die flachen Hände aus: „Selbst wenn wir einen Verdacht hätten und etwas unternehmen wollten — ich wüßte aber nicht wie und was; das sage ich ausdrücklich —, woher nehmen wir die Macht? Es ist alles Unordnung, Angst und Schrecken. Es ist, als ob in eine Herde Schafe der Blitz gefahren wäre. Es ist alles auseinandergeirrt und steht mit zitternden Knien an seiner Stelle und ist nicht zu bewegen. Jeder hat genug mit sich selbst zu schaffen, Nachbar, und denkt mit Grauen, daß er morgen um diese Zeit, gerade so wie Ihr, auf einer umgestülpten Waschbalje vor seinem abgebrannten Haus sitzen kann.“

„Ich bin ein armer Mann,“ sagte Adam, „wie soll ich mir einen Haushalt anschaffen in dieser Zeit?“

„Wenn das das Schlimmste wäre,“ sagte der Lehrer.

„Ja,“ sagte Adam, „schlimmer sind die drei Gräber . . . Ich bin ein armer unglücklicher Mann.“

„Ja, das seid Ihr, Nachbar; Gott helfe Euch und Euren armen Frauen . . . und nun müssen wir nach Hause gehn, sie haben das Mittagessen auf dem Tisch.“

Adam ging nach dem Witwenhaus hinauf und fand noch einige Frauen beim Packen und Ordnen; Gute saß mit abwesenden Augen am Fenster; zuweilen stand sie auf und trat an einen Kleiderschrank, den eine Nachbarin geliehen hatte, und suchte zwischen den Kleidern. Sie, die noch vor vier Jahren die ganze Nachbarschaft mit Eifer und Lachen beraten hatte, ließ sich nun helfen und bedienen. Abel kam neben einem Wagen voll Sand vorbei, hielt an und kam herein, und sah in die Kammer, die für sie bestimmt war. Als sie ihre Kommode darin stehn sah, kniete sie davor, öffnete die eine Schublade ein wenig, sah hinein und schloß sie wieder. Als sie sah, wie müde ihre Mutter war, sagte sie zu den Frauen: „Es ist so freundlich von euch, daß ihr helft, aber ich glaube, Mutter muß nun erst mal Ruhe haben. Sie hat ja eine ganze schlaflose Nacht hinter sich.“

Aber Gute sah auf und sah sich verwirrt um und sagte mit einer gewissen Sorge und Ungeduld: „Bitte, nein . . . nein, Abel . . . es ist besser, daß sie noch bei mir bleiben . . . Gute Nachbarn, helft noch ein bißchen länger, daß ich aus der größten Unordnung herauskomme.“

Adam hatte das undeutliche Gefühl, daß ihre Seele verwirrt und hilfsbedürftig wäre, daß er sich neben sie setzen müsse und eine Stunde lang alles, was in den letzten drei furchtbaren Tagen geschehn war, bereden müßte. Er

trat auch an sie heran, streichelte sie und öffnete den Mund; aber er konnte seine zuckenden Gedanken nicht ordnen. Er streichelte sie wieder, nannte sie bei den liebsten Namen, küßte ihr Wangen und Augen, und ging hinaus, und stellte sich trotz der Kälte unter die Wand und suchte seine Gedanken zu ordnen.

Gegen Abend ging er in den Dorfkrug, um die Frau des Wirtes um einen Kessel zu bitten, den sie entbehrten. Als er den verdunkelten Gang, der zur Gaststübentür führte, betrat, hörte er, daß die Stube voll Menschen war und daß sie über die nächtlichen Begebenheiten sprachen. Da er hoffte, irgend etwas wichtiges zu erfahren, blieb er stehn und hörte, wie das Gerede hin und her ging.

„Gesindel!“

„Ja, möglich ist das . . . aber es bleibt doch merkwürdig . . . Feuer zugleich und Diebstahl . . .“

„O, das kommt oft vor.“

„Ja,“ sagten mehrere, „ganz recht . . . ganz recht . . .“

„Ganz recht . . . Aber wer ist dann oft der Täter?“

„Nun, wer denn . . .?“

„Der Hausbewohner selbst!“

„Junge . . . Junge . . . sei vorsichtig!“

„Was soll ich vorsichtig sein?“ sagte die breite, fette Stimme — breit und fett in dieser Zeit des Hungers im Land! — „Wer soll mir was tun? Er selbst, der Preester? Das Amtsgericht? Lächerlich! Die haben ja alle keine Gewalt mehr. Abgesetzt! Laßt uns doch nicht lange um den Drei herumreden, Lüde! Wir wissen ja alle, wer's getan hat. Ich sehe ja an euren Gesichtern, daß ihr es alle wißt. Von wem ist bekannt, daß er in Schulden steckt? Von wem

ist bekannt, daß sein Amt und Gehalt zu Ende geht, weil wir keinen Gebrauch mehr davon machen wollen? Von wem ist bekannt, daß er so was breites, natürliches und handfestes hat? Schließlich, wer hatte die Schlüssel zu dem Fund und zu dem Gold? Ach, Lüge, die Sache ist ja klar; er hat das Gold in Sicherheit gebracht und dann die alte Kiste angesteckt. Er hat sich gesagt: „mit dem Amt ist es aus, ich verberge das Gold, versilbere meine Möbel, und ziehe nach Hamburg; und eines Tages holt er sich den Fund nach, den er irgendwo auf der Heide vergraben hat, und versilbert auch den. Na . . . habe ich recht oder nicht? Ich bitte euch, was wißt ihr von dem Mann? Er kommt da aus irgendeinem öden Nest am Strand, wo die Füchse sich gute Nacht sagen . . . Wattläufer, Strander, Teepünsche . . . was weiß ich? Da hat er fünfundzwanzig Jahr gefessen. Er ist vielleicht gar nicht so schlecht; aber erstmal ist er'n Preester, und das ist immer'n dunkles und unbekanntes Feld. Preester und Küster . . . ja . . . euer Küster steckt auch in besonderer Haut! Haha . . .! Und . . . na . . . die Zeiten sind so; selbst ruhige Leute machen eine kleine Unternehmung . . . Haha . . .! Genug! Ich sehe es . . . ich sehe es ja an euren Gesichtern! Was ich sage, ist in diesem Augenblick euer aller Meinung; und morgen früh ist es die Meinung des ganzen Kirchspiels und morgen abend der ganzen Landschaft.“

Der Mann — es ist ein dicker Schweinehändler aus der Stadt, der wegen seiner Körperkraft bekannt ist — ist so weit mit seiner Rede gekommen, da sitzt Adams Faust ihm an der Kehle. Jawohl. Adam würgt ihn und stößt ihn mit dem Hinterkopf gegen die Wand, daß er in die

Ecke taumelt und sich erbricht. Darnach geht Adam, nachdem er sie alle nach seiner Gewohnheit der Reihe nach angesehen hat — aber dies eine Mal in seinem Leben, ohne ein Wort zu sagen; denn er ist atemlos und kann nicht — aus der Stube und wieder nach Haus.

Er stellt sich, betäubt von dem Gehörten und Erlebten, wieder draußen an die Wand und starrt ins Land. „So!“ denkt er, „also so! Immer noch verschuldet . . . aus Gutmütigkeit . . . und die lieben Kinder tot . . . und das Vaterland im Schmutz und mitschuldig an diesem ungeheuren Leid der Menschheit . . . und das alte Haus in Asche mit all meinen lieben Büchern, meinem Goethe, meinen Kosmosbüchern und meiner alten Bibel mit den Namen meiner Vorfahren darin . . . und nun das Letzte, das bißchen Ehre . . . Diesen dicken schmutzigen Menschen mußte ich anfassen mit meinen Händen . . .“ Er reckte sich mühsam und krausste die Stirn und versuchte, nachzudenken, konnte es aber nicht, und sah im Geist Gudes Gesicht mit der gekrämpften Stirn und den tiefen trostlosen Augen und dachte: „Du darfst es Gude und Abel nicht sagen, nein, das gibt ihnen den Rest, das dürfen sie nicht erfahren.“ Nachdem er so eine Stunde gestanden hatte, ohne irgendwie weiterzukommen — die Dinge gingen ihm wie ein Mühlrad im Kopf herum — ging er wieder hinein, und saß bei Gude auf dem schmalen Sofa, das der Amtsvorsteher gesandt hatte, und saß Hand in Hand und wollte wieder irgend etwas sagen; aber seine Gedanken griffen nach allen Seiten und ließen es wieder, und griffen nach andern Dingen. „Was ist mit dir?“ dachte er, „du bist doch nie in deinem Leben ratlos gewesen, warum bist du

es jetzt?“ Darüber suchte er, und konnte es in der Verwirrung, in die ihn die schreckliche Folge der Begebenheiten gestoßen hatte, nicht finden. So saß er wohl eine Stunde oder zwei bei ihr, ihre Hände drückend, aber ohne ein Wort zu sagen.

Unterdessen lief das Gerücht, was es laufen konnte . . . Eine halbe Stunde nach jener Begebenheit wußte das ganze Dorf von diesem Kampf in der Wirtshauswirtschaft. Abends, so um acht Uhr, als das ganze Kirchspiel im Dunkeln sitzt und zu Bett rüstet — es geht alles mit Dunkelwerden zu Bett, weil schon lange kein Petroleum mehr da ist — ist das ganze Kirchspiel überzeugt, daß die Spartakisten aus der Stadt, — man sieht im Geist rotgekleidete Menschen mit großen Messern zwischen den Zähnen, Menschen, die man bisher noch niemals im Lande sah und von deren Existenz man bisher nichts wußte — noch in der Nacht herausziehen und Pastor Barfoot ermorden, um den Schweinehändler zu rächen; denn der Schweinehändler spielt seit drei Monaten, seit dem Ausbruch der Revolution, eine große Rolle, und wird wohl Landrat werden. Am andern Morgen erzählt man in der ganzen Landschaft, die seit fünf Jahren unter dem furchtbaren Druck des Krieges steht, seit drei Monaten unter Qualen auf Erlösung hofft und in wilder, seelischer Verwirrung und Verängstigung lebt, die nicht mehr fühlt, was gut oder böse, möglich oder unmöglich ist, wirr von den furchtbaren Begebenheiten: „im Taterberg sind sieben kupferne Kessel voll Gold gefunden worden . . . man bedenke, was die jetzt für einen Wert haben . . .! und im Pastorat aufbewahrt . . . der Pastor und der berühmte Holgersen — Pastor und

Küster . . . man kennt das . . . alte Geschichten! — zünden das Pastorat an . . . senken Kessel in Karpfenteich . . . Schweinehändler Robbert beschuldigt Pastor der That . . . Pastor schlägt Schweinehändler halbtot . . . Aber was der Küster verbrochen hat . . . er soll sieben Morde auf dem Gewissen haben; und ihr kennt ja die Geschichte vom Bennebecker, der vor seinem Geldschrank tot gefunden wurde und nachher war der Becher von Elfenbein verschwunden und das Armband . . . das alles wird unvergolten bleiben; denn Küster Holgersen steht seit Jahren mit Rußland im Bunde und wird Herr der ganzen Landschaft.“

Diesen ganzen Tag konnte Adam sich um die Frauen nicht kümmern; er mußte an die verschiedenen Versicherungen schreiben und an den Propsten Eli einen ausführlichen Bericht über Brand und Diebstahl schicken, und über den Verdacht, in dem er steht; dazu hatte er Besprechungen mit den Kirchenältesten. Am Nachmittag wurde er zu einem Mann geholt, der mit seinen Pferden verunglückt war, die vor einem der rasenden Autos scheu geworden waren, und im Sterben lag.

Während er unterwegs war, hatte sich Gudes Vater nach seiner Gewohnheit ins Dorf gemacht und hatte alles erfahren, was im Dorf an Gerede umging. Als er alles mit den Ohren eingesammelt hatte, mischte, stampfte und pfefferte er es in seinem bittern und rachsüchtigen Gemüt, und brachte es zu Gude, die in wirren Gedanken vor ihrer Kommode kniete und nicht wußte, was sie eigentlich suchte. Als der alte Mann erschien, kam Abel, um nach ihrer Mutter zu sehn, und hörte ihn also mit an. Da er drei Tage nicht mit den Seinen geredet hatte, war er übervoll

von Galle: „Na,“ sagte er, „sie sagen also . . . um es kurz zu erzählen, daß er es getan hat.“

„Was . . .? Was hat er getan?“ schrie Gude zornig.

„Also, sie sagen, daß er es getan hat! Sie sagen, er hat erst den Fund und die Geräte beiseite gebracht, und dann, um den Diebstahl zu verdecken, das Haus angezündet. Das ganze Kirchspiel, ja die ganze Landschaft glaubt es. Aber das kommt davon, daß er immer so laut drauf los ist; er ist kein Preester, wie er sein soll. Die andern Preester haben den schwarzen Rock bis oben hin zu, sind klug und vorsichtig; aber er: immer mit dem Mund voran. Aber das Schlimmste ist: das Gerücht hat ja recht. Natürlich. Die Leute haben recht! Jawohl! Er hat seine Schulden los werden wollen und hat das Gold beiseite gebracht und dann das Haus angezündet. Jawohl! Ja, so ist es! Was soll nun aus dir und Abel werden, und aus mir? Es steht schlecht um die ganze Priesterei, aber am schlechtesten um Pastor Barfood. Vielleicht lassen sie uns ja hier in dieser elenden Bude wohnen, obgleich wir nun das Beste verloren haben, was ein Mensch hat: die Ehre.“ Nachdem er so eine gute halbe Stunde auf sie eingeredet hatte, ging er.

Als Adam eine Stunde später — es war dämmerig geworden — nach Hause kam, fand er Gude in einer traurigen Lage.

Adam hatte, wie es viele Leute in ihrer verzweifeltsten Not machten, gleich nach Empfang der Todesnachrichten in der einen Ecke der Wohnstube ein Tischchen aufgestellt, auf dem die Erinnerungen an die beiden Kinder zusammengetragen waren. Ach, wie dürftig waren sie! Von Hiller

eine Schleuder von Leder, die er als Knabe jahrelang mit sich herumgetragen hatte, und eine kleine Ausgabe von Robinson, nach der er sich im Garten eine Hütte gebaut hatte, in der er lange gelebt hatte; dazu eine Geldtasche und ein kleines Lichtbild von einem fremden, wahrscheinlich einem flämischen Mädchen, das seine Kameraden in seiner Tasche gefunden hatten, als sie ihn begruben; von Uwe die letzten Schulzeugnisse und das letzte Aufsatzheft mit einem besonders schönen Aufsatz über Wilhelm Tell, und einen Versuch einer Erntepredigt, voll von jugendlichem Lobe Gottes in gellertscher Weise, und das kleine griechische Testament, das er mit ins Feld genommen, und einige besondere Steine, die er in den Karpathen gefunden hatte. Von Heedje . . . ach . . . was soll das alles erzählt werden . . . Über dem Tischchen war ein Bildchen von Uwes Grab, das am Tag vorher angekommen war, und sein eisernes Kreuz, und von Hiller ein kleines Lichtbild, der Ausschnitt von einem Klassenbild, und von Heedje der Myrtenkranz und ein Bild. Vor dieser Ecke, die Adam im stillen die heilige nannte, stand Gude oft, wie er wohl wußte, und streichelte die einzelnen Gegenstände und schluchzte darüber. Es wäre besser gewesen, wenn er diese Aufstellung, die er in andern Häusern gesehn hatte, nicht gemacht hätte oder wenn sie mit verbrannt wäre, da sie das übergroße Leid immer wieder vor Augen führte; aber nachdem er es aufgestellt, hatte er es nicht wieder wegnehmen wollen, und einige helfende Hände hatten auch dieses Tischchen mit allem Drum und Dran gerettet; Nachbarn hatten es in ihre Schürze gerafft, und hatten es sorglich wieder aufgestellt.

Als Adam nun von der Diele her in die Stube kam, fand er zu seinem Entsetzen Gude vor diesem Tischchen in den Knien liegen, und um sie auf dem Fußboden in der ganzen Stube verstreut und zerrissen all die Kleinigkeiten, die den Tisch bedeckt hatten. Sie stöhnte in wilder Verzweiflung, schlug sich gegen die Brust und Stirn und stieß unsinnige Worte hervor, und schrie laut und gellend auf, als sie Adam sah. Ihr liebes spieliges Gemüt, das gefährliche und gefährdete, die Freude der ihren und aller Menschen, war dem wilden Ansturm erlegen; die gute, so voll klingende Geige war zerbrochen. Er kniete sofort neben ihr und umarmte sie, und nannte sie mit den zärtlichsten Namen, mit denen er sie in jungen Liebestagen viel tausendmal genannt hatte. Er sagte ihr, daß sie seine Herzallerliebste und sein guter Kamerad wäre bis in den Tod; und daß sie doch gewiß nicht wolle, daß er in Verzweiflung fiele, indem er sie trostlos und verzweifelt sähe. Es gelang ihm, sie aufzurichten und nach dem Bett zu bringen, wo er weiter bei ihr saß und ihr zuredete, sich doch an der Liebe zu ihm zu halten. Als sie endlich die Sprache wieder fand, sagte sie mit fremder, harter und matter Stimme, sie hätte nun dreißig Jahre lang die Geldverhältnisse ertragen, ohne ihr und sein Verschulden. Wieviel Gutes hätten sie beide getan, besonders an der Familie, und wie hätte die Familie sich gegen sie benommen. Was wären seine Schwestern für Menschen! Und gäbe es irgendein Leid, irgendein hartes böses Wort, das ihr eigner Vater ihr nicht angetan? Noch gestern hätte er wieder gesagt, sie lebten heimlich gut und ließen ihn darben und frieren; „und ich hatte doch, so wahr Gott lebt, nichts im Haus als Kartoffeln und ein Viertel

Brot. Und was hat er mir heute angetan?“ Wenn aber die, welche zu uns gehörten und zu uns halten sollten, solche Leute wären, wie wären dann erst die, welche uns ferne stünden. Und darnach hätten ihr die Menschen ihre blühenden, guten Kinder getötet, die niemals irgendeinem Menschen ein Leid angetan hätten; denn auch Heedje wäre nicht eines natürlichen Todes gestorben, sondern wäre durch den Krieg getötet worden. Und nun wolle sie von Welt und Leben nichts mehr wissen, und noch weniger von Gott; ja, sie hasse ihn und die Welt und das Leben. Sie wolle nicht wieder vom Bett aufstehn und hoffe, daß der Tod käme und sie erlöse.

Als sie mit geschlossenen Augen lag und Adam glaubte, sie einen Augenblick verlassen zu dürfen, ging er in den Garten, um ein wenig Luft zu holen, die ihm vor Angst knapp geworden war. Als er da vor der Thür stand, kam ihm der Gedanke, daß er mit Abel reden wolle, und ging ums Haus herum und trat an ihr Fenster, ob sie in ihrer Stube wäre. Er fand das Fenster ein wenig offen und sah hinein, und sah dies: Abel saß auf dem Bettrand und hatte eine Pappschachtel, die sie wohl aus der Kommode genommen hatte, geöffnet seitwärts an der Wand stehn, und hatte in der Hand jene fußlange rosige Babypuppe, die Hiller am Polterabend Heedjes auf dem Arm gehabt hatte. Sie war ganz darin versunken, ihr das Hemdchen, das sie ihr offenbar eben angezogen hatte, zurecht zu streichen, und drückte sie gegen die Brust, und ließ jenes rührend tierische, selige Stöhnen hören, jenen herz-klopfenden, unendlich mitleidsvollen Laut der Mutterliebe, in dem eine ganze Schöpfung von unsäglicher Liebe liegt,

ja, in dem die Schöpfung Gottes als Liebe laut wird, die in tiefem Mitleid und wehem Erbarmen das Weltall schuf.

Adam trat zurück und trat schweratmend wieder ins Haus. Er überlegte dies und das, was er nun tun mußte. Als er aber noch so stand, kam die Schwäche über ihn, die im letzten Jahr infolge des Hungers zuweilen über ihn kam. Es gelang ihm, bis an die Thür zum Wohnzimmer zu kommen und sie noch zu öffnen, und wie durch einen Nebel Gude im Bett liegen zu sehn. Dann aber brach er zusammen.

Gude hatte den Fall gehört. Sogleich wandelte sich ihr ganzes Gemüt. Sie vergaß die Toten und all ihr andres Leid. Sie sprang aus dem Bett und rief Abel; und auch die vergaß ihr Leid. Und so saßen die Frauen an seinem Bett, bis sie sahen, daß seine Ohnmacht sich in tiefen Schlaf verwandelt hatte.

## Dreiundzwanzigstes Kapitel

Als er am nächsten Morgen erwachte und sich seiner selbst und aller Begebenheiten besann, stand er auf und kleidete sich an und ging in die Küche, und fand die beiden Frauen da, — es war noch früh am Morgen, noch nicht Tag — und sagte: „Ich muß einen kleinen Weg machen.“ Damit ging er in den Garten und durch die Senkung im Wall auf die Heide. Es war ein grauer unfreundlicher Wintertag. Einige hundert Schritte weiter, als er den Frauen außer Sicht war, lehnte er sich gegen den Wall, sah über die Heide, die völlig tot und leer im Morgendämmern lag, und würgte an dem Unglück, das ihn nacheinander betroffen hatte, zuerst die Not mit der Schwester und dem Großvater, dann der Jammer von hundert Häusern, in die er Todesnachrichten gebracht, das Zusammenbrechen und laute Weinen der Frauen und Kinder, dann die Leiche Kong Kristians im Wasser und das blasse eingesunkene Gesicht Heedjes in ihrem Sterbebette, dann der Tod der beiden Knaben und der Jammer Gudes, dann der Zusammenbruch, die Niederlage und der Schmutz und die Schmach des Vaterlandes, an das er sein Leben lang mit schönem Stolz geglaubt hatte, und nun zuletzt der Verlust von Haus und Habe und die elende Verleumdung, daß er ein Dieb und Brandstifter war, und der verzweifelte Zustand der Seinen. Da ihn der Anblick der Heide schmerzte, sah er vor seine Füße und sah von ungefähr seine Stiefel, die er nun schon sieben Jahr trug, und den Anzug, der nun fast greis war, und es war ihm, als wenn dies Alles wäre, was er noch besäße, und daß auch dies bald von ihm ab-

fiele, alte Lumpen geworden, und daß er dann nichts mehr hätte als Leib und Seele. Als er so weit war, irrten seine Gedanken zurück, und kamen zu jenem Erlebnis seiner Kindheit, als der kleine Schuster ihn gefragt hatte, warum er Pastor werden wolle, und diese Frage ihm so schwer aufs Gewissen fiel, und wie zehn Jahre später der Bischof dieselbe Frage getan und ihn wieder in dieselbe Not geworfen hatte, sich selbst zu fragen: ‚Adam, wer bist du, und was willst du?‘ Damals hatte er beide Male, wenn auch mit schmerzlicher Scham, eine mutige Antwort gefunden, nach dem Maß seiner damaligen Erkenntnis von Welt und Leben; nun kam diese Frage zum drittenmal, und nun erschütterte sie ihn und führte ihn an den Abgrund der Verzweiflung: Adam, was bist du, und was willst du . . . ?

„Frag mich nicht! Frag mich nicht!“ schrie er in wildem Zorn. „Frag mich nicht! Ich war etwas, als ich noch an deine Erde glaubte und an das Leben, das du gabst. Ja, da flog mein Geist von der festen Erde auf, höher, bis zu deinen purpurnen Höhen. Aber dann kam ein Unheil nach dem andern, alle gleich sinnlos, unzusammenhängend, grausam, ja sadistisch, eine böses Spiel von einem tollen Spiel-leiter mit blöden Spielern aufgeführt durch Tag und Nacht, Tag und Nacht, niedrig, grausam, öde, und nimmt kein Ende. Wozu ein Gott? Ein Gott? Von allen Gedanken der schrecklichste, sich für diese Erde einen Gott zu denken! Was muß das für ein Gott sein!“ Er warf die Hände vor’s Gesicht und stöhnte in Qualen. „Was sollen wir drei machen?“ dachte er. „Was sollen wir noch? Das beste wäre, wir machten uns davon . . . das Gewehr des Wirtes . . . drei Kugeln . . . und es ist vorbei . . . wir sind nicht

mehr Puppen im wilden bösen Spiel. Qual um Schöpfung und Menschheit, Sehnsucht nach den Kindern, Ehrlosigkeit . . . alles ist vorbei . . . das grelle, grausige, wahn- sinnige, schmerzende Licht des Lebens ist ausgelöscht."

Als er in diesen schrecklichen Gedanken ganz verfangen war und die Hände wieder sinken ließ und mit verzweifelten Augen wieder über die Heide starrte, sah er in einiger Ent- fernung einen kleinen Jungen von ungefähr elf Jahren die schmale Fußspur gehn, die von den fernen Moorhäu- sern auf das Kirchdorf zu und von da nach der Stadt führt. Er sah die Erscheinung zuerst nur mit leiblichen Augen; aber allmählich sah auch seine Seele sie. Der kleine Junge hatte schwere Schafstiefeln an, die Hosen in den Schäften, die dicke graue Jacke fest zugeknöpft und um den Hals ein dickes wollnes Tuch. Er war blaß und unter- ernährt wie alle Kinder, aber ging mit großen Schritten gegen den kalten scharfen Wind an, der von Osten kam, ganz gleichmäßig und zielbewußt, mit festem bitterernstem Willen; dabei hielt er ein kleines klares Glas vor sich in der blaugefrorenen Hand. Es war klar, daß er für einen Kranken auf dem Weg zu Arzt und Apotheke war. Es lag in seinem Gang und seiner Haltung und in der Art, wie er das Glas trug, die ganze Willenstapferkeit und Zähigkeit und der ganze Ernst edlen Menschentums.

Mit zusammengekniffenen, notvollen Augen, mit noch schwerem Atem und das Stöhnen der Verzweiflung noch im Mund, verfolgte Adam ihn, wie er so dahinschritt. Aber allmählich, wie er die Erscheinung gewissermaßen in sich hineinsog, wurde sein Auge klarer, sein Atem ruhiger. Wie er da ging! Wie er Schritt für Schritt setzte, seinem Auf-

trag nach, seinem Ziel zu! Nun erkannte er Adam und grüßte mit der Mühe, aber änderte nicht einen Augenblick seinen Schritt . . . und hatte Adam schon vergessen, und stapfte weiter tapfer dahin, seinem Auftrag, seinem Ziel zu.

Adam sah ihm nach, sah und sah. Und da, als er noch so stand und nach ihm sah, nach dem Menschenkind, das durch die öde sonnenlose Heide stapfte, auf dem nach seinen Kinderbegriffen ungeheuer weiten Weg, unentwegt und mutig, dem Ziel zu, an das es glaubte, wurde es Adam plötzlich heiß ums Herz; eine Welle von Liebe und heiliger Verehrung schoß ihm durchs Herz. Der Mensch! rief es in ihm. Der Mensch! Sieh da, der Mensch! Der Mensch! Mag alles wild, grausam und wüßt fein und voll Rätseln mit bösen Augen . . . der Mensch ist da . . . mit seinem Ernst, seinem tapferen Wollen, seinem heiligen Glauben . . . Ich . . . ich muß . . . ich will mich am Menschen halten . . . am Menschen und seinem Willen. Ich will unten wieder anfangen, leise, zaghaft, und doch gläubig. Ja. Ich will mit meinem Glauben beim Menschen wieder anfangen. Ich will an den einzelnen Menschen glauben. Ja . . . so werde ich wieder leben können. Sieh, wie er dahin geht! Wenn ich auch die schwere Trauer um alles, was mir lieb war und was nun nicht mehr ist, nicht los werde, und wenn ich auch den Makel an meiner Ehre nicht wieder los werde, ich kann mich doch an den einzelnen Menschen freuen und an sie glauben und ihnen helfen. Ja, das kann mir keiner nehmen, kein Mensch, kein Gott. Das, was mein Vater hatte und was sein Leben so köstlich gemacht hat. Ich glaube, mein Vater hatte weiter nichts als das: das frohe Antlitz des andern Menschen, weiter

nichts, und war glücklich darin. Der einzelne Mensch! Der einzelne Mensch! Das will ich wieder glauben und lieben lernen. Ja, so kann ich im stillen Ernst, ja sogar festlich leben: in Freundlichsein, Glauben, Helfen, Mitarbeiten. Ja, dazu bin ich da. Ja, so will ich es machen, und so auch den beiden zu Hause sagen. ‚Heute und morgen,‘ will ich sagen, ‚wollen wir leben, und heute und morgen wollen wir arbeiten und gut sein mit den Menschen, und uns um weiter nichts scheren.‘ Ich will nicht sagen: die geistige ewige Welt, an die ich früher so fest glaubte, ist nicht. Nein, das will ich nicht sagen . . . wie könnte ich etwas behaupten, was über meine Vernunft geht . . . aber ich will, wenn ich davon rede, mit großer Vorsicht reden, schein, zart, geistig, so wie Goethe es tat . . . daß ich nicht wieder stürze, so wie ich gestürzt bin. Die Erde! Das Leben darauf! Der Mensch! Der große, gütige Mensch! Ja, das ist unsre Domäne, dieweil wir Menschen sind. Darüber hinaus? Ach, bescheidene, demütige Hoffnungen! Daß Er lachen kann . . . wie einer mit lieben Kindern lacht . . . und dann wieder mit ehernem Gesicht pflügt, und zuweilen den Pflug tief, tief und grausam niederdrücken muß. O, meine lieben Kinder . . . meine lieben Kinder . . . wo seid ihr? Ihr Geister, ihr Lieben, verlaßt mich nicht auf meinem wirren Menschenweg!“

Als er dies Wort sagte und um sich sah, fand er sich weit weg vom Hause auf der Heide, da, wo der Weg nach den beiden Heidedörfern sich gabelt, und wandte sich dem Dorf wieder zu. Als er einige Minuten gegangen war, zog da, wo die Wacholder stehn, ein Haufe Besenbinder neben einem kleinen Wagen her, in dem sie irgendein

Raubgut mit sich führten; sie fuhren in einer andern Wagenspur. Als sie Adam da gehn sahen, riefen sie von ferne, indem sie neben ihm hinfuhren: „Du ohle Graukopp . . . Du wullt Preester weesen? Du büst ja'n Deef unn Brandstifter! Wullt du uns gliek mal seggen, du ohle Sleef, wo heft du dat Gold vergraben?“

Adam stiegen vor But die Haare zu Berge, und weil da Steine am Weg waren, bückte er sich, und warf mit faustgroßen Steinen nach ihnen, und da er vom Voosfelspiel her, das er viele Jahre lang am Strand getrieben hatte, ein guter Werfer war, zog er nach der Weise der Voosler den Rock aus, und verfolgte sie, unter Schimpfworten, und schlug sie in die Flucht. So trieb er es bis zum Dorf hin. Als sie am Kirchhof verschwunden waren, holte er tief Atem und dachte: das waren nun die ersten Exemplare Mensch, an die ich glauben will . . . Aber ich will doch an sie glauben! . . . und es lächelte in ihm.

So kam er in das kleine Witwenhaus und setzte sich zum Morgenkaffee. Als er die zwei Scheiben schlechten Schwarzbrotts gegessen hatte, sagte er: „Ihr meine Beiden! Ich habe mich versehn an mir selbst und an euch, daß ich den Mut verloren hatte und wohl auch ein Stück von meinem Verstand, und nicht auf mich selbst und auf euch geachtet habe. Ich will mich nun wieder aufrichten. Ja . . . ich muß es tun und ich werde es auch fertig bringen. Ja, ich kann sagen, ich habe mich schon wieder aufgerichtet. Und ihr sollt sehn, daß ich nun auch euch helfen kann, ihr Armen! Ihr Lieben, bedenkt: wir beide, Mutter und ich, haben vielleicht noch zwanzig Jahr zu leben, und du, Abel, noch vierzig. Es geht nicht an . . . es ist ein ganz unerträg-

licher Gedanke . . . daß wir diese lange Zeit in Verbitterung und Dumpfheit zubringen. Nein, das geht nicht an; das wäre über alle Maßen schrecklich. Es mag leicht oder schwer sein: wir müssen Leute werden, die das Leben, wenn nicht gut finden, so doch wenigstens mit gutem Mut nicht nur ertragen, sondern selber führen und leiten.“

Als in diesem Augenblick der Großvater hereinkam, schwieg er von dieser Sache und sagte zu Gude: „Ich muß einen Weg machen. Wenn du, während ich fort bin, von irgendwem belästigt wirst, so läufst du hinaus und ruffst um Hilfe, was an Menschenwesen auf der Straße oder auf dem Felde zu sehn ist.“

Der Alte zuckte mit den Schultern und sagte spöttisch: „Du solltest in diesen Tagen nicht dies und das tun, und nicht unterwegs gehn, sondern zusehn, wie du mit Holgerßen und den Besenbindern und den Zigarrenhäusern und andern Leuten Freundschaft machst, die jetzt das Regiment haben, sonst wirst du morgen oder übermorgen abgesetzt und wir liegen alle auf der Straße.“

„Nun,“ sagte Adam, mutig und würdig, „wir werden ja sehn, was geschehn wird. Was mich angeht, so können auch diese Möglichkeiten mich nicht stören, weiter die Pflichten meines Amtes zu tun.“

„Ach,“ sagte der Alte höhnisch, „dein Amt!“

„Was,“ sagte Adam mit zornigen Augen, „willst du mein Amt verhöhnen? Ich sage dir, es gibt keinen Menschen im ganzen Kirchspiel, der den Menschen von solchem Wert gewesen ist, wie ich es gewesen bin. Darüber wollte ich das Kirchspiel selbst: Männer und Frauen, Bauern und Arbeiter, ruhig abstimmen lassen. Daß hier zurzeit

Leute sind, die meinen, ich wäre daneben auch noch ein Brandstifter und ein Dieb, ach Gott, das ist die verwirrte, erregte Phantasie dieser verwirrten und wilden Tage, die Sucht nach neuen und unerhörten Nachrichten und ungebildeter Sinn."

Der Alte kehrte sich ab und sagte bissig: „Ja, wenn man dich so hört . . . wenn du so große Worte sagst, sollte man denken: was für ein großer und guter Kerl du bist; aber in Wirklichkeit . . ." Damit ging er hinaus.

Adam stand noch eine Weile am Fenster und dachte nach. Dann murmelte er: „Ja, hier muß ich anfangen!“ stand mit einem Ruck auf und ging in die Kammer des Alten.

Der saß am Fenster und steckte sich die halblange Pfeife an, um zu Holgersen zu gehn. Adam sagte nicht unfreundlich, aber mit fester Stimme: „Großvater, willst du mir klar sagen, worüber du dich zu beklagen hast?“

„Aha,“ sagte der Alte höhnisch, „wilst du jetzt klein beigegeben?“

„Ach,“ sagte Adam verwundert, „wie du mich nicht verstehst! Als ob ich dich und deine Macht fürchtete! Sag mir, worüber hast du dich zu beklagen: erstens, zweitens . . . und so weiter.“

Der Alte sah unsicher auf und wollte nach seiner Weise mit kalten bösen Blicken und Knurren und allgemeinen Redensarten, wie: ‚man weiß ja Bescheid‘ . . . ‚Man merkt wohl, wie man als alter Mann überflüssig ist‘ und dergleichen auskommen; Adam sah ihn aber fest an und sagte: „Ich will klare Antwort haben, schwarz oder weiß . . . was ist es?“

Er wurde noch etwas unsicherer, und sagte, sie achteten nicht genug auf ihn und äßen heimlich besser, als sie ihm gäben.

Adam sagte: „Ich kann mir nicht denken, daß du das, was du sagst, selbst für wahr hältst. Wir darben und hungern genau so, ja, etwas schlimmer als du. Das weißt du ganz genau. Aber dein Geist erzeugt solche böse und wirre Gedanken in dir, weil es eine Lust in dir ist, uns, und besonders deine Tochter, zu quälen; denn deine Tochter quälst du am meisten und liebsten, weil du fühlst, daß sie am tiefsten unter deinen Worten leidet; du schlägst am liebsten das Pferd, das am heftigsten aufzuckt. Und nun will ich dir klar und deutlich etwas sagen. Deine Tochter und wir beiden andern haben unsre übergroße Last und Not; wir können nicht mehr tragen. Wir können nicht immer noch die dazu tragen, die du uns täglich auflädst. Ich habe erkannt, gestern abend, daß wir drei, Gude, ich und Abel, in der größten Tiefe angelangt sind; tiefer unter uns gibt es nur noch Verzweiflung und Tod. Ich will aber nicht verzweifeln, und die beiden sollen es auch nicht. Im Gegenteil: sie sollen wieder in die Höhe, zum Glauben, zum Leben kommen. Ja, das sollen sie. Das will ich durchsetzen; und also wird es geschehen. Und wenn ich und sie auch nur noch drei Tage leben sollten, so will ich doch, daß wir diese drei Tage ein wirkliches Leben führen und nicht ein verzweifelttes, finsternes. Gude, mein liebes Weib und dein Kind, ist vom Schicksal aufs furchtbarste geschlagen; ich will daher, daß alles übrige, ihr ganzes übriges Leben, lauter . . . lauter . . . lauter Friede und Ruhe ist. Und also will ich von dir, daß du mir ent-

weder jetzt versprichst, daß du lauter . . . lauter . . . lauter Freundlichkeit und Güte sein wirst; oder du suchst dir noch heute eine andre Unterkunft. Du hast ja Bekannte genug im Kirchspiel. So sauer es mir wird, ich werde es schon bezahlen.“

Der Alte sah Adam mit bösen und leeren Augen an und sagte höhnisch: „Ja, du bist ein richtiger Pastor, du! Du hältst das vierte Gebot!“

Adam sagte ruhig: „Ich habe niemals ein rechtes Gefühl dafür gehabt, oder mir Gedanken darüber gemacht, ob und wie ich ein rechter Pastor wäre; aber ich habe mir von Kind an Gedanken darüber gemacht, ob und wie ich ein rechter Mensch wäre. Ja . . . alle Menschen um mich herum grübeln über tausend Dinge, die mir klein erscheinen; aber vor mir steht immer nur der eine Gedanke, daß ich, so groß nun mein Format ist, ein rechter Mensch wäre. Diesem Gefühl in mir muß ich alles, alles unterwerfen, selbst den Heiland mit all seinen Worten, und die alten Gebote erst recht, und in diesem Fall das vierte. Ich halte nicht viel vom vierten Gebot. Ich pflege den Kindern zu sagen, daß es die Hälfte eines Gebots wäre, und daß ein halbes Gebot gar keins wäre; es fehle die andre Hälfte, nämlich das Gebot für die Eltern, daß sie ihre Kinder ehren sollen. Ja, das fehlt. Und das ist bei weitem die wichtigere Hälfte. Es gibt unzählig viele Eltern, die ihre Kinder, statt ihnen freie Bahn zu schaffen, daß sie den Weg gehn, auf den ihre Anlagen sie treiben, sie vielmehr hindern und auf Wege zwingen, auf denen sie lebenslang Schaden leiden, ja, viele Eltern schänden ihre Kinder. Du zum Beispiel hast die früheste

Jugend deines Kindes geschändet, indem du ihm sein schönes Lachen verbotst. Siehst du, so urteile ich über das vierte Gebot; und ebenso frei urteile ich über alle Gebote, und auch, wo es mir recht scheint, über den Heiland. Das ist mein Wille so, meine Lust, meine wildeste Lust, nämlich die: ein rechter Mensch zu sein! Das Bild, das ich vom Menschen in mir trage, das Gott mit mir und in mir gefaßt hat, verlangt von mir, daß ich so urteile und rede. Und verlangt von mir, daß ich dir sage: du sollst mich und die Meinen, die ich noch habe, nicht hindern, daß wir leben und blühen, tun und reden, was uns zum Leben und Blühen gut und recht und dienlich ist. Früher, als die andern drei noch lebten, wurden wir deiner leichter Herr. Wir lachten heimlich über dich und bedauerten dich, alle gemeinsam, und waren, fünf Junge, Starke, Herr über dich. Ja, im Schutz von Hiller und Heedje, in ihrem Sonnenschein, konnte dein Schimmel und Spak uns nichts tun. Aber nun sind wir unsrer besten Kräfte beraubt und der Nest ist geschlagen und wund, und wir können nicht mehr. Mein, wir können nicht mehr. Besonders deine Tochter kann nicht mehr. Sie ist am Ende. Es steht so um uns, daß wir nur lauter gütige und reine Menschen um uns brauchen können, und ich sage dir kurz: du versprichst mir in diesem Augenblick, daß du lauter Freundlichkeit sein willst, oder du gehst aus dem Haus. Das Letzte wird mir das Liebste sein."

Der Alte sagte: „Ich habe es schon lange kommen sehn, daß meine Kinder mich aus dem Hause weisen.“

„In diesem Satz," sagte Adam, „sind wenigstens fünf Unwahrheiten, aber ich will nicht weiter mit dir streiten," und ging hinaus.

Als er nach einer Viertelstunde aus dem Hause trat, um ins Dorf zu gehn, kam Holgersen mit einer Schiebkarre, auf der die schwarze Margret saß. Einige junge Menschen standen im Hofstor; und über den Kirchhof kam ein Haufe fremder Leute, die laut nach dem Küster riefen. Ein Auto hielt vor seinem Hause.

„Was soll der Aufzug?“ sagte Adam.

Die schwarze Margret stand auf und sagte: „Wir wollen die Sachen vom Alten holen. Er hat eine Stube bei mir gemietet.“

Holgersen sagte spöttisch lachend: „Ich habe nicht viel Zeit. Her mit Kommode und Bett,“ und ging ins Haus.

„Ich muß mit Euch über den Preis reden,“ sagte Adam zu Margret.

Das große Weib sah frech und verlangend in Adams Augen: „Wir beide . . . worüber?“

„Mein Schwiegervater hat kein Vermögen,“ sagte Adam.

„O,“ sagte sie lachend, „ich dachte schon an was andres. Der Alte . . . der hat Geld. Er hat immer Geld gehabt; er ist nur immer knauserig damit gewesen.“ Sie sah Adam wieder freundlich und verlangend an und sagte: „Der Küster wird ja nun ein großer Herr; er fährt nun mit nach Hamburg,“ sie zuckte die vollen Schultern.

„Wird er Kaiser oder wird er Papst?“ sagte Adam.

Sein Ton und seine Ruhe, und wie er sie groß mit seinen jungen Augen ansah, ging ihr wieder ins Blut, und sie sagte: „Wenn sie Euch was tun wollen, so schickt Eure Frau oder Abel zu mir herüber; ich will Euch schon helfen; ich weiß mit ihnen umzugehn.“

„Ich danke dir,“ sagte Adam herzlich, „du weißt, ich bin gegen alle Menschen gut gewesen und habe geholfen, so gut ich konnte. So hilf du mir.“

„Ich weiß nicht,“ sagte sie leise, „in diesen Dingen ist er ganz heimlich.“

Nun kam Holgersen, und lud die Sachen auf und sie fuhren ab.

Adam suchte Gude und fand sie im Stall, am Haublock, und Sprock schlagend, und erzählte ihr, was geschehen war. „Und so ist er nun fortgezogen,“ sagte er, „und dieser schrille Klang, der immerfort durch unser Haus ging, ist still geworden. Wein' nicht so! Es ging nicht mehr; wir hatten dies Böse in unserm Hause zu geil werden lassen. Hinaus mit diesem aus unserm Haus! Nun leben wir drei zusammen, ein Herz und eine Seele. Wir wollen nun sehn, daß wir so weiter kommen, daß wir ein wenig wieder in ein rechtes Menschendasein hineinkommen. Ja. Und nun muß ich einen Gang ins Moor machen. Ich muß; ich kann es nicht ändern; es liegt da ein Schwerkranker. Und nun will ich mich darauf verlassen können, daß ich dich lebend und bei klarem Kopf und meiner wartend wieder vorfinde.“

„Ich will alles tun, was ich kann, Adam,“ sagte sie mit heftigem Aufschluchzen; „aber es ist sehr schwer.“

„Ich muß fort,“ sagte er voll bitterer Not. „Ich habe Abel gesagt, daß sie einige Male zu dir kommt. Wenn du merkst, daß wieder dunkle Gedanken kommen, und Herr über dich werden wollen, mußt du dich mit lauten Worten in die Arme Gottes werfen und dabei sagen: Erbarme dich, allmächtiger Weltgeist, heiliger, großer Gott, Helfer meiner Seele! Die Welt ist schrecklich; ihre schmutzigen Wellen

gehn über mich. Aber ich will glauben, daß dahinter deine Liebe ist. Nimm meine Seele in deine Hände und führe sie hindurch. So mußt du laut sprechen, hörst du? Es wäre feige und ungerecht, schon meinetwegen, wenn du dich davon machtest; denn was sollte ich auf der Welt noch tun, wenn auch das Letzte, was ich noch habe, mich verliesse? Du kennst meine Natur und weißt, daß ich selbst nicht freiwillig aus dem Leben gehe — es sei denn, ich würde qualvoll und hoffnungslos krank —, weil ich immer glauben werde, daß ich noch irgendeinen Auftrag hätte. Ich bitte dich," sagte er, indem er ihr fest in die Augen sah und sie schüttelte, „daß du mein guter Kamerad bist, und all deine Liebe zu uns beiden, die noch dein Eigentum sind, zusammennimmst; ich will unterwegs immer nachdenken, ob ich dir nicht zu einem weiteren Leben helfen kann." Und indem er ihren Kopf heftig gegen seine Brust drückte, ging er.

## Vierundzwanzigstes Kapitel

Er hatte aber vor, zu seiner alten Liebe, Anna Haiden, zu gehn, um sie um etwas Brot und andre Nahrung für sich und die Seinen bitten.

Er hatte eines Tages seinen Sohn Hiller, der mit einem Fuder Reet aus dem Mötjensee an ihrem Hof vorbeigekommen war, zu ihr gesandt — ihr Hof gehörte nicht zum Kirchspiel —; und sie hatte den Jungen freundlich aufgenommen; ja, er war begeistert von ihr nach Hause gekommen. Darnach hatte er ihr aus dem Feld geschrieben, mit starken Andeutungen, daß ihm ein Paket mit gutem Inhalt schon passen würde. Darauf hatte sie ihm, und nachher, auf seine Veranlassung und sein Drängen, auch Uwe Pakete gesandt, und Abel war ein- oder zweimal hingegangen und hatte sich für ihre Brüder bedankt. Aber Adam hatte sie wegen des Krieges und all der Not, die der Krieg mit sich brachte, noch nicht wiedergesehn.

Er ging mit langen Schritten über die weite Feldmark, kam auf den Hohenmoorsweg, und stieg dann ins Raitmoor hinab und erreichte nach fast drei Stunden den Hof.

Sie faßte seine Hand und hielt sie lange. „Ich weiß alles,“ sagte sie, „den Tod deiner Kinder, und nun den Brand und den Diebstahl, und daß du den dicken Schweinehändler an die Gurgel gefaßt hast. Ach ja . . . ach ja! Und was da sonst passiert ist . . . daß wir den Krieg verloren haben, und der Herr Dreck nun vorläufig König im Land ist, das wird dir auch schwer, so wie ich dich kenne.“ Sie führte ihn in die Küche.

Er setzte sich müde hin und fragte sie nach ihrem Leben.

Sie wischte mit ihrer großen arbeitschweren Hand über den Tisch, als wische sie mit jeder dieser Bewegungen ein Stück des Lebens weg. Der Mann kränklich . . . zwei Kinder kränklich . . . ein Sarg . . . noch ein Sarg . . . da drüben in der großen Stube; dann noch einer drüben in der Marisch . . . ja, damals, als Adam sie auf dem Markt getroffen hatte. Ja. Sie selbst hätte gutes Blut gehabt, so viel sie wisse; aber ihr Vater und ihr Mann nicht. Und nun ist sie allein. Das Leben hat viele Falten in die Stirn gezogen und hat unter die Augen Rinnen von Tränenbächen gemacht; aber die Bäche sind nun lange versiegt und das Herz ist wieder fest geworden. „Ich kann ruhig über meine toten Kinder sprechen,“ sagte sie. „Es ist wie ein steinern Denkmal: da steht es. Ich sehe es oft an, aber ich weine nicht mehr. Nein, ich weine nicht mehr.“

„Und du hast noch Interesse am Leben?“

„O, viel, obgleich die Zeit total verrückt ist. Ganz verrückt. Ja . . . Und nun Hiller! Ja, er kam mit seinem hohen Reetwagen vorbei und kam in die Küche und war ganz eingefroren, und ich wärmte ihm die Hände in meiner Schürze, die vom Herd warm war. Und dann kam er noch einmal vorbei, während seines letzten Urlaubs. Er hatte ein kleines Mädchen auf dem Wagen und wollte vorbeifahren, als kannte er mich nicht; ich aber rief ihn; und da haben sie bei mir Kaffee getrunken; und nachher habe ich gesagt: ‚Nun will ich melken — es war eigentlich noch zu früh — und nun seid ihr also eine Stunde allein in der Stube und sicher vor jedermann,‘ . . . dann fuhren die beiden nach Poggsee weiter. Ach . . . ach . . . Und der

andre ist auch dahin . . . und die kleine Heedje, von der er so viel erzählte."

Adam wurde es schwach, da er über ihren Worten all sein Unglück wieder vor sich hatte und seine lieben Kinder sah, und er sagte mit hoher Stimme: „Du mußt mir ein Stück Brot geben, Anna, wenn du etwas im Haus hast, sonst falle ich dir vom Stuhl.“

„O Gott,“ sagte sie, „da rede ich und sehe nicht, daß du ganz blaß geworden bist. Warte, ich will dir rasch ein Stück geben. Ich habe etwas; ich habe einen Sack Roggen versteckt und heimlich gebacken.“

Sie gab ihm Brot und er aß und wurde wieder klarer. Und nun kam er mit der Bitte: „Ich habe mich ganz von dir zurückgehalten,“ sagte er; „es war genug, daß du meinen Jungen dann und wann ein Paket schicktest und daß du mit Abel freundlich warst, wenn sie kam, sich für ihre Brüder zu bedanken. Denn ich bin überzeugt, daß Uwe sich zwar redlich bedankt hat; er war ein sehr ordentlicher und feiner Mensch; aber Hiller glaubte, daß die Freundlichkeit der Menschen sich von selber verstünde. Er hat es fertig gebracht, daß sechs Bauern ihm Pakete geschickt haben; aber ich glaube nicht, daß er sich viel bedankt hat. Ja, so war er. Und weiter habe ich dich nicht belästigt. Und sieh, liebe Anna, das war zum Teil auch Klugheit. Ja, da ich aus den Reden des Jungen . . . ich meine Hiller . . . wohl merkte, daß du ihn gern hattest, so wie du damals mich gern hattest, seinen Vater, so hatte ich mir ausgedacht, du könntest ihn, wenn er aus dem Krieg zurückkäme, noch mehr lieb gewinnen und könntest vielleicht . . . ja . . . weil er mein Junge war . . . siehst du, so dachte ich . . . einmal ein gutes

Werk an ihm tun. Weißt du, ich habe zuerst viel Geld für meine Schwäger und andre Leute hergegeben — es ist ein Fehler, ich habe ihn von meinem Vater — und dann habe ich mich für meinen Schwiegervater verbürgen müssen, und so habe ich Schulden, jetzt noch, in meinem Alter, und wußte nicht, wie ich dem Jungen jemals zu einem Besitz verhelfen sollte. Ja, so war ich. Es war eine richtige Bauernschlauheit; ich bin ja auch ein Bauer. Ich dachte: ‚Jetzt ihr nicht mit Kleinfram kommen, sondern sie in Ruhe lassen, zeigen, daß du und die Deinen wirtschaftliche Leute seid; jetzt erst ihr wirtschaftliches Vertrauen fest machen,‘ dachte ich, ‚und dann mit dieser großen Bitte kommen.‘ Die richtige Bauernschlauheit! Ja, so war ich und so bin ich. Aber nun ist all dies bunte und bange Mänemachen vorbei. Er ist tot und hat sein Stückchen Land irgendwo in den Ardennen . . . ich weiß nicht wo . . . ich denke immer, nicht weit von einem großen ernstern Baum, der Tag und Nacht Wache hält. Wenn sie mir nur den Baum nicht umschlagen, denke ich oft. Und sein Bruder ist auch tot. Von dem dachte ich heimlich, daß er einmal Bischof werden sollte; ja, das dachte ich. Und ich wollte der geehrte Vater des Bischofs sein mit weißem Haar, und die Leute, die mein Leben und meine Art zu predigen noch gekannt hatten, sollten sagen: ‚Man merkt deutlich, daß der Bischof viel von der Begabung seines Vaters hat; ja, man kann sagen, daß er ganz seines Vaters Art hat, ja, daß er am besten spricht, wenn er in seines Vaters Weise redet.‘ Denn du mußt wissen, daß ich eine besonders breite Art habe; es ist mehr Blut in meinen Predigten als bei den andern. Ja, das sagen alle Leute; und darum habe ich auch die große

Stelle bekommen; und der Kirchenbesuch ist auch gut, und es kommen auch zuweilen Leute aus den Nachbarkirchspielen. Ich spreche mit niemandem so offen wie jetzt mit dir, Anna; aber du warst einmal meine Liebste, als ich jung war, und was mehr ist: du warst mein Mitmensch, und ich kann sagen, daß ich bis auf den heutigen Tag mit dir verkehrt habe, geistig; ja, so nah und dankbar bin ich dir. Und darum, siehst du, wollte ich dich nun um etwas bitten. Ich selbst kann es wohl so aushalten, wie es ist, auch das Unglück jetzt mit dem Brand und dem Diebstahl und der Schande, die viele mir antun, und das Unglück mit dem Land. Ich . . . weißt du, Anna . . . ich mache mir Flügel: oder richtiger: mir wachsen immer wieder Flügel. Je größer die Not, desto breiter die Flügel . . . Über alle Sterne weg . . . ich sage dir. Ja. Ich sage es nicht, um zu prahlen. Was ist da zu prahlen? Ich bin nun so . . . Gott hat mich so gemacht. In mir kann es wohl eine Zeitlang dämmerig werden . . . ja . . . aber es wird nie Nacht, nie! Sieh, wenn es um mich dunkel wird, wird es in mir heller. Es leuchtet ein Licht auf, unsagbar leuchtend, ja mit einem wonnigen Licht und einer herzlichen warmen Kraft, daß mir das Herz im Leibe lacht in allem Leid. Ah . . . Ich danke Gott für diese Gabe . . . Aber siehst du . . . Gude und Abel . . . die haben diese Natur nicht! Nein . . . nein!" Und er erzählte ihr, was er gestern abend mit ihnen erlebt hatte . . . wie Gude von Sinnen auf den Knien gelegen und Abel mit der Puppe gespielt hatte.

„Die armen Menschen,“ sagte sie, indem sie nach der Weise älterer Frauen die Hände vor der Brust zusammenschlug. „Sag mir bloß, was soll ich für sie tun?“

„Ja,“ sagte er, „wenn du kannst, gib uns ein wenig zu essen. Wir sind schwach von Hunger; wir müssen uns einige Male in jeder Woche satt essen. Das ist das erste.“

„Steht es so schlimm bei euch?“ sagte sie, „ich dachte da Abel auf dem Hof arbeitet, hättet ihr wenigstens das Nötigste.“

„Es geht allen Beamten schlecht,“ sagte Adam. „Unser kleiner Hühnerhof ist längst dahin; wir konnten schon lange kein Futter mehr bekommen. Ich hätte ja betteln können; aber zuerst wollten wir unserm Land mit unserm Hungern helfen, und darnach, als wir sahen, daß viele und bald die meisten die Vorschriften umgingen, weil die Entkräftung zu groß wurde und die Bestimmungen der Gesetze nicht richtig waren, da waren wir zu stolz und wollten es nicht ebenso machen. Später nahmen wir wohl hier und da ein Stückchen, wenn es uns in vornehmer Weise angeboten wurde; aber es war zu wenig. Und der Hof, auf dem Abel arbeitet, ist nur klein und ist kahl und leer . . . fünf Kinder, darunter zwei kranke, und nur noch zwei magere Kühe im Stall. Wenn das große Leid mit Uwe und Hiller nicht gekommen wäre, würden die Beiden es schon ertragen haben; aber nun sind sie mir zusammengebrochen. Ich bin, ehe ich fortging, durchs ganze Haus gegangen; es ist da nichts darin, als ein kleiner Haufen Kartoffeln und gelbe Wurzeln und ein Stück minderwertiges Fett, so groß wie eine Kinderfaust. Das ist alles. Und ich will dir auch ehrlich sagen, Anna: ich habe auch nachgesehn, ob da irgendwo ein Strick läge oder hinge, der Gude zur Versuchung werden könnte . . . ja eigentlich bin ich darum durchs ganze Haus gegangen . . . ich kenne das Haus ja

nicht so genau . . . wir wohnen ja nun im Predigerwitwenhaus. Und nun dachte ich, daß du vielleicht ein wenig für uns hättest. Dein Hof liegt ja einsam . . . daß wir uns wenigstens ein einzigesmal von Herzen satt essen können.“

„Komm mit,“ sagte die Frau, „du sollst sehn, was ich habe, und daß ich ehrlich mit dir teilen will. Wir sind drei Leute hier und ihr seid auch drei.“ Sie ging ihm voran in den Stall und klatschte vor der offenen Thür in die Hände. „Siehst du,“ sagte sie, „früher kamen sechzig breite Hühner angestürmt und zwanzig runde Schweine schlugen einen Lärm, daß du dein eigenes Wort nicht verstandest; nun torkeln da sieben oder acht magere Hühnchen heraus und da hinten quieken zwei magere Schweine wie Frösche. Und ich habe eine schlechte Ernte gehabt, weil mir seit drei Jahren Menschen- und Pferdekraft und künstlicher Dünger fehlen; und was ich geerntet habe, habe ich zum Teil abgeben müssen, zum Teil habe ich es mir von den armen und bleichen Weibern aus Hamburg abbitten lassen, die weinend in der Küchentür standen. Ich kann nicht gut ‚nein‘ sagen, wenn sie von hungernden Kindern anfangen. Mehr als eine habe ich in den Stall geführt, wenn ich selbst nichts mehr hatte, so wie ich dich hereingeführt habe. Und nun sag, wieviel soll ich dir geben?“

„Ich habe gedacht,“ sagte Adam, „du solltest mir drei Eier geben, für jeden eins; ich glaube, wir haben jahrelang keins gehabt, und dann ein halbes Pfund Speck, daß wir wieder mal richtig gebratene Kartoffeln essen können; wir braten sie jetzt in Kaffee. Morgen oder übermorgen will ich dann zu einem Bauern gehn . . . ja . . . ich tu es

nicht gern . . . aber nun geht es in meinem Hause um Leben und Tod.“

Die Frau schnitt ein gutes Stück Speck ab, so von zwei Pfund, und nahm von den Eiern sechs, und Adam ließ es geschehn; dann tat sie noch die Hälfte eines Brotes und ein Stück Butter von der Größe einer Kinderhand hinzu. „Das ist für deine Frau,“ sagte sie, und packte alles zusammen und gab es ihm.

Er machte sich wieder auf den Heimweg und erreichte den Eingang zum Kirchdorf und setzte sich, das Paket fest in der Hand, auf die Bank vor den Linden, die vorm neuen Kirchhof stehn, da wo die Kreuzung der beiden Landstraßen ist und viele Leute vorübergehn. Zuerst kamen einige Arbeiter vorbei, die auf Adams Fragen berichteten, daß sie zur Kirchspielschreiberei gingen, wo der Arbeiterrat sich versammeln würde; sie meinten, daß sie nicht recht wüßten, was sie da beraten sollten. Als er noch mit ihnen sprach, kam von Süden, von der Heide her, ein Haufen Besenbinder und Riesgräber; sie taten, als sähen sie Adam nicht, und sagten untereinander, daß sie heute Holgersen zum Verwalter des Kirchspiels machen wollten; er werde dann schon die rechte Ordnung schaffen. Adam sagte nichts dazu, ließ sie vorübergehn. Darauf kamen zwei große beschmutzte Autos von Kiel, voll von haltlosen, verschlafenen Gestalten mit gedankenlosen, ungeistigen Gesichtern. Als sie Adam da sitzen sahen, in seinem alten blauen Anzug, die Mütze tief in der Stirn, mit seinem grauen Haar und den tiefen Augen voll bitterem Weh, lehnten sie sich weit zurück und machten wichtige, todernde Gesichter und fühlten sich als „Regierung“. Es war gegen Abend, wo die Leute un-

terwegs gehn, um noch dies und das zu besorgen, was der Tag an neuen Bedürfniſſen und Plänen gebracht hat. Einige Leute, die des Wegs kamen, waren verlegen, da ſie ihn da ſitzen ſahen, und er ließ ſie vorübergehn. Andre, die ihn frei und freundlich anſahen und mit ihren Augen beſahnten, daß ſie an ihn glaubten, ſah auch er an und winkte ihnen zu und redete einige Worte mit ihnen und ließ ſie weiter gehn. Wenn aber dann und wann einer vorüberkam, von dem er wußte, daß er etwas breites, natürliches, kluges und lebensfrohes hatte, Mann oder Frau oder Mädchen, faßte er ihn am Armel und ſagte zu ihm: „Hör' ein Wort! Um meine beiden Frauen zu Haus ſteht es nicht gut; es hat ſie zu hart getroffen. Es iſt ja kein Haus im ganzen Kirchſpiel ſo ſchwer geſchlagen worden wie das meine; erſt die blühende Tochter, dann die beiden Söhne, und nun dieſe Brandnacht mit dem Diebſtahl und das dumme Gerücht über mich, als wenn ich beides angerichtet hätte. Wir ſind elend und ganz verarmt und in Unehren. Darum fürchte ich, ſie könnten ſich ein Leid antun. Ich bitte Euch, wenn Ihr des Wegs kommt und ſeht eine von ihnen in der Kuchentür oder im Garten — wir wohnen ja jetzt an der Dorfſtraße — ſo redet ein Wort mit ihnen, daß ſie merken, daß Ihr noch zu uns haltet, und ermuntert ſie damit.“

Als er noch ſo ſaß, kam auf einem ſauberem, blißenden Rad eine zierliche wohlgekleidete Perſon, die mit ihrem Vornamen Liſa hieß, des Weges und ſah ihn, und ſtieg von ihrem Rad und begrüßte ihn freundlich. Sie war die Tochter einer Witwe, die früher die beſte Wirtſchaft im Dorf gehabt hatte, und hatte davon und irgendwie von

einem Vorfahren her ein besonders gewandtes und anmutiges Wesen. Sie war Lehrerin und fuhr jeden Tag dieses Weges von und zu ihrer Schule, die im nächsten Dorf war. Man sah sie aber auch sonst viel auf ihrem blitzenden Rad in der ganzen Landschaft, auch sie selbst immer schmuck und ziervoll anzusehn; denn sie war ein gewandtes, geschmeidiges und geschmackvolles Persönchen und hatte die Begabung, ihren hübschen dunklen Kopf und den hübschen Leib mit wenig Kosten schön zu kleiden. Sie hatte in ihrer allerfrühesten Mädchenschaft, als sie sechzehn war, ein starkes Erlebnis mit einem vierzigjährigen Mann, einem Müllergesellen, gehabt, und war wegen dieser Begebenheit ins Gerede gekommen, und es war auch noch nicht vergessen worden, obgleich sie sich seitdem besonders zurückgehalten und ein sehr vorsichtiges Leben geführt hatte und nun schon siebenundzwanzig war. Man war nicht unfreundlich gegen sie, im Gegenteil: kein Mensch widerstand ihrer Anmut und Freundlichkeit; aber man behandelte sie ein wenig mit Vorsicht und Abstand, so, als wenn man befürchtete, daß plötzlich wieder eine waghalsige, seltsame Begebenheit, wie jene, aus ihr herausbrechen könne. Adam nahm die Mühe ab und sah ihr in das blühende Gesicht, während sie ihm mit Freimut ihr Mitgefühl aussprach und nach Gude und Abel fragte. „Ich habe immer nach ihnen ausgeschaut,“ sagte sie, „es drängt mich sehr, auch mit ihnen zu reden; aber ich weiß nicht, ob ich es wagen darf.“

„Ich wollte Sie grade darum bitten, Lisa,“ sagte Adam; „die Weiden sind in ihrer großen Not zu einsam. Sie müssen mit Menschen zusammenkommen und wieder

Menschenbräuche mitmachen, und fühlen, daß sie rund um sich Genossen haben, lachende, weinende, und die das Weinen verbeißen. Diese Letzten sind die Meisten. Ach, Lisa, wieviele gibt es davon in diesem Kirchspiel in dieser schrecklichen Zeit.“ Und indem er gleich anfang, allgemeine Lehren zu formen — er fühlte sich wieder kräftiger, da er eine Weile gefessen hatte, — sagte er: „Der Mensch schlägt den Menschen, Lisa; aber er heilt ihn auch. Und Sie mit Ihrem feinen schmucken Wesen sind so recht dazu geschaffen, traurigen Menschen zu zeigen, daß das Leben noch lichte Stellen hat. Kommt zuweilen, ich bitte Euch, und erzählt meinen Leuten, wie es in Eurer freundlichen Seele aussieht.“

Als sie fort war, wollte er aufstehn und weitergehn; da kam Lorenz Schack, der Doktor, mit seinem langbeinigen grauen Wallach und seiner hohen Gig des Wegs. Er hatte, zehn Jahr jünger als Adam, einst zu jenem kleinen Schwanz von jungen Knaben gehört, die Adam auf seinem Weg durchs Raitmoor begleitet hatten. Er war bei gut vierzig Jahren ein frischer, sehniger Mann von raschen starken Bewegungen und heiterem Lebensmut, obgleich er Tag für Tag von Krankenbett zu Krankenbett fuhr und wegen seiner hysterischen Frau ein trübseliges Dasein hatte. Wenn man ihn fragte, woher er diese prachtvolle, breite Lebenskraft hernähme, sagte er, je nachdem er in Stimmung, war, lächelnd oder lachend: er mache sich nur Gedanken über das, was seine Augen jederzeit gerade vor sich hätten, und da er viele Stunden durch die Landschaft fahre, hätten seine Augen trotz allem Traurigen in der Welt bedeutend mehr gute als böse Weide. Im übrigen hatte er

von seiner Jugend her die Gewohnheit angenommen, daß er, auf seiner hohen Gig sitzend, die von dem langbeinigen Pferde mit langem Trabe mehr vorwärts gestoßen als gezogen wurde, dann und wann aus der alten Satteltasche, die neben ihm über dem Sitz hing, einen abgegriffenen Band von Shakespeare oder Boccaccio oder einigen andern Schriftstellern von besonders blutvoller Art hervornahm und diese und jene Stelle las, und schien auch aus dieser Gewohnheit die lachende und fast lärmende Lebendigkeit zu schöpfen, die ihn auszeichnete. Er war die ganzen vier Jahre im Feld gewesen; doch hatte er auf Urlaub einmal an Heedjes Krankenbett stehn können und ein andermal Abels Knie behandelt. Die letzten beiden Jahre des Krieges hatte er in einem russischen Gouvernement zugebracht, das er von ansteckenden Krankheiten reinigen sollte, hatte selbst einen schweren Flecktyphus durchgemacht, war aber gesundet und nun, frischer denn je, und mit dem eisernen Kreuz erster Klasse ausgezeichnet, nach Hause zurückgekommen, und hatte sich sofort in seine Praxis gestürzt. Als er Adam da sitzen sah, hielt er und stieg von der Gig, und bedauerte, lärmend und auf die unbekanntenen Diebe und Brandstifter schimpfend, die letzten Begebenheiten und ging so neben Adam her.

Adam erzählte ihm zutraulich, was er mit Gude und Abel erlebt hätte, wie er sie beide in Verzweiflung gefunden hatte, Gude an der Erde zwischen den Scherben, und Abel mit der Puppe an der Brust, und bat ihn, mit ihm zu gehn und sie ein wenig zu ermuntern. Doktor Schack hörte es mit stillem, ernstem Gesicht an und ging mit ihm.

Als sie hereinkamen, saßen Gude und Abel einander

gegenüber am Tisch beim Abendbrot. Es war nichts weiter da als etwas kleiiges Brot und etwas Marmelade aus Äpfeln und roten Wurzeln, mit Süßstoff gesüßt, dazu einige Kartoffeln in der Pfanne, in schwarzem Kaffee gebraten. Die Frauen hatten das Essen aufgegeben, saßen mit stumpfen, trostlosen Gesichtern da und sahen jede in ihren Schoß. Adam sagte mit munterer Stimme, indem er auf den Doktor deutete: „Den habe ich gefunden, Mutter und Abel; es kann euch nicht weh tun, seine helle, laute Stimme zu hören. Und sieh, Mutter, — ich wußte mir keinen andern Rat — ich bin zu meiner alten Liebe nach dem Raitmoor gelaufen — du kennst sie, Schack — und habe dies mitgebracht; und nach vierzehn Tagen kann ich wieder kommen und mir ebensoviel holen. Wir müssen essen, Leute, daß unsre Herzen wieder Mut fassen. Ich bitte dich, Abel, pack es aus und bereite es zu, und eßt noch einmal mit mir und seid froh.“ Und um sie anzutreiben, sagte er: „Ich bin von dem weiten Weg unsagbar müde und hungrig geworden.“

Da standen die beiden auf und bereiteten aus einem Theil des Mitgebrachten rasch ein neues Abendbrot und kochten drei von den Eiern und kamen wieder herein, und sie aßen.

Der Doktor, der sich weigerte, mit ihnen am Tisch zu sitzen, saß auf der Lehne des Sofas, aß sein mitgebrachtes Brot und erzählte von seinen Erlebnissen in der ganzen Landschaft, und spottete über den Verdacht gegen Adam, und behauptete, daß dieser und jener verständige Mensch, mit dem er geredet, ebenso darüber den Kopf schüttelte, und schlug bei jedem kräftigen Wort mit den großen

Wagenhandschuhen auf seine Schenkel und füllte mit seiner frischen, sieghaften Stimme die ganze kleine Stube und brachte die Frauen dazu, daß sie aus ihren schweren Gedanken herausgingen; schon sein immer lebensvolles, sich wandelndes Gesicht und das schmucke, kurze Schlagen mit dem Handschuh trieb sie dazu. Dabei wandte er sich meist zu Abel. Er hatte ihre volle, ruhige, große Erscheinung, ihre große, breite Gesundheit immer schon gern gehabt. Sie war in allem das Gegenstück zu seiner raschen und geistigen Natur; und der Mensch sucht sein Gegenstück. Und nun hatte sie mit der Puppe gespielt, hatte das kleine tote und kalte Ding von Zelluloid gegen ihre volle warme Brust gedrückt. Armer lieber Mensch! Er schlug mit dem Handschuh auf die Schenkel, nickte ihr mit seinen sprechenden Augen zu und sagte: „Du hast in den letzten Jahren viel Schweres erlebt, Abel; aber wie es so gehn kann: du bist darüber hübscher geworden. Du bist nun ein ganz bestimmtes Menschenwesen geworden, genau das, was du nach deiner angeborenen Natur werden solltest . . . Abel Barfoot.“

Der warme Ton, und wie er, etwas vorgebeugt, sie ansah, tat ihrem todtraurigen, fast gestorbenen Herzen wohl und sie sah mit einem zweifelnden, aber langsam dankbar und warm werdenden Blick zu ihm auf. So sah sie eine kleine Weile, unbeweglich und sah ihn an, und wußte in ihrer schwerfälligen Art nicht, was sie sagen sollte; dann sagte sie: „Ich danke Ihnen, Sie sind immer freundlich.“

„Aber mit Unterschied, Abel,“ sagte er herzlich; „ich wollte keine gewöhnliche Freundlichkeit aussprechen. Ich wollte dir sagen, daß du mir als ein besonders wertvolles

Frauenbild erscheinst, jetzt mehr als je: du bist nun in die rechte Form geknetet; du hast nun deine Natur voll erreicht; und es ist eine große, gute und gesunde Natur. So ein Mensch wie du," sagte er bedeutsam und mit warmer Ermunterung, „hat in sich selbst, in seinem eignen Wesen, viel Kraft und Ermunterung.“

Sie fühlte wohl, daß es die Worte eines Arztes waren und den besondern Zweck hatten, sie zu ermuntern; aber sie fühlte doch auch, daß er wirklich Gefallen an ihr hätte, und sagte, indem ein wehes Lächeln über ihr Gesicht ging, mit unsicherer Stimme und dankbarem Blick: „Vielen Dank, Doktor Schack, ich will versuchen, mich zusammenzunehmen.“

Dann fing er von der Erkrankung eines Kindes an, das er behandelte, und das seit heute Morgen nach seiner Ansicht die Gefahr überstanden hätte. Dann meinte er, daß er weiter müsse, „zurück“ — er sagte nie „nach Haus“, weil er kein freundliches Haus hatte —, schüttelte allen die Hände, sagte, daß er mal wieder käme, und fuhr wie ein frischer Wind aus dem Haus.

## Fünfundzwanzigstes Kapitel

In den nächsten Tagen kam dann auch dieser und jener und stand an der Küchentür, oder trat hinein, oder sprach Abel an, wenn sie draußen auf dem Hofraum des Bauern arbeitete oder an der Stalltür erschien, und erzählte ihr dies und das. Und wenn auch nicht jeder seine Sache geschickt machte, so zog er doch den Sinn der Beiden für einen Augenblick von der Not weg, über der sie brüteten, und ließ einen frischen Zug des täglichen Geschehens um sie hinwehen. So konnte Adam es wagen, wieder unterwegs zu gehn.

Im Kirchspiel hatten der Küster und ein Deckoffizier, der sich in der Kirchspielschreiberei breit machte — es war wohl kein echter — die Herrschaft an sich genommen. Die meisten Arbeiter, ruhige und schwerfällige Leute, die in dieser rein bäuerischen Landschaft Aussicht hatten, bei Fleiß und Sparsamkeit vorwärts zu kommen, wußten nicht recht, ob die Sache für sie und für den Staat recht und gut wäre; es mißfiel ihnen auch das aufgeregte und fremde Wesen der Zugelaufenen. So kamen sie ungern oder hielten sich ganz zurück, und Holgersen und der Deckoffizier und ein Haufen Besenbinder und herumirrende Halbstarke, und die schwarze Margret, die sie bediente, führten das Wort. Dazu kamen dann und wann Autos mit wilden aufgeregten Leuten, die große Dinge erzählten, die in Berlin, Hamburg und Kiel geschehen, und „Taten“ verlangten; und die Besenbinder, immer ein haltloses, auf der Straße laut redendes Volk, erzählten mit verwegenen Armbewegungen, daß es mit Landräten und Gerichten, Kirchen und

großen Bauernhöfen nun vorbei wäre. Aber über Reden hinaus ging es in diesem Punkt nicht, weil die Masse des Landvolks nicht im entferntesten daran dachte, mitzugehn. Da es nun so stand, fingen die Unruhigen und Begehrlichen an, sich auf eigne Faust schadlos zu halten. Sie brauchten die Zeit, wozu sie ihnen geeignet schien, und machten ihre eigene Revolution. Da sich die großen, von allen erwarteten Dinge nicht begaben, nämlich der Sturm aus den großen Städten und der allgemeine Umsturz, wurde die Revolution eine Art Kleinbetrieb, ja ein Gewerbe vieler Einzelner. Viele trieb auch die Not. Die zahllosen Menschen von der Front und besonders aus der Steppe, selbst verhungert und unter verhungerten Frauen und Kindern, von jahrelangem Krieg in Ansichten und Begriffen haltlos, von der Revolution, die ihnen kein Brot gab, nach wenigen Wochen enttäuscht, sahen sich nach irgendeinem Unternehmen um, das mit dem Handwerk, von dem sie kamen, eine Ähnlichkeit hatte, und manche wagten es und machten sich nächtlich auf und zogen auf die Dörfer, um etwas zu gewinnen: sei es Brot, sei es Geld. Andre, schon frecher und sichrer, taten sich in Haufen zusammen und überfielen, gegen alles, was Landmann war, erbittert, einsame Höfe, ja, ganze kleine Dörfer, und nahmen, was ihnen gefiel. Bald zogen sie am hellen Tag von Hof zu Hof und forderten mit frechen Worten und drohenden Revolvern, was ihnen nehmenswert schien, besonders Nahrung und Kleidung, aber auch Geld und Schmuck. Zweimal gingen Bauernhöfe, die sich den Armen und Darbenden versagt hatten, oder die Einbrecher durch scharfe Schüsse verscheucht hatten, einige Nächte später in Flam-

men auf. Der Schein leuchtete schreckhaft durch die weite, leere Nacht.

Das ruhige, der Ordnung so sehr gewöhnte, an sich saubere, reine und wohlgesinnte Volk, vom ländlichen Arbeiter bis zum wohlgestellten Bauern, erschrak vor diesem wilden, ungeordneten Ausbruch zügelloser ungeordneter Haufen. Sie sahen nichts als einen Aufstand von Verbrechern, Türöffnung der Zuchthäuser, Schleusenöffnung allen Schmutzes; und alles, was sie sahen, war in der That auch nichts weiter. Sie dachten aber nicht daran, sich zur Wehr zu setzen. Sie waren von den schrecklichen Menschenopfern des langen Krieges und von dem jahrelangen jammervollen Darben, das noch anhielt, von dem jähen und furchtbaren Zusammenbruch und von der Unmenschlichkeit der feindlichen Welt — denn woher drang eine Stimme menschlichen Gefühls aus der übrigen Menschheit in ihre Häuser? — und von dem wüsten Treiben der jetzigen Gewalthaber und der allgemeinen Gesetzlosigkeit so niedergebeugt und verwirrt, daß sie sich kaum aus ihren Häusern bewegen mochten. Jeder saß auf seiner kleinen oder großen Scholle Erde und hielt sich mit gekrallten Händen daran fest, als dem einzigen, was in diesem wüsten Untergang, in diesem riesigen Deichbruch, noch standhielte. Jeder hielt sich dumpfen, verwirrten Sinnes in seinem Hause bereit, draußen alles geschehn zu lassen, was geschehn mochte, und nur im Notfall Weib und Kind zu verteidigen.

Aber mehr als all diese äußeren Nöte, obgleich sie groß und qualvoll waren, quälte es die Menschen, den Sinn des Furchtbaren zu begreifen, das sich ereignet hatte. Alle Ernsten im Land — und wer ist in diesem schwermütigen

Land nicht ernst? — fragten, bis sie müde und mürrisch wurden: wofür sind sie nun gefallen? So lange die Hoffnung des Sieges da war, hatten sie sich in ihren schlichten Gemüthern damit getröstet, daß ihre Kinder sich geopfert hätten, um die Heimat vor dem Überfall der Feinde zu bewahren, und dem deutschen Volk die Luft zum Atmen zu erhalten, die die Feinde ihm nehmen wollten. Denn das ganze Volk glaubte, daß der Krieg seit vielen Jahren von den Feinden vorbereitet und geplant wäre. Sie waren auch alle der Überzeugung gewesen — sie hatten es so in der Zeitung gelesen und es war ja auch die Wahrheit — daß das deutsche Volk das sauberste und fleißigste in Europa gewesen und daß es, da es nun so angegriffen, nun auch nach diesem schrecklichen, bitteren und qualvollen Kampf das Recht hätte, sich auf Kosten seiner Feinde zu vergrößern und für die Zukunft zu sichern. Denn es schien ihnen allen nach der Begebenheit dieses Krieges, daß sein Sinn und Verstand darin zu suchen wäre, daß nun das deutsche Volk das Herz eines neuen Europas werden solle, eines Europas voll Ordnung, Arbeit und Sauberkeit. Ja, das alles glaubte das deutsche Volk, und zwar nicht allein als einen politischen, nein mehr oder weniger als einen religiösen, ja heiligen Glauben. Gott, glaubte es, wollte es nun so. Nachdem erst Spanien, dann Frankreich, dann England, das herrschende Volk in Europa gewesen, glaubten sie, daß nun das deutsche Volk es eine Zeit lang werden sollte; und sie hatten alle den Glauben, daß das deutsche Volk es besser machen würde als jene, nämlich selbstloser, geistiger. Nun aber war das undenkbare, das unerhörte eingetreten: statt Sieg war Niederlage gekom-

men, ja Revolution; und zwar eine solche, die sich bis jetzt in nichts anderm als im Hochkommen jeglichen Schmutzes kennzeichnete, und von Seiten der von Hochmut und Lüge übergeshnappten Feinde jeder Hohn, jede Schmach, jedes Schindludertreiben. Der schreckliche, über vier Jahre lange Krieg, die Angst an den Fronten und daheim, der jahrelange Hunger, und zuletzt das heimliche Gerede und der bittere Zweifel, ob Deutschland wirklich ganz unschuldig am Kriege wäre, ob nicht mindestens viel Ungeschicklichkeit vorläge, hatte die Menschen verzagt gemacht; der Zusammenbruch brach ihnen das Herz. Nun fragten sie, von Haus zu Haus, von Herz zu Herz, von Herz zu Gott, bei Tag und Nacht: wofür sind sie nun gefallen, um die wir weinen, die nach ihrem und unserm Glauben auszogen, für Deutschland . . . das hieß uns: für Gottes Sache . . . zu kämpfen? Wo Adam ging und stand, in jeder Haustür, an jeder Wegecke, auf jedem Fußsteig, kamen sie mit dieser Frage, vergaßen den Brand des Pastorats und den bösen Verdacht, in dem Adam stand, und brachten ihm diese Frage: „Wofür sind sie nun gefallen?“ Zu alledem kam, daß der Hunger andauerte; denn die Feinde hatten beschlossen, nicht damit zufrieden zu sein, das deutsche Volk im Felde besiegt zu haben, sondern über den Krieg hinaus noch möglichst viele deutsche Mütter und Kinder zu töten, damit sie weniger würden. Und vom Hunger genährt und gestärkt, wütete wieder die Grippe.

Adam konnte nicht mehr reden wie in früheren Zeiten. Nein. Es gab noch Stunden genug, wo Zweifel, Bitterkeit und Qual über ihn hinwegten; aber er sah immer wieder nach dem kleinen Menschenkind, das mit dem Glas

in der Hand gegen den Ostwind über die Heide ging, und richtete sich an ihm auf. Sein Glaube hatte sehr schwere Füße und ging sehr unsicher; aber er stand und ging doch. Konnte er nicht viel helfen mit Worten, so half er mit seinen tiefen Augen, in denen nach der Qual durchgrübelter Nächte ein tapferer Schein lag, wie ein Feuer überm Meer in dunkler wilder Nacht. So waren auch seine Predigten: langsam, stöhnend, mühsam, mit einem Mut, der seine Kraft vom heutigen Tage nahm, und seine Aufgabe sich vom Tage geben ließ, der grade war.

Er hatte bekannt gemacht, daß er an zwei Sonntagen nacheinander über jene eine Frage sprechen wolle, die jedes Herz, ja das ganze Land aufwühlte. Berühmt und berüchtigt zugleich, wie er, je nach der Natur und dem geistigen Horizont des Beurtheilers, wegen seines natürlichen und frischen Wesens, der derben und doch hohen Art seiner Predigten und in der letzten Zeit wegen des Verdachtes, der auf ihm lag, war, war die Kirche auch von der kleinen Nachbarstadt aus besucht. An diesen beiden Tagen sprach er mit der alten Kraft, mit der alten frohen angeborenen Gewißheit, die seinem Wort den Wert und die Wucht prophetischer Wahrheit gab. Er erinnerte zuerst daran, daß Leiden und Tod nun einmal da wären und auch nötig wären, wegen der Menschennatur. „Die göttliche Natur,“ sagte er, „hat die Wesen so geschaffen, wie sie sind; was hilft es, darüber mit ihr zu hadern. Da ist der Mensch, der ruhelose, der Wandrer, der Heilige, Narr und Bösewicht . . . meist beides in ein und derselben Person. Die göttliche Natur will, daß dieser Mensch existiere, wie sie ihn gewollt hat, ja, daß er sich erhöhe, daß er, sich er-

höhend, Menschen hervorbringe, größer, edler, mutiger, weitherziger, weitblickender, als die Menschen der jeweiligen Zeit. Wie soll die göttliche Natur das machen? Sie kann es, wie es scheint, nur so, — sie weiß kein andres Mittel und ich weiß auch keins — als daß sie den Menschen immer von neuem formt, knetet, drückt und wieder löst, auf- und abschwingt, ihn bald durch Erfolg ermuntert, bald durch Not bedrängt, bald durch Sonne erfreut, bald durch Nebel bedrückt. Hätten wir Menschen kein Leid," rief er, „keine Hemmung, kein Hindernis, wäre unser ganzes Leben lauter Erfolg, lauter Sonnenschein . . . Leute . . . welch ein geiler Affe, welch ein Narr und Schmarotzer am Leben wäre der Mensch! Aber jetzt . . . hier ein Leid, da eins, hier ein Schmutz, da einer, hier Laster und da Lüste . . . nur so werden die Menschen tief, verantwortlich, bedächtig, geduldig, erwägend, erwartend, grübelnd, ernst und froh. Brüder und Schwestern," rief er, „ich kenne nicht die Geheimnisse Gottes; ich bin überzeugt, daß ich als ein Kind und ein Narr davon stamme; aber ich muß eine Antwort haben; denn fehlt: ich habe Not gehabt von meiner Kindheit an und ich habe drei Gräber; und von zweien weiß ich nicht, wo sie sind. Ich muß eine Antwort haben für die Not und die Gräber, und ihr müßt auch eine Antwort haben. Ohne Antwort auf Not und Gräber können wir ernstest Menschen nicht leben.

Brüder und Schwestern, es sagte einer im Dorf zu mir: wir müssen ein Denkmal bauen für unsre Gefallenen, ein sehr schönes; und er meinte, es müsse oben auf dem Denkmal eine weibliche Figur stehn, eine Germania; denn für Germanien wären sie gestorben. Aber

ich sagte zu ihm: Nein, sagte ich, das ist viel zu gering und zu klein gedacht. Seht, ich will euch wieder sagen, was ich schon mehrmals gesagt habe: wenn ein Kind in den Brunnen fällt oder ein junges Weib im Kindbett stirbt oder ein Bergmann im Schacht umkommt oder ein Mann im Kampf fällt: so sterben sie nicht für ihr Volk, sondern für die ganze Menschheit, nämlich, daß die Menschheit aufhorche, den Ursachen solcher Leiden nachsinne, sich aufraffe, und sie überwinde. Alle, die in diesem großen Krieg gefallen sind, auf beiden Seiten, unsre und der Feinde Kinder, ja auch der blödsinnigste Neger, den die Feinde gegen uns sandten . . . sie sind alle für die Menschheit gefallen. Nicht eine Germania, oder eine Britannia oder eine Gallia muß auf dem Denkmale der Gefallenen stehn in allen Ländern, sondern entweder ein Kreuz als Symbol des Besten und Wertvollsten, das immer und überall für die ganze Menschheit litt und starb, oder eine Kugel als Zeichen der Gottheit, die nicht Anfang noch Ende hat. Denn sie sind für die Menschheit gefallen, daß sie sich in ihrem Wesen erhöhe, daß sie in Religion und Sittlichkeit und in ihrem Zusammenleben sich aufwärtssteigere."

„Brüder,“ sagte er, „wir waren allzu sichere Leute geworden! Ja, wir hatten wahrhaftig nicht mehr das Gefühl dessen, was wir sind. Wir wußten nicht mehr, daß wir schwankende Gestalten sind zwischen Himmel und Erde, Geister und Gespenster der Schöpfung, von ihr zur Erscheinung heraufgerufen und einst, wer weiß wohin, wieder fortgetrieben; daß wir in Ungewisheiten und Wundern leben und schweben; daß nichts fest ist, weder die Erde, noch unser Geist, noch der Himmel, über den Sterne

und Wolken ziellos, ja ziellos wandern. Nun aber kam der Krieg. Diese Nothe und Angste in den Schützengräben, diese Qual beim Sprung übers Feld! Und daheim dies Entsetzen, dies Gramen und Hungern und Sterben, ach der vielen Kinder! Dieser ganze, plötzlich ausbrechende Wahnsinn der Menschheit! Da wurden in allen Menschen in ganz Europa, ja, in der ganzen Menschheit alle die alten heiligen Menschenfragen, die verschüttet waren, wieder aufgewühlt: Was ist der Mensch, daß du sein gedenkst! Ja, was ist er? Gott mag es wissen . . . wir wissen es nicht. Ein gestürzter Engel oder ein Bösewicht? Der Mensch ist wieder in sein eignes Wesen zurückgeführt: ein zitterndes Blättchen an der tausendästigen Weltesche, die im Winde steht, nein im Sturm. Alles, alles wankt wieder, o Menschenherz! Alles, alles ist wieder Frage, o Menschenseele! Wenn aber alles wankt, wendet sich das Herz, reckt sich das Gemüt, fliegt der Glaube, und sucht etwas, das noch fest steht, und sucht die heilige Weltseele. Ist alles Not, Verwirrung, dunkles Rätsel, blutiger Jammer, gräßlicher Irrtum, so wendet sich das Herz aus der dunklen Tiefe, sucht in Qualen ein ewig Stehendes, eine ewige Heimat. Und seht, all dies Fragen und Suchen wird einst seinen Segen haben. Ja, es wird von ungeheurem Wert für die Menschheit sein. Nach diesen Tagen, wenn zwanzig und fünfzig Jahre vergangen sind, dann wird nach diesem schrecklichen Jammer und aus all diesem seelischen Suchen und Qualen heraus ein neues, höheres Menschentum entstehn. Es wird eine höhere, edlere Frömmigkeit aufleuchten, und es wird eine bessere Menschheit hochkommen. Die Religion, das menschliche Weltgefühl,

das sich von Jahrtausend zu Jahrtausend in mühsamem Aufstieg langsam erhöht, wird eine neue freiere und edlere Stufe erreichen. Seht, das wird die Wirkung dieser großen Erschütterung sein. Ja, so war es nach jedem großen Menschheitsunglück. Ob wir Deutsche gesiegt haben oder unterlegen sind . . . für die ganze Menschheit, für ihre Erhöhung, sind unsre und alle andern Toten gefallen.“

Darauf sprach er davon, wie wir auch sehr stolz auf unsre Sittlichkeit gewesen. „Wir glaubten wahrhaftig,“ sagte er, „wir marschierten in allen Dingen an der Spitze der Völker. Und im ersten Jahr des Krieges schien es auch so. Welche Flamme, wie rein und wie hoch, edler Begeisterung! Aber dann verfiel die Flamme und wurde rauchig, und sank zusammen; und nun sitzen wir tief in der schmutzigen Asche. Der einzelne von uns mag sich rein erhalten haben; aber was hilft es ihm? Als Volk, als Ganzes, zu dem wir alle gehören, sind wir unrein geworden. Was hat das nun für einen Sinn? Ich sage, es hat den, daß wir erfahren sollten und mußten, daß unser Stolz auf unsre sittliche Höhe ein Irrtum war. Wir sollten erkennen, daß in uns und in unserm Volk noch viel eitel Fassade war und dahinter Verfall, daß unsre große und herrliche Sittlichkeit und Tüchtigkeit nicht tief begründet war. Wir saßen auf einem recht hohen gelben Pferd; wir sollten herunter und sollten eine Weile zu Fuß gehn. Gott oder das Weltgericht — oder was ihr wollt; es ist alles dasselbe: denn es ist alles Gottes; er ist der Bewegter des Menschengeschlechts — hat uns die Tünche abgerissen, daß wir nun selbst sehen, daß da viel Moder darunter war. Nun wissen

wir, wie es um uns steht. Nun. Wäre das geschehn ohne das große Unglück, das uns getroffen hat? Nein . . . Nur durch Not und Unglück kommen die Völker auf reinliche, klare und wahrhaftige Wege. Nun erst werden wir wirklich versuchen und uns bemühen, ein reinliches Volk zu werden, von Grund aus, vom letzten Kind, das die Gemeinde ernährt, bis zu dem, den wir an die Spitze des Volkes stellen. Nun erst, in der Tiefe der Not, werden wir auch ein einiges, geschlossenes Volk werden. Freilich, es wird noch eine ziemliche Zeit vergehn, bis das eintreten wird. Ja, zwanzig und dreißig Jahr wird Deutschland eine unordentliche Baustelle sein mit Schutt und Lärm, und die Arbeiter uneins, und rohe Worte hin und her. Aber danach wird, von Krieg und Unglück belehrt — wir älteren werden es mit unsern Augen nicht mehr sehn — ein reineres Volksgefühl und eine höhere und feinere Sittlichkeit in Erscheinung treten. Das aber wird nicht nur bei uns geschehn, sondern in der ganzen Menschheit. Überall, in der ganzen Menschheit, die von den furchtbaren Begebenheiten dieses Weltunglücks erschüttert ist, wird die Sittlichkeit erhöht, das menschliche Gemüt verfeinert, die menschliche Art gehoben werden. Es wird, nachdem Jahre der Unruhe vergangen sind, ein reineres Feuer als vorhin von diesem Stern zu Gott aufsteigen. Seht, darum sind unsre lieben Kinder, unsre jungen Brüder, gefallen. Für das allerhöchste in der Welt, die Erhöhung der Schöpfung, für das Wachsen des Reiches Gottes, das nach dem Glauben des Heilands hier auf der Erde entstehn soll.“

Zuletzt sprach er noch von dem alten heiligen Menschen-  
gut, jenem Glauben, daß einmal eine einige brüderliche

Menschheit sein soll und sein wird. „Dieser Gedanke,“ sagte er, „ist allen Menschen tief ins Herz gegeben. Jeder Mensch hat das stille, heilige Gefühl in sich; er ist mit dieser Idee, die eine göttliche ist, geboren: daß einmal eine Zeit kommen wird, da wird die Menschheit ein Hirte und eine Herde sein, und die ganze Erde ein Garten, darin sie wohnt . . . dann kaum mehr das, was wir jetzt Menschen nennen, nein, ein göttliches Geschlecht dann, wer weiß, von welchen ungeheuren Kräften der Erkenntnis, des Willens, der Phantasie, des Glaubens. Durch eine ständige Bewegung, die in immer größeren Wellen dahingeht, arbeitet die göttliche Natur, daß die Menschheit sich aneinander stößt, das Gemeinsame erkennt, wacher, heller wird, klarer ihrer selbst, und endlich eines Geistes wird. Aber nicht allein durch Entdeckungen und Erfindungen, die allmählich allen Menschen zu Gute kommen, auch nicht allein durch geistige und sittliche Ideen, in edlen und großen Geistern entstanden, kann die Gottnatur dies ihr großes und reines Ziel, ihre erhabene Menschheitsidee, das einige Reich Gottes auf Erden, in Erscheinung bringen; sondern es ist durchaus noch eins nötig: das schwere Leid, die unsägliche Mühe, die Gott den Menschen gegeben hat. Ja, sie ist mehr wert und wichtiger als das andre. Durch Sünde und Irrtum und dadurch vergossenes Blut, durch Not und Schmutz, lehrt die Gottheit die Menschheit, beweist es ihr, schlägt es ihr ins Herz hinein: wie schön und selig es ist, rein und heilig und eines Herzens zu sein. Je schrecklicher diese Zeit gewesen ist, je mehr unschuldig Blut auf allen Seiten vergossen ist, um so feuriger ruft es in die Menschheit mit Gottesstimme: seid heilig, heilig, hei-

lig! Seht, darum sind unsre Lieben gefallen, daß wir dem göttlichen Spiel und Ziel der Menschheit näher kommen.“

Zuletzt sprach er von jedem einzelnen, wie und wo es noch mangelte, wo noch Enge, Trennung oder Schmutz wäre, wie dies und jenes Leben und Denken erhöht werden könnte, und wie jeder in sich selbst und in seiner Familie und unter den Nachbarn zu jenem großen Gotteswillen beitragen könnte, für den wir auf der Welt sind. „Denn wenn ihr,“ sagte er, „euer Leben nicht erhöht, so sind eure lieben Toten, was euch angeht, für euch vergebens gefallen. Das sollte nicht geschehn! Sie sind gefallen, daß wir rechte, wahrhaftige, natürliche und fromme Menschen werden, Menschen einer höheren Art, als wir vorher waren.“

So predigte Adam mit schwerem Atem, doch fester Stimme; und stellte ihnen das Bild einer schönern Menschheit vor die Seele.

Als er aus der Kirche nach Hause kam, und Gude und Abel, die ihm vorangegangen waren, noch auf der Diele fand, ergriff er ihre Hände und sagte: „Ich bin froh, daß ich so weit bin, daß ich so habe sprechen können;“ und er bat sie, doch alles, was er gesagt hätte, freundlich anzunehmen. Er wäre doch der Stärkere von ihnen, und der mehr und tiefer sähe und sich die schwersten Gedanken darüber mache. Er fragte sie gradezu, ob die Gedanken, die er ausgesprochen hätte, ihrem Herzen gut getan hätten, und sie nickten ihm beide zu, während die Tränen über die blassen Wangen liefen. „Ich möchte diese Gewißheit haben,“ sagte er mit großer Bewegung; „denn ich weiß ja nicht, ob nicht vielleicht diese Predigt die letzte gewesen

ist. Wir haben über fünfzig Grippetränke im Kirchspiel und sie befällt Kranke und Schwache, Junge und Alte; und mit einigen ist es in zwei Tagen zu Ende.“

Als er noch mit ihnen sprach, kam ein Landmann aus einem fernen Dorf auf die Hofstelle gefahren, um ihn zu einer Sterbenden zu holen. Er blieb im Talar, zog den grauen Wagenrock darüber und fuhr davon.

## Sechszwanzigstes Kapitel

Als Adam einige Tage nach dieser Predigt von einem Krankenbesuch in der Niederung zurückkam, hörte er, daß der alte Großvater in seinem neuen Quartier erkrankt wäre. Er sagte es Gude; und sie ging hinüber und fand ihn, wohl an Grippe, ziemlich krank und schwach. Sie wollte dableiben und ihn pflegen; er sagte aber in seiner spitzen Art, daß er lieber von fremden Leuten Freundschaftsdienste annähme, und besonders solle Adam sich nicht unterstehn, an sein Bett zu kommen. Vom Arzt wollte er nichts wissen: „das ist Narrheit,“ sagte er, „ich bin fünfundsiebzig Jahr alt geworden ohne Arzt.“ Gegen Abend, als sie in der Dämmerung saßen, da kein Petroleum im Dorf war, ging Gude wieder hinüber; sie kam bald zurück und sagte, daß es ihr scheine, als wenn es mit dem Großvater nicht gut stünde. Da sandte Adam zu Doktor Schack, der nach zwei Stunden eintraf und dann zu seinen Freunden herüber kam. Er hatte sofort Krankheit und Sterben vergessen, füllte die Stube mit um so lauterer und frischerer Stimme, als draußen ein lärmender unruhiger Wind wehte. Abel saß in ihrer üppigen Breite am Fenster. Sie war eben vom Hof herübergekommen und ruhte ein wenig. Er sah sie an, und erzählte ihr dies und das, und sah im Geist das Bild, das Adam ihm anvertraut hatte, wie sie mit der Puppe spielte und dachte: reif . . . reif . . . und keiner kommt und nimmt sie; und zu der Freude an ihrer breiten Gesundheit kam das Geheimnis ihres scheuen, heißen Wartens und Wünschens, und nahm ihn gefangen. Er

sagte ihr, daß sie nun schon etwas froher aussähe und daß sie das gut kleide, und nickte ihr zu; er wollte sie damit ermuntern, daß sie noch alles Gute vom Leben hoffen sollte. Sie aber nahm es nach Frauenart persönlich, und hatte wohl auch ein Recht dazu, und freute sich wieder, daß der sichere, tüchtige und schmucke Mann, der ihr als Verheirateter ganz ungefährlich erscheinen mußte, so mit ihr redete, und ihre Wangen wurden rot. Als er wieder gehn mußte, bat er sie, ihn an seinen Wagen zu begleiten, der draußen auf der Straße hielt. Sie ging mit ihm und stand neben dem Wagen, während er aufstieg. Als er die Leine ergriffen hatte und sich herabbeugte, ihr zum Abschied die Hand zu geben, sagte er mit einem Lächeln, das ihm nicht recht gelingen wollte: „Wäre ich zehn Jahre jünger, wüßte ich, was ich täte, Abel Barfood.“

Sie wurde wieder rot unter seinen Augen, sah ihn ernst an; und stand dann lange und sah ihm nach, und ging dann mit verwirrtem, aber erwärmtem Herzen ins Haus; und freute sich, als sie an der Stille im Hause merkte, daß sie allein darin war.

Adam und Gude waren zu dem Kranken gegangen. Der lag schwach atmend und matt auf seinem Lager. Als er Adam erkannte, sah er ihn feindselig an und war voll Spitzen gegen ihn, obgleich er nur mit Mühe sprechen konnte. Er erzählte, was diese und jene über Adam und die letzten Begebenheiten, den Diebstahl und den Brand, gesagt hätten und was er darauf erwidert hätte, und seine Erwiderung war in Anklage und Verdächtigung immer noch deutlicher als die Ausjagen der andern.

Adam antwortete nichts darauf, sondern sagte ihm, daß

viel Krankheit im Kirchspiel wäre, und daß er sich in acht nehmen solle; ein junges Mädchen wäre gestern gestorben.

Der Kranke hatte kein Wort des Mitleids für die Tote; er spottete nur über das junge Volk, das nichts ertragen könnte. Als Adam ihn fragte, ob er ihm das Bett bequemer machen sollte, wehrte er unwirsch ab und sagte, er hätte es immer vermieden, andern Menschen Umstände zu machen; Adam möchte ihn in Ruhe lassen. „Du brauchst nicht wiederzukommen,“ sagte er barsch. „Ich mag keine Hilfe von euch. Ich stehe morgen wieder auf.“

Es kam aber anders, als er dachte. Am andern Abend lag er im Sterben. Als er fühlte, daß es so weit war, sagte er mit röchelnder Stimme und schon halb erloschenen Augen, daß man sich nicht unterstehn sollte, ihn zu waschen oder überhaupt nur anzurühren. Er hätte es sein Leben lang nicht geduldet und wolle es im Tode erst recht nicht dulden. Sie sollten ihn so, wie er wäre, in den Sarg legen; es würde ihnen schlecht ergehen, wenn sie ihn anrührten. Adam und Gude antworteten nicht auf diese Worte, zumal da er, als er sie mit Mühe hervorgebracht, die Sprache verlor. Er starb gegen Morgen.

Als Adam ging, sagte er zu der schwarzen Margret, sie solle den Toten liegen lassen, bis er wiederkäme: „dann wollen wir ihn waschen und für den Sarg zurecht machen;“ er hatte nicht die Absicht, sich um den Willen und die Drohung des Toten zu kümmern. Als er um zehn Uhr zu diesem Zweck wiederkam, saßen die schwarze Margret und eine alte Nachbarin schon im Vorderzimmer bei einer Tasse Kaffee und gingen dann mit ihm in die Kammer. Während Adam an der alten schiefen Kommode stand und die

paar Fegen Bücher und Papier durchsah, die das Eigentum des Toten waren, und bald damit am Ende war, wuschen die beiden Frauen die Beine des Toten und kamen dann an den Leib. Da sagte die schwarze Margret plötzlich mit ihrer tiefen hervorstoßenden Stimme: „Nun, was ist denn das?“ und Adam hörte ein Papier knistern. Er wandte sich um und trat heran, und sieh, da hatte der Tote ein dünnes Tau um die Hüften, und darüber gelegt, wie man Wäsche über die Leine legt, in der Hälfte gefaltet, einen beschriebenen Bogen Papier. Adam zog es hervor und fand, daß es ein Schuldschein war, nach dem ein bekannter Bürger seiner Heimatsstadt dem Toten gegen elftausend Mark schuldete.

Adam schüttelte den Kopf und sagte: „Das ist ein gültiger Schuldschein.“

„Gott hilf,“ sagte die alte Frau, „ist das Papier Geld? Ich kann mir gar nicht denken, wie einem Menschen zumute ist, der Geld hat.“

Adam sah nach dem Datum und sagte: „Der Schein ist vor fünf Jahren ausgestellt; das ist das Jahr, als er sein Geschäft verkaufte und zu uns kam.“

„Nun,“ sagte die schwarze Margret, „dann hat der alte Kerl dies Geld Ihnen und Ihrer Frau verschwiegen, und hat es sogar mit unter die Erde nehmen wollen, bloß weil er es Ihnen nicht gönnte. Es gibt viel Feindschaft in der Welt unter den Menschen; aber nirgends größere, als innerhalb der Familie. Ich glaube übrigens, daß er noch mehr hat. Ich habe bloß warten wollen, bis Sie hier wären,“ damit langte sie mit ihren großen braunen Händen tief ins Bettstroh und suchte, und zerrte eine kleine

Zigarrenkiste hervor und öffnete sie. Sie war voll von Papiergeld. „Das ist das, was er mit seinem kleinen Schleichhandel verdient hat,“ sagte sie; „er hat mit einem Hamburger zusammen gehandelt.“

„Davon will ich nichts haben,“ sagte Adam, „ich danke. Das nehme ich nicht an. Das wollen wir zählen und den Armen geben.“

Die schwarze Margret sah Adam mit dem alten, bewundernden Blick ihrer großen, dunklen Augen an und sagte leise: „Du bist ein anderer Kerl als der Holgersen. Schade, daß du Preester bist.“

„Das laß nun,“ sagte Adam lächelnd.

„Na, denn zu, Rawersche,“ sagte sie, „wir müssen weiter waschen. Es ist schade, daß der Alte sein Herz nicht in der Hand hat, daß wir mit Soda und Seife daran kommen könnten.“

„Soda und Seife?“ sagte die alte Frau, „rede du von Soda und Seife . . . die gibt es ja schon lange nicht mehr! Es ist alles schmutzig im Land; sogar die Toten kommen schmutzig in die Erde. Und wie werden sie gekleidet! Nicht mal ein bißchen Battist hat man mehr. Das habe ich mir nicht träumen lassen, daß des Preesters Schwiegervater in einem papiernen Hemd in den Sarg kommt, und daß mir das auch einmal passieren wird.“

Adam ging mit dem Schein ins Wirtshaus und telephonierte von da aus in die Stadt an den Bürger, der den Schuldschein unterschrieben hatte, und erfuhr, daß es sich allerdings so verhielte. Darauf ging er zu Gude und erzählte ihr die Sache.

Sie verstand es erst nicht, da ihr Geldsachen immer

fremd waren. Dann schlug sie die Hände überm Kopf zusammen und sagte erschüttert: „Das ist nun mein Vater! . . . Das!“ Und sie legte den graugewordenen Kopf in die Hände und weinte.

„Liebe Gude,“ sagte Adam, „du wußtest immer schon, wie er war. So, wie er sich hier in dieser Sache gezeigt hat, so war er immer und in allen Dingen. Nein, diese Sache kann dir keinen neuen Kummer bringen. Nein; es geht uns nichts mehr an; Gott sei seiner Seele gnädig. Nein, laß uns froh sein, Mutter. Bedenke Mutter . . . Abel, bedenke . . . wir sind den größten Teil unsrer Schulden los. Wir haben nicht nur das Geld wieder, das wir für Großvater gebürgt haben, sondern auch ein gut Teil von dem, was ich bei meinen Schwestern verloren habe. O, was ist das für eine Befreiung!“

Als er noch so sprach, kam die schwarze Margret mit einem kleinen leinenen Beutel voll Geld, den sie noch im Bettstroh gefunden hatte, und sagte: „Ich habe noch mehr gefunden; ich denke, das sind die Zinsen, die er für seinen Schuldschein bekommen hat; es ist noch altes, gutes Silbergeld.“

Adam rief sofort mit lebhafter, starker Stimme, hinter der ein Lachen saß: „Es ist genug, Margret! Genug, dies tun wir in den Klingelbeutel.“

„Wie Ihr wollt,“ sagte sie und sah ihn entzückt an und ging vor ihm hinaus, der ihr das Geleit geben wollte. Draußen sagte sie, indem sie ihn wieder freundlich ansah: „Nun seid Ihr alle eure Schulden los, wovon man so viel geredet hat im Kirchspiel.“

Als er wieder hereinkam, lächelte er noch und sagte zu

Abel, die er allein in der Stube fand: „Weißt du, Abel, ich will es Mutter nicht sagen, obgleich sie sicher verstehn würde, daß ich so denke: ich freue mich über seinen Tod von ganzem Herzen. Abel, was für Heuchelei wird doch in diesem Punkt getrieben! Da stirbt ein träger und trinkender Handwerker, der das Elend seiner Familie war, da eine unfähige oder liederliche Hausfrau, die die Ihren seelisch und körperlich verkommen läßt, und hier ein alter Mensch, der nichts mehr tat, als gegen Jugend und Sonne schimpfen: und immer wird in Familie und Nachbarschaft getan, als wenn ein großer Verlust eingetreten ist. Beim Himmel und bei der Erde,“ rief er, „man sollte ehrlicher sein! Ich traure nicht um diesen alten Mann, und du tust es auch nicht, und ich bin überzeugt, Mutter tut es auch nicht! Mutter weint, daß der Tote so wenig Vater und Vorbild war, daß er so ein kümmerliches Exemplar von einem Menschen war. Darum trauert sie; aber nicht um seinen Tod. Ich sage dir: mögen die Menschen dafür sorgen, daß sie den Menschen wertvoll sind, so oder so . . . jeder nach seinen Gaben, ja . . . dann wollen wir um sie trauern. Aber um wertlose, ja schädliche? Ich werde keine schwarze Binde um meinen Arm tun, und wenn die Leute verwundert hinsehn, werde ich fragen: ‚Meinst du, daß er es wert war? Ist das wirklich deine Überzeugung? Sorge du, mein Lieber, daß du die schwarze Binde um den Arm wert bist!‘ Ja, das werde ich sagen. Wozu habe ich das Amt, als um die Wahrheit zu sagen? Dabei ist mir durchaus bewusst, Abel, daß er, oder doch sein Geist, diese meine Worte hört. Aber was soll er mir anhaben? Ich und meine Geister . . . wir sind viel stärker! Denn wir

wollen und treiben das Gute, und nicht das Muffige oder Böse. Ich bitte dich, Abel, mein Kind, wenn du auch traurig bist . . . sei nicht bitter, nein, glaube an das Gute! So wie du hinzusprangst und den schweren Wagen hieltst, daß die Kinder nicht verletzt wurden . . . so . . . so glaube an das Göttliche der Natur, an einen heiligen Weltwillen! Glaube auch, daß auch dir noch, nach all unserm schrecklichen Leid, Gutes begegnet wird. Ja, daran glaube . . .! Sieh, da kommt Doktor Schack . . . Für den Großvater zu spät, aber für uns immer zur rechten Zeit."

## Siebenundzwanzigstes Kapitel

Als Adam am dritten Tag nach dem Begräbniß von einem Krankenbesuch nach Hause kam, sagte er mit großer Munterkeit: „Nun will ich euch sagen, was ich mir heute nacht ausgedacht habe. Seht, ich dachte über Großvaters Leben nach, wie es so glücklich und segensreich hätte sein können und ist nun so leer und bitter gewesen; und dann dachte ich über uns nach, wie wir im allergrößten Leid sitzen und wie wir in Gefahr wären, darin zu verbittern und zu verzweifeln, und wir sind noch nicht aus dieser Gefahr heraus. Und ich dachte darüber nach, was wir wohl tun könnten, damit wir noch mehr aus den dunklen Schatten herauskämen. Und da habe ich mir nun ausgedacht: wir wollen so alle vierzehn Tage oder drei Wochen, wie es sich macht, mit einer gewissen Festlichkeit unser Abendbrot essen. Ja. Wir wollen zu solchem Abend immer alles, was irgend möglich ist, zusammensparen, daß wir uns dann richtig satt essen; wir wollen auch unsre Sonntagskleider dazu anziehen und wollen auch ein Glas Wein dazu trinken . . . wenn es auch kein wirklicher Wein ist, doch irgendein besonderes Getränk . . . und es sollen Blumen auf dem Tisch stehn. Und so wollen wir es von nun an halten, so lange wir leben, es seien dürftige oder gute Zeiten . . . es werden wohl dürftige sein. Wir wollen dabei immer ganz allein unter uns sein, wir drei; das gibt grade die besondere Festlichkeit. Wir wollen allein feiern, ein Fest unter uns. Ja, das wollen wir machen. Je trüber die Zeit und das Herz, desto steifer muß man den Nacken

halten. Dazu wird einem ein trübes Geschick, daß man lernt, tapfer und stolz, ja ein Held und groß zu sein."

Als Adam noch redete, kam der junge Thorwald, um nach seiner Gewohnheit eine Nacht zu bleiben; und bald darauf hörte man von der Diele her ein Klingeln, das Zeichen, daß Lisa da war. Als Adam hinging, um sie zu begrüßen, stand in der offenen Haustür der kleine Junge des Wirtes, übergab ein Paket und sagte: „Das soll ich mit einem Gruß von Anna Haiden abliefern.“ Adam ging mit dem Paket, indem er es, durch das Papier fühlend, eifrig untersuchte, in die Küche zu Gude und sagte herzlich und bittend: „Liebe Gude, es ist uns Gutes widerfahren! Sieh, hier schickt Anna Haiden ein Paket, und ich fühle, daß es fünf oder sechs Eier und wenigstens ein halbes Pfund Fett enthält. Nun laßt uns meinen schönen Gedanken sogleich ausführen . . . und hört . . . der junge Thorwald ist so lang aufgeschossen und sieht so verhungert und blaß aus . . . seine Jahre vertragen den Hunger am allerschwersten . . . wenn ich bedenke, wie ich damals essen konnte! laß uns ihn mit einladen . . . und die kleine Lisa kann es auch brauchen.“

„Aber du sagtest doch eben noch,“ sagte Gude mutlos, „daß wir ganz unter uns sein wollten.“

„Ach, Mutter,“ sagte Adam, „laß uns die beiden dazu behalten! Habe ein wenig Mut! Sieh, es sind ja ein Paar gute junge Menschenkinder. Sei auch nicht in Sorge, daß wir auf einmal so viel verbrauchen. Es wird unsrer Seele gut tun; und der Amtsvorsteher und der Kirchenbaumeister haben mir für nächste Woche beide ein wenig Fett und Fleisch versprochen.“

Gude war blaß geworden und sagte mit bebender Stimme: „Mir ist nicht danach zumute, Adam. Ich glaube, es geht nicht gut.“

„Ach, Mutter,“ sagte Adam, „du weißt, wie es mit mir ist. Sieh, so war es ja immer mit uns beiden: ich stand plötzlich in Flammen und sagte: jetzt und rasch, und da warst du immer bedenklich, nicht aus deiner Natur, sondern bloß, weil es vom Manne kam. Eine Freude, eine Ermunterung, die man haben kann — wie sehr brauchen wir sie! — soll man sofort nehmen. Sei munter, ich bitte dich! Du lebst . . . also lebe recht! Her mit dem Festessen;“ und er rief in die Stube: „Kommt hierher, ihr beiden. Ich hole einen Arm voll Heide, von der alten, die eine kräftige Blut gibt, und Thorwald geht in den Stall und schlägt Holz; Sie, Lisa, gehn zum Wirt und holen eine Flasche Wein, die er mir versprochen hat, und du, Abel, trägst zusammen, was wir noch im Hause haben. Hier, seht, hier ist für jeden ein Ei . . . und Fett genug . . .“ er wurde etwas stiller . . . „Das ist freilich auch alles . . . aber die drei Heringe sind da auch . . . Wir beide, Mutter und ich, wollen Weinlaub holen. Es ist jetzt wunderbar grün.“

Er faßte Gude an die Hand und ging mit ihr in den Garten. Als er auf der Straße einen Wagen rollen hörte und nach seiner Gewohnheit hinsah, ob er das Gespann kannte, — er kannte fast alle Gespanne an den Pferden — sah er einen alten, klapperigen Wagen, mit einem schweren Braunen bespannt, aus der Durchfahrt kommen und zugleich, wie das eine Vorderrad sich vom Wagen trennte, und der Wagen schief hing und halten blieb. Da er sah,

daß nur eine Frau auf dem Wagen saß, kam er näher heran, um zu helfen, und erkannte Anna Haiden, und rief laut nach der Straße hin: „Ist das noch dieselbe Karre, mit der du vor dreißig Jahren auf der Straße hieltest und mich einludst, dich zu besuchen? Nun mußt du warten, bis der Schmied dir das Rad wieder fest macht, und nun mußt du zu uns kommen und mit uns essen!“ Und er ging rasch zu ihr.

Sie sprachen mit dem Wirt, übergaben ihm das Gespann; und sie nahm die Einladung kopfschüttelnd an.

Als sie auf der Diele war, sagte sie: „Es wird gut sein, wenn wir beiden Frauen das Nötige erstmal allein durchkälandern.“ Damit ging sie in die Wohnstube, wo Gude angefangen hatte, den Tisch zu decken; und dann saßen die beiden Frauen, die zum erstenmal miteinander sprachen, nebeneinander auf dem Sofa.

Anna Haiden sah sich mit ihren hellgrauen raschen Augen im Zimmer um und sah dann Gude an und sagte: „Nach dem, was er von mir erzählt hat, denke ich, daß du nichts dagegen hast, daß ich ‚du‘ zu dir sage; ich sage es ja auch zu ihm und euren Kindern. Hoffentlich bin ich dir sonst nicht unbequem . . .“

„Nein,“ sagte Gude und sah die große Frau mit etwas fremder und kühler Neugierde an.

„Er hat dir natürlich mit seiner muntern und sichern Stimme lang und breit berichtet, was er so vor dreißig Jahren mit mir erlebt hat, daß er mal eine Nacht bei mir gewesen ist; denn in dem Punkt können die Männer nicht gut schweigen. Und er kann es erst recht nicht; denn er hat in dieser Sache wie in allen seinen Sachen immer

gleich ein gutes Gewissen. Er hat ja überhaupt ein starkes Gewissen. Er hat es gewiß mit Verwundern erzählt, so mit großen Augen und hohen Augenbrauen, so: ‚Ja, Gude . . . ich sage dir . . . das war ein Mädchen!!‘ Aber in Wirklichkeit weiß er gar nicht, wie es damals mit mir stand; wir Frauen haben ja immer etwas im Hinterhalt. Ich hatte damals einen langen bösen Streit mit meinem Vater. Mein Vater war kein schlechter Mensch; aber er war hart und kümmerte sich nicht um die Wünsche eines Mädchens. Er hatte sich in den Kopf gesetzt, ich sollte einen gewissen Menschen heiraten, der älter war als ich. Nun, sein Alter hätte mich nicht abgehalten; aber ich mochte ihn nicht, ob alt oder jung; er war mir zuwider. Ich habe damals Todesängste ausgestanden, daß er mir ihn eines Nachts, wenn sie zusammen in der Stube beim Schnaps saßen, in meine Kammer stieß, um die Sache mit einemmal zum Schluß zu bringen. Das Türgerüst meiner Kammer war mürbe, und ich konnte den Haken für die Klinke auf keine Weise fest kriegen. Wohl an zehn Stellen habe ich ihn neu eingeschlagen, weil mir die alte Stelle unsicher schien. Und einmal kam er denn auch wirklich, als ich schon schlief, und stand vor meinem Bett. Na, ich will es dir nicht weiter erzählen. Ich rettete mich noch mit genauer Not, indem ich ihm bunte Kringel an die Wand malte. Genug, ich war damals immer in einer hübschen Aufregung, und dachte, wer weiß, was eines Nachts doch noch geschieht; denn schließlich war ich jung, und es war einsam in Haus und Moor, und ich wollte gern mehr vom Manne wissen. Sieh . . . und da dachte ich: ‚Du nimmst dir mal den Feinen und Jungen, der dich seit Jahren mit

den Augen verschlingt, so erlebst du Wunder Gottes auf eine gute Weise.' Na, und so kam es."

„Hast du nachher dann jenen Aelteren genommen?“ sagte Gude mit großen Augen.

„Nein,“ sagte Anna Haiden, „ich nahm einen andern, einen Nachbarssohn. Ich tat es ohne rechte Liebe und Lust; aber es ist doch wohl recht so gewesen; wer weiß, was sonst noch geschehen wäre. Einen hatte ich schon vorher gehabt, ja, auch einen hübschen, jungen; dies war nun der zweite. Mir schien, das wäre so genug, und ich mußte Schluß machen. Ja, die Naturen sind verschieden. Ich hatte ihn sehr gern, und dachte: „Her mit ihm!“

„Ja,“ sagte Gude noch etwas kühl, „er hat es mir erzählt; aber immer als etwas Gutes, ja sogar als das Beste in seinem ganzen Leben, bis er mich bekam. Es ist ja auch schon lange her. Und du bist gut mit meinen Kindern gewesen, und du hast ja auch selbst viel Leid mit deinen Kindern gehabt.“

Anna Haiden lachte und sagte: „War das alles nötig, damit du jetzt friedlich mit mir auf dem Sofa sitzen kannst? Er war ja damals vogelfrei und die Ecken seiner Jacke wehten im Wind und er war recht hager damals, und ich fütterte ihn zuweilen. Siehst du . . . oder warst du etwa anders als ich?“

Gude wurde rot, denn sie war etwas hochmütig, und sagte: „Laß es . . . es ist alles gut so. Erzähle mir von deinen Kindern.“ Und sie gab ihr die Hand.

„Ja,“ sagte Anna Haiden, „der eine, der Junge, ist jung und rasch gestorben. Er war ein großer Junge mit gelbem Haar.“

„Hiller hatte ganz helles Haar,“ sagte Gude mit zitternden Lippen und starren Augen, „und Heedje auch; Uwes Haar war dunkler. Es waren alles brave Kinder.“ Sie weinte.

„Meine auch,“ sagte Anna Haiden, und weinte nun auch. „Der Junge war ein Schlingel; er sagte, er wollte Kosskammer werden, bloß weil er wußte, daß ich die Kosskammer nicht leiden konnte.“

„Hiller wollte ja Bauer werden,“ sagte Gude weinend; „aber ich weiß nicht, woher er einen Hof hätte bekommen sollen . . . Waren deine Töchter gut verheiratet?“

„O ja, an kleine Landleute; aber sie sind beide ohne Kinder gestorben; die eine im ersten Kindbett, die andre nach langer Krankheit. Ich nahm sie wieder zu mir und habe drei Jahre an ihrem Bett gesessen.“

„Meine Tochter,“ sagte Gude, „hatte ja den Sohn von Pastor Thode, der so traurig zu Ende ging; unser Schwiegersohn ist aber ein braver Mensch; wir lassen nichts auf ihn kommen. Er hat uns auch immer treu geschrieben und ist neulich zum erstenmal wieder bei uns gewesen. Er weiß nun auch nicht, was er anfangen soll. Wer weiß überhaupt, was die nächste Zeit werden wird; vielleicht gibt es bald gar keine Pastoren mehr und auch keine Schulen. Ich weiß nicht, wo wir dann hingehn sollen. Vielleicht weisen sie uns dann auch aus diesem kleinen Haus hinaus.“

„Dann kommt ihr zu mir,“ sagte Anna Haiden lächelnd. „Adam wird Torfbauer und wir leben zusammen bis an unser seliges Ende. Ich verspreche dir, daß ich ihm nichts mehr tun will; ich habe genug von den

Mannsleuten. Ich glaube, du bist immer noch munter; du hast es so in den Augen.“

Gude wurde wieder ein wenig rot und sagte: „Das ist nun vorbei . . . nach dem was wir erlebt haben.“ Und indem sie wieder auffah, sagte sie: „Mich wundert, daß du so munter bist . . . ich war auch munter . . . früher, als die Kinder noch lebten. Adam sagte manchmal, ich machte immer noch am meisten Lärm im Haus. Es war auch manchmal nicht einfach, seinen Willen durchzusetzen mit diesem Mann und diesen vier Kindern. Aber nun bin ich still geworden. Am liebsten sähe ich keinen Menschen mehr.“

„Ja,“ sagte die große Frau, „darum ist es mir ganz recht, daß meine alte Karre zusammengebrochen ist, und daß ich mal bei dir auf dem Sofa sitze. Ich denke, wenn du mich siehst, die so viel Kummer erlebt hat und doch noch munter ist, das kann dir gut tun. Sieh, ich habe es weder Gott noch mir, noch irgendwelchem andern Menschen in die Schuhe geschoben, sondern es als eine Naturbegebenheit angesehen. Ich dachte: was kann Gott und was können die Menschen dafür, wenn der Blitz ins Haus schlägt? Ich dachte: Es ist nun so in der Natur und im Laufe der Natur, daß es so kommen kann und kommt, und da kann ich als einziger, schwacher Mensch nichts dagegen machen und Gott auch nicht. Ja, so dachte ich. Und nachdem ich so gedacht, habe ich mir neue Arbeit gesucht und habe mir dieses und jenes Nachbarskind ins Haus genommen, das kein gutes Daheim hatte, und habe ihm zu helfen gesucht und habe Freude und auch Not damit gehabt.“

Nun kam Abel herein und rief zum Abendessen, und sie gingen in die schmale Stube, die neben der Küche liegt, und setzten sich zum Essen.

Abel hatte den großen Tisch gedeckt, der fast die Hälfte der Stube füllte. Auf dem weißen Tischtuch, das die Wirtsfrau geschickt hatte, lagen einzeln verstreut die letzten Aestern. Es gab statt der Heringe ein kleines Kaninchen, das Lisa noch eilig aus der dürftigen Speisekammer ihrer Mutter geholt hatte, aber genügend Kartoffeln mit Tunke, dazu ein wenig Spinat, auf dem schön verteilt die fünf Eier lagen; danach Brot, das freilich sehr klebig war, mit ein wenig Schmalz und Salz. Dazu gab es einen Rotwein vom Wirt, einen sehr bescheidenen, wohl nicht ganz echten, und es bekam ein jeder nur ein einziges Glas voll; aber es genügte, daß er rot war, und die Gläser und Flaschen, so wie sie da standen, nach etwas ausfahen. Es schien ihnen allen ein rechtes und wunderbares Essen, und sie lobten es gegenseitig untereinander, und selbst die Traurigsten aßen von ganzem Herzen. Als sie den größten Hunger gestillt hatten, schenkte Adam ein und sie tranken tief aufatmend. Als Adam sein Glas wieder hingestellt hatte, mit einem Gesicht, als wenn er einen großen Zug getan hatte, sah er sich in dem kleinen weißgekalften Raum um und sagte fast heiter: „Das alte Pastorat war freilich stattlich gegen dies, das wir nun bewohnen; aber wir wollen zufrieden und froh sein, daß wir in dieser schrecklichen Zeit, in der so viele Menschen kein Dach überm Kopf haben, in einem so traulichen Raum beieinander sitzen. Es sind früher zwei Wohnungen gewesen, aber nun ist eine Wand durchbrochen, so daß wir im ganzen fünf Räume haben.“

Und seht, ich bin ein Mann ohne Schulden! Bitte, bedenkt das!"

„Aber," sagte Gude, „du stehst unter dem Verdacht, ein Dieb und Brandstifter zu sein."

„Das ist wahr," sagte Adam, „bei tausenden Menschen. Ja. Daran trage ich schwer. Aber viele gute und kluge glauben an mich, so diese drei, die unsre lieben Gäste sind. Und ich sage euch, ich werde das meine tun, daß ich von diesem Verdacht befreit werde und der wahre Täter entdeckt wird."

„Das hoffe ich auch," sagte der junge Thorswald, „ich sage euch, wir sind wie Jagdhunde hinter ihm her."

„Man muß überhaupt Mut haben," sagte Adam, „darauf kommt es an. Und ich habe nun wieder Mut," sagte er, indem er sich ein wenig künstlich aufrichtete und tief und schwer Atem holte. „Ja, ich habe wieder Mut! Für mich, und auch für das Kirchspiel. Es gibt doch jede Woche zwei oder drei mehr, die die Augen wieder heben, und über ihren Zaun ins Kirchspiel sehn. Ich bin durchs ganze Kirchspiel gegangen und habe die verständigsten Leute aufgesucht und sie ermuntert, daß sie einander Beistand versprechen und so der Unruhe und Angst und etwaigen Überfällen besser widerstehn. So denke ich allmählich zu erreichen, daß alle, die guten Willens sind, zu einem immer größeren Verein sich zusammentun, Arbeiter und Bauern, die meisten sind hier guten Willens . . . Und nun sage mir, Thorswald: weißt du etwas aus der Welt, oder Sie, Lisa, so erzählt es. Es sollen aber keine traurigen Dinge sein, daß unser Herz nicht bedrückt wird; denn in dieser Stunde wollen wir nur frohen Mut haben. Wißt

ihr Schlimmes — es gibt Schlimmes genug — so sagt es mir nachher allein.“

„Ich weiß nichts,“ sagte Thorwald; „ich muß auch allen meinen Wig beisammen halten; denn nach Tisch wollen wir drei Jungen in Abels Kammer beieinander sitzen, und ich weiß schon, daß es eine hitzige Unterhaltung geben wird.“

„So,“ sagte Adam, „dann frage ich dich, Anna Haiden.“

„Was?“ sagte die große Frau, „bin ich zu einem Pastor gekommen — und was für einen! — um Reden zu halten? Und wenn ich auch anfinge, du würdest mich doch bald zum Schweigen bringen. Du hattest schon als junger Mensch gern das Wort, als du an meiner Hausecke standst und auf ein Stück Brot wartetest. Ist es nicht so, Gude?“

Gude, die früher so tapfer den Mund gegen Adam aufgetan und sogar mit den Händen nachgeholfen hatte, indem sie die stärksten Taue zerriß, die noch vor dem Krieg Mann und Kinder, die oft zusammen gegen sie standen, mit lauter, lärmender Stimme angegriffen hatte, war nun still geworden; sie nickte nur mit dem Kopf.

„Dann,“ sagte Adam lächelnd, „muß ich freilich allein das Wort führen. Worüber? Ach, ihr Lieben, wenn ich auch von Sonne und Sternen redete, von denen ich einiges zu sagen wüßte; denn ich habe viel darüber gelesen; oder wenn ich auch von den Kräften des Weltwillens redete, von dem ich glaube, daß er irgendwie heilig ist und das Heilige will, meine und eure Gedanken würden ja doch bei unserm Land und Volk sein. Wie merkwürdig unbegreiflich scheint uns das, was geschehen ist, wie über alle Maßen

sinnlos und daher zum Verzweifeln! Aber nachdem ich heute morgen beim Graben im Garten wieder lange alles überdacht habe, erscheint mir doch vieles erklärlich. Seht, wir waren früher, bis zu Bismarcks Zeit, ein zerrissenes und machtloses Volk gewesen. Dann kam Bismarck und machte uns stark und mächtig. Und seht, das haben wir in unserm Gemüt nicht vertragen können. Nein, wir wurden zu maßlos und zu haltlos, in allem: im Selbstgefühl, im Machtgefühl, im lauten Wesen, im Handel, im Reichtum. Ja, seit Bismarcks Tagen bis 1914 waren wir ein Volk von schlechter Form, besonders unter dem letzten Kaiser, der selber durchaus formlos war und uns darin ein schlimmer Führer war. Wir, die wegen unsrer Lage mitten in Europa das ruhigste, maßvollste, vorsichtigste, zurückhaltendste, entgegenkommendste Volk hätten sein sollen, waren das unruhigste, schwankendste, lauteste. Wen trifft die Schuld? Unsern Kaiser und seine Regierung allein? Nein, uns alle! Denn für jeden von uns älteren Männern in Deutschland trifft irgendwie eine der drei Tatsachen zu: entweder er hat das unruhige, säbelrasselnde und geldraffende Wesen mitgemacht, oder er hat es gesehen und erkannt und aus Unsicherheit oder Sanftmut dazu geschwiegen — zu dieser Sorte Eseln gehöre ich — oder er hat es überhaupt nicht gesehen und gefühlt, weil er politisch zu dumpf war. Und so mußte das Unglück über uns kommen. Wir hatten sechzig Jahre lang die Welt geärgert, hatten Frankreich schlecht behandelt, Rußland verletzt, Italien gehindert, Japan gekränkt, England gefährdet, Amerika nicht gepflegt, diese alle und alle übrigen durch unsern überhandnehmenden Handel benachteiligt . . . und

so kam der Krieg, und alle gegen unser Volk, und wir wurden geschlagen. Und nun fühlt jeder Mann im Volk irgendwie, klar oder unklar: Gericht der Menschheit und Gericht Gottes über uns! Nicht wegen vieler alter Sünden! O nein! Andre Völker haben viel mehr gesündigt als wir. Sondern wegen unsrer Ungeschicklichkeit, Dumpfheit und Dummheit. Denn Gott straft nichts mehr als Dummheit! Ja," rief er in großem Zorn gegen sein Volk und noch mehr gegen sich selbst: „ich glaube: in Gottes Augen ist Dummheit die größte Sünde. Wegen unsrer Dummheit werden wir nun ausgeplündert und werden dreißig Jahr lang anderer Völker Sklaven sein. Ja . . . so ist es . . . Und was nun? Seht, nun ist die große Not da; und sehr viele, ja die meisten, sind todtraurig, ja, sind geängstigt bis zum Sterben. Sie denken: das, was wir erlebt haben, dieser lange, furchtbare Krieg und dieser Friede so voll Schmach, als wären wir schlechter als andre Völker, und dieser furchtbare Zusammenbruch mit all seinem hochkommenden Schmutz: so etwas ist noch über kein Volk gekommen, und wir werden darin versinken; und Deutschland, das blühendste, geordnetste Land und Volk der Erde, wird mitten in Europa ein großes Sumpfloch werden, eine Pfütze, weiter nichts. Ja, so denken viele. Ihr Lieben, das ist nicht richtig. Ihr müßt einmal lesen, was für schreckliche Zeiten England und Frankreich während ihrer großen Revolutionen erlebt haben; die waren noch viel schlimmer, als diese unsre. Und wie ist es ihnen nach so schlechten und schweren Ereignissen und Zeiten ergangen? Sie haben sich in sich selbst zusammengezogen. Sie haben sich auf ihr eignes Wesen, auf ihre untersten Kräfte besonnen, haben

sich geklärt, haben ihren Weg unter den Völkern klarer gesehen, haben sich in ruhigem zusammenhaltendem Fleiß wieder gesammelt, und sind dann wieder zu neuer, ja, zu gesunderer Blüte emporgekommen. Ja, man muß sagen: sie waren vorher krank und formlos; aber an ihrer Niederlage, an ihrem Unglück, sind sie wieder genesen und in Form gekommen. Es war eine Krankheit dagewesen, und das Unglück war die Krisis gewesen, und nun kam ein neuer Zustand schönerer Gesundheit. Seht, so wird es auch uns gehn. Thormwald und Lisa, ihr beiden Schriftgelehrten, sagt mir: bezeichnete Wilhelm der Zweite unser wahres, wirkliches Wesen? Ist das deutsch: dies blitzen, behaupten, scheinen, rasseln, erschrecken, beunruhigen? Ich meine, das deutsche Wesen sei vielmehr: Sachlichkeit, Maß, Gerechtigkeit, Bürgertum, Bildung, Weltweisheit, jene Eigenschaften, die in ihrem höchsten Falle den großen Menschen Goethe machten. Zu diesem unsern innern Wesen werden wir nun zurückgeworfen. Und in ihm ruhend, aus ihm uns neu aufbauend, werden wir bei den großen Gaben, die wir haben, eine größere Zeit erleben, als die Bismarcksche gewesen ist. Glaubt es mir," rief er aus, „auch uns werden diese Tage der Niederlage und der Erniedrigung zum Segen werden. Ich sage euch wieder und wieder: nur im Leid, in Katastrophen, in Revolutionen und darauf folgender Evolution, vollzieht sich in der Schöpfung, es sei in der Sternenwelt oder in der Menschheit oder im einzelnen Menschen, die neue, höhere Entfaltung. Stirb und werde: das ist das große Geschehn in den Sternen und in der einzelnen Seele! Laßt nur zwanzig, laßt dreißig Jahre vorübergehn, und das deutsche Volk, das bisher

furchterregend, beunruhigend, ängstigend, verlegend mitten in Europa lebte, gegen das die Völker in Mißtrauen, Abwehr und Kampfstellung standen, wird durch sein natürliches, nun wieder klar hervortretendes Wesen entgegengesetzt wirken: als die werktätige und geistige und wissenschaftliche Mitte der ganzen alten Welt wird es alle umwohnenden Völker an sich ziehn. Thätig, freundlich, gerecht, einladend, weltweit, edelster Genosse unter den Völkern, wird es die Völker um sich sammeln.“

„Die Demokratie,“ sagte der junge Thorwald, „hat sich ja einstweilen in ganz Deutschland durchgesetzt.“

„Ja,“ sagte Adam, „so ist es. Und nicht nur einstweilen, sondern für eine lange Zeit. Die Demokratie war schon seit hundert Jahren im Begriff, bei uns in Erscheinung zu treten; sie wurde nur künstlich niedergehalten; aber jetzt wird sie Bestand haben. Selbst wenn noch wieder ein Rückschlag käme, was durchaus möglich ist, so würde sie sich doch bald wieder von neuem durchsetzen. Es ist die Zeit der Demokratien. Indem die letzten vier preussischen Könige sich gegen die Demokratie stemmten, stemmten sie sich gegen den Weltlauf; der letzte dieser Könige ist dabei zu Schaden gekommen. Es steht durchaus nicht so . . . das sollt ihr nicht denken . . . daß ich an diesem Lauf der Dinge eine reine Freude habe. Ich liebe und ehre das Geschlecht der Hohenzollern . . . wie sollte ich nicht? Wenn ich die von Arbeit und Qualen wie zerrissenen Gesichter des großen Kurfürsten, Friedrichs des Zweiten und Wilhelms des Ersten ansehe, wie sollte ich sie nicht lieben und ehren? Es ist ein ernstes und ehrenwertes Geschlecht, und hat großes getan für Deutschland, und ich hatte immer das Gefühl — und

habe es auch noch — daß es seine Aufgabe am deutschen Volk noch nicht völlig zu Ende geführt hat. Ich weiß natürlich, daß es eines Tages untergehn wird, wie alles Menschliche; aber ich möchte nicht glauben, daß die Zeit schon gekommen ist; denn es ist noch frischer und tüchtiger als alle andern Fürstengeschlechter dieser Zeit. Ich habe das Gefühl, als wenn die furchtbaren Begebenheiten dieser Jahre, wie für das ganze deutsche Volk und für jeden einzelnen, so auch für das erste Geschlecht unter uns nicht ein Untergang, sondern mehr ein Fegefeuer und eine Läuterung ist, als wenn dies Geschlecht schlichter, bürgerlicher, wahrer und wirklicher, nicht als ein Herrschergeschlecht, sondern als ein reines und schlichtes Zeichen in einem bürgerlichen und brüderlichen Volk wieder erstehn würde. Ich bin immer, von meiner Jugend an, ein Anhänger des wackern Friedrich Naumann gewesen — ihr wißt es —, des großen und treuen Propheten in unserm Volk. Ja, ich bin immer ein Demokrat gewesen; denn ich habe immer an die Menschheit und an den einzelnen Menschen geglaubt. Aber ich dachte immer: reine Demokratie? Wie selten ist reine Demokratie eine saubere Sache! Ich sage euch: wenn wir dreißig Jahre Demokratie gehabt haben, werden wir noch nicht wieder ein so reinliches Volk sein, wie wir vor dem Krieg unter dem Kaiser waren. Darum bin ich kaiserlich-demokratisch=sozial gewesen, nach meiner Natur. Ja, ein Königtum, das den Willen der Mehrheit des Volkes, die regiert, leise zügelt, regelt, behütet, vollzieht! Ja, darin haben die Hohenzollern und die regierenden Schichten es verfehlt! Sie haben hundert Jahre lang gegen den Willen des Volkes regiert. Gut regiert! Recht gut! Aber gegen

den Willen des Volkes. Und hauptsächlich dadurch ist es nun so gekommen. Denn wären wir ein freies Volk gewesen, nicht ein regiertes sondern ein regierendes, so hätten wir Einigkeit gehabt und ständen auch heute noch wie ein Mann zusammen. Aber genug des Wens und Abers. Wir müssen nun den Weg gehn, den Gott uns und die ganze Menschheit führt. Es heißt nun: hinein in das Gestrüpp der Demokratie! Vor allem die Jugend muß den Weg gehn. Es wird der vornehmeren Jugend schwer fallen. Aber was will sie machen, ohne die Arbeiter, ja gegen sie? Sie müssen den Weg der Demokratie nun mitmachen. Und mir scheint," sagte er mit ein wenig Spott, wobei er den jungen Thorswald von der Seite ansah, „es kann ihnen nicht über die Maßen schwer werden. Was die englischen Herzöge haben tun müssen und gekonnt haben, nämlich Demokraten sein, und in der Form der Demokratie, freilich mühsamer, vorsichtiger und klüger, aber in Kraft ihrer alten Gaben, ihr Volk zu leiten . . . das werden die deutschen Grafen und Fabrikdirektoren und studierenden Handwerkerkinder — hier sah er Thorswald wieder an — ja wohl auch fertig bringen. Oder will die gebildete und vornehme Jugend sich in ihrer Jugendblüte zu einem unfruchtbaren Zustand verurteilen — denn ohne und gegen die Arbeiter kommt sie nie zur Regierung — wie schrecklich ist das. Oder will sie sich dem Vaterland versagen? Ich hoffe, daß ihre Vaterlandsliebe, die sie immer bewiesen haben, sie aus dem Winkel herausholen wird, in dem sie jetzt steckt. Ich hoffe, bald von der Gründung einer jugendlichen national-demokratischen Partei zu hören, oder welchen Namen sie ihrer konservativen Demokratie denn nun

geben werden. Aber Demokraten werden sie alle sein müssen, wenn sie ihre Vaterlandsliebe betätigen wollen. Es hilft uns nun nichts: wir müssen alle hinein in das Gestrüpp der Demokratie, in der Hoffnung, daß sie eine bessere, eine andre sein wird als die der westlichen Völker. Ja, weil das deutsche Volk ein ganz anderes ist, tiefer, gerechter . . . so hoffe ich, daß auch unsre Demokratie eine andre sein wird. Ja, das hoffe ich. Und seht: dann, wenn das eingetreten sein wird und wir zwanzig, dreißig Jahre weiter sind, dann wird der einzelne deutsche Mensch und der ganze deutsche Staat doch etwas durchaus anderes, und zwar etwas wertvolleres sein, als er vor dem Kriege war, darum, weil jeder Einzelne weitblickender, freier und verantwortlicher geworden sein wird. Ja! . . . Und was sagst du nun dazu, Thorwald, daß die Nationalversammlung in Weimar tagt?"

„Ich weiß nicht,“ sagte der junge Thorwald bedenklich und traurig.

„Ach du!“ sagte Adam. „Ich glaube, ich bin jünger als du! Hüte dich, Junge, daß du ohne Hoffnung bist für einen Weg, den unser Volk gehn muß, es mag wollen oder nicht, und ihr jungen Vorkriegsleute und Monarchisten mögt ihn lieben oder nicht. Ich sage, was Weimar angeht: es ist eine dumpfe Reue, ein unbewusstes Sehnen nach einem großen, reinen Licht! Es ist ein Wunsch, eine Hoffnung, ein Glaube, ein Symbol! Es fällt mir nicht ein, Thorwald, Weimar unbedingt zu loben; es ist da ein schweres Bedenken. Wohl: Schiller . . . Feuer und Weihe . . . und Goethe . . . das große Wunder, Deutschlands edelste Schönheit und Reichthum, deutsches schweres

und hohes Gemüt als fruchtbarer, reicher Geist über die Menschheit sich breiten, ja, in das Weltall sich schwingend. Ja. Aber er hatte etwas Flüssiges, Unentschlossenes, allzu schön Glaubendes, ein Mensch der zukünftigen seligen Menschheit. Weißt du, Thorwald, er sagte zu oft das Wort ‚heiter‘. Ja, er wandte sich ab, Not und Schrecken zu sehn. Er hatte eine Neigung, Gräber zu übertünchen, und fing damit schon in seinem Hause an. Aber davon abgesehn: es ist doch gut für uns, Thorwald, daß wir nun von Potsdam nach Weimar müssen. Ja, da in Weimar, in Goethe, da liegt mehr das wirkliche deutsche Wesen. Die Deutschen sind von Natur mehr Weimar als Potsdam, mehr graue Ackerleute, Kaufleute, Gelehrte, als straff geknöpfte bis ans Kinn; vor allem: die Arbeiter sind es und die Süddeutschen bis Kärnthen. Was willst du aber für unser Volk Gutes und Wertvolles erreichen ohne die Arbeiter und ohne die Süddeutschen bis nach Kärnthen? Es hilft nichts, Thorwald, wir müssen nach Weimar; und wir sollten alle sagen: wir wollen nach Weimar, und mit der großen Kraft von Weimar uns alles gewinnen, was ein großes Volk braucht: Wahrheit, Weisheit, Vorsicht und Umsicht, und ein gutes Gewissen, sowohl vor dem letzten Kind und dem letzten Alten in unserm Volk wie vor jedem Volk auf der Erde.“

„Und Potsdam . . .?“ sagte der junge Thorwald finster, „alle die Arbeit, die Potsdam geleistet hat, sollte vernichtet sein?“

„Wie das?“ sagte Adam zornig, „habe ich denn das gesagt? Weißt du nicht, wie hoch Goethe von Potsdam, von der Arbeit der preussischen Könige, dachte? Hat er

nicht gefühlt und gesagt, wie viel er und seine Mitstreben-  
den dem großen König verdankten? Ja, diese Form des  
Christentums, aus dem alten preussisch-deutschen Ritter-  
tum entstanden, ist sie nicht die vornehmste Form des viel-  
formigen Christentums? Nein, Thormald, wir werden  
diesen Geist von Potsdam, den Geist des ernstesten, herben  
Staatssozialismus, den Geist Kants und Fichtes, nicht  
aufgeben. Wir können ihn auch gar nicht aufgeben. Er  
ist dem ganzen deutschen Wesen durch eine Geschichte von  
tausend Jahren schon viel zu tief eingewurzelt. Das deutsche  
Volk, Arbeiter, Bauer, Bürger, Adel, wird nicht eher wie-  
der Ruhe haben, nicht eher wieder innern Frieden gewin-  
nen und ein gutes Gewissen haben, als bis wir wieder in  
sauberer straffer Ordnung, und ein starkes selbstgewähltes  
Haupt an unsrer Spitze, Alle einander dienen. Sieh, das  
wird auch darum nötig sein, weil neue Kriege kommen  
werden. Es ist ein Irrtum vieler, daß sie glauben, daß die  
Zeit der Kriege vorüber sei. Nein . . . seht . . . die Völker  
tun einander immer wieder unrecht, und so lange sie das  
tun, wird kein Friede sein. Eine ungerechte Welt wird  
keinen Frieden haben, soll keinen Frieden haben; das ist  
gegen Gottes Gesetz. Vor hundert Jahren hatten einige  
Völker uns unrecht getan; dafür haßten wir sie, und  
schlugen sie vor fünfzig Jahren. Danach taten wir wieder  
einigen Völkern unrecht, und dafür haßten sie uns, und  
schlugen uns in diesen Tagen. Nun tun sie uns wieder  
unrecht und wir werden sie hassen. Ja, es ist natürlich  
und menschlich; und gegen das menschlich Natürliche kann  
man nichts machen. Sie freuen sich jetzt über das Sterben  
deutscher Kinder und die Qualen unsrer Gefangenen, und

über die Dicke der Ketten, die sie uns über die Schultern legen, und über jede ausgeflügelte Schmach, die sie uns antun. Sie haben keine Ahnung davon, was sie anrichten. Nein, es wird auch in Zukunft Kriege geben. Wie sollen wir aber ohne den Geist Potsdams, ohne daß wir Alle Diener sind am Ganzen, jeder an seinem Platz, und an unsrer Spitze ein starkes Haupt, diesen kommenden Stürmen widerstehn, wir Volk mitten in Europa?

Nein, der Geist Potsdams, der Geist des stillen Befehls und Gehorchens um des Ganzen willen, ist nötig. Aber sieh, dieser Geist hatte, sowie er sich bisher zeigte, fast immer etwas dürftiges, und engherziges, hochmütiges und starres an sich. Er wandelte sich nicht mit der sich wandelnden Zeit; er sättigte sich nicht genug mit dem Licht und mit den Wahrheiten und Wirklichkeiten neuer Tage. Der Geist von Potsdam, der alte, tief im Gemüt des deutschen Volkes wohnende Geist, der des Dienens aller für alle, muß warm und schön und menschlich durchleuchtet werden. Potsdam muß durch Goethe erweitert und erhöht werden. Ja, und durch Bebel und seine Scharen! Denn du weißt wohl, Thorwald: wenn einer, so war Bebel ein Mann des Dienens und Gehorchens, und des starken und straffen Befehls derer, die sich bewährt hatten. Und in der That drangen Goethe und Bebel schon seit Jahren stärker vor, und erweiterten den Geist von Potsdam. Und das werden sie von nun an noch mehr tun . . . Und in diesem Geist, hoffe ich, werden wir wieder in die Höhe kommen. Das stille treue Dienen von Potsdam im Gewissen, und diese großen hellen Geister als Wegweiser, werden wir wieder aus der Tiefe heraus kommen, und auch durch die

kommenden Stürme von Kriegen . . . Und dann . . . wenn es dann geschehn sollte, daß dann, in einem künftigen Krieg, wir das weiße Los zögen . . . ja . . . dann hoffe ich, werden wir gerechter sein. Wir werden sie, hoffe ich, nicht schänden, wie sie jetzt uns tun. Nein, wir werden dann nicht so handeln, das hoffe ich zu Gott. Sondern wir werden dann im Geiste Weimars maßvoll, weise und vornehm sein. Und seht, dann wird der große Friede Europas näher sein. Ja, so wird es kommen . . . bis die Menschheit endlich vom Unrecht läßt und einig wird, und ihre große, gemeinsame Kraft darauf wenden wird, aus dieser Erde und ihren Kräften, die unser heutiges Geschlecht noch kaum ahnt, einen Garten Gottes zu machen; danach aber, mit den vereinten heiligen Kräften Aller, ihre Arme nach den Brüdern streckt, den Geistern, die die andern Sterne bewohnen, um mit ihnen über das Wesen der Dinge zu raten und zu taten. Ach, wer kann den Willen Gottes und die Wege der Schöpfung ausdenken?"

Adam sah sie alle der Reihe nach mit seinen tapfern, gläubigen Augen an und sagte: „So, nun habe ich genug geredet. Nein . . . wo bin ich zuletzt hingekommen! . . . Aber seht, wir haben fertig gegessen und getrunken . . . Nun sollen die Jungen abdecken und abwaschen; aber wir Alten wollen noch ein wenig sitzen und plaudern.“

Als die Jungen nach der Küche gegangen waren, lachte er zum erstenmal seit dem Tode seiner Kinder kurz auf und sagte: „Ich war monatelang sehr bedrückt; ja, eine Zeitlang kroch meine Seele mehr unter der Erde als auf ihr. Aber nun sehe ich, daß ich doch noch Feuer habe. Ich lebe in einer rechtlosen Zeit; ich bin noch dazu der Brand-

stiftung und des Diebstahls beschuldigt. Jede Nacht kann der Räuber, der schlimmste, der jemals einem Pastor das Leben schwer gemacht hat, kommen, und mich aus dem Hause jagen und mit seinen Helfern, wer weiß, was für Schindluder mit mir treiben, und jeden Tag kann der Richter aus der Stadt kommen und mich gefangen setzen . . . und sieh, ich sitze und feiere ein Fest mit den Liebsten, die ich noch habe, und lasse noch dazu meine Gedanken das allerschönste Fest feiern, indem ich sie in die unendliche Schöpfung hinauffliegen lasse, wo die Gedanken des Allmächtigen in jeder Sekunde Thaten werden."

"Ja," sagte Anna Haiden, „du hast gut gesprochen. Es gibt nicht viele Leute in diesen Tagen, die Mut haben; und es ist ein Segen Gottes, so einen anzutreffen. Und das Gesicht deiner Frau ist auch ruhiger und weicher geworden, als es zuerst war. Aber wie steht es morgen, wenn der Tag wieder grau anbricht, und du gehst deiner Wege ins Kirchspiel und Abel geht nach dem Hof hinüber?"

"Ich habe meine Arbeit," sagte Gude mit stillem Gesicht, die Hände zusammengelegt im Schoß.

"Ja," sagte Anna Haiden. „Die hast du. Aber das schlägt nicht an."

"Ich hoffe," sagte Adam, „daß die Zeit uns helfen wird. Vielleicht bringt sie uns noch ein besondres Glück. Der Krieg ist ja nun aus und die Männer kommen zurück; ich hoffe, daß Abel noch heiraten wird."

Gude hatte sogleich wieder den starren, fast bösen Ausdruck, den sie hatte, wenn Adam, was seit dem Tode der Söhne einige Male geschehn war, von dieser Hoffnung sprach. „Abel wird nicht heiraten," sagte sie hart, „sie

ist dreißig und ohne Vermögen, und sie hinkt. Sie wird nicht heiraten."

Adam sagte sanft und unsicher: „Wir wollen es doch hoffen, Mutter.“

„Ach, hoffen!“ sagte sie und es kam sie das Schluchzen an. Sie wollte es nicht zeigen und stand auf und ging hinaus.

„So,“ sagte Anna Haiden sinnend, „so steht es. Ja, ich sah es an ihren Augen.“

„Ja,“ sagte Adam, „so steht es. Und ich glaube auch nicht, Anna, daß Abel noch heiraten wird. Nein, ich glaube es nicht; es sind zu viele gefallen. Und wenn sie noch zur Heirat kommen würde, so würde es eine unschöne Sache sein, mit einem halbkranken Witwer oder so etwas. Aber nein, ich glaube auch das nicht. Und da liegt die größte Not. Ja, da liegt sie, Anna. Weißt du, daß ich noch bei vielen Menschen im Verdacht stehe, ein Dieb und Brandstifter zu sein, ist schrecklich und ich werde nicht ruhen, bis ich mich davon befreit habe; aber dies . . . diese Zukunft für uns drei . . . das ist das Schlimmste. Du weißt, wie stolz ich auf meine Familie bin, und wie stolz ich auf meine Kinder war; nun soll mein Geschlecht zugrunde gehn? Gude und ich sollen vielleicht noch zwanzig Jahr leben und sollen zusehn, wie unser blühendes, gesundes Kind kinderlos altert, und dabei wissen, wie sehr sie sich nach Kindern sehnt? Wenn Gude Großmutter würde . . . hätte was zu fürchten, zu sorgen, zu hoffen . . . alles in allem: einen Lebenszweck . . . dann würde sie wieder leben wollen und können. Ja. Und ebenso wäre es mit Abel. Wenn sie heiratete und Mutter würde . . . o, dann würde sie alles

ertragen: das ganze Leid des Lebens und das um die lieben Geschwister. Aber sieh, es wird nicht geschehn; ich glaube selbst nicht daran. Nein. Und das ist furchtbar. Damit ist uns alle Hoffnung genommen. Ich!" sagte Adam, und seine Zähne knirschten, und die Tränen sprangen ihm in die Augen, „ich . . . wie habe ich mich über meine Nachkommen gefreut. Wie habe ich sie erzogen in Wahrhaftigkeit und Treue. Welche Hoffnung! Welche Gedanken! Welche Freude! Und nun muß ich das erleben, an meinem eignen Hause: Alle tot . . . und die Eine, die ich noch habe, wird vor meinen Augen unfruchtbar verwelken!"

In dem Augenblick kam Gude, und Anna Haiden wandte sich mit ihrer wohl lautenden Stimme an sie und fing an, ihr vorzuschlagen, wann sie zum Besuch nach dem Moorhof kommen sollten. Dann trat sie ans Fenster und stellte fest, daß der Mond aufgegangen wäre, und daß sie nun fahren müsse, und ging.

## Achtundzwanzigstes Kapitel

Am andern Morgen machte sich Adam noch im Dunkeln auf den Weg, seine Schulden zu bezahlen. Er marschierte drei Tage lang vom Morgen bis zur Nacht von einer kleinen Stadt zur andern, die wackern Beine in die Schaftstiefel gesteckt, die Hose in die Stiefel — es war nun stürmisches und nasses Wetter gekommen —, in dem blauen Seemannsanzug, die blaue Mütze bis an die Ohren auf dem Kopf. Grau schon an Haaren, aber mit mutigen jungen Augen marschierte er darauf los, und bezahlte, was er schuldig war, und trug die eingesammelten Schuldscheine nach Haus.

Er sah auf seinen Wegen und Stegen viele Dinge, die ihm das Herz bewegten: viele Frauen, darunter viele mit feinen, geistigen Gesichtern, in denen Gram und jahrelange Angst gewüthet, mühten sich matt und ausgehungert mit schweren Lasten, die sie sich in demütigender Weise erbeten hatten, kleine Scharen Kinder, die bettelnd von Hof zu Hof zogen, schleppten ihre kleinen Bündel, Aufkäufer aus Hamburg und Kiel, große starke Männer und Weiber, zu Fuß und zu Wagen, gewaltig beladen, hatten zu Bucherpreisen bezahlt und daher viel bekommen. Im Dunkel begegneten ihm auf dem Sandweg hochbeladene Wagen und kleine Viehtriften, die nach Norden zogen; sie musterten mißtrauisch seine Erscheinung und hielten ihn in der Dunkelheit für ihresgleichen und fragten ihn nach Wegen und Preisen. Autos, ganz verschmutzt, voll von heruntergekommenen Menschen, meist in Matrosenkleidung, aber offenbar zusammengelaufenes Volk, Verbrecher, die aus

den aufgerissenen Zuchthäusern entsprungen waren, Arbeiter, Kleinbürger, Mörder und idealistische Naturen, lagen breit mit überwachten Gesichtern in den Polstern. An einer Waldecke in der Nähe Hamburgs lag eine Bande halbwüchsiger Mädchen und Burschen, die wohl zusammen in einer Pulverfabrik gearbeitet hatten. Durch den Krieg schon lange verroht, waren sie ausgezogen, Bauernstellen zu berauben, gerieten über die Beute in Streit und fielen mit gemeinen Worten über einander her. Als er tief in den Wald hineingegangen war, kamen zwei der Burschen ihm nach, sie näherten sich ihm, knackten mit ihren Revolvern, wurden aber unsicher und ließen von ihm. Wohl fünf- oder sechsmal begegneten ihm Soldaten, die in Lazaretten oder auf der Urlaubsfahrt oder in weiter Ferne von der Revolution überrascht worden waren und nun, einen am Weg geschnittenen Stock in der Hand, auf dem Weg in die Heimat waren; sie fragten ihn aus und erzählten ihm, was sie in der Bahn und in den Städten gesehen hatten, und sahen ihn ratlos und unglücklich aus übernächtigen Augen an, als begehrteten sie eine Erklärung von all diesem, was sie nicht begriffen. Zwei Offiziere, die Schulterstücke abgerissen, in zerfetzten Röcken, zogen nordwärts. Sie waren von der südöstlichen Front gekommen und waren in leidlichem Zustand bis Hamburg gelangt, aber da waren sie in einen Haufen junger Burschen geraten, die ihnen die Kleidung so zugerichtet hatten. Wenn sie mit brennend roten Wangen ein Stück von diesem Erlebnis erzählt hatten, verfielen sie in Träume und Gedanken, und wenn sie dann aufsahen und einander ansahen, lächelten sie erstaunt und schüttelten die Köpfe, und dann

erzählten sie weiter. Adam wurde das Herz schwer über dem allen; ja, es wollte ihm fast zur Erde sinken. Er dachte: Ach mein liebes, reinliches, schönes Vaterland! Aber er rechte sich bald wieder, dachte an seine lieben Toten und fühlte körperlich die Begleitung ihrer Geister und fühlte mit ihnen zugleich den Glauben wieder wachsen, den er in sich trug, und ging frischer weiter, indem er froh nach den zerrissenen Schuldscheinen in seiner Brusttasche fühlte.

An einem regnerischen Nachmittag bat Adam Abel, daß sie einen Auftrag für ihn an der Leejenau besorge. Er tat es um ihretwillen, damit sie einmal von der schweren und stillen Arbeit wegfäme. Er hatte gehofft, daß sie den Wagen vom Hof nehmen würde; aber sie machte sich in ihrer schlichten bäurischen Weise, um Pferd und Geschirr zu schonen, in ihren schweren Schnürstiefeln und einer dicken Lodenjacke, zu Fuß auf den Weg, und besorgte, was ihr aufgetragen war. Auf dem Rückweg kam sie in der Dämmerung den Steig an der Waldkoppel entlang. Als sie so einsam auf dem schmalen Weg dahinging, sah sie vom Dorf her an dem jenseitigen Wall eine Gestalt entlang schleichen, und beobachtete sie mit einiger Furcht, da sie an Gang und Haltung erkannte, daß die Person nicht zu einem harmlosen Unternehmen auf dem Wege war. Im Schatten des Waldes angekommen, verschwand die Erscheinung; aber nach einer Weile erschien sie wieder, nun auf allen Vieren kriechend, und bewegte sich so, offenbar um ihre Erscheinung nicht über den Wall, wo der viel begangene Fahrweg war, hinausragen zu lassen, auf eine alte Torfhütte zu, die da seit vielen Jahren windschief und verlassen lag. Nachher kamen Wolken vor den Mond, und

sie sah nichts mehr. Sie hatte zuerst Neigung, am Waldrand entlang näher heranzugehn und zu warten, was weiter geschähe; aber dann ließ sie es, da sie Gesindel und Gefahr fürchtete; denn die ganze Landschaft war wieder durch Überfälle und Tötungen beunruhigt. Sie kam also nach Haus und erzählte es Adam, der sogleich mit ihr dahingehn wollte, um zu sehn, was es wäre. Er hatte die geheime Hoffnung, es könnte irgendwie mit dem gestohlenen Gut zu tun haben. Es kam aber im selben Augenblick ein dringlicher Besuch und er mußte es für diesen Tag aufgeben. Aber am andern Tag, als es dämmrig wurde — es war noch immer regnerisch — machte er sich mit Abel auf den Weg. Sie erreichten die Waldkoppel, kletterten über den Wall und gingen gradesswegs auf die Hütte zu, traten vorsichtig hinein und fanden sie dunkel und leer. Aber dann hörten sie in der Ecke ein Wimmern, und fanden im Licht ihrer Handlaterne, die sie angezündet hatten, in Heu und Tüchern vergraben, ein neugebornes Kind, das die blau-roten Händchen vors Gesicht hielt, als wenn es sich vor der Kälte schützen wollte, die vom Wald her mit leisem Wind hereindrang. Adam sagte leise und mitleidig: „Sieh da, ein kleines Kind . . . sicher ein uneheliches!“ Und im Zorn sagte er: „Ob es wohl endlich soweit kommt, daß ein reifes Weib ein Kind — und dies Kind ist von einem reifen Weib, denn es ist wohl gebaut — empfangen und gebären kann, ohne der Verachtung anheim zu fallen?“ Abel dachte an die arme Mutter, und daß das Kind fröre und fing an zu weinen, und sagte: „Vater, wir wollen hier warten, bis die Mutter wiederkommt; aber guck, es friert,“ und ohne sonst ein Wort zu sagen, legte sie sich in die Knie, beugte

sich über das Kind und öffnete ihre Brust, daß es Wärme hätte. So lag sie wohl eine Stunde, ohne ein Wort zu sagen. Da sah Adam, der am Eingang stand, daß jene Erscheinung, die Abel gesehen hatte, sich wieder näherte, und stellte sich mit Abel in die entgegengesetzte Ecke, wo es dunkel war. Sie kam wie ein schwerfälliges Tier aus dem Wald. Wie ein Bär und noch schwerfälliger. Adam meinte in der That zuerst, es wäre ein Bär. Aber dann sahen sie, daß es ein Weib war. Aus Furcht vor den Menschen kam sie auf allen Vieren zu ihrem Kind, legte sich über es, und öffnete hastig ihre Brust und nährte es.

„Als sie fertig war, sagte Adam leise und freundlich: „Kind, höre, wir sind hier, Pastor Barfood und Abel.“

Sie tat einen leisen Schrei; dann aber kam sie aus der Ecke, und sie erkannten sie. Es war die fünfundzwanzigjährige Tochter eines kleinen Landmannes, der seit Jahren im Felde, und nun in Frankreich gefangen war; sie selbst war seit Jahren im Dienst bei einem kinderlosen kalten Bauernpaar und hatte sich immer ehrbar und ernst gehalten. Nun hatte sie dies Kind.

„Du hast es von dem russischen Gefangenen, der bei Euch auf dem Hof ist, und darum hast du es hier verborgen.“

Sie weinte und sagte, daß es so wäre. Sie wäre seit zwei Jahren mit ihm auf dem einsamen abgelegenen Hof, und da wäre er ihr lieb geworden, und es wäre ein braver Mann.

„Kind,“ sagte Adam, „meinst du, daß wir nicht verstehen, was du getan hast? Kein Wort darüber. Es ist deine Sache und geht keinen Menschen was an. Für uns

handelt es sich nur darum: wie helfen wir dir? Es kann doch so nicht bleiben.“

Sie erzählte beruhigter, in den ersten Abenden hätte der Russe ihr das Kind nach Hause und in die Kammer gebracht, aber da die Frau des Bauern behauptete, sie hätte in der Nacht junge Katzen gehört, hätte sie es auch nachts hier draußen gelassen und wäre hierher gekommen, es zu nähren. Denn wenn es herauskäme? Und nun kam die Angst des letzten halben Jahres wieder über sie: Man würde sofort sagen, daß sie das Kind von dem Russen hätte, und dann würde ihr Liebster bestraft und nach dem Lager geschickt, vor dem er sich so sehr fürchte. Er wolle so unsagbar gern bei ihr und dem Kinde bleiben. Ihr Name aber — und das wäre das Schrecklichste — würde im Kreisblatt genannt werden. Eine solche Schändung aber würde weder sie selbst noch ihr Vater ertragen.

„Im Kreisblatt würdest du wohl nicht mehr genannt werden,“ sagte Adam; „aber es ist nun freilich durch jene Verfügung zu einer Schmach gemacht. Wenn du selbst auch darüber hinwegkämost — du bist ja jung; du könntest von hier fortziehen — aber so wie ich deinen etwas steifen Vater kenne . . . der erträgt es nicht . . . der tut sich ein Leid an . . . ja . . . das ist wahr. Aber das alles später! Ich will nicht,“ rief er mit lauter Stimme, „daß ein Mensch mit seinem Kinde es schlechter haben soll, als die Tiere, die ihre Höhlen und Ställe haben! Nein, das geht nicht und das will ich nicht! Du nimmst dein liebes Kind in deinen Arm . . . drück' es nur recht fest an deine Brust . . . und kommst mit zu uns. Im Pastorat wollen wir weiter bereden.“

Gude war schon im Bett, und da sie in der letzten Zeit fränklich war — sie war über das große Leid nun plötzlich in die Wechseljahre gekommen — beschlossen sie, sie nicht zu wecken. Sie gingen also mit leisen Schritten in Adams Stube, und Adam, der zuletzt das Kind getragen hatte, legte es auf den großen Tisch in die Höhlung, die durch zwei Stapel Bücher von Goethe und einen Haufen Broschüren von Bölsche und Kosmos gebildet wurde, und sagte mit leiser, muntre Stimme: „Sieh, Abel, ich bin der Ansicht, daß grade der Pastor sich mit Natur und den natürlichen Dingen befassen soll, ja . . . damit er, wenn er von den höchsten geistigen Dingen reden will, den Boden unter seinen Füßen nicht verliert. Ich bin überzeugt, daß alle großen Männer es so gehalten haben. Von Plato glaube ich, habe ich es gehört — man kann unmöglich alles behalten — und von Goethe weiß ich es bestimmt. Und nun sieh, da liegt nun dies Stück Natur zwischen diesen Büchern der Natur, und klagt, wie jene alte vertrocknete Here richtig gesagt hat, wie eine junge Kaze. Sieh, da liegt auch meine Bibel nicht weit, auch an vielen Stellen ein sehr natürliches Buch.“

„Ja, Vater,“ sagte Abel etwas ungeduldig, „und nun geh möglichst leise nach der Küche und hol heißes Wasser.“

Adam freute sich, daß Abel einen so frischen Ton in der Stimme hatte, und war überhaupt froh über die ganze Begebenheit. Er hatte immer Freude an Begebenheiten, Taten und Unternehmungen, wenn sie dem Leben zugewandt waren. Dazu dachte er nun auch mit Behagen, daß sie dabei wären, die menschliche ‚Gerechtigkeit‘, die meistens eine Ungerechtigkeit ist, hinter das Licht zu führen. Als er

mit dem Kessel wieder hereinkam, stand die Thür zu Abels Kammer offen und Abel saß in ihrer ganzen Breite im Lehnstuhl am Tisch, in ihrem Schoß das nackte Kind; und vor ihr auf dem Tisch lagen reine Handtücher und ein zerrissenes Frauenhemd. Die junge Mutter aber stand vor ihr und sagte mit jäher neu aufsteigender Angst: „Was soll daraus werden, Abel? Ich muß es gleich wieder hinbringen. Wenn ich in die Zeitung komme, hängt mein Vater sich auf. Und dann geh ich mit dem Kind ins Wasser, und Iwan geht auch ins Wasser. Ich habe nichts Ehrloses und Böses getan, ich habe nicht gestohlen und nicht betrogen, und er ist ein guter Mensch, und wenn es anginge, ginge ich mit ihm bis ans Ende der Welt. Er ist ein guter Mensch, ebenso gut wie die Leute hier, und hat auch zu Hause ordentliche Eltern. Und was geht mich der Krieg an, und daß er ein Gefangener ist? Er hat niemals Krieg machen wollen, und er ist ein guter und unglücklicher Mensch.“ Und dann fing sie wieder an: „Wenn ich in die Zeitung komme, werde ich verrückt, und Vater bekommt am selben Tag weißes Haar . . . nicht weil ich ein Kind habe . . . gar nicht . . . aber daß es von einem gefangenen Russen ist und daß ich in die Zeitung komme, daß ich geschändet worden bin. Ich muß es wieder in die Hütte bringen, es geht nicht anders.“

Adam sagte mit starker Stimme: „Das dulde ich nicht. Das Kind bleibt bei dir; es schläft hinfort in deinem Arm! Wir müssen irgend etwas ersinnen, damit das möglich ist.“

Abel, das Kind im Schoß — Adam wunderte sich, wie selbstverständlich sie es anfaßte und wusch —, sagte: „Ich habe es unterwegs alles durchgedacht, Vater, es geht nicht

anders, als daß wir behaupten, daß einer der Gefallenen der Vater ist."

Adam sagte: „Kind, es ist nicht schön, zu lügen, und nun gar über einen Toten!“

„Ja, Vater,“ sagte sie, „das ist wohl richtig; aber wie willst du es sonst machen? Sie und ihr Vater . . . wir kennen ja beide genug . . . können es nicht ertragen. Sie gehn daran zugrunde und mit ihnen das Kind; und wer weiß, was der Russe tut, wenn er den Jammer sieht. Das sind vier Menschen, die in größter Not sind. Gewiß, es ist nicht schön, über einen Toten Geschichten zu erzählen. Aber was meinst du . . . sag mal . . . Vater . . . wenn der Tote nun uns gehörte?“

Adam erschrak aufs heftigste und sagte entsetzt: „Kind, was redest du . . . du denkst an Hiller?“

„Ja, Vater,“ sagte sie, „ich denke an Hiller. Ich habe es ausgerechnet . . . er war so vor neun oder zehn Monaten zum letztenmal auf Urlaub hier. Also stimmt es. Wenn sie nicht ein ehrbares und angesehenes Mädchen wäre, würde ich es nicht wagen, es dir und Mutter zuzumuten und auch ihm nicht; aber sie ist guter Leute Kind und hat sich immer gut gehalten.“

Adam setzte sich auf den Tisch zwischen die Bücher und sagte mit schwerer Stimme: „Kind, ich bin schon so viel in der Leute Mund gewesen, weil ich so natürlich und froh bin . . . ja . . . und bin hauptsächlich dadurch in den schweren Verdacht gekommen, in dem ich noch stehe . . . und nun dies? Das sollten wir sagen?“

„Vater,“ sagte sie verweisend, „du mußt nicht zuerst an dich denken, sondern zuerst an diese große Not. Wir

müssen alles versuchen, sie zu beseitigen, und ich sehe keinen andern Weg. Danach zum zweiten müssen wir freilich an Hiller denken. Und da bitte ich dich, Vater, stelle dir vor, wenn Hiller es nun wirklich getan hätte . . . hättest du ihn dann etwa verworfen? Du nicht, und Mutter erst recht nicht. Und auch die Leute hier im Kirchspiel hätten es nicht getan. Ach Unsinn! Sie hätten gesagt: ‚Sieh da, der Pastorjung!‘ und einige hätten gelächelt und gesagt: ‚Sieh, es sieht ihm ein wenig ähnlich!‘ und das werden sie auch jetzt sagen; und nun, da er tot ist, mit noch größerer Nachsicht. Und wenn ich mir denke, Vater, er lebte noch“ — sie weinte bitterlich — „ach wäre es doch so! . . . Und wir schrieben ihm: das und das ist hier passiert . . . und da haben wir es so abgemacht und ausgesagt, und deinen Namen genannt, um vier Menschen in ihrem bescheidenen Leben und Glück zu erhalten, was hätte er getan? Er hätte, nachdem er erst rot geworden wäre — er wurde ja immer gleich rot — vor Vergnügen und Uebermut auf seine Knie geschlagen und wäre sehr stolz auf seinen Alten und seine große verständige Schwester gewesen, und hätte es seinem nächsten und allervertrautesten Kameraden erzählt und hätte sich — ich kenne ihn ja doch, Vater, er prahlte gern ein bißchen, so wie du es ja auch tust — ein bißchen geehrt gefühlt . . . ach, Vater, es ist so schrecklich ernst; aber wenn ich an Hillers Gesicht denke, wie da Verwunderung und Verlegenheit, Stolz und Lachen und Scham miteinander gekämpft hätten . . .“ sie sah ihren Vater lächelnd an und die Tränen liefen ihr über die Wangen und sie konnte nicht weiter sprechen.

„Kind,“ sagte Adam, „wie redest du . . . du verstehst

mich falsch! Ich habe nichts gegen dieses Mädchen, oder dagegen, daß Hiller sie gern gehabt hätte! Ach, im Gegenteil! Wie wäre ich froh, wenn es so wäre, wenn dies ein Sohn von Hiller wäre, und damit Blut von meinem Blut! Ach, wäre es doch meines Hillers Söhnlein, wie würde ich mich freuen! Sieh, ich bin immer so stolz auf mein Geschlecht gewesen, aus dem schon mal ein bedeutender Mann hervorgegangen ist. Wie wartete ich und was erwartete ich von den Kindern meiner Kinder! Und auch Mutter hätte sich gefreut, wenn unser lieber Hiller uns ein Kindchen hinterlassen hätte. Aber leider ist es nicht so . . . Nein, was mich bedrückt, ist allein, daß ich lügen soll. Sieh, ich habe immer die Wahrheit geredet. Ja, das war immer das Beste an mir."

„Vater,“ sagte sie mit starker Stimme — sie hatte den Ton ihrer Stimme, und wie sie sie plötzlich erhob, von ihm geerbt —, „um was handelt es sich hier? Machen wir dies Stück um dies und das? Machen wir es nicht, um drei oder vier Wesen aus den harten Händen der Menschen und aus schwerer Lebensnot zu retten? Soll das Mädchen und die Ihren unglücklich werden? Soll der arme Gefangene, so weit weg von seiner Heimat und den Seinen, noch tiefer ins Elend kommen? Soll das Kindchen heut Nacht im Torfstall sterben? Vater, wer sagte immer zu uns, daß er ein Freund des Lebens wäre?“

„Kind,“ rief Adam mit lauter und starker Stimme, „nun sei still, daß ich, dein Vater, nicht noch mehr vor dir erröte, als ich schon tu! Allerdings habe ich oft in unserm häuslichen Kreis und auch von der Kanzel herab und auch bei Taufen und Trauungen, wo es angebracht war, vom

Leben und dem Recht seiner Buntheit gesprochen, und habe es gelobt und den Leuten gesagt, daß sie es wert- und hochhalten sollten, und habe wohl das Bild gebraucht, daß der Mensch, der Leben und Gesundheit hat, ein Diadem auf seinem Haupt trägt . . . ja . . . und also, um Leben zu erhalten, ja, zur Blüte zu bringen, stimme ich deinem Vorschlag zu. Ja, und es freut mich, daß du so zu mir, deinem Vater, gesprochen hast. Und nun will ich zu Mutter gehn und ihr alles erzählen und ich bin überzeugt, daß sie uns durchaus zustimmen wird. Ihr beiden Weiber macht hier alles fertig, sowohl das Kind wie die Lüge. Eine Lüge muß viel bunte Lappen um sich haben, sonst friert sie.“

Aber von den Stimmen, die immer lauter geworden waren, war Gude wach geworden und stand plötzlich im Unterrock in der Thür und sah die Anwesenden verwundert an: Abel, breit auf dem Stuhl mit dem Kind im Schoß, das Mädchen mit dem von Weinen und Erde beschmutzten Gesicht vor ihr, und Adam redend am Tisch. Er drehte sich um und trat zu ihr, und erzählte ihr, indem er ihr nach seiner Gewohnheit, um ihr Gemüt zu beruhigen, über Wangen und Schläfen strich, was geschehn war und was sie ausgemacht hätten.

Als er fertig war, sah Gude die drei mit unsichern und forschenden Augen an, und plötzlich, indem sie auf das Kind zuschoß und davor kniete, sagte sie mit lauter und froher Stimme: „Ihr belügt mich ja! Ach, es ist ja doch das Kind von meinem Hiller! Es ist ein Kind von meinem schmucken Hiller! Ach, ich sehe es ja. Mein lieber Junge! Ach, hätte ich doch auch eins von Uwe! Ach das Kind!“ und sie legte ihre Hände dem Kindchen an die Seiten und

schüttelte es hin und her und nickte ihm zu und schluchzte heiß auf und die Tränen stürzten ihr über die Wangen.

Adam und Abel durchzuckte wohl im Augenblick der Gedanke, aus ihrer Lüge rasch eine Wahrheit zu machen; aber dann schien es ihnen, daß es nicht ginge, und Adam sagte mit Tränen: „Nein, Mutter, es tut mir leid . . . aber es ist nicht so . . . nein, nein, es ist wirklich das Kind des Ruffen.“

„Ach,“ sagte sie und sah ihn mit großen unglücklichen Augen an . . . und es klang, als wenn sie innerlich zusammenbräche, „nun hatte ich mich so gefreut! . . . So!“ sagte sie tonlos, „denn sind sie nun wirklich tot, alle beide.“ Und ohne Abels Gegenwart zu achten, sagte sie: „Es ist aus mit allen meinen Kindern.“

Sie ging hinaus und Adam ging ihr nach. Aber sie wollte nichts von ihm wissen, sondern legte sich, so wie sie war, in ihr Bett und warf ihr Gesicht in das Kissen.

Als Adam wieder in die Stube kam, saß Abel noch immer da und sah auf das Kind, und zupfte hier und da an dem Leinen, darin sie es gelegt hatte. Das Mädchen stand vor ihr, Abels Tuch in der ausgebreiteten Hand, um das Kind da hineinzuwickeln und zu gehn; sie hatten die Lüge fertig beredet. Als sie ihren Vater eintreten hörte, sah sie auf, erwachte aus ihrem Sinnen und tat die Knie zusammen, stand mit einem raschen Ruck auf und gab das Kind dem Mädchen und ging mit ihr bis zur Haustür.

Als die Tür hinter ihr geschlossen war und Adam hörte, wie Abels Blut arbeitete, sagte er mit sanfter Stimme: „Ich bitte dich, Abel, glaube nicht, was Mutter eben gesagt hat; glaube, daß du Mann und Kinder haben wirst.“

„Ich glaube nichts mehr,“ sagte sie mutlos, „gar nichts mehr. Ich glaube nur noch an den Tod.“

„Das sollst du nicht,“ sagte Adam mit blitzenden Augen, „das verbiete ich in meinem Hause! Ja, das verbiete ich,“ wiederholte er, und indem seine Augen rasch wieder den schönen alten Glanz bekamen, sagte er: „Du sollst sehn, daß du Mann und Kinder haben wirst. Glaub es deinem Vater! Ich weiß mehr als alle andern Menschen.“

„Ja, Vater,“ sagte sie gütig, „du, du bist ein Mensch, du glaubst noch ans Leben.“

„Das tu ich,“ sagte Adam feurig, „allerdings, das tu ich. Und nun höre: alle guten Geister sollen Mutter und dir helfen, daß auch ihr es glaubt.“

## Neunundzwanzigstes Kapitel

So kam wieder Weihnachten heran. Um der Gemeinde in diesem trübsten aller Weihnachten, die das deutsche Volk je erlebt hat — der Hunger und die Kälte waren nicht das Schlimmste; das Schlimmste war das Gefühl, besiegt, betrogen und geschändet zu sein, dies alles Drei —, etwas besonders Schönes und Heiliges zu bieten, ermunterte Adam die schöne Lisa, nach der Predigt auf ihrer Violine, die sie mit viel natürlicher Begabung und sicherer Fertigkeit spielte, jenes alte Marienlied zu spielen, zu dem Keger die Musik gemacht hat. Sie stand oben neben der Orgel auf dem Platz, wo sonst die zerrissene, wilde Gestalt Holgersens stand, und spielte und sang zugleich. Als sie zu singen anhub, stand die ganze Kirche auf, so wunderbar schön klang gleich der erste Ton. Und sie hörten es nicht allein an; sondern sahen es auch: diese Freude an dem Kind! Diese selige Herzlichkeit, mit der sie mit ihm spielte! Und wie zierlich und schön rankten sich die bogigen Zweige um Mutter und Kind! Und wie stand sie da mit ihrer lieblichen, weichen Erscheinung, ein liches, junges Frauenbild, den dunklen, feinen Kopf ein wenig zur Geige geneigt, als horchte sie ganz versunken dem eignen Gesang:

Maria sitzt im Rosenhag und wiegt ihr Jesuskind,  
 Durch die Blätter leise weht der warme Sommerwind . . .  
 Hold ist dein Lächeln, holder deines Schlummers Lust,  
 Leg dein müdes Köpfschen fest an deiner Mutter Brust,  
 Schlaf, Kindlein, süße, schlafe nun ein.

Die ganze Gemeinde stand lautlos, selig in dem Gefühl: das ist Reinheit und Schönheit . . . wie hold ist sie . . . ja,

sie wäre würdig, die Mutter Gottes zu sein! Selbst Holgerfen, der im kurzen Schafspelz und sein Jagdgewehr neben sich, am Eingang zum Gefängnis saß, und mit höhnischen Augen über die Gemeinde weggefehn hatte, saß wie gebannt und spähte mit überscharfen Augen ins Weite, als suchte er ein fernes, fernes, edles Ziel und konnte es nicht genau erkennen, und es schmerzte ihn. Als Adam vor den Altar trat, sah er, daß Gude die Tränen über das blasse, verweinte Gesicht liefen, da sie dies Lied selig-bangen Mutterglücks hörte. Abel aber war ganz versunken. Ihre Augen sahen mit großem, dumpfem Ausdruck, wie die eines gedankenlos nährenden Weibes ins Leere; aber um ihren sehr vollen Mund stand ein leises Zucken wie der Versuch eines Lächelns. Dann sprach Adam vom Altar aus zwischen den brennenden Tannenbäumen von der großen Menschennot und der Freude des Glaubens.

Als sie alle nach Haus kamen — Thorwald und Lisa waren zum Abendessen geladen — zündeten sie den Tannenbaum an. Es war eine kleine, niedrige, bescheidene Tanne, die Adam selbst aus dem Wald geholt hatte, und es hing nur ein wenig Goldpapier daran und sieben oder acht vergoldete Walnüsse. Aber während der Baum vom vorigen Jahr keine Lichter gehabt hatte, hatten sie für diesen doch drei auftreiben können, und es gab ein wenig festlichen Glanz. Doktor Schack hatte für Adam die Sammlung der holsteinischen Märchen gesandt, die Wisser gesammelt hat. Abel hatte das Buch in Abwesenheit ihres Vaters empfangen und es verheimlicht; nun war es Adams Weihnachts Geschenk. Abel und Mutter beschenkten sich gegenseitig mit Leinen zu je einem Hemd; denn Leinen war sehr

teuer und selten geworden; ihre Hände strichen immer wieder über das weiße Gewebe. Für Thorwald und Lisa lag da je ein großer Apfel, die eine Bauernfrau Adam in die Tasche gesteckt hatte. Nach der kleinen Bescherung setzten sie sich an den Tisch. Es gab wieder ein bescheidenes Festessen: ein Hähnchen, das Anna Haiden gestiftet hatte, und Kartoffeln mit dünner Tunke, und Brot mit etwas Schmalz, das Lisas Mutter beigesteuert hatte. Adam bemühte sich, die Gesellschaft ein wenig munter zu machen, indem er die Jugend neckte, damit sie aus sich herauskäme. Der junge Thorwald und Lisa gingen mit Massen auf seinen Ton ein; auch Abel konnte sich zwingen, zu sprechen und zu lächeln, obgleich ihre Seele immer wieder zu den Erscheinungen der lieben Toten lief; aber sie riß sich immer wieder los und kam wieder zu denen am Tisch, und konnte den Mut gewinnen, die Hand der Mutter zu streicheln und ihr zuzunicken. Aber Gude konnte sich von dem Ort der Qual nicht trennen. Sie sah die schöne weiche Lisa, der heller Jugendmut aus den dunklen Augen sprang, und den jungen Thorwald, der im Eifer der Verteidigung sich mit jugendlichen Bewegungen vor- und rückwärts bog und an seinem roten Haarschopf riß, und sah ihre blühenden Kinder in den Gräbern und wurde zerrissen von Weh und Sehnsucht, und wollte es um Adams willen verbergen und saß mit blassem Gesicht und zuckendem Mund da.

Als sie fertig gegessen hatten und die Küche besorgt war, verschwand Gude in die Schlafstube und legte sich hin und weinte sich satt. Adam blieb mit bedrücktem Herzen am Tannenbaum stehn, an dem noch zwei Lichter brannten — es war sonst kein Licht im Hause vorhanden —,

und las stehend, dicht an den Lichtern, die er nebeneinander gesetzt hatte, in den Märcchen. Er ließ das Buch aber immer wieder sinken und wanderte hin und her. Er tat bei Tisch immer, als wenn er bald satt wäre, und hatte auch heute abend so getan, damit die beiden jungen Gäste genug hätten. In Wahrheit hatte er Hunger; sein breiter Körper und immer lebendiger Geist verlangten ein tüchtiges Stück Speise und litten unter der Entbehrung. Bei dem dritten Licht, das Thorwald auf die Platte des kleinen Tisches geklebt hatte, saßen die Kinder in Abels Kammer. Adam, sein Buch in der Hand, trat zuweilen in die offene Thür und hörte zu, und ging wieder an seinen Platz am Baum und las wieder.

Der junge Thorwald und Lisa waren wieder in einen Streit geraten, der noch unausgefochten in ihnen lebte, und Lisa wiederholte in aller Hestigkeit ihr Urtheil. „Nein,“ sagte sie, „was wir da erlebt haben: dies Mädchen mit dem Kind von dem Ruffen . . . nein, wenn das so weiter um sich greift, was soll aus der Welt werden?“

„Ich glaube nicht,“ sagte Thorwald mit zornigen Augen, „daß die Welt davon viel anders würde, jedenfalls würde sie nicht schmutziger davon, sondern reiner, und darauf kommt es an. Denn jetzt, meine Beste, steht es so, daß die jungen Menschen, Mädchen sowohl wie Jünglinge, mehr oder weniger in Unnatur leben, und das, scheint mir, ist schmutzig.“

„Wie er das nun wieder sagt,“ sagte Lisa empört, „als wenn er nächstens fünfzig würde, und ist kaum zwanzig!“

„Ach,“ sagte Thorwald verächtlich, „als ob wir nicht

alles wüßten. Alles, sage ich dir . . . wir alle in meinem Alter! Laß doch das Heucheln!"

Adam trat wieder in die Thür und freute sich an dem Bild der Drei. Abel saß breit und lässig in ihrem großen Stuhl, der so gut zu ihrer Figur paßte. Der schüchterne Lichtschein der kleinen Kerze zeigte die frische Weiße ihres vollen, blühenden Gesichtes und des runden weichen Halses. Sie sah sinnend und zuweilen mit weicheren Augen, als sie lange gehabt, von einem zum andern und nun auf ihren Vater, als wollte sie von jedem die innerste Meinung erforschen. Der junge Thorwald, der immer möglichst nah bei ihr war, saß neben ihr auf der Tischkante und warf jedesmal, wenn er sie ansah und auf sie hinunter sah, einen raschen scheuen Blick auf ihren Hals und ihre Brust, die unter dem schwarzen Wollkleid langsam und ruhig auf und ab ging. Jedesmal, wenn er den Kopf hob und senkte, schimmerte sein rotblondes Haar und der blonde Flaum auf seinen Wangen von dem schwachen Schein der kleinen Flamme, und seine Augen leuchteten von frischer Jugend. Lisa hockte ihm gegenüber auf Abels Bett, bis an die Schultern in Kissen vergraben, die sie sich zusammengeschnitten hatte und an denen sie immerfort herumpackte. Adam stand eine Weile und hörte ihrem Plaudern zu; dann ging er wieder zu Gude, saß an ihrem Bett und drückte und küßte ihr die Hände und sprach mit leiser Stimme von den Toten.

Unterdessen ging der Streit in Abels Stube weiter.

„Gefühl hin, Gefühl her,“ sagte das schöne Mädchen mit klingender, zorniger Stimme, „und Abel denkt ebenso wie ich. Frage sie doch!“

Da rutschte Thorwald von der Tischkante herunter,

horchte nach der Stube hinüber, stellte sich in drohender Stellung an den Bettpfosten und sagte mit flammendem Zorn, indem er vergebens versuchte, sein Haar auszureißen: „Beschwaze Abel nicht!“ rief er. „Nimm dich in acht und beschwaze sie nicht! Nein, sei ruhig, Abel, steh ihr nicht bei; grade deinetwegen rede ich. Ich sehe mit unsagbarer Freude, daß du in den letzten Wochen ein wenig auflebst aus deinem . . . eurem . . . übergroßen schrecklichen Leid. Ich will nicht, daß sie dich irgendwo hemmt. Ich will nicht, daß du sie in deiner Gutmütigkeit und Schwerefälligkeit noch länger für eine Heilige, oder wenigstens für eine Makellose und Unberührte hältst. Sie ist immer sehr klug und vorsichtig gewesen und hat immer geglaubt und glaubt noch in diesem Augenblick, daß alles, was sie getan hat, hübsch verborgen geblieben ist. Aber sieh, das ist nicht der Fall. Du weißt, unsre liebe und schöne Freundin“ — mit welchem erhabenen Hohn er das sagte! — „ist wöchentlich wenigstens einmal auf ihrem Rad unterwegs — wer mag übrigens wissen, wie sie es durchgesetzt hat, daß sie immer noch die schönen Gummireifen hat und damit fahren darf, während wir andern sie längst haben abliefern müssen? —, du und alle Welt meint, sie bewundert Wälder im Laubfall, Täler im Morgendunst, Strohdächer, wenn der Nebel daran tropft, Sonnenuntergänge über den westlichen Wäldern — denn alle diese Dinge haben wir in unsrer schönen Landschaft und über alle redet sie gern und kann sich auch hübsch darüber aussprechen, wie sie denn überhaupt ein begabter Halunke ist; — aber nein, liebe Abel. Alle diese Dinge sind nur Nebensachen, Zugaben; die Hauptsache ist immer

etwas ganz andres. Sie hat auf diesen wöchentlichen Fahrten bald hier, bald da, bald an einem Waldrand, bald in einer jungen Tannenschonung — Tannenschonungen liebt sie besonders — bald an einem hohen langbeinigen Kornfeld, bald auf einem einsamen Hügel in der Heide eine hübsche, kleine, heimliche Zusammenkunft, eine Zeitslang mit demselben; aber er wechselte auch einmal; es kam auch mal ein anderer dran, wer denn grade auf Urlaub da war.“

Das schöne Mädchen, das plötzlich so schwer überfallen war, hatte den jungen, erbosten Freund immerfort mit zusammengezogenen Brauen und mit ruhigen, vollen Augen angesehen, während sie immerfort an den Rissen herumpackte und eine feine, zornige Röthe langsam in ihre Wangen stieg. Als er fertig war, sagte sie ruhig: „Und woher weißt du das alles, was du behauptest?“

„Was?“ rief er mit aufgerissenen Augen, in dem er sich mit der vollen Faust ins Haar griff . . . „Aber nett, sehr nett, daß du mich gradezu fragst! So habe ich ein Recht, ja die Pflicht, es dir zu sagen — denn den Wunsch eines schönen Mädchens muß man ja erfüllen —, und das grade vor Abels Augen und Ohren, was mich noch besonders freut! Erinnerst du dich: vor zwei Jahren, im Mai, als ich Rekrut geworden war, gefiel ich dir ja wohl im grauen Rock, und du wurdest neugierig, auch mich einmal kennen zu lernen, und machtest mir schöne Augen . . . o ja, lächle nur spöttisch, du hübscher, frecher Halunke! Es war wohl sehr magere Zeit damals für dich: alles im Krieg, keiner hatte Urlaub . . . ja . . . da dachtest du: in der Not muß der Achtzehnjährige mir gut genug sein. Ich aber,

eben wegen meiner achtzehn Jahre, wagte nicht, zuzugreifen, obgleich du mit den schönen Augen sanft genug locktest. Ich konnte mir nicht denken, daß ein schönes Mädchen von sechsundzwanzig mich möchte. Es war eine böse Sache für mich, meine Bester; es war das erste Feuer, an dem ich schmorte; es brachte den ganzen Menschen in Aufruhr. Ich gierte, wenigstens in deiner Nähe zu sein. So mit achtzehn hat man noch einige Befriedigung vom Sehen der Liebe . . . ja . . . von der Erkenntnis dieses großen Geheimnisses. Genug, ich schlich dir nach; doch so, daß du mich um Himmels willen nicht sahst. Also lauerte ich mit meinem Rad, das nicht die schönen Gummireifen hatte, die du Halunke an deinem Rad hattest, oben auf dem Torberg, bis du von deinem Elternhaus fortfuhrst. Wenn du dann weit genug fort warst, daß du mich nicht mehr erkennen konntest, machte ich mich hinter dir her und freute mich aus der Ferne an deiner Erscheinung, die hübsch und biegsam genug auf dem Rade saß, und konnte mich nicht satt daran sehn und denken. Zuweilen entschwandest du mir; aber die Spur deines Rades, die Vorder- und Hinterrad immer in einer Linie zeigte — denn du warst auf diesen deinen Fahrten immer höllisch geradeaus und zielbewußt —, ja . . . die ließen mich deine Spur immer wiederfinden. Genug, ich fand fast immer die Stelle, wo du vom Rad stiegst und mit deinen raschen flinken Augen vorsichtig die ganze Landschaft übersuchtest, ob du beobachtet wärst, und dann das Rad verbargst und zu Fuß weiter in die Einsamkeit gingst. Da stieg ich vom Rad, barg es an Wall oder Schonung, und schlich dir nach, und zerschund mir, indem ich an den Wällen durch Busch, Strauch oder Korn hinter

dir herrschlich, Hände, Gesicht und Knie. Sieh, und da stellte ich bald fest, daß du zu deinen weiten Ausflügen . . . um Sonnenuntergänge zu sehn und Nebel in den Thälern . . . ach du Heuchler! . . . nie aufs Rad steigst, als nur zu einer Zusammenkunft mit einem Liebhaber.“

Das schöne Mädchen wollte jetzt noch freie Stirn bewahren; aber plötzlich, während ihre schönen Augen sich mit Lachen füllten, stieg eine helle Röthe über ihre Wangen, und indem sie ein grüneidenes Tüchlein, das sie um die zierlichen, beweglichen Schultern trug, über den Kopf warf, lachte sie dahinter. Aber eben noch verschämt, nahm sie es schon wieder ab, sah ihren Ankläger mit strengem, zornigem Gesicht an und sagte: „Das sind alles Phantasien von dir, du dummer Junge; ich habe da zufällig mit einem Landmann oder Knecht gesprochen, den ich gar nicht kannte. Du kannst nichts beweisen, nichts!“

„Was?“ rief der junge Thorwald und beugte sich vor und sah sie aus hochgerissenen Augen an: „Sitzt du immer noch auf deinem hohen Pferde? Ich kann nichts beweisen? Du elende Heuchlerin! Freilich, mehr Zeugen als ich waren zu deinem Glück nicht zur Stelle; aber wenn du jetzt nicht auf deine Knie fällst und mich bittest, endlich zu schweigen, so will ich dich an die drei Buchen bei Tostedt erinnern, und an das hohe Roggenfeld am Goosweg, kurz vorm Wald.“

Das seidne Tüchlein mußte wieder helfen, hinter dem sie halb verlegen, aber leider auch halb belustigt lachte. Aber bald nahm sie es wieder herunter und legte es sorglich auf ihre Knie und sagte, indem sie es in ihrer schnellen und sorgfältigen Art mit der flachen Hand glättete, ruhig

und frei: „Ja, so bin ich. Was wollt ihr Beiden noch? Meint ihr etwa, daß ich mich nun schäme? Wenn ich die Natur liebe . . . die Untergänge der Sonne und den Nebel in den Thälern . . . wie der dumme Junge so großartig sagt . . . soll und kann ich dann die Männer ausnehmen, die mir als einem Weibe doch selbstverständlich das Interessanteste in der ganzen Natur sind . . . oder soll ich mich etwa selbst belügen, daß dies der Fall ist, und soll ich in dieser Zeit, da ich noch jung bin, und wegen der sinnlosen und traurigen Umstände nicht heiraten kann, auf einen warten, der vielleicht niemals kommt, jedenfalls heute abend und morgen früh noch nicht da ist? Und was wollt ihr dagegen sagen, daß ich nicht immer bei einem blieb? Es ist nun mal meine Natur und ich bin ja noch ein freier Mensch, noch nicht verheiratet. Also, wenn ihr beide meint, daß ich mich schäme, so irrt ihr euch,“ und sie hielt ihr Tüchlein wieder vors Gesicht, das leise immer röter geworden war, und beugte sich vor bis auf die Knie und lachte auf ihren Knien.

Der junge Thorwald sah erst die Lachende an, dann Abel; dann sagte er mit angenommener Mutlosigkeit, ja Verzweiflung: „Abel, es ist ihr auf keine Weise klar zu machen, um was es sich handelt.“

Abel sagte freundlich und eindringlich: „Es kann sein, Lisa, daß du dich wegen dieser deiner Fahrten nicht zu schämen brauchst; aber du mußt dich ein bißchen schämen, scheint mir, daß du so geheuchelt und andre so gescholten hast. Ja, ich muß sagen, das ist auf jeden Fall ein dunkler Punkt; und in dieser Hinsicht stehst du als ein schlimmer Mensch da.“

Sie richtete sich auf, sah die beiden an und sagte: „Ja, seht . . . ihr beiden Heuchler wißt doch ganz genau, was ich für ein Erlebnis gehabt habe, als ich kaum sechzehn war . . . daß man mich da an den Weizenhocken fand mit dem vierzigjährigen Müllergesellen. Gott, was haben die Leute daraus gemacht!“

„Na . . . Na . . .!“

„Ruhig, dummer Junge! Aber es ist doch begreiflich, daß ich von da an vorsichtig wurde und ein bißchen heuchelte. Aber überhaupt: mir schien immer, das gehöre so zum Handwerk. Es schien mir, daß es klug gehandelt wäre, und ein Mädchen muß schon sehr klug sein, wenn es sein bißchen Freiheit genießen und doch in Ehren bleiben will. Es machte mir auch Spaß, daß ihr euch so hübsch einfältig von mir hinters Licht führen ließt, eure Zustimmung zu hören und als ein sehr verständiges und besonders ordentliches Mädchen vor euch dazustehn, während ich mir heimlich bewußt war, daß ich tat, was alle gesunden und frischen Mädchen tun, oder gar zu gern tun möchten. Ich sage euch, wenn ich euch so hinters Licht führte und so großartige moralische Reden führte, war es mir ein so angenehmes Gefühl, zu bedenken, was ich tat, daß es mich ordentlich angenehm und eigentümlich schön übergruselte . . . Was geht es überhaupt euch an?“ rief sie und sah die beiden mit ihren freien, hübschen Augen an.

„Was es uns angeht?“ sagte Thorwald mit funkelnden Augen. „Bist du völlig taub und blind? Du Lump sollst jetzt feierlich gestehn, daß die Liebste des Russen, die nach ihrem ganzen Aussehn und ihrer ganzen Art all die Jahre hindurch höchstwahrscheinlich nur einen einzigen

Liebhaver gehabt hat, dem sie herzlich treu gewesen ist, und die du vor unsern Ohren mehrmals aufs heftigste angeklagt, ja fast beschimpft hast, ein besserer Mensch ist als du.“

Sie hob die feinen und vollen Schultern und sagte mit freien Augen: „Ich weiß gar nicht, wie du mich mit der vergleichen kannst! Das ist doch eine ganz andre Sache!“

Thornwald sagte zögernd und verdutzt: „Eine andre Sache?“

Sie fuhr auf und sagte in jähem Zorn: „Wag es nicht, zu meinen, du dummer Junge, oder gar anzudeuten, daß ich in meinen Zärtlichkeiten jemals weiter gegangen bin, als die jungen Mädchen hier durchweg tun.“

Er riß die Augen weit auf und griff mit einer wilden Bewegung an seinen Schopf; dann wurde er plötzlich ruhig und sagte mit tonloser, verzweifelter Stimme: „Es ist ja eine Zeit jetzt, wo alles auf dem Kopf steht, und es ist kein Wunder, daß es zu dieser Zeit besonders der Wahrheit schlecht geht und sie auf den Hund kommt. Ich sage dir, Lisa, ich habe nicht einmal, sondern dreimal keine zehn Schritte von euch hinterm Ball gelegen . . . ich sage dir, ich tat etwas dafür, Wissenschaft zu erlangen . . . ich schlich wie ein Indianer . . . zweimal bei den drei Buchen . . . und einmal zwischen Ball und hohem Roggenfeld beim Krähenberg . . . keine zehn Schritte . . . soll ich mehr sagen? . . . du hast es gewollt, Lisa, daß ich es sagte.“

Das schöne Mädchen wurde blutrot und biß sich auf die Lippen und vergaß im Augenblick das seidene Tüchlein und das Lachen. „Empörend,“ sagte sie dann.

„Ich war achtzehn,“ sagte er trotzig, „und in Gedanken

ein Mann und ein leidenschaftlicher; und konnte es in der That noch nicht sein.“

Das schöne Mädchen hatte den Kopf auf die Knie gelegt und weinte plötzlich bitterlich und sagte dazwischen in großer Traurigkeit: „Es waren so schreckliche, kummervolle Jahre und die beste Lebenszeit ging so vorüber, Monat nach Monat, Jahr auf Jahr . . . ich liebe ihn schon lange . . . schon sechs Jahre . . . es war immer derselbe.“

„Lisa?! . . .“

„Ach Gott, ja . . . laß mich in Ruh . . . einmal ja . . . was soll man tun? Glaubt ihr, daß andre es anders machen oder nicht ebenso machen möchten? Sie tun es alle, wenn die große Versuchung an sie kommt. Warum ich nicht?!“

„Ganz recht,“ sagte der Jüngling verwundert, „warum du nicht? Sage ich, es wäre Schimpf und Schande, oder sagt Abel das? Nein. Aber du sagtest es . . . über andre Frauen. Ich habe gegen dich, Lisa, daß du jenes Mädchen verurtheilst, ja beleidigst. Und vor allem . . . ich will nicht, daß du dich in Abels Weg stellst und sagst: ‚Da . . . da ist der rechte Weg,‘ und du selbst gehst einen andern. Ich will nicht, daß du Abel den Weg zu irgendwelcher Freude versperrst, zu der sie sonst vielleicht den Mut fände. Was soll aus Abel werden?“

„Abel . . . Abel . . . Abel . . .“ sagte sie spöttisch.

„Ja Abel . . . Abel . . . Abel ist viel zu treu und zu gläubig, zu denken, daß du heuchelst, daß in deiner hübschen Person eine ganze Theaterbande steckt. Sie meint, dein freundliches, erlebnisloses Leben . . . bloß . . . Waldecke und Bächlein laß dein Rauschen‘ usw., wäre das richtige.

Und so kommt sie in ihrer treuen, schwerfälligen, ja fast schwermütigen Art um ihre Jugend. Sie sagte immer zu mir: „Sieh, die Lisa . . . wie ist sie lebensfroh . . . sie hat ihren Beruf, und hat die Waldecke . . . und ‚Bächlein laß dein Rauschen . . .“

„Das sagte sie nicht, du lügst.“

„Aber so ähnlich . . . und kommt ganz ohne Mann aus! Aber nun weißt du, Abel, was es damit ist, und daß dein Leben wohl nicht das richtige ist, jedenfalls nicht das der andern, der Munteren und Mutigen. Lisa ist froh, weil sie das ganze Saitenspiel des Lebens spielt; du aber bist unfroh und traurig, dein Gemüt wie mit Wolken und Nebel bedeckt, weil du dich durch irgend etwas hindern läßt, ein wichtiges, ja das wichtigste Stück der Laute mitklingen zu lassen. Wenn du freiwillig als Nonne dahinleben wolltest . . . gut! Aber so ist es nicht mit dir; sondern du leidest. Du leidest. Diese aber . . . nun sieh, wie sie da sitzt, schon wieder mit dem stillen Lächeln im Gesicht! Was denkt sie? An einen Sonnenuntergang? Wahrscheinlich! . . . Oder an den letzten Spas, den sie in der Schule hatte? . . . Wahrscheinlich! . . . Ach nein, das schlägt nicht an, Abel, um so verrucht glücklich und böshaft zu lächeln . . . nach einer solchen Niederlage, wenn auch noch etwas schamrot! . . . Nein, sie sieht andre Bilder!“

Adam war wieder aus der Schlafstube hereingekommen und hatte den letzten Teil der Unterhaltung mit angehört und verstanden. Das übrige erriet er als ein Mann, der die Menschennatur kannte. Indem er in seiner immer frohen und sichern Art den Wunsch hatte, der Geschlagenen beizustehn, sagte er in der Thür stehen bleibend, indem er

freundlich lächelnd auf die kleine Gruppe um das kurze Lichtstümpfchen herabsah: „Unser Thorwald blüht in diesem Augenblick so recht im Glanz seiner zwanzig Jahre, halb Knabe, halb Weltrichter. Erlaubt nun, daß auch ich ein Wort über unsre schöne junge Freundin sage. Ich glaube,“ sagte er zu Thorwald gewandt, „wir stimmen darin überein, daß Lisa, so wie sie entdeckt ist, unsre gute Freundin bleiben kann.“

„Durchaus,“ rief der junge Thorwald, „sie ist im Grunde eine ganz echte und auch reine Natur; ihr Gesang vorhin in der Kirche, wie schön, wie echt, wie rein . . . ja, das ist alles in ihr.“

„Seht,“ fuhr Adam fort, „wenn ich einmal in solch einem Urtheil schwanke, versuche ich mir vorzustellen, wie wohl Goethe in diesem Fall geurtheilt hätte, und ich glaube — ich bilde mir ein, ihn ein wenig zu kennen . . . das Wesentliche in ihm . . . denn er ist so vielseitig, daß es eine Leichtigkeit ist, jedes Goethewort mit einem andern zu erschlagen — er hätte, in seinen ältern Jahren gefragt, mit ernstem, freundlichem Kopfneigen gesagt: ‚Menschlich! . . . Jugend, meine Lieben! Was soll man mehr darüber sagen? Trieben wir es in unsrer Jugend viel anders . . . oder bereuen wir unsre Jugend? Die Jugend nehme sich aber in acht, daß sie dabei nicht die körperliche Gesundheit und die innere Sauberkeit verliere.‘ Vielleicht hätte er auch noch vor dem Verlust der gesellschaftlichen Ehre gewarnt, die nicht gering einzuschätzen wäre. Aber dieser Punkt liegt für uns einfache Leute, die wir im schlichten Volk leben, und uns durchaus dazu rechnen, einfacher und leichter. Das schlichte Volk hier, Bauern und Arbeiter, ist in diesen

Dingen natürlicher, gesünder und freier, und daher ein weitherzigerer und milderer Richter. Nein, über dies alles keine Beurteilung von unserer Seite. Unsrer schöne Freundin ist kaum über das hinausgegangen, was ein Mädchen in unserm Volk wagt, zumal in so außergewöhnlichen und unnatürlichen Zeiten, wie diese sind. Aber daß sie andre Frauen, die nicht schlimmer sind als sie, schmäht und anklagt, das ist freilich ein großes Unrecht von ihr, und ich muß unsern Thormwald loben, daß er sie in diesem Punkt anklagt und durch seine Beweise gedemütigt hat, und wir hoffen, daß sie nun diesen Fehler ablegt und statt einer Anklägerin eine herzliche und mutige Verteidigerin ihrer Mitschwestern und Mitsünderinnen wird. Aber nun seht," sagte er, indem er in die Tasche seines Rockes griff, „hier habe ich noch für jeden von euch zwei Walnüsse; die habe ich als besondres und letztes Geschenk dieses Festabends für euch Drei aufbewahrt. Es ist alles, was wir noch im Hause haben." Und da er von seiner kargen Jugend und schweren Schuldenzeit noch immer die Gewohnheit hatte, von allem den Preis zu bedenken und zu sagen, sagte er: „Ich glaube, sie kosten das Stück mehr als einen Groschen."

## Dreißigstes Kapitel

Bald nach den Festen, als die Winternot größer wurde, häuften sich wieder die Verbrechen, die sich während der Festwoche gemindert hatten. Einige einsame Höfe in der Niederung an der Leejenau wurden von großen Lastautos überfallen und leergeplündert; in einem andern Hofe, der allein am Abhang des Reesenwaldes liegt, wurden Vater und Mutter, die ihre Habe gegen nächtliche Einbrecher verteidigten, vor den Augen der Kinder erschossen. Ein Vater, der unglücklichste Mann im ganzen Land, schoss in der dunklen Nacht auf Einbrecher, die in sein Haus einzudringen versuchten. Im Morgengrauen, als sich wieder ein Mensch seiner Besitzung näherte und er wieder schoss, tötete er seinen Sohn, der aus der Gefangenschaft heimkam. Am Rodholz hatten wilde Barden, die sich gegenseitig beschimpften und bekämpften, ein ganzes Gewese in Besitz genommen und schleppten aus den Häusern hervor, was sie konnten, und hielten die ganze Landschaft in Unruhe. Das Volk stand noch zu sehr unter Hunger und Betäubung, und war noch nicht einig und wehrte sich noch nicht genug. Es sorgte noch jeder nur für sich, und suchte sein Haus und das Seine zu schützen; jenseits seines Zaunes schien einem jeden der Schmutz, die Raserei, jedes Verbrechen zu beginnen; und es schien den meisten noch unmöglich, sich dagegen zu wehren.

In der Mitte des Januars schickte Doktor Schack eine Mahnung an Adam, auf der Hut zu sein; die kranke Frau eines Kesselflickers, eine halbe Zigeunerin, habe angedeutet, als wenn etwas gegen ihn geplant wäre. Nach einigen

Tagen kam der russische Gefangene und erzählte, daß einige Besenbinder von einer großen Unternehmung gesprochen hätten. Und zwar solle es diesmal für recht gehn; denn es wäre nun klar, daß die Russen ins Land kämen, um den Arbeitern zu helfen. Sie wollten nun mal wirklich ‚rugen Kram‘ machen. Besonders wollten sie den Speckseiten — das waren die großen Bauern — zu Leibe gehn, und es sollte ihnen, wenn die Bauern sich wehren sollten, auf ein paar Tote nicht ankommen; aber sie wollten sich auch sonst einen Tur machen. Adam dachte: Ach, das ist eitel Prahlerei einiger Sandgräber und Besenbinder, und wollte nicht darauf eingehn; aber der dankbare Russe paßte dem jungen Thorwald auf und sagte ihm, daß er kommen möchte, um im Nothfall Beistand zu leisten. Thorwald konnte zuerst nicht kommen, da sein Vater erkrankt war; aber am dritten Tag erschien er, riß an seinem Schopf, daß er wie ein Gewirr glühender Lanzen aufrecht stand, sprach von Mord und Totschlag, und stellte die schmale Bettstelle, die Hiller sich als Knabe gezimmert hatte, auf die Diele, lehnte die Spizhacke seines russischen Freundes genau so neben die Thür, wie jener es gemacht hatte, und lag da die Nacht, und fuhr früh vor Tag in die Stadt, wo er sein verspätetes Abgangseramen machen sollte, und belagerte zur Hauptsache Abel. Adam stellte das Beil neben sein Bett, und legte das alte Hackeisen, das seine Mutter zum Schlagen des Sprockts, den sie im Wald gesucht, gebraucht hatte, daneben, und machte mit drei Nachbarn ab, daß sie sich gegenseitig beistehn wollten, wenn einer um Hilfe rief. An manchem Abend, und wenn er in der Nacht erwachte, erhob er sich

und schlich nach dem Kirchhof zu, ob er irgend etwas sähe, das den Küster als den Dieb und Brandstifter erwiese. Aber es war da alles still.

Aber eines Nachts gegen Mitternacht — es war stürmisch und regnerisch — wurde Adam von dem klatschenden Regen wach und erhob sich, um hinauszusehn. Da wurde leise ans Fenster geklopft, und als er fragte, wer da wäre, sagte eine Stimme: „Margret.“ Er kleidete sich rasch an, zog seine großen Schaftstiefel an, nahm das Beil und ging nach der Küchentür. Sie stand schon da, und sagte, daß beim Küster ein großer Haufe wäre, sie hätten die Autos draußen vor dem Dorf halten lassen und wollten von hier nach den Bauern fahren; es wäre aber möglich, daß sie auf andre Gedanken verfielen, denn sie wären betrunken, und einige sagten, sie wollten sich erst mal einen Spaß mit dem Preester machen und wollten seine große stramme Tochter, die rundeste Deern im ganzen Dorf, im Hemd sehn.

Adam griff nach der Schulter des gutmütigen Weibes und sagte leise: „Es ist freundlich, daß du es mir sagst.“

„Ach,“ sagte sie, „der Lump! Er ist jetzt immer in Hamburg und hat keine Zeit mehr für mich; da dachte ich, ich wollte mir den Preester gewinnen; denn ohne Mann kann ich nicht leben.“

„Mein Gott,“ sagte Adam, „du hast doch einen Mann, und dazu habe ich schon graues Haar. Nun geh . . . ich will meine Leute aus dem Hause schicken.“

Er weckte den jungen Thorwald, und ermunterte Gude und Abel, daß sie sich fertig machten, um durch die Hintertür aus dem Haus zu gehn, wenn die Bande sich näherte.

Dann ging er mit leisen Schritten nach der Schule und zum Amtsvorsteher und noch zu zwei andern Nachbarn, darunter dem Wirt. Den Wirt konnte er nicht aus dem Schlaf bringen, oder der hielt es für sicherer, in seinem Bett zu bleiben. Als Adam und die beiden andern sich dann nach dem Küsterhaus schleichen wollten, kam der junge Thorwald ihnen schon von daher entgegen und berichtete, daß ungefähr dreißig Mann bei Holgersen saßen und aus Weinflaschen tranken und schon betrunken waren.

„Aber der Küster nicht,“ sagte Adam, „der ist nie betrunken.“

„Doch,“ sagte der junge Thorwald leise, „auch er trinkt. Er wollte nicht; aber die jungen Burschen haben den Wein vor ihn auf den Tisch gegossen, daß er ihn riecht; und nun haben sie ihn richtig beschwagt. Dabei behaupten sie und gröheln, daß die Bolschewisten nun in den nächsten Tagen über die deutsche Grenze gehn, ja, daß sie schon herüber sind und daß nun alles in Flammen aufginge, und streiten sich, was sie in dieser Nacht unternehmen wollen, ob sie einige große Höfe ausplündern wollen, wie sie eigentlich beschlossen hatten, oder ob sie bloß mal wilden Kram machen wollen.“

Als der junge Thorwald noch berichtete, hörten sie die Thür gehn, und die Leute mit Lärmen und mit Lichtern nach der Kirche hinüber gehn und sahen bald darauf durch die Fenster der Kirche trübes Licht flackern. Die Vier schlichen näher heran, erreichten die Wand der Kirche und halfen einander auf den hohen Mauersockel und sahen in die Kirche. Sie konnten den Raum vorm Altar und das kurze Querschiff übersehn und sahn etwa zwanzig bis dreißig

Leute, darunter ein negerartiges Wesen und fünf oder sechs, die wie Verbrecher aussahen, und etwa zehn junge Burschen von siebzehn bis neunzehn, denen der lange Krieg Gesicht und Haltung völlig verwildert hatte. Unter den übrigen waren einige mit den scharfen, finstern Zügen und den versteckten, kalten Augen der Fanatiker, andre mit gutmütigen, breiten und dummen Gesichtern, die den Fanatischen die Gedanken aus dem Gesicht sahen. Auf der ersten Bank, zunächst dem Fenster, neben dem Pfeiler des Querschiffs, saß ganz vertrocknet, verhungert und verhuselt, von dem mächtigen graden Pfeiler seltsam und kläglich abstechend, Atje Stamp, und sah mit schiefem Kopf und gütigen, freundlichen Augen über die ganze Gesellschaft hin. Wenn seine Augen zuweilen den Altar streiften, der etwas vornübergebeugt, hoch und in stummer, ernster Pracht, wie ein sehr alter und sehr ernster Würdenträger, auf die lärmenden und roh lachenden und schwagenden Menschen herabsah, kam eine Unsicherheit und tiefe Scheu in Augen und Haltung des kleinen Mannes, und er wandte sich ein wenig, und sah fragend nach dem großen Holgersen. Zu ihrem Entsetzen sahen die draußen Hereinsehenden auch den Kirchenbaumeister. Er stand in seinem schmucken, dunkelblauen Seemannsanzug und in seiner guten, etwas offiziersmäßigen zusammengerissenen Haltung und seinem verlegenen freundlichen Lächeln an der Chorwand und sprach mit einem der Fanatiker. Die ganze Gesellschaft hatte schwere Weinflaschen in den Händen und bis auf den Kirchenbaumeister waren alle angetrunken; die Jungen und auch einige Ältere waren schwer bezechet. Der betrunkenste

aber von allen war Holgersen, der mitten unter ihnen stand und sie mit seinem eisgrauen Kopf alle überragte. Er stand da mit flackernden Augen und erzählte mit ungewöhnlich lauter, prahliger, dabei seltsam wankender und stoßender Stimme: „Als ich zum erstenmal ins Loch kam — ich war noch 'n Junge — sagte meine Großmutter zu mir: ‚Du mußt nun ins Loch, weil dein Großvater sich betrunken hat und geschwätzt hat.‘ Mein Großvater hat sich nachher mit Schwäzen an den Galgen gebracht. Wißt ihr, daß mein Großvater am Galgen verreckt ist? Ja. Mein Großvater hat zu viel geschwätzt. Ich . . . ich . . . ich schwäge nie! . . . Was? . . . Ich . . . ich . . . habe immer nur so viel getrunken, wie ich vertragen konnte; ich sah immer meinen Großvater am Galgen hängen. Ich . . . ich spiel wohl gern ein bißchen . . . ja . . . das hab ich von meiner Großmutter; aber trinken und schwäzen tu ich nicht. Nein . . . das lag sonst in der Familie, aber ich tu es nicht. Meinen die jungen Burschen, sie bringen mich zum Schwäzen? Ach . . . ich schwäge nicht . . . obgleich ich heute abend trinke . . . Aber, der Wein ist gar zu schön . . . und wir werden ja jetzt siegen . . . auf der ganzen Linie! Die Russen kommen, und es wird ein großes, tolles Spiel. Alles über- und durcheinander, und Flammen bis an den Himmel! Und nun soll er tanzen!“

Nun wurde es klar, daß sie in die Kirche gegangen waren, weil das negerartige Wesen behauptet hatte, er wäre der erste Tänzer von St. Pauli, und wollte seine Kunst hier auf dem großen Platz vorm Altar zeigen. Sie schrien alle durcheinander, er solle nun zeigen, was er könne. Und er machte auch gute Sprünge; und einige, be-

sonders die Jungen, sahn ihm eine Weile mit lärmendem, wüstem Beifall zu, während sich die Fanatiker nicht bei ihm aufhielten, sondern mit Kraft ihre Diskussionen fortsetzten. Holgersen hatte sich um den Tanz nicht gekümmert; er war eine Weile in tiefen Gedanken versunken gewesen, während er weitere große Schlucke aus der Flasche genommen hatte; nun hob er plötzlich mit einem Ruck den Kopf, und sah sich um, und sagte, als er den Kirchenbaumeister da stehn sah, mit einem plötzlichen Einfall, mit flackernd wollüstigen Augen: „Nun soll der Baumeister tanzen!“

Der Kirchenbaumeister wurde weiß vor Angst und Qual, und hob wie unbewußt alle Finger.

„Ach,“ sagte Holgersen betrunken, „ich will kein Geld. Freu dich doch, daß ich kein Geld von dir will. Du sollst tanzen. Tanzen sollst du . . . Oder ich erzähle.“

Die jungen Leute lachten und schrien: „Tanz, du steifer Bock. Los! Was der Küster sagt, mußt du tun . . . Kann er tanzen?“

„Ich tanze nicht,“ sagte der Kirchenbaumeister, weiß wie der Tod, und sah mit irrem Blick an sich selbst herunter, als wenn er sagen wollte: „Kann ein Mensch, der so ordentlich gekleidet ist, tanzen . . . noch dazu allein . . . und hier . . . und zum Spott?“

Holgersen sagte, hingerissen von Trunk und Wut, mit erstickter Stimme: „Du willst nicht tanzen? . . . Dieser Mensch,“ sagte er, „sitzt jeden Sonntag hier in der Kirche und ist . . . ist . . .“ Er trank wieder.

Der Kirchenbaumeister wandte seine Augen zu dem Gefreuzigten an der Altarwand und rief: „Ich weiß, daß ich ein Sünder bin, größer als alle. Aber ich habe dich

doch lieb und bete dich an, ich Schmutziger. Wenn du Macht und Mitleid hast, so hilf mir doch! Ich habe vierzig Jahre in Qualen gelebt wegen meiner Leidenschaft und all der Untaten, die daraus gekommen sind. Ich habe gewußt, daß ich sündigte und habe in Qualen gesündigt. Ich bin in schrecklichem Gedränge zwischen ihm, meinem Quäler, und meiner Leidenschaft durchs Leben geschlichen. Ich bitte dich, laß mich in äußern Ehren zur Grube fahren. Du weißt, daß mir äußere Ehre und ein guter Rock alles ist.“

Sie waren alle still geworden. Nun schrien sie von neuem auf: „Los, Holgersen, erzähl!“

„Willst du nicht?“ sagte Holgersen. „Dieser Mensch . . . dieser Mensch“ . . . sagte er mit finstern Hohn . . . „ich war mit ihm zur See gefahren. Als er heimkam, waren seine Eltern tot, und er bekam mit seiner Schwester seines Vaters Hof. Seine Schwester war schon ältlich und fränklich; aber eines Tags wollte sie doch noch heiraten, einen Mann, der sie wegen ihres Geldes nahm. Das konnte er nicht ertragen; er gierte nach dem ganzen Hof, und da kam er zu mir, und ich half ihm zu einem Trünklein, das gab er seiner Schwester. Seitdem,“ sagte er mit wilden Augen, aus denen eine franke, gierige Freude flammte, „ist er mein Spielzeug gewesen . . . mein Spielzeug! Was schierte mich sein Hof und sein Geld? Das wollte ich nicht. Das ließ ich ihm . . . aber ihn selbst . . . ihn selbst nahm ich und tat mit ihm, was ich wollte. Er ist ein ganz feiner . . . ein ganz feiner . . . und er war immer in meiner Hand. . . Wir siegen ja jetzt auf der ganzen Linie . . . tun wir nicht, Frank? Die Russen sind

schon über die Grenze . . . mit zwei Millionen Mann . . . Es wird nun alles Spielzeug . . . die ganze Menschheit, ja . . . es wirbelt und fällt und stürzt alles über- und durch- einander . . . die ganze Menschheit ein Spielzeug. Er mußte mit mir durch Hamburg, durch die schmutzigsten Straßen, und in dunklen Winternächten mit mir durch ganz Hannover und Holstein ziehen, als Bagabund verkleidet . . . und wenn ich in den Kirchen oder Pastoraten oder Museen schöne Altertümer gesehn, und mir gemerkt hatte, wie es mit Schloß und Riegel stand, dann kamen wir nach einem Jahr wieder und nahmen uns, was wir fanden. Mir war nicht um Geld zu tun. Was schiert mich Geld, Brüder? Ich hätte Geld genug haben können. Er hätte mir seinen ganzen Hof gegeben, wenn ich ihn freigelassen hätte. Nein, es war mir um Spiel und Spielschmuck zu tun, um dies Schmuckstück da, seine hübsche grade Seele und seinen feinen blauen Anzug, und um goldene Abendmahlskelche und alte Wappenbecher. Meine Großmutter war eine Goldschmiedstochter; sie waren dreihundert Jahre Goldschmiede gewesen . . . Verdammt, was rede ich heute viel? Schwaze ich, weil ich Wein getrunken habe? . . . Großmutter sagte zu mir: ‚Dein Großvater hat sich an den Galgen geschwagt, als er betrunken war.‘ Schwaz ich? Was? . . . Nein, ich schwaz nicht! Ich sage nur, was wahr ist . . . Die Russen sind über die Grenze . . . bestimmte Nachrichten . . . zwei Millionen. Ich sorgte dafür, daß wir Sonntags immer zu Hause waren, damit wir dann beide in der Kirche sein konnten, er als Kirchenbaumeister in seinem schönen sauberen Anzug und ich als Küster. Ja; das war dann immer ein besonders schönes

Gefühl . . . Ach, bunt war das! Aber am Sonntag abend war er zuweilen schon Frettchen am Taterberg. Ja, ich habe ihn als Frettchen ausgebildet. Ja . . . Mir machen alle schönen Formen Freude, und er war eine schöne, bunte Form, ja . . . mit seinen schönen blauen Augen und seinem schönen kindlich reinen Gesicht . . . und dann Frettchen . . . Schwaz ich? . . . Nein . . . ich schwaze nicht! . . . Wir hatten hier so'n alten Preefter . . . viele Jahre . . . du kennst ihn, Willem . . . er war abergläubisch und wußte nichts vom Leben . . . es war ein guter Mensch . . . Da mußte er ein Bettuch übernehmen, er, mit seinem feinen Gesicht, und dann als Geist durchs Fenster . . . als heiliger Geist . . . er, der den heiligen Geist wirklich anbetete . . . Und eines Tages redete ich ihm vor, der Alte hätte da und da viel Geld, und da beschwazte ich ihn, daß er Testament machte, und dann stiegen wir eines Nachts zu dem Alten hinein, und am andern Morgen war er tot. — Ja . . . und dann kam die Geschichte mit dem Herrn von Bennebeck. Ein wundervoller Becher von Ebenholz mit Gold . . . ich habe ihn noch . . . Mein Gott, was ist das . . . Leute . . . du, Frank . . . Schwaz ich? Nein, ich glaube nicht! Ach, was sollte ich wohl, ich habe nichts zu verraten. Oder schwaz ich doch? Ach, die Russen kommen, die Bolschewisten, die Brüder! . . . Oder schwaz ich doch? Habe ich nun doch getan, was meine Großmutter mir verboten hat? ‚Trink keinen Wein, Junge,‘ sagte sie, ‚versprich mir das.‘ Meine Großmütter hatten dreihundert Jahr für reiche Leute Gold gehämmert und hatten auch dann und wann einen vornehmen Jungen bei sich schlafen lassen; davon sitzt es in mir, daß ich danach gierte, daß ich nach Gold und Geräten gierte, und andrem

bunten Spiel, nicht nach Geld. Was sagte meine Großmutter noch? Sie war eine lange grade Frau... Oder schwaz ich zu viel? Schwaz ich? Nein, ich schwaze nicht!"

„Du schwazt doch,“ sagte einer von den Fanatikern, „was geht uns deine Großmutter an? Es ist ganz gleichgültig, was du ausgefressen hast, wenn wir nur unsre Sache durchholen.“

Die jungen Burschen schrien: „Laß jetzt mal den da reden, der erstickt sonst an seinen Worten. Seht, wie er würgt. Der weiß noch schönere Dinge.“

Dem Kirchenbaumeister waren die hellen blauen Augen aus dem Kopf getreten; sein Mund stand offen und sein Kinn hing zitternd herab. Er wies mit gespreizten Händen nach dem Altar zu, gewann die Sprache und schrie in sinnloser Wut: „Da ... da ... im Altar ... da ... da ... im Altar ... ist sein Hamsterlager. Brecht ihn auf! Da ... da ist Gold ... Da! Da! Brecht die Seitenwand auf. Da ist sein Lager!“

Die jungen Burschen, die ihn erst nicht verstanden hatten, begriffen plötzlich, schrien auf, und stürzten sich auf die Seitenwand des Altars. Sie waren wie von Sinnen, lagen in den Knien, auf dem Bauch, stießen und stöhnten, und warfen Holgersten, der sich ihnen mit verzerrem Gesicht und wildem Aufschrei entgegenwarf, zur Seite. „Du alter Mörder!“ schrien sie. „Weg, oder wir schlagen zu!“ und einer, ein großer, breiter Mensch, schlug ihn mit der Kenntniß des erfahrenen Verbrechers gegen die Schläfe, daß er zurücktaumelte. Die Holzwand fiel mit einem Krach zur Seite; Steine und Staub von Mörtel rollten die Stufen hinunter; gierige Hände langten hinein und

kamen wieder zum Vorschein, und hatten plötzlich altes silbernes und goldenes Gerát von schönen Formen in den Händen. Das trübe Licht der kleinen Talgleuchter fiel seltsam zitternd und wie mit zarten unsichern Füßen auf die edlen Dinge. Zwanzig, vierzig, sechzig Stück schöner alter Kannen, Leuchter, Kelche, Becher, unter ihnen das Abendmahlsgerát der Poggseer Kirche, und der goldene Stirnreif aus dem Taterberg funkelten in den Händen, rollten über die Fliesen. Sie rissen sich die blinkenden Schätze aus den Händen und warfen sich auf allen Bieren drüber hin, und brüllten und fletschten sich an. Zwei oder drei mit fanatischen Gesichtern sahen mit kalten, finstern Augen auf das Treiben; einer suchte es mit scharfen Worten zu hindern. „Das gehört uns nicht,“ sagte er; ein anderer sagte hart: „Man muß die Gewehre holen und die ganze Gesellschaft an die Wand stellen.“ Der Kirchenbaumeister stand noch auf demselben Fleck und starrte mit weißem Gesicht und offnem Mund, mit abwesenden verzweifelten Augen bald über sich auf die Figur des Gekreuzigten, bald durch den halbdunklen Kirchenraum. Dann fiel sein Blick wie von ungefähr auf den Kúster. Seine Augen weiteten sich in Grauen. Holgersen, noch halb betáubt von dem Schlag, starrte mit blóden Augen auf das Gerát, auf die Burschen, die ihre Röcke, ja Hemden auszogen und das Gerát verstaunten, das seine Wonne, ja seine Wollust gewesen war. Zuweilen zuckte sein ganzer Körper.

Unterdessen hatte Adam beim Erscheinen des ersten Goldes seine beiden Begleiter von der Mauer gezogen und abgesandt, Hilfe zu holen; sie sollten sagen, es wären

da Diebe, nur sechs Mann, mehr nicht . . . Gold und Geräthe . . . eine Unmenge . . . und sollten alle zusammenrufen. Die beiden Boten stießen bald auf den Nachtwächter, dann auf einige Landleute, die von einem späten Handel heimkamen, und entdeckten dann auch die Patrouille dieser Nacht, die furchtsam im Schatten einer Hauswand stand. Andre weckten sie und trieben sie mit ihrer übertriebenen Geschichte aus dem Bett. Innerhalb einer halben Stunde näherten sich an dreißig Mann der Kirche, und an hundert andre, darunter Frauen und Kinder, waren im Anzug.

Indes hatte sich der alte hitzige Adam nicht mehr halten können. Als er in der Ferne die Schritte der Ankommen den hörte, sprang er von der Mauerkante hinab und nach der Thür, riß sie auf und rief: „Das ganze Dorf ist hier . . . die ganze Wache . . . fünfzig Mann . . . Legt alles weg, was ihr habt . . . ihr seid alle gefangen.“

Es kam aber anders, als Adam gedacht; es entstand sogleich ein furchtbarer Ansturm gegen die Thür, in der Adam mit seiner breiten Gestalt stand. Obgleich in dem Augenblick schon die ersten Dorfleute heranliefen, gelang es doch einigen, wenn auch fast ohne Beute, die sie hinwarfen, hinauszukommen. Die andern konnte Adam halten, zumal ihm Thorwald mit wildem Mut zur Seite sprang. Holgersen, der ganz wach und plötzlich nüchtern geworden war, stand auf, ergriff den schweren, armlangen Leuchter vom Altar und schrie heiserer Stimme: „Wagt es nicht, uns anzufallen. In den nächsten Tagen haben wir alle Gewalt. Dann soll es euch schlecht ergehn!“

Die Dorfleute fühlten sich, da es noch so viele waren,

unsicher, und sagten: „Ihr kommt durch; aber ihr sollt die goldenen Dinge hinlegen.“

Der Küster krallte seine Augen um die Geräte, die verstreut durch den ganzen Raum lagen, und stöhnte, und sah wieder nach der Thür, in die immer mehr Dorfleute drangen, darunter mehrere Bewaffnete. Er fiel innerlich zusammen und sagte: „Nun, denn gehn wir für heute.“ Als er sich noch einmal umwandte, da er das Klirren vom Gerät hörte und mit verzerrtem Gesicht darauf starrte, und sich wieder wegwandte, sah er den Kirchenbaumeister dastehn und hatte wohl Mitleid mit ihm und sagte mit weicherer Stimme: „Komm mit, armer Kerl . . . wir haben so viel zusammen ausgefressen . . . Vielleicht kommen wir morgen schon wieder und sind Herren hier.“

Der Kirchenbaumeister sah mit tiefen verzweifelten Augen nach ihm hin und sagte: „Was habe ich davon? . . . Wenn ich keine Ehre habe und kann nicht auf meinem Hof sitzen und nicht in der Kirche als Kirchenbaumeister . . . was soll ich dann mit dem Leben? Ich gehe.“ Und er ging mit gesenkten Augen und schwankend durch die Schar der Dorfleute, die die Thür umdrängten, hinaus.

Der junge Lehrer und der Amtsvorsteher und einige andre drängten die Leute zurück, hoben die Gegenstände auf und reichten sie Adam, der sie dicht nebeneinander auf den Altar stellte. Jedesmal, wenn es eins von den Geräten der Kirche von Poggsee war und als sie ihm dann den Reif gaben, rief er, indem er alle der Reihe nach mit seinen erregt funkelnden Augen ansah: „Seht ihr es? Seht ihr es? Guckt es ordentlich an! Habt ihr geglaubt, ich hätte es gestohlen? Ich?? . . . Habt ihr geglaubt, ich

hätte mein Haus angesteckt, um den Diebstahl zu verbergen? Ach, ihr seid alle verrückt gewesen. Verrückt wart ihr!“ Von der wüsten Versammlung war nur noch Natje Stamp geblieben. Er saß auf der untersten Stufe des Altars; seine Brille war ihm auf die Nasenspitze gerutscht, über die Tränen liefen; er war rot im Gesicht. Zuweilen sah er mit schiefer kläglichcr Kopfhaltung zu Adam auf. Adam sah den Blick und sagte zornig: „Ja, da sitzt du nun.“

„Ja,“ sagte er weinend, „ich hatte gedacht, das Reich Gottes sollte jetzt kommen. Alle Zeichen waren da. Die ganze Welt sitzt in Mord und Schmutz und stinkt vor Ungerechtigkeit und Menschenschande, und nun zuletzt dies Zeichen hier, diese Schändung an heiliger Stätte.“

„Ach,“ sagte Adam, „du alter Träumer! Du meintest, hier am Altar von Poggsee, an diesem kleinen Punkt im ganzen Weltall, würde das Wunder Gottes kommen! Es kommt überhaupt nicht als Wunder und nicht als Geschenk; sondern wir müssen uns noch viel Mühe machen und noch viel Grübeln und Leiden ertragen, und es wird noch viel Schweiß und Blut fließen. Wir selbst müssen es uns erobern, in langer Mühe von Jahrtausenden; aber zuletzt wird es kommen.“ Möglich erinnerte er sich des Kirchenbaumeisters. „Thorwald,“ sagte er, „mein Sohn, lauf rasch hin. Ach . . . ihr da . . . geht doch mit ihm, ich bitte euch! Ich fürchte, der alte Mann tut sich ein Leid an. Rasch . . . rasch. Wie schlimm, daß ich ihn vergessen hatte!“

Unterdes kamen immer Leute herbei. Jedesmal, wenn neue herandrängten, griff Adam wieder nach diesem oder

jenem Gerát, hielt es ihnen vor die Nase und rief mit lauter, muntreer Stimme, und mit hellen Augen sie ansehend: „Seht ihr? Habt ihr geglaubt, ich hätte die Geráte gestohlen? Seht ihr, das sind die Geráte! Ah!“ sagte er mit großem Atemholen, „ich habe immer so stark und so frei getan . . . erst jetzt merke ich, daß ich alle diese Monate hindurch tausend Pfund auf den Schultern gehabt habe! Ach, wie schön, daß ich die Menschen nun wieder ansehen kann; ich mag so gern Menschen ansehen! Und er sah sie alle der Reihe nach mit seinen offenen graden Augen an. „Seht . . . Ich . . . Ich bin es gewesen . . . ich und der junge Thorwald, und der Lehrer und der Amtsvorsteher . . . aber besonders ich . . . wir haben gewacht und gelauert . . . und nun haben wir die Geráte wieder . . . und der große Holgersen ist der Dieb und der Einbrecher und hat auch meinen Vorgänger gemordet und den Herrn von Vennebeck. Er hat es selbst gesagt. Der junge Thorwald hat es gehört und ihr beiden auch. Ach, hört, ruft Gude und Abel! Ach, nun wird meine Gude aufleben, und meine Abel wird wieder Mut gewinnen! Ruft sie, hört ihr? Zum Donnerwetter . . . schickt einige hin und ruft sie! Ich will ihnen hier vor euren Augen die Geráte zeigen, und ihr Verleumder sollt anhören, wie ich vor euch prahle! Ach . . . ach, wo ist der Kirchenbaumeister? Der arme Mensch! Wo ist er? Ich denke immer wieder an mich. Es ist menschlich, aber es ist nicht gut.“

Einer der Leute, ein alter Mann, sagte lächelnd: „Nun laßt das Grübeln, Paster, und freut Euch, daß alles geklärt ist.“

„Nein,“ sagte Adam, „ich kann mich nicht freuen,

wenn ich ihn in Not weiß. Ist der junge Thorwald noch nicht wieder da?"

Er fragte noch mehrere Male so; da kam der junge Thorwald und sagte mit blassem Gesicht: „Das ganze Haus ist offen; nur eine der Kammern ist verschlossen. Es ist Licht darin; aber er antwortet nicht. Wir glauben, er lebt nicht mehr . . .“

Adam schrie auf und lief mit einigen Leuten, die folgten, über den Kirchhof auf den Hof zu, lief hinein, und versuchte, die Kammer zu öffnen, und warf sich, als es ihm nicht gelang, mit Gewalt dagegen an und stieß sie auf. Sie sahen zuerst den großen eisenbeschlagenen Koffer offen stehn und Papier über Papier herausgerissen, und dann, daß der Besizer all dieser Güter in unsäglicher, hilfloser Ohnmacht am Nagel neben der Thür hing. Adam riß sein Taschenmesser heraus und schnitt ihn ab; und sie legten ihn auf den Fußboden. Es war kein Leben mehr in ihm.

\* \* \*

Sie sahen sich um und sahen den ganzen Hauf Papier: Schuldscheine, Hypotheken, Bankbücher . . . wieder Schuldscheine, offenbar kleiner Leute mit schweren Unterschriften . . . In altmodischen, mit bunten Blumen bemalten Hutschachteln aus Großmutter's Zeit, lange aufgestapelt, mit Baumfasern zusammengebunden, lagen schmutzige Banknoten. Zwischen all diesen Papieren lag nun der Tote.

Adam war sehr unglücklich. „O . . . o!“ sagte er, „warum bist du nicht rascher gelaufen, Thorwald, mit deinen langen jungen Beinen? Wenn uns das unsre Geister nur nicht übelnehmen!“

„Dunkel,“ sagte der junge Thorwald, „wir haben alles getan, was wir konnten.“

„Ja,“ sagte Adam, „das sagen wir Menschen dann immer zu uns selber und zu unsren Freunden. Aber ich weiß nicht, ob es wahr ist. Aber es ist wohl gut, daß er es hinter sich hat. Was hätte er noch mit dem Leben machen sollen und was hätten wir mit unsrer Hilfe noch drauß machen können? Nein, es war allzu arg verheddert; es war nicht mehr klar zu machen. Auch mögst du nun frei schweben, armer, lieber Mensch, den Fesseln Mensch und der Form Leben entgangen . . . Berrucht schön . . . die Fessel, Amtsvorsteher, das ist wahr . . . in guten und jungen Tagen . . . aber schwer in bösen!“

Der Lehrer sagte lächelnd: „Die Geister haben diesem schlecht beigestanden,“ und er wies auf den Toten und den großen, wüsten Papierhaufen.

Adam zuckte mit den Schultern: „Es ist alles Glaube . . .“ und nickte zur eignen Bekräftigung mit dem Kopf. „Hast du Glauben, glaubst du an gute Geister . . . so kommen sie und stehn dir bei.“

„Dieser glaubte an gute Geister,“ sagte der Lehrer, „aber sie standen ihm nicht bei.“

Adam sah mit großem Erbarmen auf das immer so freundliche und bewegte, nun starre und stille Gesicht, und sagte in großer Bewegung: „Er war ein Bild, wie wir alle sind . . . Bilder für ihn und uns . . . Warum es grade ihn



## Einunddreißigstes Kapitel

Am andern Morgen — er war nicht zum Schlafen gekommen, sondern hatte bis zum Morgengrauen ordnen, aufschreiben, bereden und in Sicherheit bringen müssen — hatte Adam die Erschütterung der Nacht noch nicht überwunden. Er ging übernächtig und fröstelnd auf und ab und sah die Bilder der wirren Nacht eins nach dem andern vor sich. Gude ging mit ihrem stillen Gesicht ab und zu. Wenn sie hereinkam, ging sie jedesmal nach dem Tisch, auf dem die Geräte durcheinander standen, und streichelte das eine oder andere, und warf dann einen guten, ernstern Blick auf Adam, der sagte: „Nun hast du deinen guten Namen wieder;“ und einige Male fuhr sie mit der Hand über seinen Armel. Das Stübchen hatte nur armselige Möbel. In der einen Ecke stand ein höfrenner Eckschrank, dunkel poliert, in der andern die alte, etwas schiefe Kommode, auf der die Erinnerungen der Kinder gestanden hatten. Jetzt stand ein Abguß des Thorwaldsenschen Christus darauf, das dunkle Rätsel des Lebens gläubig segnend. An den blau gefalkten Wänden hing an der einen Wand ein Bild der Kirche von Holebüll, an der andern ein altes dunkles Bild eines früheren Pastors. Die glänzende Last des Tisches stach seltsam von dieser ganzen Dürftigkeit ab. Es war noch kalt und ungemütlich in dem Raum, und die beiden Bewohner waren noch verfroren; sie hatten nur wenig Feuerung und mußten sehr sparsam damit umgehn.

Als Adam dann aber an dem kleinen Ofen vor dem

heißten, dünnen Kaffee saß und ein Streifen schmalen Sonnenlichts durch die gefrorenen Scheiben brach, und Abel hereinkam und darauf auch der junge Thorwald erschien, der beim Wirt geschlafen hatte, und sich mit an den Tisch setzte, wurde Adam munterer und ruhiger; und, indem er sie alle der Reihe nach ansah, sagte er: „Kinder, wie bin ich nun froh, und ihr müßt es mit mir sein! Ach, was schadet es nun, meine Lieben, daß unser altes Haus und das meiste unsrer Habe zu Asche geworden ist und daß die Versicherungssumme nur klein ist und daß wir unter diesem geringen Strohdach sitzen? Es ist übrigens erst vor zwölf Jahren neu gedeckt worden, Thorwald; und es ist ein gutes Dach. Ja, das mußt du zugeben, obgleich du immer sehr genau hinsiehst und scharf urtheilst. Ach, was schadet es? Seht, wir waren tief in häuslichem Unfrieden . . . durch den alten Großvater; und seht, wir wurden durch seinen Tod davon erlöst. Und wir waren tief in Schulden; ja, es war zum Verzweifeln; und seht: wir sind auf fast wunderbare Weise herausgekommen; wir bekamen unerwarteter Weise wieder, was wir einst verschenkt und Gutes getan hatten. Und wir waren tief in Unehren! Ja. Ich habe es euch nicht gesagt, wie schlimm es war; aber ich sage euch jetzt, es nahm kein Hund ein Stück Brot von uns an. Denkt euch, einen Pastor im Verdacht des Diebes und Brandstifters! Ich kann euch nicht sagen, meine Lieben, wie ich gelitten habe; ich wundre mich, daß mein Haar nicht schneeweiß ist. Ja, weine nur, liebe Mutter. Aber sieh, nun sind wir doch ein wenig Menschen geworden, ein wenig munter, gläubend, trauend, hoffend. Abel kann zuweilen lächeln . . .

ich weiß nicht warum. Ach, ich kann euch nicht sagen, wie mich dies leise Lächeln im Gesicht meines Kindes, das in Schmerz und Hoffnungslosigkeit erstarrt war, gefreut hat! Ich habe heimlich geweint, ihr Lieben, als ich es bemerkte . . . am Weihnachtstag und heute Morgen wieder. Und seit du bemerkst, Mutter, daß Mann und Kind den Kopf wieder ein wenig aufrichten, siehst du auch nicht immer auf die Erde und auf deine Knie. Du fragst uns wieder mit deinen lieben sprechenden Mutteraugen, wie uns inwendig zumute ist und ob du uns irgendwie dienen kannst; und dein schwerer Atem wird ein wenig leichter, da du siehst, daß wir wieder leben. Ach, wenn wir auch nicht reicher sind . . . an Glück und Gütern als andre Menschen . . . ach nein, das sind wir sicher nicht . . . mit unserm Leid um unsre Kinder und in dieser kleinen Kammer! . . . Es ist nur gut, daß wir den alten Tisch gerettet haben, Gude, daß wir beide daran arbeiten können, ich an der einen Seite an meinen Büchern und Protokollen, und du auf der andern an deinen Strümpfen und Hemden! — wir sind nun doch nicht weniger, als die andern Menschen! Nein, wir sind ihnen ungefähr gleich.“

Thorwald sagte: „Es ist zu befürchten, Onkel Adam, daß Holgersen dich nun aufs Korn nimmt; er hat nun einen schweren Haß auf dich.“

„Nun,“ sagte Adam mit gutem Mut, „ich habe ein Beil, und wenn du es meinst, kann ich auch noch das Gewehr vom Wirt bekommen.“

„Leute, die einsam wohnen,“ sagte Thorwald, „und Guer Haus ist an dreihundert Metern von andern Hän-

fern entfernt — haben alle einen Säbel im Bett und das Gewehr dicht dabei an der Wand.“

„Gut,“ sagte Adam, „dann mache ich es ebenso; und so hoffe ich, werde ich ihm gewachsen sein.“

So vergingen zwei Tage und zwei lange Winternächte. Schnee und Regen stießen gegen die kleinen Fenster, und der Wind rumorte in den beiden Schornsteinen. Einmal entstand ein Feuerlärm, und sie sprangen aus den Betten und Adam lief in die Nacht hinaus, um retten und löschen zu helfen. Die fortdauernden Geräusche von Regen, Sturm, Bäumen und Fenstern weckten sie immer wieder. Dann lagen sie alle drei und horchten, ob Gefahr nahe wäre. Geschah dann nichts weiter und erkannten sie, daß es das Leben der Elemente wäre, ging ihr Geist andre Wege, jeder den seinen. Adam dachte an die Begebenheiten im Vaterland, die sich seit einem Jahr überstürzten, die dem angstvollen Klettern eines Menschen glichen, der an einem Abhang hinaufzukommen sucht und immer wieder zurückrutscht, und kam von da zu der dunkelleuchtenden Szene in der Kirche und zum ganzen Kirchspiel, und sann über die Pläne nach, welche die Tüchtigen und Verständigen erwogen; und kam zu den Seinen und dachte an Abel und Thorswald, und schüttelte den Kopf und dachte: ‚Sie lebt nun doch wieder.‘ Gude lag auch wach, und dachte an ihre Toten, die wie Lebende um sie waren; und kam dann zu Abel und war ganz ohne eine Ahnung und rätselte, warum ihrem Kinde nun leichter ums Herz wäre; und ihr mütterliches Herz umgab Abel mit aller Liebe, Sorge und Angst, und wartete auf irgendeine Lösung. Abel lag und

sah mit wachen, ja scharfen Augen vor sich in die schwere Finsternis der Nacht, die Brauen zusammengezogen, und suchte die Begebenheiten des vergangenen Tages zu erfassen; aber immer wieder drängte sich die Gestalt des Doktors dazwischen. Immer wieder diese Gestalt, dieser ruhige, sichere, lachende Mann. Sie sah ihn allein, ohne Liebe und nach Liebe sich sehrend, auf seinen weiten Wegen, bald lesend, und dann wieder übers Feld sehend . . . und sah dann sich selbst, irgendwo ihm begegnend, an irgendeiner einsamen Stelle . . . so wie Lisa ihren Liebsten getroffen . . . und es überlief sie unsagbarer Schrecken, und sie warf das heiße, volle Gesicht in die weißen Arme und bebte am ganzen Körper.

Am dritten Tag, als es kaum Tag war, kam die schwarze Margret, und erzählte Adam mit leiser Stimme, daß sie auf ihrer Schwelle einen Zettel von Holger sen gefunden hätte, daß er bald einmal wiederkäme; er wolle nun mit dem Preester abrechnen. „Und ich soll mich bereit halten, steht auf dem Zettel.“ Sie sah Adam verführerisch an. „Aber ich glaube nicht mehr an ihn und wollte lieber, daß mich ein anderer besuchte; und ich glaube,“ sagte sie mit demselben Blick, „es wird nicht lange mehr dauern, dann klopft es nachts an meine Thür.“ Damit ging sie.

Bald darauf kam Thorwald. Als er das Gerede hörte, regte er sich sehr auf und sagte, er wolle bleiben. „Es ist ja sicher,“ sagte er zu Adam, „daß du in deiner gleichgültigen Weise nicht das Geringste unternimmst, um euch zu schützen; darum muß ich diese Sache in die Hände nehmen. Vor allem muß Abel in Sicherheit ge-

bracht werden. Wenn es auch möglich ist, daß sie vor Eurem grauen Haar ein wenig Respekt haben; mit Abel werden sie tun, was ihnen gefällt, besonders Holgersen.“ Er war ganz Mann, ergriff die Herrschaft über die ganze Familie, riß an seinem gelben Schopf, und sprach mit besonders tiefer Stimme laut und kräftig.

„Was meint Ihr,“ sagte Adam, „wenn wir Abel für einige Wochen zu Anna Haiden schickten; da wäre sie sicher.“

Thorwald stuzte einen Augenblick und stimmte dann sofort zu. „O ja!“ sagte er, „das ist ein großartiger Gedanke! Ja, zu Anna Haiden. Sehr gut! Soll ich hinfahren und Quartier bestellen?“

„Das wäre nicht nötig,“ sagte Abel unsicher, „ich kann da zu jeder Zeit ankommen.“

„Bei gutem Wetter,“ sagte Thorwald rasch und stolz, „werde ich jeden Tag vorüberfahren und nach dir sehn.“

Abel sah Thorwald an und sagte unsicher: „Ich will es mir überlegen.“

Thorwald mußte wieder fort, nahm sein Rad von der Wand und ging.

Abel ging durch die Wohnstube, wo Adam an der Arbeit saß, nach ihrer Kammer und machte sich dort zu schaffen. Gude war in der Küche. Nach einer Weile fragte sie durch die offene Thür: „Vater, was weißt du eigentlich von Doktor Schacks Ehe?“

„Das kann ich dir erzählen,“ sagte Adam, der immer Zeit hatte, wenn es sich um Darstellung von Menschenleben handelte. „Er ist aus meinem Kirchspiel und lief als so'n kleiner Junge hinter mir her durchs Raitmoor;

von daher stammt unsre Freundschaft. Er war bis tief in die Zwanziger hinein ein menschengläubiges, argloses Gemüt. Ich bin überzeugt, daß er als Fünfundzwanzigjähriger noch nicht wußte, und auch nicht glaubte, daß es Menschen gäbe, die auch seelische Dinge zu Gegenständen machen, mit denen man handelt, wie man mit Korn und Ochsen oder Geld Handel treibt . . . und nun gar, daß es sogar solche Mädchen geben kann. Genug, er kam zu seinem letzten Semester nach Kiel und fand Quartier bei einem Schlachtermeister, der immer ein halb Duzend Studenten an seinem gutbesetzten Mittagstisch hatte. Der Mann hatte zwei erwachsene Töchter und sah, nicht grade schlecht, aber gemein und lässig, zu, wie diese seine Töchter aus den Händen des einen jungen Tischgenossen in die des andern übergingen. Die Mädchen sorgten mit kältester Klugheit dafür, daß ihr Treiben unbekannt und ohne Folgen blieb, und waren selbst dem rohsten und rücksichtslosesten ihrer Liebhaber gewachsen. Zu der Zeit aber, als mein junger unwissender und vertraulicher Schulkamerad einige Monate in ihrem Hause gewesen war, fühlte das älteste der Mädchen sich trotz aller Vorsicht schwanger und mußte am folgenden Tage erleben, daß ihr Liebhaber sich aus dem Staube machte. Sie wäre wohl schlau und erfahren genug gewesen und hätte auch etwas gewagt, sich von ihrem Zustand zu befreien oder befreien zu lassen, aber sie beschloß, der Sache und ihrem Leben einen andern Lauf zu geben. Sie beschloß sofort, in Anbetracht ihrer Jahre, — sie ging gegen dreißig — ihren Zustand zu benutzen und den jungen, unschuldigen und hübschen Menschen zu fangen, dessen

freundliche, reine Jugend und gute Lebensaussichten der Gemeinen und Harten gefielen. Sie machte ihn also eines Abends mit Hilfe der Schwester und deren Liebsten betrunken, und brachte ihn halb schlafend in ihr Bett. Nach einigen Wochen entdeckte sie ihm ihre Schwangerschaft und zwang mit vielem halb echten und halb heuchlerischen Weinen den harmlosen und gewissenhaften Menschen, der an sie glaubte, wie er an alle Menschen glaubte, daß er sich mit ihr verlobte und trauen ließ. Erst fünf oder sechs Jahre später, als er durch die Erfahrungen seiner ärztlichen Tätigkeit das Leben kennen gelernt hatte und ein Mann geworden war, hatte er endlich die ganze schamlose und verlogene Natur seines Weibes kennen gelernt, und daß und wie er betrogen war; aber nun waren außer dem ältesten Kinde, das nicht sein eigen war, drei eigne geboren, und hinderten ihn, das Weib zu verlassen, das inzwischen, da sie sich durch die Kinder gesichert wußte, die ganze Gemeinheit ihres Wesens herausgekehrt hat. Es ist eine Art hysterisches Wesen bei ihr ausgebrochen, das, wie du vielleicht weißt, darin besteht, daß solch ein Kranker nicht eher ruht, als bis ein Streit, am liebsten eine gellende Szene, entstanden ist, worauf dann mit dem heftigsten Weinen eine versöhnliche Stimmung einsetzt. Durch solche Szenen, nach denen ihre franke und gemeine Natur immer wieder giert, und die bis in die Kinderstube, ja bis auf die Straße dringen, zwingt sie ihn immer wieder, ihren Willen zu tun.“

Abel schwieg, dann sagte sie leise und bewegt: „Und so lebt er nun, und kehrt jeden Tag von seinen Fahrten in ein solches Haus zurück?“

Adam überlegte eine Weile, dann sagte er: „Ich will dir alles sagen, auch dieses Folgende, das mir sein Bruder erzählt hat. Unser Freund hat es bei seiner freundlichen, mittheilsamen und liebebedürftigen Natur nicht fertig bringen können, ohne rechte weiche Frauenliebe zu leben. Nun war in der Stadt — es sind wohl zehn Jahre her — ein junges Mädchen, Tochter einer Witwe, die lag, an Nerven gelähmt, zart, schön und blaß jahrelang zu Bett. Zu der ging er täglich als ihr Arzt und saß an ihrem Bett. Und man sagte allgemein, daß sie soweit es bei ihrer Krankheit möglich war, seine Liebste gewesen sei. Sie ist während des Krieges gestorben. Man sagt, aus Sehnsucht nach ihm.“

Abel sagte mit schwerem Atem: „Und die Leute? Wußten sie das . . .? Was sagten sie dazu?“

Adam sagte: „Es war in der ganzen Stadt bekannt. Aber man hat niemals aus irgendeinem Munde ein hartes oder gar rohes Wort darüber gehört. Man wußte, was für ein schreckliches Weib er hatte, daß er sich auch nicht einen Fingerhut voll Freude von ihr holen konnte; und da gönnte man ihm diese. Man sprach überhaupt nicht davon. Es war, als wenn es gar nicht wunderlich wäre, ja, als ob es so zu Recht bestände. Wenn solche Beziehungen, die gegen die allgemeine Sitte sind, mit Würde, Ruhe und Stetigkeit unterhalten werden, dann pflegt das Urtheil gelinder, ja fast zustimmend zu sein, und so war es erst recht in diesem Falle.“

Abel sagte: „Es ist gut, Vater, daß es solche . . . wie soll ich es nennen . . . solche Regulierung der Sitten und Gewohnheiten gibt für den Fall, daß ein Leben so ganz

und gar, und so unschuldig einen unglücklichen, ja unnatürlichen Gang genommen hat. Denkst du auch so, Vater? Hast du ihm auch diese Freude gegönnt?"

„Vom ganzen Herzen, Kind!“ sagte Adam. „Vom ganzen Herzen! So kennst du mich doch!“

„So,“ sagte sie sinnend, und Adam merkte am Ton der Stimme, daß sie ihr Gesicht jenseits der Wand geradezu auf ihn gerichtet hatte und ihn mit ihren großen, ruhigen Augen ansah, „so denkst du darüber . . . und so denken alle vernünftigen Menschen.“

Nach einer Weile sagte sie: „Vater, warum läßt er sich nicht von seiner Frau scheiden?“

„Es geht nicht, Kind, es ist alles so verfilzt. Die Frau würde die Kinder fordern, vielleicht alle, jedenfalls einen Teil. Was hätten die für ein Leben und für eine Erziehung ohne den Vater. Ich sagte dir schon oft: unsre Justiz entscheidet . . . Du kennst das Bild mit der Wage . . . mit blinden Augen, nicht, wie es sein sollte, mit warmen, hellen Menschenaugen. Es geht nicht.“

„So . . . und nun?“

„Ach Kind, das sind alles menschliche Dinge . . .! Ach . . . Kind, verglichen mit der Masse der Menschen rund um uns, ist Lorenz Schack dennoch ein guter und braver Mensch; ja er ist ein Held unter uns. Sieh, wie sind die meisten kalt oder trübsinnig oder faul . . . er aber ist voll Feuer und Leben, und sein Tagewerk voll von Helfen.“

Sie schwieg eine Weile, dann sagte sie: „Wie ist das wirkliche Leben so ganz anders, Vater, als das, was die Leute öffentlich sagen und tun. Wenn ich bedenke,

was ich in den letzten Monaten alles gesehen und gehört habe, Lisas Leben, und der Ruffe und seine Liebste, und die schwarze Margret, die mit Erlaubnis ihres Mannes das Verhältnis mit Holgersen hat und daneben um dich wirbt . . . und nun dies Leben des Doktors.“

„Ja,“ sagte Adam, „Kind, wenn man durch die Wände sehn könnte . . . ich sagte es dir schon einmal . . . bei Tag und Nacht . . . die Menschheit ist anders, als wie sie scheinen will. Wie aber steht es: Verhüllt sie sich zu ihrem Vorteil oder Nachteil, steht ihr der bunte Rock besser oder der graue? Was mich angeht, so bin ich mehr für den bunten; und sie sollte sich dazu bekennen. Ja. Dann würde es bald besser mit ihr werden.“

Hierauf sagte Abel nichts mehr. Sie kramte in ihren Sachen und fing dann an, nach der Weise eines Dorf-  
mädchens sich für den dreistündigen Weg zu rüsten. Sie putzte ihre Stiefel und packte ihre Arbeitskleider und etwas Wäsche in einen Sack, legte sich neue Wäsche zu-  
recht und zog sie an. Sie tat das alles in schwerer Un-  
ruhe, indem ihre Gedanken hin- und hergezerrt wurden: Bald zu ihren Toten und ihrem Leben, bald zu dem Leben des Doktors und seiner Erscheinung, die greifbar deutlich vor ihr stand. Als ihre Phantasie einmal die Ge-  
stalt Thormalds sah, wie er an der Tür der Wohnstube gestanden hatte und dann draußen neben seinem Rad, versank sie sofort wieder, und sie hörte wieder die Stimme des Doktors. Sie sah im Geist seine Erscheinung, und es fuhr ihr so durch den Sinn: Wo mag er in diesem Augen-  
blick sein? Und plötzlich, im Nu, besann sie sich, daß es Dienstag wäre, und daß er um diese Stunde auf seiner

wöchentlichen Umfahrt unten an der Straße in der Wirtschaft wäre, oder doch bald kommen müßte.

Sie ging nach der Haustür und sah die Auffahrt hinauf, und konnte nichts erkennen, weil die Dämmerung schon hereingebrochen war, und ging hinauf, und wurde wie von unsichtbarer Gewalt gehalten und wieder losgelassen, und kam bis an die Straße, und sah seine Big da an der Wirtschaft halten, und stand und biß sich auf die Lippen. Dann gab sie sich einen Ruck und ging näher. Als sie sich dem Hause näherte, hörte sie ihn hinter sich her aus dem Dorf kommen, und kehrte sich nach ihm um. Er hatte trotz des bitterkalten Windes den Pelz weit offen und sang leise vor sich hin. „Doktor Schack,“ sagte sie schon von weitem, „ich will auf einige Wochen Anna Haiden auf dem Moorhof besuchen. Wie ist es, fahren Sie ungefähr den Weg dahin?“

Er sagte glücklich und fröhlich: „Zawohl, Abel! Ich fahre über die Borndeepe, und bringe dich vor die Tür. Wie hübsch ist das! Und dann bleibe ich noch eine Stunde bei euch. Ich kenne sie ja von Kind an; ich bin so manchemal mit deinem Vater bei ihr eingekehrt.“ Er ging neben ihr nach dem Hause zu. Und plötzlich fühlte er, ob an ihrem schweren Schweigen oder an ihren matten Bewegungen, wie es um sie stand, und das Herz schlug ihm bis an den Hals. „Du freust dich,“ sagte er leise, „daß du mit mir fährst?“

„Ja,“ sagte sie.

„Abel,“ sagte er erschüttert, „steht es so?“ Und plötzlich riß er sie an sich.

„Ich habe dich so lieb,“ sagte sie leise klagend

und sank an ihm herunter in die Knie. „Was tust du . . .?“

„Du bist die Liebe und Ruhe,“ sagte er, am ganzen Körper bebend. „Wenn ich bei dir bin und wenn ich in deinen Armen liege, werde ich glauben, daß ich die Heimat selbst umarme.“

„Wie schrecklich,“ klagte sie, „wie schrecklich! Wie ist es möglich! Wie ist es möglich! Verlassen Sie mich nicht.“

Er hob sie auf. „Ich verlasse dich nicht. Komm, sei stark und ruhig. Ich verlasse dich nicht. Ich habe nun, was ich für den Rest meines Lebens brauche. Komm, komm . . . mach' dich fertig.“

Sie ging müde neben ihm nach der Haustür und trat hinein, und nahm sich zusammen und sagte: „Mutter, Doktor Schack ist hier, ich kann mit ihm fahren.“

Gude, von all ihrem Leid gebeugt, erschien aus der Küche, begrüßte den Doktor und half Abel in die graublau-Flauschjacke, und sprach noch von zwei Decken, die sie mitnehmen sollte.

„Ich will mich von Vater verabschieden,“ sagte Abel, und ging nach der Bohnstube, wo Adam am Schreibtisch saß, gab ihm die Hand und ging wieder nach der Diele und verabschiedete sich auch von der Mutter.

Doktor Schack saß schon auf der Gige und hielt mit Mühe das große Pferd, das vor der Stalllaterne, die Gude in der Hand hatte, unruhig war. Abel stieg ein und setzte sich zu ihm, und fuhr mit ihm in die schneeige Nacht hinaus.

Als Adam und Gude wieder ins Haus traten, sagte

Gude unruhig: „Was war mit Abel, sie bebte ja am ganzen Körper?“

Adam wollte antworten, da wurde die Haustür aufgerissen und die Umrisse des jungen Thorwald und seines Kades wurden sichtbar. Er riß an seinem Haarschopf und schrie: „Was ist das? Abel fährt mit Doktor Schack...? Und ich kann ihr ansehen, wie es mit ihr steht!! Das hättest du nicht dulden sollen, Onkel Adam!“

„Was ist denn?“ sagte Adam, der ganz ohne Ahnung war.

„Sie wird die Liebste von Doktor Schack,“ schrie er, „oder ist es schon, und du weißt es!“

„Ich weiß es nicht,“ sagte Adam erschüttert und mit schwerer Stimme. „Ich weiß es nicht. Aber nun du es sagst... sie sah mich so lieb und bittend an.“

„Was redest du, Adam?“ sagte Gude mit angstvollen Augen.

„Du mußt hinterher, Onkel Adam,“ schrie Thorwald, „und mußt es hindern!“

„Ich?“ sagte Adam mit schwerer Stimme, indem er sich aufrichtete. „Nein... ich hindere meine Tochter nicht... die nichts als Arbeit und Treue ist... daß sie tut, was sie für gut hält. Nein,“ rief er, indem er sich noch steiler aufrichtete, „ich hindere sie nicht... Nein... Mutter... liebe Gude... werden dir die Knie schwach? Wein' nicht! Wein' nicht so!... Wenn es so kommt... so halte ich es für gut so, für uns alle... für unser Kind... und für dich und für mich... Ach, Mutter, wein' nicht so... Mutter... Was schiert uns die Welt, die große wahnsinnige Mörderin...? Es ist schwer... aber es ist gut.“

„Gut?!“ schrie der junge Thorwald, „es ist furchtbar!“

Adam schüttelte den Kopf. „Sie hat dreißig Jahr vor unsern Augen gelebt und ist immer gut und fleißig und ernst gewesen. Alles, was sie tut, ist gut und recht. Ich stehe zu ihr und du auch, Gude, und Anna Haiden auch — ich kenne sie von ihrer Kindheit an . . . Laß das Kind fahren, Gude, und alles tun, was es will. Gott mit dir, mein Kind. Ich sage es mit ehrlicher und frommer Seele . . . du weißt es, Gude . . . Gott mit dir, Kind . . . Mutter,“ sagte er mit schwerer Stimme . . . „daß es kein volles Glück wird, das weiß sie; und das wissen wir auch . . . aber sie wird Mutter sein. Sie wird in der vollen Reihe der Menschen mitwandern . . . und du wirst Enkelkinder im Schoß haben. Und ich . . . ich werde in der Zukunft Wunderdinge sehn . . . Wunderdinge, sage ich dir!“ sagte er mit großen Augen, „es ist ja schon einmal ein bedeutender Mensch aus meinem Geschlecht hervorgegangen . . . und ich, als Großvater . . . und nun der Lorenz Schack, der sonnigste Mann im Land . . .“

„Es ist furchtbar,“ sagte der junge Thorwald, „furchtbar . . . und weiter nichts!“

„Mein Junge,“ sagte Adam, „das ist das Blut. Da kann ein Mensch schwer dagegen an, und ein Weib noch schwerer. Sieh, das hast du nun erlebt in wenigen Wochen, an den beiden nächsten Frauen, erst an Lisa, und nun an Abel.“

„Du sollst nicht von ihr sprechen,“ sagte der Junge laut weinend, „ich kann es nicht vertragen! Ich hatte nichts auf der Welt,“ schrie er, „als bloß sie!“

Adam lächelte und sagte: „Ja, sie war dir alles: Liebste und ältere Schwester, und ich glaube, auch Mutter und Vater; denn dein Vater hat kein richtiges Verständniß für dich; er ist von anderer Art als du, er sagt es selbst. Du brauchst vor allem Eltern, lieber Thormald; und sieh, hier hast du sie ...“ Und er legte die Arme um seine Schultern und schüttelte ihn, und redete ihm gut zu. „Wir beide wollen dir helfen. Sieh, wir haben unsre Söhne verloren; du sollst unser Sohn sein.“

Als er weg war, gingen sie in die Stube zurück, in der ein heller, klarer Schein des Mondes und der Sterne lag, traten ans Fenster und sahen hinaus. Es fing leise an zu schneien. Sie konnten aber in der Ferne, etwas zur Seite, das Dunkel des Waldes sehn und die hellere Stelle, wo der Weg ihn durchschnitt, den Abel jetzt dahin fuhr.

## Zweiunddreißigstes Kapitel

Abel blieb den ganzen Sommer auf dem Moorhof. Holgerfen kam nicht. Es wurde ruhiger im ganzen Land. Es war der Regierung gelungen, die schwere Welle des Aufruhrs, die wieder durch die großen Städte geflutet war, niederzuzwingen; und nun, nachdem der Bolschewismus — denn etwas anderes war es nicht — zum zweitenmal niedergeschlagen war, gewann die Ordnung überall die Oberhand. Die übergroße Masse, die von Natur Ordnung und Arbeit liebte, begann, nach erneutem Sieg, sich sicherer zu fühlen und sich durchzusetzen. Auf dem platten Lande bildeten sich in jedem Dorf Wehren, die nun nachts ordentlich Wache gingen und jeden verdächtigen Wanderer oder Wagen anhielten und seine Art und Bestimmung feststellten. Nur eine größere Unlust zur Arbeit und häufige Verbrechen deuteten noch an, daß die Gemüter in der Tiefe noch nicht beruhigt waren.

In Poggssee wurde die Kirchspielschreiberei zur Wachtstube gemacht. Dort stand der große eiserne Schrank, in dem die Goldsachen nun aufbewahrt wurden. Das Kirchspiel hatte sich auf Adams Vorschlag geweigert, die Geräte, die ihm nicht gehörten, an irgendwelche Behörden oder Museen abzuliefern, indem es vorwandte, daß sie dort weniger sicher wären, als bei ihnen im Dorf und daß sie, die Poggsseer, die Finder, ja gewissermaßen die Eroberer wären. Sie hatten dabei die Hoffnung, daß die Herkunft mehr als eines Stückes sich in Zukunft nicht mehr würde feststellen lassen und es vielleicht dem Kirchspiel als ständiges Eigentum zufallen könnte. So saßen

denn Arbeiter, Bauern, Handwerker und Lehrer in guter Eintracht nächtllich beieinander, rauchten Kirsch- und Erdbeerblätter — einige rauchten ihren ganzen Garten durch, von Busch zu Busch; denn Tabak war unerschwinglich teuer —, und redeten über die Begebenheiten im Vaterland und in der Welt, und kamen zuletzt auf Holzgersten. Der Rauch des Gartentabaks lag tief über ihnen, während sie so erzählten. Wenn der Sommerregen rauschte, oder der Wind durch den tiefdunklen Garten fuhr, der hinter dem Hause lag — es war einer von jenen dunkeln Bauerngärten, die oft so unfreundlich und trostlos, ja verbrecherisch aussehn können, — hielten sie den Atem an und sahen hinaus, und dann nach ihren Gewehren, und erwarteten mit mehr oder weniger Sorge die Ankunft des Rüstlers, der nach seinen goldenen Schätzen lüstern wäre.

Adam hatte, wie so viele andre, durch das Erlebnis der Revolution einen schärfern Blick für die Zustände bekommen, die ihn umgaben. Ja, es war ihm, als wenn er andre, neue Augen bekommen hätte. Wo er ging und stand, sah er nun hier das Kranke, dort das Ungerechte, dort das Schmutzige, überall das Unvollkommene und Berschlafene, und verglich es, bald bewusst, bald unbewußt, mit dem Bild des Volkes, das vor seiner Seele stand, mit dem Bild eines von Grunde aus reinen, gesunden und wachen Volkes, eines goethischen Volkes. Solch ein Volk, meinte er, mußte das deutsche Volk nun werden, ja, sollte es werden nach der Bestimmung, die ihm nun deutlich genug gezeigt wäre, indem es nicht zu Europas Wächter und Herrscher gemacht worden war,

aber sein Herz und Hört sein und werden sollte. Ah, welche Arbeit! Welches Gebirge von Taten! Was für ein Berg stand allein vor dem Pastor von Poggsee! Hier war eine Ehe, die für beide Partner oder doch für den einen, nicht allein ein Unglück, sondern schwerste Lebenshemmung war. Dort verkamen Kinder körperlich, dort moralisch. Hier wurde schlecht gearbeitet, dort noch schlechter gefeiert. Hier war ein schlechter Lehrer, ein schlapper Dorfvorsteher, dort ein Bucherer oder Berschwender. Und überall, in allen Köpfen, dieser Mangel an ruhigem, objektivem, gerechtem und hellem Denken. Nein, all diese Unvollkommenheiten, ja Jämmerlichkeiten, diese vielen häßlichen Flecke in einem ernsten und sonst so würdigen Gesicht! Was? Dies Volk sollte nach seiner Lage und nach seinem Geschick Herz und Geist des noch uneinigen, einst aber einigen Europas sein? Es mußte von Grund aus geändert, gereinigt, vor allem aber durchleuchtet werden. Es mußte mit goethischem Licht durchleuchtet . . . ja durchglüht werden!

Adam hatte schon immer fleißig und tüchtig gearbeitet. Seine Liebe zu aller Kreatur, die er von seinem Vater geerbt hatte, und seine blutvolle Natur hatten sich auswirken müssen. Aber es hatte ihm eine Idee gefehlt und damit eine deutliche Aufgabe. Aber nun arbeitete er aus einer klarer sehenden Seele und aus einem schärferen Gewissen. Als er die beiden Menschen, die das Schicksal ihm gelassen hatte, auf dem Wege der Hoffnung und des Lebens wußte, warf er sich mit Macht auf die neue Arbeit, die er vor sich sah. „Ich bin wieder mutig, Mutter,“ sagte er, „da ich fühle, daß ihr beide die Verzweiflung hinter

euch gelassen, euch dem Leben wieder zugewandt habt, und eine Zukunft vor euch seht. Dazu kommt, daß ich die Menschen nun wieder fest ansehen kann, und ihnen, indem ich sie fest ansehe, wieder Mut zusprechen kann. Das ist immer meine Gabe und Freude gewesen, die ich von meinem Vater geerbt habe, der ein Zimmermann und ein Landmann war.“

Zuerst . . . welche erneute, größere Arbeit an den Predigten! Was für wuchtige, lebensvolle Mühe! Ihr meint zu allererst — ihr meint es von allen Predigern auf allen Kanzeln im Land — daß seinen Predigten irgendein fettes Dogma, irgendeine Glaubenslehre, zugrunde lag. Ihr irrt euch. Es lag nichts zugrunde als das fromme Weltgefühl, das Goethe und mit ihm alle ernstesten und tiefen Menschen in sich haben. Wie waren sie? Er ging immer von einzelnen sichtbaren Dingen und Zuständen aus, von jener Sorte Dinge, die einem Löcher in den Kopf stoßen und Beulen vors Schienbein machen, und ging erst von da aus auf das Gebiet der seelischen Zustände. Er ging von einem wirklichen Geschehnis aus: von dem Sturm, der gegen die Deiche gerüttelt und vor Cuxhaven oder Sylt das Schiff in Seenot gelassen, oder vom Stand der Saaten, oder von einem schweren Todesfall, oder von einem Tatsachenbericht in der Zeitung. Ha, wie konnte er nun heiß werden und von der Menschen Mühen, Förderungen und Hemmungen reden, und zu allem Guten und Hellen den Weg zeigen und ermuntern! Welche Reichtümer, welche Kraftquellen fand er, da er die Sache in dieser Weise anfaßte, in den Gleichnissen! Wie malte er die Szenen aus! Der verlorne Sohn!

Seht, da sitzt er in der schmutzigen Pferddecke auf dem Rand des Schweinetrogs, und bohrt mit den Knöcheln seiner schmutzigen braunen Fäuste in den Augenhöhlen! Was für Gedanken, Bilder, Anklagen in diesem struweligen wirren Schädel! Seht, so geht es einem, der das Gute und Reine verläßt . . .! Seht den Sämann! Wie er mit würdigen Schritten dahinstapft! Alle andern Menschen im Land gehn, dieser allein schreitet. Man möchte die Mütze abnehmen, wenn man ihn sieht, wenn man ihn da fern auf dem Felde gehn sieht! Seht, die linke Hand am Sack, daß immer Korn da ist, die Rechte aber greift hinein und streut aus. Aber seht, so sorgfältig er ist, einige Körner fliegen doch auf den Weg, unter das Strauchwerk, und erdulden ihr Schicksal. Ja, so geht es der Saat, die von Gott und seinen Geistern für die Menschheit bestimmt ist . . . Seht, die Hochzeit des Königssohnes! Wie weitherzig er ist! Wie er alle Menschen einlädt, das schöne Fest des Lebens mitzufeiern. Nein, seht, wie sie da sitzen! Die Bettler, die Bauern, die Krabbenfischer von Stöbersand, die Ziegelarbeiter von Altenhof, die Bienenbauer von der Heide, die ganze Landschaft! Viele schmutzig! Ah, sehr schmutzig! Seht, wie sie ihre schmierigen Ellenbogen auf das schöne Tafeltuch stemmen! Wie sie mit ihren ungewaschenen Mäulern gedankenlose Dinge reden! Ah, wie sie das schöne Fest versauen . . .! Oh, das Leben! Das Leben! Seht . . . das Fest, das heilig schöne, das Gott jedem Menschen bereitet hat! Oh, haltet es in Ehren! Haltet es in Ehren! Und sorgt mit an eurem Teil, daß es immer mehr Menschen, zuletzt allen, zu einem reinen und hohen Feste werde.

Er blieb in seinen Predigten wohl beim Heiland; aber er sah und betonte das Goethische, das er bei ihm fand — es war nicht wenig. „Jesus,“ sagte er, „ist lange nicht in allem unser Führer, nein, er ist in einigen wichtigen Dingen der Verführer der Menschheit gewesen, besonders in dem, daß er, nach der Weise seiner Zeit, zu viel nach dem Himmel sah, und darüber schuld geworden ist, daß die Menschen die Erde vernachlässigt haben. Aber Goethe ist in diesem und jedem Bezug unser Führer.“ Er predigte jede Art von Frömmigkeit, die aus vergangenen Menschheitszeiten als heilige Lichter herüberleuchten; aber er predigte besonders Goethe, den frommen Welt- und Menschheitskürder.

Was für neues schweres Arbeiten in der Gemeinde! Adam sammelte die klügsten, verständigsten und mächtigsten im Kirchspiel und sagte zu ihnen: „Ihr seht, was unserm Volk geschehn ist. Es hat sich zuerst unzählige Feinde erworben. Danach ist es in einen ungeheuren Krieg geraten. Danach ist es in diesem Krieg besiegt worden. Danach, nachdem es besiegt war, hat es eine Revolution gemacht, die sehr jämmerlich ausgefallen ist. Danach hat diese Revolution eine ungeheure Menge Schmutz hochgebracht, die offenbar in der Tiefe unsres Volkes vorhanden war. Es ist ganz offenkundig, daß ein Volk, dem alle diese Dinge geschehn sind, irgendwie in sich nicht richtig, nicht gesund ist. Wahrhaftig, das ist klar erwiesen; und die deutschen Menschen haben, scheint mir, nichts wichtigeres zu tun, als darüber nachzudenken: was war in unserm Volke nicht richtig? Und ich meine — und ihr werdet mir recht geben — es war vor allem

dies: es gab in unserm Volk allzu große Mengen, die un-  
 tüchtig waren, sowohl an Leib wie an Geist. Wir stehn  
 biologisch, als Volk, als Rasse, für die Anforderungen  
 die an uns gestellt wurden, noch nicht hoch genug. Wir  
 müssen ein wacheres, klareres Volk werden, ein Volk von  
 größerer Welt- und Lebenskunde, damit uns solch Un-  
 glück nicht noch einmal geschieht, und wir ganz unter die  
 Füße der andern kommen. Denn seht, es weht ein scharfer  
 Wind, und es ist zu fürchten, daß er nicht abnimmt, son-  
 dern noch scharfer wehen wird. Nun könnten ja viele  
 meinen, daß Regierung und Verwaltung von oben her  
 die Sache schon machen werden. Aber die Vergangen-  
 heit und die Begebenheiten der letzten Jahre haben ge-  
 zeigt, daß es nicht der Fall ist. Es ist von oben her  
 immer wacker mit Gesetzen regiert und verwaltet wor-  
 den, aber diese Gesetze haben uns nicht helfen können, wie  
 doch klar am Tage ist. Alle diese Gesetze und Verfügun-  
 gen sind nicht an das Leben selber herangekommen; sie  
 haben es nicht fassen, heilen und erhöhen können. Statt  
 mit Gesetzen muß es mit lebendigen Menschen gemacht  
 werden, und zwar mit den besten und bewährtesten, die  
 vorhanden sind.“

Mit großer und langsamer Vorsicht, die er in seinem  
 schweren Leben gelernt hatte, setzte er durch, daß ohne  
 Wahlen, ganz unter der Hand, zwölf Männer, die nach  
 einem wirtschaftlich tätigen, erfolgreichen und bewähr-  
 ten Leben das meiste Ansehen und die größte Macht im  
 Kirchspiel hatten, sich versammelten und sich die Aufgabe  
 stellten, die geistigen und wirtschaftlichen Güter und  
 Werte des Kirchspiels zu überwachen und zu erhöh'n.

Sie hatten von niemandem die Gewalt; aber sie hatten jeder für sich, und in erhöhtem Maße alle zusammen, das Recht und die Macht von zwölf tüchtigsten, vor aller Öffentlichkeit bewährtem Leben; und so dauerte es keine drei Monate, daß sie, ohne befehlen zu können, mehr bedeuteten, als alle Behörden, und mehr als alle Gesetze, die dem Lande gegeben waren. Sie führten ihr Amt ehrenamtlich, und ergänzten sich durch eigene selbständige Zuwahl. Wahrscheinlich aber wird es bald so werden, daß sie aus sich heraus einen Ausschuß von drei Männern wählen werden, die das gewöhnliche erledigen, und nur zu größeren Entscheidungen alle zusammenrufen. Ja, es wird, wie es scheint, allmählich dazu kommen, daß sie aus sich heraus Einem alles übertragen werden. Dieser Eine wird sein Geschäft, seinen Beruf, in dem er sich durch zwanzig Jahre aufs beste bewährt hat, ja, der hervorragendste und tüchtigste der ganzen Landschaft gewesen ist, niederlegen, und wird, getragen vom Vertrauen der Zwölf, und dadurch vom Vertrauen der ganzen Landschaft, der nachdenkliche, weise, gerechte, mit großer Macht waltende Vater und Richter des großen Kirchspiels sein. Sie werden ihn den Friedensrichter nennen, oder den Ältesten oder den Gerechten. Er wird der Höchste im ganzen Kirchspiel sein und wird ein großes Gehalt haben, und wird die größte Ehre genießen. Er allein wird das Recht haben, an bestimmten Tagen mit vier Pferden zu fahren, und die klugen und edlen Knaben in der Landschaft werden davon träumen, daß sie durch große Tüchtigkeit im praktischen, wirtschaftlichen Beruf, den sie denn nun erwählen werden, und durch lautern Charakter

dieses höchsten Amtes einst könnten würdig werden. Menschen bringen ein Volk hoch, nicht Gesetze.

Aber einstweilen waren sie noch ein Kollegium und ohne rechtliche Gewalt. Sie tagten alle acht Tage am Sonnabend, und luden die Leute vor sich. Was sonst im Lande nicht geschah . . . das geschah hier: sie luden das allgemeine Leben zur Besprechung und vor Gericht. Einige kamen nicht; aber die meisten erschienen. Da erschien eine bestimmte Familie, die schon seit drei Geschlechtern in ehrloser, bettelhafter Armut dahinlebte. Es wurde ihr klar gemacht, wie und wodurch dieser Zustand sich gebildet, und wie er ehrlos und dem ganzen Kirchspiel schädlich wäre, und was nun geschehn solle, um ihn zu beenden. Die Eltern bekamen eine Aufsicht über ihren Fleiß, ihre Einnahmen und Ausgaben; die Kinder wurden an Häuser gegeben, die lauter saubere Ordnung waren. Da erschienen drei Bucherer, zwei Landleute und ein Kaufmann. Sie wurden gezwungen, ein großes Stück Geld auf den Tisch zu legen. Da erschienen zwei Landleute, die, nachdem sie beide bei einem Hofkauf das Gesetz übertreten hatten, in einen Prozeß miteinander geraten waren, der nun schon ein Jahr lang ging, und ihnen beiden Lebensfreude, Ansehn und Ehre fraß. In einer Unterhaltung von zwei Stunden war dieser Prozeß zu Ende gebracht. Da erschienen sechs Paare, die sich gern verheiraten wollten, aber in sogenannten wilden Ehen leben mußten, weil ihnen ein Haufe von Papieren fehlten, die weder Wert noch Sinn hatten. Da die Regierung in dieser Sache nicht nachgeben wollte, sprachen die Zwölf diesen Paaren Ehre und Rechte ehelicher Leute zu, beruhigten die unschuldig ver-

störten, schmückten ihre Kinder mit Ehre und erhöhten die Sitte. Da erschienen mehrere Lehrer, und stellten fünf Knaben und ein Mädchen vor, die besondere Begabungen hatten; aber Eltern und Lehrer wußten sich keinen Rat, ihnen den Weg zu zeigen, auf dem sie der menschlichen Gesellschaft am besten dienen könnten. Diese Männer, im Leben der Zeit, der Dörfer wie der Städte erfahren und bewährt, zeigten und verhalfen ihnen zu Mitteln und Wegen, und bestellten Leute, die die Hände über ihnen hielten, solange sie noch Kinder waren. Da diese zwölf Männer sich im wirtschaftlichen Leben aufs tüchtigste vorwärts gearbeitet hatten, konnten sie Trägheit und Unverstand nicht geduldig ansehen. Sie machten also bekannt, daß, wie in allen Kirchspielen in Holstein, so auch in Poggsee an Korn und Weide über ein Viertel mehr erzeugt werden könnte, und dadurch unser Volk von seiner größten Not befreit werden könnte, nämlich von seinem Mangel an Korn, Milch und Fleisch, wenn jeder Landmann seine völlige Pflicht gegen sein Land täte. Daher würden sie nun zweimal im Jahr durch die Feldmark gehn und allen, die ihre Pflicht nicht täten, bestimmte Weisungen und Befehle geben. Im Falle, daß keine Aenderung einträte, würden sie weiteres zu unternehmen wissen, vor allem das Mittel öffentlicher Brandmarkung. Die Zwölf gingen auch gegen einige Lehrer vor, die ihre Pflicht versäumten. Sie ließen sie wissen, daß, wenn die Regierung es auch ansähe, daß zwei Generationen unwissend und geistig träge ins Leben träten, sie es doch nicht ertragen wollten, da es ihnen sowohl schädlich wie ehrlos erschiene. Sie setzten es mit eigener Kraft durch,

daß der eine sein Amt verließ und den beiden andern durch monatliche Revisionen so viel heiß Wasser in die Pantoffeln gegossen wurde, daß sie die Hacken eiliger hoben. Alle diese und hundert andre Dinge, die grade die wichtigsten waren und grade das Leben selber betrafen, hatten die zehntausend Gesetze nicht erfaßt, ja kaum berührt; aber diese Männer, die ein Leben voll wacher, tüchtiger Tätigkeit hinter sich hatten, erkannten, erfaßten und erledigten sie. Und das Kirchspiel, das unter einem bequemen Amtsvorsteher und einem weltfremden Pastor träge, gleichgültig und schmutzig gewesen war, befand sich nach Ablauf eines Jahres auf dem Wege zu einer gesunden und reinen Blüte.

Adam fand aber, daß noch etwas Gründliches geschehn müsse. Er hatte einmal in einer amerikanischen Zeitung, die früher Ausgewanderte ihm zu senden pflegten, und die er eifrig las, ein eindrucksvolles Bild gesehen. Am Rand eines Felsens saß, als eine Erscheinung in Teufelsgestalt, die Unwissenheit, die Dummheit, und lockte die Menschen in Herden in den Sumpf des Leidens. „Millionen einzelne Menschen, ja ganze Völker“, stand unter dem Bilde geschrieben, „treibt die Unwissenheit, die Dummheit in Leiden, denen sie mit ein wenig Kenntnissen, Nachdenken, Überlegungen entgangen wären. Es ist sicher, stand da, daß von tausend Menschen neunhundert nicht wissen, wie sie recht leben sollen.“ Diese Behauptung schien Adam durchaus richtig. Die Unwissenheit, die Dummheit schien ihm der Todfeind der Menschheit; das hatten grade diese letzten schrecklichen Jahre deutlich bewiesen. In seiner Leidenschaft, den Menschen

zu einem klareren und helleren Leben zu verhelfen, ermunterte er sie, wenn er sie in den Wachtstuben besuchte, daß sie ihm alle Fragen vorlegten, die ihnen in dieser wandelnden, wirren Zeit vor allem am Herzen lagen. Allmählich wurde es Gewohnheit, daß auch andre hinzukamen, und oft war die ganze niedrige Stube voll von schweren, ernsten Gesichtern, darunter manche, denen die Spannung der Front noch in den Augen stand. Allmählich wurde eine Art Schule daraus, eine Schule des Lebens. Alle andern Schulen lehrten, wie Adam schien, trotz entgegengesetzter Versicherungen, eine gewisse Anzahl von Kenntnissen, z. B. die des Lesens und Schreibens, oder die gewisser Sprachen; aber für das Leben selber, für das wichtigste von allem, so schien ihm, gab es keine Schule im ganzen Land. Adam trug, nach seinem eignen Bilde gemacht — wie alle Menschenbilder — das Bild eines deutschen Menschen in seinem Herzen: gut gewachsen, reinlich gekleidet, grade Schuhe, kurz und sauber Bart und Haar, aus maßvoller Seele freundlich und höflich, gläubig und zugleich weltfromm, klar, ernst. Dies Bild in der Seele, lehrt er sie alle Dinge des Lebens befehlen und beurteilen. Und es ist möglich, daß der alte Adam, in dem trotz alles gelernten Maßhaltens in der Tiefe das alte Feuer glüht, doch noch einmal ein Buch schreiben wird. Es wird heißen: ‚Der deutsche Mensch‘, und wird wertvoller sein als die Nebularhypothese, über die er einmal schreiben wollte, als er jung war. Es wird, da Adam nach seinem Blut ein alter Angelsachse ist und Hamburg seine große Stadt, stark angelsächsisch ausfallen.

Da die Menschen infolge der schrecklichen Erlebnisse,

die meisten in großer Bedrücktheit, einige in einer krampfhaften Lustigkeit dahinlebten, dachten die Zwölf darüber nach, wie sie dem Kirchspiel, der Landschaft, wieder einen guten graden Sinn und eine feste Hoffnung beibringen könnten, und kamen auf den Gedanken, daß sie ein altes Volksfest, das bis vor dem Krieg gefeiert worden war, wieder zum Leben rufen wollten. Adam befürwortete den Gedanken lebhaft. „Ja,“ rief er, „indem sie alle zusammenkommen werden, aus allen Dörfern und Kirchspielen der ganzen Landschaft, werden sie sich mit eignen Augen überzeugen, daß wir noch Masse haben, und auch noch kraftvolles Volk, und eine Jugend, auf die man hoffen darf. Wir dürfen aber das Fest nicht in alter Form feiern, sondern müssen versuchen, es auf alle Weise dieser Zeit anzupassen, die seit der Gründung des Festes eine so andre geworden ist.“ Über diese Sache redeten sie oft, wenn sie nach ihren ernsthaften Beratungen und Entscheidungen noch eine Weile beieinandersaßen; und den ernstern, ergrauten Männern wurden die Wangen rot, wenn sie an ihre Jugend dachten, da sie selbst jenes Fest mitgefeiert hatten, und die Pläne berieten, wie sie es nun verbessern wollten, damit es dem Volk ein Zeichen und Ruf zu einer Erhöhung werden könnte.

## Dreiunddreißigstes Kapitel

Aber eines Tages wurde diese tägliche Arbeit unterbrochen. Adam bekam einen Brief vom Propsten, den sie Eli nannten, er möchte am nächsten Nachmittag zu ihm in die Stadt kommen. Adam fühlte am Ton des Briefes, daß der Propst verstimmt war und ihn amtlich forderte, fürchtete sich aber nicht, und machte sich nach seiner Gewohnheit, nötige Dinge nicht aufzuschieben, schon am andern Morgen auf den Weg.

Als er nach einem Marsch von zwei Stunden durch den stillen, zum Regen neigenden Sommertag auf dem weichen sandigen Weg um ein Waldstück bog, sah er in einiger Entfernung vor sich eine wegmüde junge Frauengestalt am Balle sitzen, und erkannte Abel, und empfand etwas Fremdes, Verändertes in ihrer Erscheinung, und stand still und sah nach ihr hin. Sie hatte ihr altes Sonntagskleid an und trug grobe, ganz verstaubte Stiefel, und ihr schlichter, brauner Strohhut, den sie schon manches Jahr trug, saß in einer rührend einfachen, doch nicht unschönen Form tief auf dem Kopf, ein wenig nach hinten, so daß er über dem Haarknoten hinunter hing. Sie hatte den Kopf ein wenig erhoben, und verfolgte mit ruhigen Augen und langsamem, etwas stumpfem Geist ein Rotkehlchen, das laut und fröhlich zwitschernd von Ast zu Ast flog. Ihr Mund war breiter und blühender geworden und Stirn und Schläfen zeigten viele feine Falten, die sonst nicht da gewesen waren; man dachte an bewegte Liebesstunden, aber auch an viel einsamen innern Kampf und tiefes Leid. So saß sie breit und schwer da,

wie das schlichte, sehr einfache junge Weib eines kleinen Bauern, in dessen Hause es sehr ordentlich und sparsam hergeht, und in dem von morgens bis abends schwer gearbeitet wird; und auch ihr Gesicht und Augen waren so. Adam betrachtete sie mit Rührung und dachte: „Ich bin bei all meiner Einfachheit doch geistiger als sie, und mein Vater war es auch; sie ist wie aus einer früheren Zeit meines Geschlechts, so wie es vielleicht vor zweihundert Jahren war! Indem er noch so stand und sie in väterlicher Liebe betrachtete, stand sie auf, um weiterzugehen. Und da sah er, daß sie Mutter werden sollte, und rief sie freundlich beim Namen, und kam eilig auf sie zu, und legte seinen Arm um sie und ging so neben ihr.

Obgleich sie es weiter nicht zeigte und mit keinem Wort aussprach, fühlte er doch an ihrer Haltung, wie glücklich, ja, wie selig sie war, daß sie ihren Vater sah und in seinem Ton und seinen Augen fühlte, daß er wußte, wie es mit ihr stand, und ihr nicht gram war. Aber dann sagte sie doch: „Magst du denn auch mit mir gehn?“

„Ach, Kind,“ sagte er froh und herzlich, „ich sehe, daß du gesund bist, das ist genug. Was willst du in der Stadt?“

Sie deutete auf den Korb, den sie trug, und sagte, daß Anna Haiden gewollt hätte, daß sie in die Stadt ginge, damit sie einmal Menschen sähe. Sie hätte den Wagen nehmen sollen, aber sie hätte lieber zu Fuß gehn wollen. Sie könne freilich wegen ihres Knies nicht mehr so rasch wie früher, aber es ginge lange nicht schlecht.

So gingen sie weiter. Adam mit seinen breiten, festen Schritten, den Stock fest aufsetzend, die immer noch blitzenden Augen nach allen Seiten über die Felder und nach

den Höhen, über jedes Ackerstück und nach jedem Haus. In der Stadt sah er jeden Menschen fest, fast herausfordernd an, als sagte er: „Ich bin wert meiner Tätigkeit und meines Ansehns, mein Bester; das mußt du wissen! Und ich bin aus einem ehrenwerten und altbekannten Geschlecht. Denn jeder helle Junge in den Dorfschulen im Land kennt die Geschichte von Karsten Barfood, meinem Vorfahren, und dem Bei von Tunis: wie mein Vorfahr mit ihm im Zelt saß und Mokka trank . . . da kam ein altes braungebranntes Weib herein, eine Sklavin, und brachte die Pfeife, und versah irgend etwas, und wurde gescholten. Da knurrte sie bei sich selber und sagte ‚Du ohle Bullerback!‘ Da drehte mein Vorfahr sich um und sagte: ‚Wat? Du snackst platt? Bonehm bist du her?‘ Da war sie aus dem Lande Habeln, und von Seeräubern verschleppt; und er kaufte sie frei, und nahm sie mit in seine Heimat . . . Jawohl . . . das war mein Vorfahr!“ Mit solchen Augen sah der alte, wackre Adam sich um. Dabei stellte er fest, daß sich hier und da, wenn auch noch schüchtern und langsam, neuer Mut bei den Menschen regte. An vielen Stellen begannen die Leute, gegen den Verfall, den die langen Kriegsjahre gebracht hatten, anzukämpfen. Hier hatte einer angefangen, den versunkenen Zaun zu flicken, dort zeigte sich ein neues Hector, dort hatte einer seinem Wagen eine frische Speiche oder Ringe gegeben, und dort versuchte einer, mit einer schlechten Farbe, die er aufgetrieben hatte, seine Fenster zu streichen. Auf jedes, was er so sah, deutete er mit der Hand und beredete es mit Abel.

Sie kamen zur Propstei, und Abel setzte sich auf einen alten Baumstamm, der da nicht weit von der Thür lag. Adam ging hinein.

Der Propst, ein schmucker älterer Mann mit einem allzu feinen und zarten Gesicht, begrüßte Adam etwas kühl, und kam gleich auf die Sache und sagte mit leiser wägender Stimme: „Pastor Barfood,“ sagte er, „du hast immer so was Breites und Natürliches gehabt. Das hat ja sein Gutes, und du bist gewiß ein wackerer Mann. Es hat dich aber auch mehr als einmal über die Grenzen des Amtes in waghalsige Unternehmungen und Situationen geführt. Der alte Bischof konnte sich freilich darüber amüsieren . . . der konnte sich über alles amüsieren. So, wie du als Student hinter Kong Kristian her durch die Spelunken von Kiel gezogen bist und wie du in Halebüll mit den Bauern zusammen den Teufel aus dem Schrank geholt und mit einem großen rothaarigen Schiffer über den Tisch gehakt hast; und wie du beim Abschied von der Kanzel herab die große Rede über die Halebüller gehalten hast . . . Ja . . . Man hat sie aufgeschrieben und es weiter erzählt, und der Bischof brachte nichts lieber vor als diese Geschichte, indem er deine Rede wiederholte, Er übertrieb natürlich, und log noch hinzu . . . Und wie du deine Schwester besucht hast und hast den Kanarienvogel zugedeckt.“

„Das war ich nicht,“ sagte Adam lächelnd, „das war die alte Krabbenfrau, die elf Kinder hatte und lange Pfeife rauchte. Die war es. Aber laß es nur so. Wer da hat, dem wird gegeben, daß er die Fülle habe.“

„Und auf der Hochzeit deiner Tochter, die nun ja

leider tot ist, soll es auch lauter und lebendiger zugegangen sein, als grade nötig war ... wenn der Krieg nicht gekommen wäre, hätten die Leute wochenlang darüber geredet. Und dann das Stück mit dem Ruffen und seiner Liebsten, daß dein Sohn es auf seine Kappe nehmen mußte ... freilich, es ist ja nun bekannt geworden, daß es eine Lüge war ... aber wie kleidet dich die Lüge? Und dann die Steinwerferei mit den Besenbindern! Gar nicht zu reden von deinem großen Streit mit dem Küster, und von dem Brand und dem Diebstahl! Nun, von dem Verdacht bist du ja befreit ... aber einerlei ... du mußt überall dabei sein und bist immer in der Leute Mund. Immer wird irgend etwas von dir und deinen Kindern geredet.“

„Ja,“ sagte Adam munter, „so ist es, Onkel Eli. Aber du bist in deiner Aufzählung etwas hastig und ungerecht gewesen. Du hast nicht gesagt, wie ich viele hundert, ja tausende Menschen durch meine frohe Natur aufgerichtet habe, seit ich im Amt bin, und auch vorher schon, und mit welcher Geduld ich all die Jahre den Vater meiner Frau und seine Schulden getragen habe, und daß ich dem Vaterland meine beiden Söhne gegeben habe, und daß ich ein Jahr lang um meine Ehre und das Leben meiner Lieben gekämpft habe wie keiner. Das alles hast du nicht genannt, und das ist ein großes Unrecht von dir und sollte dir nicht passieren. Du sagst, ich wäre überall dazwischen. Ja, das ist ganz richtig. Aber ich dachte, daß es grade ein Lob wäre, wenn man von einem Geistlichen sagt, daß er überall mit seiner Persönlichkeit dasteht und mit einem frischen und feurigen Geist hilft.“

„Ja,“ sagte Propst Eli, „das ist wohl recht; und ich will auch nicht viel dagegen sagen. Aber was ist das nun wieder mit deinen Predigten? Früher hattest du deine Not mit den Geistern; die liefen dir durch jede Predigt . . . der Bischof . . . natürlich . . .! der amüsierte sich darüber . . . in letzter Zeit höre ich nun, daß du dich stark vom Heiland abwendest und mehr von Goethe redest. Wir sind hier ja sehr weitherzig . . . ja, das ist wahr . . . und es ist ja auch gut; und ich habe nichts gegen Goethe. Aber du solltest doch bedenken, daß Goethe nicht für die Menschen gestorben ist, noch dazu in jungen Jahren, sondern bis in seine alten Tage sehr gut gegessen und tüchtig ins Weinglas geguckt hat. Ich meine . . .“

„Ja,“ sagte Adam, „da hast du recht. Aber den Unterschied sehe ich auch sehr deutlich, Onkel Eli, und mache ihn auch. Das kannst du glauben.“

„Na, denn ist das ja auch gut . . . Aber nun,“ sagte der Propst weich, indem er ungeschickt von einem Fuß auf den andern trat, „nun höre ich als gewiß, daß deine Tochter, die noch ledig ist, ein Kind erwartet.“

„Ja, Onkel Eli, das ist wahr. Und ich freue mich, daß ich ein Enkelkind bekomme; denn sieh, das ist für das künftige Leben von uns dreien von größtem Wert, ja gradezu nötig. Ich habe dem Staat und seiner Sittlichkeit drei Kinder zum Opfer gebracht; ich wollte ihm nicht auch noch das letzte bringen!“

„Es ist aber doch ein Makel, und nun gar in deinem Hause!“

„Ach, Onkel Eli,“ sagte Adam. „Was ist Makel? Guck, du selbst hast auch immer Makel in deinem Hause

gehabt und hast ihn noch. Du hast seit sieben Jahren deinen Sohn im Hause, der nichts kann und mag, und nichts tut. Er geht mit weißen Händen durch die Stadt, sieht und schwagt . . . Mein Kind . . .“ Er ging nach dem Fenster und öffnete es. „Hör' . . . du . . . Abel . . . komm mal her, mein Kind.“

Abel stand breit und verstört auf, als sie ihres Vaters frische Weise hörte, und kam, ihr Hinken möglichst verbergend, ans Fenster.

„Gib mir mal die Hand,“ sagte Adam. „Sieh, Onkel Eli, das ist die Hand meiner Tochter. So arbeitet sie vom Morgenrauen bis in den Abend . . . Nun geh, mein Kind, der Onkel Propst wollte dich bloß mal sehn . . . ich sprach von dir . . .! Sieh, nun hast du das Gesicht und die Hände meines Kindes gesehen; und nun sieh noch, wie sie hinkt. Sie hat vor Jahren einen Torfwagen aufgehalten, der ein Rad verlor und auf Kinder fallen wollte; davon hinkt sie. Sie ist eine Mutternatur gewesen, schon als sie sechs Jahr war; aber es kam niemand, der sie zu lebenslänglicher Ehe zu sich nahm. Wenn du irgendwo ein Gefühl dafür hast, Onkel Eli, was Menschenwert und Menschennot ist, dann kannst du mein Kind nicht verurteilen. Und was das angeht, daß ich ein Pastor bin, so habe ich den Menschen vorzuleben, Beispiel zu geben zu jeder treuen Arbeit und zu jedem kraftvollen, zukunftsfrohen Glauben, zu jedem Opfermut . . . Und nun tut, was Ihr wollt, Onkel Eli. Schreibt es nur alles nach Kiel. Und wenn Ihr meint, daß Ihr mich von dem kleinen Zweig, auf dem ich mein Liedlein pfeife, wegjagen müßt, so tut es. Ich finde schon einen andern. Und

Futter für mich und die Meinen finde ich auch." Damit ging er.

Er machte mit Abel die Besorgungen und ging dann mit ihr aus der Stadt. Unterwegs erzählte er ihr, was der Propst gesagt und was er geantwortet hatte, und erzählte von den einzelnen Kindern Onkel Elis. Abel ging mit stillem Gesicht neben ihm, in ihren dumpfen Gedanken bald bei ihrer Arbeit im Moorhof, bald bei ihrem Kind. Sie hörte es alles wie ein Regenrauschen, das auf stille Bäume fällt.

Es fing auch in der Natur an zu regnen, und wurde so heftig, daß sie für eine Weile unter die Wand eines großen Bauernhofes traten, der am Wege lag.

Der Bauer hatte sie aber gesehen, kam heraus und sagte: „Kommt herein,“ gab ihnen die Hand und ließ sie sich in der Diele hinsetzen. Das Bauernhaus lag noch außerhalb des Kirchspiels, und Adam kannte die Leute nicht. Die Frau des Bauern kam auch und setzte sich zu ihnen, und ehe sie sich's versahn, stand viel schönes, kräftig belegtes Brot und Milch vor ihnen.

„Ihr seid sehr freundlich gegen uns,“ sagte Adam, sehr hungrig, wie er immer noch war, und langte wacker zu.

„D,“ sagte der Bauer, „wir wissen ja, wer Ihr seid.“

„Und darum seid Ihr so freundlich zu mir und meiner Tochter?“ sagte Adam, indem er den Mann mit seinen vergrübelten, überernsten Augen ansah.

„Ja,“ sagte der Mann, „wir haben ja alles sozusagen miterlebt . . . Es wird ja alles 'rumgetragen. Ihr habt viel durchgemacht.“

„Das weiß Gott!“ sagte Adam.

„Ihr habt auch viel gearbeitet.“

„Das habe ich,“ sagte Adam stolz.

„Ihr habt dem Kirchspiel Poggsee einen frischen Schwung gegeben. Früher war es nämlich verschimmelt. Das ist alles, was ich zu sagen weiß.“

„Kennt Ihr meine Tochter?“ fragte Adam. „Sie ist bei Anna Haiden . . . Anna Haiden,“ sagte er stolz, „war meine Liebste, als ich ein junger Bursche war. Daher . . .“ Er wollte sagen: daher die Freundschaft.

„Das weiß ich,“ sagte der Mann lächelnd, „es sind ja viele Geschichten vom Pastor von Poggsee bekannt.“ Dann wurde er wieder ernst und sagte: „Wir wissen natürlich auch, daß Eure Tochter ein Kind erwartet. Das weiß hier in der ganzen Gegend jedermann.“

„Es gibt in den zehn Häusern,“ sagte Adam, „die meinem Hause am nächsten liegen, sechs große gesunde Mädchen, die vergebens auf Mann und Kinder warten. Nach dem großen, raschen Sterben im Feld ist jetzt ein großes, langsames Sterben in unzähligen Häusern im Gange; aber kein Mensch redet davon. Ich, was mich angeht, konnte es in meinem Hause nicht ansehen. Ich wollte es auch nicht.“

Die Frau strich mit ihrer großen Hand über die Hand Abels und sagte lächelnd: „Du brauchst nun nicht mehr mit der Celluloidpuppe zu spielen.“

Adam erzählte mit lautem Wort und mit dem Stock auf die Fliesen stoßend, was er mit dem Propst erlebt hatte.

„Ja,“ sagte der Bauer wieder lächelnd, „der Propst hat ein Bild von den Menschen, das es nicht gibt; er

sieht nicht einmal seine eignen Kinder richtig. Aber das geht vielen Menschen so, besonders den Geistlichen und andern Gelehrten. Ihr aber seht alles natürlich und wirklich, so wie ein Bauer, und wollt die Menschen, so wie sie nun einmal sind, doch höher hinauf bringen. Ihr wollt, sozusagen den ganzen natürlichen Menschen in die Höhe bringen; und so sollten alle Geistlichen und Gelehrten es machen."

„Das ist es,“ sagte Adam; „und so stehe ich auch zu der Sache meines letzten Kindes . . . Und denn wollen wir nun gehn, Abel,“ sagte er aufatmend, so wie ein Mensch, der sich nach einem gerechten Richterspruch erhebt.

Sie traten wieder hinaus, und gingen in dem Regen, der leiser geworden war, weiter, bis sie zu der Stelle an der Lämmerweide kamen, wo der Fußsteig über die Koppeln nach Poggsee abbiegt. Da streichelte Adam seine Tochter, trug ihr Grüße an Anna Haiden auf, und ging allein weiter.

Als er die Höhe des Koppelsteigs erreicht hatte, sah er mit seinen scharfen Augen, nur undeutlich zu erkennen, vor den Haselbüschen am Vielholz, die trotz des Regens noch staubgrau waren, ein graues Auto halten, und machte sich Gedanken darüber, was es da zu suchen hätte, und ob es wohl eine Panne hätte, oder ob es eine Verbrecherbande wäre, die auf die Nacht wartete, oder was sonst.

Eine halbe Stunde später war er zu Hause, und ging gleich zu Gude in die Küche und aß dort mit ihr zu Abend, und zog sie dann zu sich aufs Sofa und erzählte ihr alles, was er erlebt hatte. Über solche Unterhaltung

war es dunkler geworden und sie dachten daran, sich zu legen, da sie kein Licht im Hause hatten. Da erinnerte sich Adam des grauen Autos am Vielholz, ließ Gude zu Bett gehn, und ging nach der Wachtstube hinüber. Er erzählte den Leuten, was er gesehen hatte, und blieb auf ihre Bitten noch sitzen, zumal grade einige lebendige junge Leute anwesend waren, und plauderte mit ihnen bis gegen Mitternacht.

Als sie noch so saßen und von jenem Fest sprachen, das die Landschaft nach sechs Jahren zum erstenmal wieder feiern wollte, hörten sie durch den leisen Regen ein Geräusch am Fenster.

Wie es dann plötzlich vor sich ging, war keinem nachher mehr bewußt. Es entstand ein Feuerlärm vom andern Ende des Dorfes her, und es fiel ein Schuß und splitterte am Kachelofen, und gleich darauf ein zweiter. Im nächsten Augenblick hatte einer die Lampe gelöscht, und alle sieben Mann lagen an der Außenwand der Stube, und zwei von ihnen, darunter der junge Lehrer, alte Soldaten, sprühten ins Dunkle; und ein junger hitziger Bauer, der Ziele sah, schoss zweimal rasch hintereinander. Gleich darauf, nach dem zweiten Schuß, hörte man draußen einen schweren Fall und gleich darauf einen Fluch und Weglaufen von Menschen, die durch die Büsche nach dem Kirchhof stürzten. Adam dachte sofort an das graue Auto, und ermunterte die Wache, in dieser Richtung die Verfolgung zu versuchen. Als sie aber hinaustraten, fanden sie unter der Wand vorm Fenster lang hingeschlagen Holgersen liegen. Er hatte einen Schuß eben unterhalb der Brust und war schwer leidend. Weiter nach der

Strasse zu, hintenübergelassen, lag ein kleiner, buckliger Mann mit blassem Gesicht, durch einen Schuss in den Kopf getödet.

Da es noch regnete, trugen sie Holgersen mit großer Mühe in den Vorbau und legten ihn da hin. Sie waren von der plötzlichen Begebenheit so erregt und verwirrt, daß sie noch nichts als unzusammenhängende Ausrufe taten. Am andern Ende des Dorfes erhob sich ein heller Feuerschein.

Der Bewundete, wie es schien Sterbende, war ruhig und klar. „Ich wollte nicht schießen lassen,“ sagte er; „aber der kleine Bucklige war zu aufgereggt. Ich wollte euch zum Abzug bringen . . . durch das Feuer.“ Er versuchte den Kopf nach dem Feuerschein zu wenden. „Brennt es gut?“ sagte er.

Einer sagte: „Es ist die Scheune vom Amtsvorsteher; sie brennt schlecht und es hat weiter keine Gefahr.“ Einer stieß ihn hart mit den Füßen.

Adam bat ihn, es zu lassen. „Er ist ein Sterbender,“ sagte er. Dann fragte er: „Konntest du es nicht ertragen, daß du deine schönen Geräte nicht mehr hattest?“

Der Sterbende antwortete darauf nicht, sondern sah sich um und sah sie alle mit merkwürdig langsamen und bedächtigen Augen an, als wunderte er sich über sie als Menschengesichter. Dann sagte er mit großer Genugtuung: „Ich habe euch tüchtig in Bewegung gebracht.“

„Bruder,“ sagte Adam, der auch in diesem Augenblick seine angeborne Neugier nach Seelen nicht hemmen konnte und jenes Bild oft vor Augen sah, „ich lauschte einmal spät abends an deinem Fenster. Du saßest hinter

deiner Trinkschale — ich will in dieser Stunde nicht fragen, woher sie stammt, obgleich ich es gern wüßte, — und sprachest mit einem, der am Ofen auf dem strohgeflochtenen Stuhl saß . . . der Stuhl aber war leer. Mit wem redetest du?“

„Mit einem alten Gefährten, der tot ist,“ sagte er mit großen, ruhigen, abwesenden Augen, „und mit andern.“

„Seht,“ sagte Adam und sah sie der Reihe nach an, „es gibt doch Geister! Er redete mit ihnen . . . Was sagst du, Bruder?“ sagte er mitleidig.

„Ein schönes Leben!“ sagte der Sterbende.

„Das sagst du?“ sagte Adam. „Du glaubst nicht an Gott,“ sagte er traurig.

Der Sterbende dachte so schwer nach, daß sich seine Stirne runzelte. „Ich glaube nicht . . .?“ sagte er leise. „Ich glaube nicht? Ich glaube viel bunter als Ihr . . . Es ist ein großes . . . großes Spiel . . .“

„Aber wir sollen bei diesem Spiel auf Seiten des Lichts stehn, Bruder . . . auf Seiten der heiligen Helden der Menschheit und aller guten Geister.“

Der Sterbende wollte sein Gesicht zur Berachtung formen; aber es verzerrte sich in Schmerz und er sagte nichts. Dann gewann er wieder Kraft und sagte: „Ich sah, daß die meisten für das Licht kämpften . . . ach . . . wie komisch . . . so viele! Wie komisch! und da machte es mir Freude, auf der andern Seite zu stehn.“

„Und du glaubst,“ sagte Adam mit bewegter Stimme, „daß Gott dich so brauchen kann . . . so . . . wie du es gemacht hast . . .? Denk an den Kirchenbaumeister und den Vennebecker!“

Er sah Adam verächtlich an und sagte leise: „Glaubst du, daß Gott nur mit Licht malt?“ Er schwieg eine Weile übermüde und lag still. Adam sah auf, und sah viele Leute um sich stehn und Thorwald in der vordersten Reihe. „Gewiß war dieser Mann böse,“ sagte er mit blassem Gesicht, „ja, er war, fürchte ich, ein Mörder . . . aber ist es nicht so, Thorwald . . . als wenn solche bösen Kräfte irgendwie ein Recht hätten? Niemals,“ sagte er lebhaft, indem er sie alle der Reihe nach mit gequälten fordernden Augen ansah, „ist mir so klar bewußt geworden als in diesem Augenblick, daß das Böse ein Recht hat, daß es da sein muß. Sagt mir, was hätte ich zu kämpfen, mich zu rühren, zu zürnen, zu laufen, Mut zu haben, immer neu zu arbeiten und zu wagen, wenn nicht das Böse da wäre, und zwar in solcher Stärke? Was wäre ich ohne diesen wunden Mann? Wirklich, ich sage dir, Sohn Thorwald: wir müssen wegen keiner Erscheinung in der Schöpfung dankbarer sein, als wegen des Bösen. Wenn wir aber dankbar dafür sein müssen . . . wie kann es dann verwerflich, ja, wie kann es böse sein?“ Möglich, indem seine Augen auf den Buckligen, der neben der Kuchentür lag, fielen, rief er lebhaft: „Wir müssen auf jede Weise zu erfahren suchen, Thorwald und liebe Nachbarn, wer dieser Tote ist, und ob er Familie hat. Und wenn es der Fall ist, so soll das ganze Kirchspiel für seine Frau und seine Kinder sorgen, daß sie reinlich und satt sind und auf gute Wege kommen. Ja, das wollen wir tun; das werde ich auch leicht durchsetzen . . . Ach, Thorwald, was ist dies für eine Zeit!“

Der Sterbende klagte über Durst, und man brachte

ihm eine irdene Schale. Bevor sie seinen Mund erreichte, sah er sie an und sagte mit vergrämtem Gesicht: „Häßlich!“

„Auch das soll einst schön werden!“ sagte Adam mit feurigen Augen. „Alles soll einst schön werden . . . Gottes Herrlichkeit und Schönheit!“ Als er sah, daß der Sterbende wieder in Ohnmacht sank, sagte er: „Thornwald, dieser war ein Urheide, eine wilde, urwüchsige und blanke Kraft Gottes. Er war ein Jäger im Wald, der vielem Wild heiße Füße machte, der Menschen und Tieren die Sehnen geschmeidig machte, und einigen die Sehnen brach. Gott mit deiner Seele, du Jäger Gottes . . .“

Als er noch sprach, fing Holgersen an zu röcheln, und seine Augen wandten sich nach dem Feuerschein und fingen an zu brechen. Eine alte Frau wollte, daß sie sein Gesicht bedeckten, da es sie in seiner starken Qual und Schönheit erschreckte; aber Adam wehrte es. Er kniete neben dem Sterbenden, und betete für seine Seele und die aller Menschen. Sein Geist erhob sich über alle irdischen und sichtbaren Dinge, und er bat und drängte Gott um Erhebung aus dem Dunkel zum Licht.

## Vierunddreißigstes Kapitel

Das Festfeiern liegt sonst in Norddeutschland noch im Argen. Sie sind meist ohne Wurzeln in der Vergangenheit, unschön, ohne Freiheit und Sicherheit, und voller Trunk. Aber in der Landschaft, die um Poggsee liegt, bestand dies alte Volksfest, das sich, indem es sich immer mit Vorsicht erneuert hatte, ohne großen Schaden durch formlose und geschmacklose Zeiten hindurchgerettet hatte. Es wurde dicht bei Poggsee, und zwar am Fuß des Taterberges auf den sogenannten Taterwiesen und den angrenzenden Wegen gefeiert. Diese Wiesen, am Waldrand sowohl schön muldenförmig, wie auch geschützt gelegen, und von schönen breiten Wegen umrahmt — oben stand, vom Wind zerzaust, ein mühsam wachsender Eichwald — waren von altersher für heilig gehalten, und waren für Spiele wie geschaffen. Der Gedanke, das alte Fest wieder zu feiern, erschien vielen zuerst als ein Wagemstück. Aber allmählich kam eine Art Stolz in immer mehr Leute der ganzen Landschaft, ein Beispiel neuen Mutes und guten Gewissens zu geben und ein Zeichen erneuten Lebens aufzurichten. Dabei waren die Klugen sich wohl bewußt, daß es noch jahrelang, ja wahrscheinlich noch zwanzig Jahre lang, Schwierigkeiten, Angste, Erschütterungen, vielleicht auch wieder Kriege geben würde; denn Europa wand sich, wie vor hundertunddreißig Jahren unter einem einzigen kurzfristigen und wilden Herrscher, so jetzt unter einem Klub ebenso kurzfristiger und wilder Volksführer in Krämpfen, die noch nicht beendet waren. Auch sahen sie klar, daß die neuen Probleme, die Gott

der Menschheit vorlegte, und welche die Grundursachen aller dieser Erschütterungen waren, sich kaum schon im Anfang ihrer Neuordnung befanden. Aber trotzdem, meinten sie, wäre es richtig, in allem schweren Elend und Sorgen, von denen das Volk noch umstellt war, einen Tag des Spiels, der Freude und des Mutes gleich einer schönen Fahne aufzurichten, die froh in Wind und Sonne flatterte.

Die Hauptstücke des Festes waren am Vormittag allerlei alte und neue sportliche Spiele, welche die Menschen in ihrer Kraft und Schönheit zeigten, und am Nachmittag die sogenannte ‚große Rede‘, die oben unter den lichten Eichenstämmen gehalten wurde. Ein ständiger Festausschuß, zu dem jedes Kirchspiel zwei Männer, einen alten und einen jungen, ernannte, hatte in feierlicher Sitzung die Geschenke, Stiftungen und etwaigen Neuerungen zu erwägen, und vor allem den Redner zu bestimmen. Und zwar lautete die Bestimmung, die der erste Stifter, ein angesehenner Landvogt der Landschaft, aufgestellt hatte, daß der Redner nicht allein der klügste und nachdenklichste, sondern vor allem auch der geistig selbstständigste Mann in der ganzen Landschaft sein sollte, einerlei welchen Standes oder Berufes; und es war weiter ausdrücklich bestimmt, daß er das Recht und die Pflicht haben sollte, nicht die Meinung aller, sondern seine eigene vorzutragen. Vor hundertsechzig Jahren hatte jener Landvogt als erster diese Rede gehalten; vor hundert Jahren hatte das Kirchspiel Poggsee selbst den Redner geliefert, einen Bauern, und war noch heute stolz darauf, daß er seine Sache gut gemacht hatte, wie berichtet wurde. Seitdem hatte bald ein Lehrer, bald ein

Landvogt, bald ein Arbeiter oder Bauer diese Aufgabe nach besten Kräften erfüllt; einige Male hatte man, entgegen dem alten Statut, einen der Lehrer der Lateinschule, der ein Landschaftsfremder war, aber ein scheinendes, allzu leuchtendes Licht, dazu gewählt. In diesem Jahr aber war man nach kurzem Hin und Her der Meinung, daß Adam der Mann wäre, der ganzen Landschaft zu sagen, was ihrem Gemüt dienlich wäre. Er war der Pastor des Festortes, und war vor der ganzen Landschaft aufgewachsen wie ein Baum, um den die wildesten Stürme gewüthet. Er aber hatte Stand gehalten. Ja, war immer stärker und schwerer geworden, wenn auch rissig genug, und gebeugt, und mit mehr als einem Ast und Knorren, den Frost und Wind gestuht hatten.

Adam fand es selbstverständlich, daß die Entscheidung auf ihn fiel; war aber doch sehr stolz auf die Wahl. Er warf sich sofort mit Macht auf die Sache, indem er auf weiten Gängen durchs Kirchspiel immer wieder überlegte, daß dies zu sagen, jenes zu verschweigen, dieses wichtig, jenes unwichtig, dies zu Anfang, jenes am Ende zu sagen wäre. Wenn er an die Stunde dachte, wo er auftreten und vor Tausenden zu sprechen anfangen würde, zitterte sein ganzer Körper vor Erregung, Freude und Eifer; und seine Augen unter dem eisgrauen Haar blitzten; denn er war noch immer der alte Kampfhahn, und wollte es ihnen gut sagen.

Als er am Abend vor dem Fest, als es schon dunkel war und die Kinder und Dorfleute, die über allen Dorfeingängen Festpforten gebaut hatten, ihre Arbeit beendet hatten und nur noch ein leises Rumoren durch das ganze

Dorf ging, noch zum letztenmal im Geist auf der Laubkanzel unter den Eichen stand und die Gedanken wüthig herausstieß, hörte er einen Wagen auf die Hofstelle kommen und ging hinaus, und erkannte im Dunklen den alten klapperigen Karren Anna Haidens und den Dienstjungen darauf und rief: „Ist es da?“

„Jawohl, Herr Pastor. Es ist da. Ich soll Herrn und Frau Paster melden, daß da ein Enkel aufgestanden ist.“

„Gude! Gude . . .! ein kleiner Junge! Ein kleiner Junge . . .! Wien ohle Gude . . .! Een Barfood, Gude! . . . Der Baum hat wieder Knospen!“

Gude war auf den Stuhl gesunken, der seit einem Jahr neben dem Herd stand. „D,“ sagte sie glücklich, „o . . .“ dann dachte sie an all ihr Leid und ihre Toten, und weinte laut nach ihrer Weise.

Adam war schon bei ihr, legte die Arme um sie, und sagte immer wieder: „Ween doch nicht.“ Da sie aber lauter weinte, kniete er vor ihr, und legte seinen grauen Kopf an den ihren, bis sie plötzlich an ihre neue Sorge dachte. „Ich muß hin,“ sagte sie, „wer ist da? Ist da ein Wagen?“

„Wir fahren hin,“ sagte Adam mit raschem Entschluß. „Wir kommen noch vor Morgen zurück.“

Sie kleideten sich rasch für das morgige Fest um, zogen ihre alten Wagenmäntel über, und fuhren mit dem Jungen durch die stille Nacht nach dem Moor. Als sie den Hof nach zwei Stunden erreichten, erschien Anna Haiden vor der Thür, begrüßte sie und sagte, daß alles gut stände, und führte sie in die große Süderstube, wo die beiden Frauen schliefen.

Abel lag im Schein eines kleinen Talglichtes in großer Ermattung da und rührte sich nicht; sie sah nur mit großen Augen auf ihre Eltern. Als sie herantraten, sagte sie mit fast zornigen Augen und stoßender Stimme: „Ihr dürft nicht nach dem Vater fragen . . . kein Wort vom Vater.“

Adam schüttelte den Kopf: „Du kennst doch deine Eltern,“ sagte er. „Ich bitte dich, sei ruhig und froh, daß du keinen Schaden leidest.“

Sie behielt aber denselben herben, fast feindlichen Ausdruck im Gesicht, und sagte: „Wenn es nun richtig zuginge, sollte ich nun im Kindbett sterben. Tod ist ja der Sünde Sold.“

„Bitte,“ sagte Adam mit starker Stimme, „laß die alten Gespenstergeschichten. Das Wort ist wahr und bleibt ewig wahr. Es kommt nur darauf an: was ist Sünde? Du hast nicht gesündigt, sondern hast gut und recht gehandelt zu allen Zeiten, besonders auch zu dieser, da die Männer sich gegenseitig ausgerottet haben. Kein Wort mehr darüber! Laß uns das Kind sehn.“

Sie hob mit matter Hand die Decke ein wenig zur Seite, und die beiden beugten sich über das schlafende Kind, und sahen, daß es ein reines, wohlgebildetes Gesichtchen hatte.

„Und so am ganzen Körper?“ sagte Adam und sah Anna Haiden fragend an. Als sie nickte, sagte er mit heiter ernster Stimme: „So danke ich Gott, daß er mir diese große rein menschliche Freude gegeben hat, daß ich, so namenlos traurig um mein Geschlecht, nun dennoch einen gesunden Enkelsohn sehe. Wie viel glücklicher bin

ich vor unzähligen armen Eltern in Europa und vor unzähligen armen Bräuten, daß meine Augen von meinem eignen Fleisch und Blut die lebendige gesunde Zukunft der Menschheit sehen. Ei, wollte nun Gott, daß du und deine Kinder tapfere klare Menschen werden, tapfer wie ich, aber klüger; denn mir fehlt alle Gelehrsamkeit und große klare Erkenntnis. Mir scheint, Gude, er hat Ähnlichkeit mit dem Bild meines Vorfahren, das in Kiel im Museum ist. O, wollte Gott, daß du ein rechter deutscher Europäer wirst! Wahrhaftig, dieser und seine Kinder werden Deutschland im Glanz sehn, der echter und größer sein wird, als er vorher war; denn sie werden erleben, wie das deutsche Volk, befreit von unwahrer Manier, zu seiner uralten wirklichen Natur zurückkehrt, zum schlichten goethischen Menschentum, nun endlich das werden wird, was es sein soll, das kraftvolle, tiefschlagende Herz Europas.“

Als er noch so sprach — die Frauen warteten das Ende solcher Reden nicht immer ab — hatte Gude sich tief und tiefer über das Kind gebeugt, während ihr die Tränen über die Wangen liefen.

„Du weinst, Mutter . . .“ sagte Abel.

„Kind,“ sagte Gude, „denke nicht, daß ich traurig bin.“

„Ich habe es ein wenig auch deinetwillen gewollt,“ sagte Abel leise.

„Es ist auch gut so,“ sagte Gude.

Abel sagte mit leiser Stimme und mit Augen, in die plötzlich ein seliges Glück schoß: „Wie gut du bist, Mutter!“, und plötzlich, in ihrer Freude und ihrem Reich-

tum, sagte sie lächelnd: „Wie gut du noch aussehest, Gude.“ So hatten Hiller und Heedje die Mutter zuweilen angeredet, Abel nie; aber nun, in ihrer mütterlichen Sicherheit, sagte sie es.

„So,“ sagte Anna Haiden, „nun hat der Vater die nötige Rede gehalten und die Großmutter ihre Freude gehabt; nun wollen wir sie allein lassen. Nun kommt in die Küche und est ein wenig. Ich kann dich jetzt besser bewirten, als vor zwei Jahren.“ Damit gingen sie in die Küche und aßen und tranken. Danach gingen sie noch einmal in die Stube, streichelten Mutter und Kind; und machten sich dann, da die Nacht weit über Mitternacht gekommen war, auf den Heimweg.

Als sie eine Weile gefahren waren, schlief der Junge, der den Wagen zurückbringen sollte, ein. Um ihn zu ermuntern, fragte Adam, was er denn in den letzten vierundzwanzig Stunden erlebt hätte, daß er so müde wäre. Der Junge erzählte mit gleichmütiger sachter Stimme, daß er bis Mittag die Brache gepflügt hätte. Als er nachmittags wieder hätte anfangen wollen, hatte Anna Haiden ihm vom Haus aus gewinkt und gerufen, und da hatte er quer übers Feld nach dem Kirchdorf zur Hebamme gemußt. Dann war er ebenso wieder zurückgekommen, um zu sagen, daß sie in einer Stunde käme. Dann hatte er wieder Brache gepflügt, dann hatte Anna Haiden ihn wieder gerufen, und er hatte die Hebamme wieder wegfahren müssen. Dann hatte er zur Belohnung zuerst ein großes Stück Brot mit Speck bekommen, so groß wie Frau Haiden ihre Hand und einen halben Zoll dick. Dann hatte er, auch noch zur Belohnung, das Kind

sehn dürfen . . . und dann . . . dann . . . dann . . .“ aber da schlief er wieder. Da Adam in Sorge war, daß er auf dem Heimweg in einen der tiefen Gräben fahren könnte, die neben dem Weg herliefen, stieg er mit Gude ab, wo die Geest wieder anfängt, und schickte den Wagen zurück.

So gingen sie still nebeneinander weiter. Es war noch Nacht. Als sie auf der Höhe waren, da, wo über den Haselbüschen die drei Birken stehn, lag im Osten ein hellgrauer Schein des neuen Tages. Da sagte Adam: „Es ist doch zu spät, noch schlafen zu gehn; und im Haus ist alles fertig und bereit. Laß uns hier eine Stunde beieinander sitzen und dann weiter gehn.“

Sie setzten sich auf den Ball ins Gras und gaben sich zuerst beide der Ruhe hin, indem sie mit stillen Augen in die Ferne sahen. Dann und wann war es ihnen, als wenn sie von ferne her, wo Poggsee hinter dem Vielholz lag, ein Lärmen und Musik hörten; aber sie vergaßen es wieder. So saßen sie in ihren schlichten, im Laufe des langen Krieges altgewordenen Kleidern und in den alten Stiefeln. Adam sah auf sie nieder und sagte lächelnd: „Die haben mich weit getragen, Mutter. Ich trug sie schon vor sieben Jahren, als wir alle sechs aus der Marsch herausfuhren, und in der Schlucht alle in die Speichen griffen, weißt du noch? Und meine Füße gar, wie weit trugen die mich! Alle die spielenden Wege meiner Kindheit . . . und viele hundert Male den Moorweg entlang, dann in der Nacht zu Anna Haiden. Und dann hinter dem Bäckergeßellen her und dem Schuster in Göttingen, und hinter Kong Kristian her, der nun schon lange im andern Lande ist, und dann all die Wege durch Hopp-

trupp und Holebüll . . . mein Gott, Gude, welche bunten Wege von unsrer ersten gemeinsamen Nacht bis zu dem kurzen Schafpelz . . . Ach laß mich doch alles beim Namen nennen! . . . Und der Bischof stand vorm Gerstenstück, da blieb ihm der Holzschuh in der Mude sitzen, und er schimpfte. Und dann die Fahrt zu dem Grafen, und zu Propst Kjer, der mich auch an dem Tag leiden mochte . . . ich sah es an seinem Lächeln; und dann die Wahl und die Fahrt nach Poggsee. Wie waren wir an dem Tag in der Fülle und Reichtum des Lebens! Weißt du noch, wie der Küster in unserm Saal tanzte, und Heedjes Hochzeit? Ja, da waren sie noch alle vier am Leben . . . ja . . . ja . . . Das hilft nun nichts, Gude . . .! Dann kam das Unglück . . . Es kam das Unglück mit der Schwester und dem Großvater; und es kam der Krieg und brachte die große Traurigkeit in jedes Herz und über ganz Europa. Und dann der Tod der lieben Kinder, und der Hunger und der Brand, und der Diebstahl und die Verleumdung. Wir sind geschlagen worden wie Hiob; es hagelte auf uns herab, und wir wurden grau. Aber ich bin nicht verzweifelt, ja, ich bin nicht einmal müde geworden. Und dann ist es allmählich wieder in die Höhe gegangen. Großvater ging aus unserm Haus. Und dann starb er, und wir wurden die Schulden los. Und dann bekamen wir unsre Ehre wieder. Und nun ist da der kleine Junge in Abels Armen und dies Fest!“

Als er noch so sprach, wurde ihnen bewußt, daß sie schon seit einiger Zeit vom Dorf her eine Musik und ein Singen und Klingen hörten, das durch den kleinen, vor ihnen liegenden Wald näher und näher kam. Nun sahen

sie einen bunten Zug aus dem Wald und langsam zu der Höhe heraufkommen, auf der sie unter den Birken saßen. Sie sahen bunte Fahnen und laubgeschmückte Wagen, und Kinder und junge Leute auf buntgeschmückten Pferden um sie herum, und wunderten sich, und standen auf und spähten da hinüber.

Im Dorf war seit dem vorigen Abend, als man Adam und Gude mit dem Wagen des Moorhofs hatte wegfahren sehn, auf irgendeine Weise das Gerücht entstanden, zuerst, daß Abel Barfood sich in Scham über ihren Zustand das Leben genommen hätte, dann, daß Adam mit der gleichen Post die Nachricht bekommen hätte, daß er wegen seiner Tochter vom Amt entsetzt wäre und die Festrede nicht halten dürfe. Zuletzt wurden beide Gerüchte in eins vereinigt: nachdem Adam von seiner vorgesetzten Behörde jenen Bescheid erhalten hätte, hätte sich Abel, die davon erfahren, aus Verzweiflung, daß sie ihren Eltern dies Schicksal bereitet hätte, das Leben genommen. Das ganze Dorf, ja das ganze Kirchspiel, das schon von der Nähe des Festes aufs höchste erregt war, kam durch die Nachricht in die heißeste Bewegung; besonders die Kinder, die diese Gerüchte, welche die ganze kurze Sommernacht unruhig von Haus zu Haus liefen, noch kurz vorm Zubettgehen hörten, gerieten in die größte Verwirrung. Immer wieder fragten sie, warum denn Abel in den Tod gegangen wäre, grade Abel Barfood, die doch so gut wäre. Als sie auf diese, immer wiederholten Fragen keine Antwort bekamen oder jedenfalls keine, die sie begriffen, — sie meinten auch, wenn der Festredner fehlte, müßte das ganze Fest zusammenfallen — blieben

sie wach, oder standen bald wieder auf, indem sie behaupteten, der Morgen wäre schon da, oder weckten einander von leichtem, unruhigem Schlaf, und versammelten sich vor Tau und Tag, ohne irgendeine Berathung, in der Ecke der Festwiese, wo ihre Zubereitungen: Wagen, Pferde, Laubgewinde und Fähnlein für sie aufgestellt waren. Und als nun plötzlich ein neues Gerücht aufkam, daß Abel zwar noch lebe, aber mitsamt ihren Eltern in großer Verzweiflung oben bei den drei Birken wäre und nicht wüßten, wohin sie sich wenden und was sie unternehmen sollten, machten sie sich in ganzer Schar auf, sie zu holen, und ihnen jeden Gedanken an Selbstmord auszureden, zu dem sie nach ihrer Meinung nicht die geringste Ursache hätten und auch viel zu gut und schade wären. Da sie nun aber in dem hitzigen Eifer des nahen Festmorgens, ohne es weiter zu bedenken, sich schon alle festlich geschmückt hatten, die Mädchen Kränze im losen Haar, die Knaben mit bunten Schärpen und Fahnen, die kleine Königin, die der Zufall dazu gemacht, ein elfjähriges dunkelblondes Mädchen, sich in den Wagen gesetzt hatte, vor den die Knaben schon die bunten Pferde gespannt hatten, und die Offiziere zur Probe schon die geschmückten Pferde bestiegen hatten, und die kleine Musikbande von acht Knaben darauf brannte, ihre Kunst zu zeigen, setzte sich der ganze ansehnliche, in reichen Farben wogende Zug auf den Wald zu in Bewegung. Als die Erwachsenen die Prozession der Liebe, die sich mit einer gewissen stillen Ordnung und Freudigkeit durch das Dorf und die nächste Anhöhe hinauf bewegte, sahen, schlossen sich viele ihr an, wobei keiner im

ganzen Zug recht wußte, wo es hinaus wollte, und warum sie auszogen. Es war der unklare dumpfe Wunsch, durch die bunte und frohe Bewegtheit ihres Zuges und die Lebensfrische und den Schmuck ihrer Erscheinungen Abel und die Eltern wieder zum Leben zu locken, und das Gefühl, daß die Familie oder vielmehr der Familienrest, den sie auffuchen wollten, der menschlichen Theilnahme bedürfe und in besonderm Grade wert wäre, wobei es denn mitspielte, daß man sich unbewußt getrieben fühlte, in der natürlichen, zutraulich-frischen und zuweilen ein wenig unüberlegten Art dessen zu handeln, den man auffuchte.

So kamen sie denn mit Trommelwirbel und flatternden Fähnlein, während vom Ende des langen Zuges zuweilen ein besonderes Lied hell und munter herüberklang, die kleine Königin im Wagen mit müdem, ein wenig zur Seite geneigtem Kopf, das Krönlein von silbernen Eichenblättern mit großen Bernsteinstücken schief im losen Haar, die Führer stolz und mit erhitzten Gesichtern auf ihren Pferden, im Morgengrauen, das nun anbrach und den Nebel, der das Land bedeckte, überwand, die Anhöhe hinauf, und sahen die beiden grauen Leute da sitzen, denen die durchwachte Nacht, die überstandene Erregung und das große Verwundern aus den tiefliegenden Augen sah.

„Was habt ihr?“ rief Adam munter, „seid ihr ganz unflug geworden?“

Als sie die Munterkeit in seiner Stimme hörten und nun gewiß wurden, daß nichts Böses geschehn wäre, veränderten sich plötzlich ihre feierlichen Gesichter, und sie riefen dies und das; aber die meisten waren noch in Unruh und riefen: „Wo ist Abel? Wo ist Abel?“

„Sieh,“ sagte Adam lächelnd, „wie merkwürdig der alte friesische Frauennamen zu dieser Situation paßt! Wo ist mein Bruder Abel?“ Und indem er sie alle mit heißer Liebe und Freude ansah, sagte er: „Seht, es gibt Leute, die sagen, die Menschheit ist nicht weiter gekommen, seit Gott zu Kain sagte: ‚Wo ist dein Bruder Abel?‘ Aber jetzt tun schon die Menschen diese Frage, und mit solchen Gesichtern! Eure Schwester Abel,“ sagte er mit frohem Lächeln und Augen, „liegt im Moorhof im Bett, und neben ihr liegt ein Kindchen, und sie freut sich darüber, und wir beiden Alten auch.“ Und indem er die Hand ausstreckte, kamen die Vordersten und gaben ihm die Hand; und auch die kleine Königin, die nicht wußte, was geschah, und die nur eine wunderbunte Szene sah und fest überzeugt war, das Leben wäre weiter nichts als mitten in einem bunten Bild zu sitzen, streckte den Arm aus und gab die Hand; und es gab ein Plaudern und Reden hin und her unter den Kindern und jungen Leuten.

Um Adam standen einige ältere Männer, die ihn zu dem kleinen Enkel beglückwünschten. Er dankte ihnen und sagte lächelnd: „Das Land hat doch eine gesündere und wahrere Art als die Großstadt. Wir stecken noch mehr im Natürlichen, wodurch wir denn wahrere und wirklichere Menschen bleiben; und wir sollten Sorge dafür tragen, daß wir das nie aufgeben.“

Der junge Amtsvorsteher, der auch gekommen war, sagte: „Wir wollten es eigentlich erst nach der großen Rede sagen, Pastor Barfoot; aber nun will ich es doch gleich berichten, damit Ihr Euch freut. Wir wissen, daß Ihr die alten Bauernhöfe liebt, und so haben wir das

alte Strohdach von Peter Wöndel gekauft, und das soll nun Pastorat werden."

„Das freut mich!“ sagte Adam mit frohem Aufblitzen in den Augen. „Ich liebe in der That diese alten Häuser; sie sind mir voller Geheimnisse und Geschichten; und was ist das Leben ohne Geheimnisse?! Ich will Euch aber etwas sagen!“ sagte er lächelnd. „Seit ich mich in meines Vaters Werkstatt, als ich noch Kind war, mit dem Hammer auf den Daumen schlug, der seitdem etwas breiter ist als der andre und auch zuweilen schmerzt, neige ich trotz der Geister stark zur materialistischen Geschichtsanschauung, ich würde lieber sagen: zur natürlichen. Ihr klugen Schelme habt nicht zuerst an mein Wohlgefallen gedacht, wie ihr euch nun anstellt, sondern zuerst, daß jenes Haus billig zu haben war. Aber ich lobe euch dennoch. Und was eure Heuchelei angeht, so wäre ich, glaube ich, unglücklich, wenn ich nichts mehr zu schelten und zu bessern hätte. Erinnerung mich daran, Gude, daß ich an einem der nächsten Sonntage eine Predigt über diesen Gegenstand halte.“

Da einige größere Knaben merkten, daß Gude müde war, luden sie die beiden ein, in einen der Wagen zu steigen.

Gude sah das etwas zierliche Gefährt bedenklich an und sagte: „Ist das nicht zu leicht für uns? Wir sind wohl beide etwas mager; aber wir wiegen doch nicht wenig.“

„Ach,“ sagte der Knabe, „wenn es bricht, so schadet es nicht viel; es ist schon einmal gebrochen gewesen.“

„Nun,“ sagte Adam leichtfertig, „wie sollte es grade jetzt geschehn?! Steig nur hinein!“

Sie stiegen ein, und der Zug setzte sich wieder in Bewegung. Adam hatte seine Hand in Gudes gelegt und sah glücklich und stolz drein. „Dies ist ein großer und glücklicher Tag für mich,“ sagte er. „Mir ist, als wenn alle Geister, zu denen ich in meinem Leben in freundlicher Beziehung gestanden habe . . . und das sind Tausende . . . mit guten Gedanken um mich sind. Und wie sollten sie nicht einen Augenblick der großen Ewigkeit gerade meiner gedenken . . .? Sag mir, kann es ein Mensch weiter bringen, als ich es gebracht habe in diesem Augenblick? Was bin ich? Ich bin erstens ein Bauer, — wenn auch ein kleiner — es war ein guter Gedanke, daß ich mir die kleine Kuhweide kaufte —, und dann bin ich ein Pastor und Prophet . . . ich meine nicht durch mein Amt, sondern durch mein ganzes Wesen, das klarer und einfacher ist und auf das Wesentliche gerichtet . . . Was ist mit dem Wagen, Gude . . . mir scheint, er wird niedriger . . .? Und dann . . . ich darf es wohl sagen: bin ich zuletzt auch noch ein König . . . Ja, wenigstens fühle ich mich oft, und zumal heute, als ein solcher, da ich nicht durch mein Amt, sondern durch meine kräftige und wahre Natur das Haupt dieses Kirchspiels und des heutigen großen Festes bin. Der kluge und bewährte Mensch soll nach dem freien Willen des Volkes, je nach dem Grade seiner Klugheit und Bewährung, in die Höhe kommen und Führer werden; das ist die rechte Demokratie. Und so ist es mir geschnehn, denn wenn ich auch nicht Pastor wäre . . . sondern etwa ein Bauer . . . ja . . . dann stände ich erst recht an der Spitze dieses ganzen Kirchspiels. Also bin ich in der That ein König . . .“ Er wandte sich zu dem

Jungen, der neben dem Wagen ritt, und sagte: „Was ist mit dem Wagen, Kalli Maas? . . . Sieh doch mal hin!“

„Der Wagen ist alt,“ sagte der Junge gemächlich; „die Seitenschiene wollen nicht recht mehr halten.“

Gude war aufgestanden und sagte: „Der Wagen bricht mitten durch, mein Lieber. Wenn du noch lange sitzt und redest, sitzt du auf der Erde und im Sand.“

„Nein!“ sagte Adam verwundert, „wie ist denn das möglich!“

„Ja,“ sagte Gude boshaft, „das hat wohl irgend-einer der Geister getan. Da du grade so hoch dahinfuhrst und König warst, solltest du nun zu Fuß gehn.“

„Gut,“ sagte Adam lächelnd, „gehn wir also zu Fuß!“ Und indem er sich zu ihr wandte und sie mit blanken Augen ansah, sagte er: „Heute bist du zum erstenmal nach Jahren wieder boshaft; das ist ein Zeichen von neuem Leben. Denn was ist der Mensch ohne ein wenig Arsenik? . . . Sieh, da ist die erste Ehrenpfote! Und dort kommen schon die ersten Wagenzüge . . . Was sind denn das für Leute, Kalli, die die großen Holzlöffel an blauem Band über die Schulter gehängt haben?“

„Das ist der landwirtschaftliche Verein von Dingen . . . die haben den Eid geleistet, daß sie uns heute mittag beet essen wollen. Sie sagen, die wollen den Grund von dem großen Kessel Erbsensuppe sehn, der bei Dierk Ufen unter der Eiche steht.“

„Mit denen wollen wir heute zu Mittag essen, Mutter!“ sagte er, „das sind Schelme. Die können wir brauchen in diesem schwerfälligen Geschlecht und dieser ernstesten Zeit!“

## Fünfunddreißigstes Kapitel

Nun kamen Wagen auf Wagen, und Fußgänger, in großen und kleinen Haufen und allein, auf allen Straßen und Wegen und über alle Hügel; denn es mündeten im ganzen zehn viel begangene Wege ins Dorf, das von altersher eine Stätte der Heiligenverehrung und des Gerichts gewesen war: zwei vom Norden von der Niederung der Eider, drei von Osten aus den Buchenwäldern, drei von Süden über die Heide, und zwei von Westen von der Stadt und ihren Dörfern. Die von Heide und Moor kamen mit kleineren Pferden auf alten klapprigen Wagen, und waren auch selbst kleine hagere Leute, die neugierig plierend und unsicher zum Feste fuhren; ihre Frauen steckten bei jedem zierlich gekleideten Kinde die Köpfe zusammen, um es mit Staunen zu bereden. Die von Westen und Osten kamen mit runden Pferden und bessern Wagen und waren schon Leute von munterer Art und sahen frei und sicher um sich. Die von Norden aber, aus den Niederungen, kamen mit schönen edlen Pferden und mit Wagen neuester Form, und waren breite große Leute, und waren trotz der schweren Jahre voll Not und Tod und trotz der Unsicherheit der Zeiten schon wieder geneigt, hell aufzulachen. Zwischen all diesem wohlgestellten Volk des Weizens und der Schweine, des Roggens, der Eier und der Bienenstöcke gingen, noch schmal und blaß, die aus den kleinen Städten und die aus Hamburg gekommen waren, und die Fabrikarbeiter aus den Zigarrenhäusern, und all die andern Opfer des Krieges, und nun erst recht der Revolution: die kleinen ält-

lichen Rentner, die alten, alleinstehenden und verlassenen Frauen, die schmalen Primaner und Seminaristen, die Pastoren, Lehrer und Professoren.

Um acht war das große runde Dorf, alle seine Häuser, Scheunen und Hofstellen, und alle seine Wege und Höfe rund umher, gefüllt wie ein Bienenkorb. Zuerst drängte alles nach der Kirche, wo unter der Linde am Eingang die Zwölf die Stafettenläufer empfingen, welche, von jedem Kirchspiel der Landschaft entsandt, kleine Flaggen überbrachten, die sie in stabähnlichen Kapseln trugen; jede Flagge zeigte das Wappen ihres Kirchspiels. Wenn nun einer sich näherte, hörte man schon von ferne das Rufen: „Platz . . . Platz . . .“ und dann kam er, mit zusammengebissenen Zähnen, den Kopf zurück und mit starren Augen angefaust, und gab sein Kleinod mit ausgerecktem Arm dem Sachwalter; und trat hochaufatmend zur Seite, und sah im Geiste hinter sich auf der weiten Landstraße die lange Reihe und Kette der Kameraden, in welcher er der letzte gewesen . . . Darauf ordneten sich hier und da im ganzen Dorf, auf den Hofstellen unter alten Hauseichen, oder auf einem freien Platz, oder an einem Weg unter Schlehcn und Haselbüschen, die Spielvereinigungen, die Schützen, Springer, Turner, Läufer, Radfahrer, Tänzer und Vöfler, und die Reiter, die nach dem Roland stoßen wollten. In allen Spielen gab es auch kleine Haufen Kinder, die mit großem Ernst und wohlkleidender Würde hinter ihrer kleinen Musik her auf ihren gewissen Platz zuschritten.

Als nun so die Züge, mit voller Musik von allen Seiten kommend, der Festwiese zuzogen, und sich am Aus-

gang des Dorfes der Ehrenpforte näherten — der Weg ist hier ein Damm, der durch niedrige Wischen führt — gab es einen kleinen Aufenthalt. Unter den Wagen, die noch immer in dichter Reihenfolge eintrafen, befand sich einer mit sechs oder sieben jungen Mädchen besetzt und auch von einem Mädchen gefahren. Dieser erreichte gerade die schmale Stelle unter der Ehrenpforte, als von drei Seiten die Züge, mit Musik voran, hervorbrachen. Die Pferde, von den vielen Menschen schon beunruhigt, von der Musik erschreckt, fingen an zu bäumen und zurück zu hoppfen; die Mädchen, noch unruhiger, ja aufs heftigste erschreckt, und völlig verwirrt, vor sich die Musik und die sich bäumenden Pferde, zu beiden Seiten die tiefen Wischen, fingen an zu schreien . . . da sprang ein junger Mann in feldgrauem Rock, und den Rucksack auf dem Rücken, heran, und faßte die Pferde, und führte den Wagen, indem er die Zügel hielt, in die Mitte des kleinen Platzes, der da war. Als nun viele Augen auf diesen Helfer gerichtet waren, der irgend etwas fremdes an sich hatte und wie ein Mensch erschien, der weit, weit gewandert war, schrie plötzlich einer aus der Menge: „Das ist ja Geert Peters, aus Sibirien zurück . . .“ und gleich schrien es mehrere, und bald viele, und bald auf allen Wegen im Dorf, vermischt mit dem Ruf: „Male Peters muß kommen . . . ihr Geert ist da.“

Der junge Mensch, der zu seiner Verwunderung sein Dorf im hellsten Festtrubel gefunden hatte und sich in seiner noch unsichern Seele, und zum Festfeiern nicht aufgelegt, still und unbekannt in das Haus seiner Mutter hatte begeben wollen, und sich nun plötzlich von vielen

Dorfgenossen und bald vom halben Dorf umgeben sah, blickte aus tiefen Augen von einem zum andern und drückte immer diejenige Hand, die ihm die nächste von den vielen war, die ihm entgegengehalten wurden. Als er noch so stand, traten auch einige Mütter heran, die er nicht kannte, und fragten ihn, woher er käme und ob er etwas von ihrem Sohn wüßte, der vermißt war, oder noch in fremdem Land. Es wollten sich noch viele Frauen an ihn heranzumachen und es waren viele Frauenaugen, in denen Jammer und Qual stand, auf ihn gerichtet und man hörte die beruhigenden Stimmen von Männern: „Es nützt nichts, Mutter, die Welt ist zu groß;“ und es gab ein Weinen ringsumher. Ein Alter sagte: „Willst du uns den Tag verderben, Geert . . . daß du uns so an den schrecklichen Krieg erinnerst?“

Er schüttelte den Kopf, der in der Fremde leicht ergraut war, und sagte still, doch ohne Bitterkeit: „Ich will euch nicht stören . . . aber mitfeiern kann ich nicht.“

Adam, der vorüber kam, sagte: „Das verlangen wir nicht. Aber du sollst es dir ansehen; denn es ist alles ernst gemeint; Tand und loses Spiel ist nicht darunter. Nach Mittag aber kommst du zu meiner Rede; denn ich habe auch dir etwas zu sagen.“

Unterdes war jenes Rufen bis zur Mutter gedrungen, die am Herd stand und das Essen für ihre Gäste rüstete. Sie trocknete sich noch immer unbewußt die Hände in der Schürze, während sie vorgebeugt und mit spähenden Augen nach dem Sohn suchte, und nun plötzlich vor ihm stand. Sie hatte einen andern Sohn im Feld verloren.

„Nun, da bin ich,“ sagte der Soldat, und reichte ihr die Hand.

Sie hatte aber das Bild des vor sechs Jahren ins Feld gegangenen im Sinn, und sah nun plötzlich die Veränderung, die nicht bloß die Jahre, sondern vielmehr noch viele körperliche Not und das Heimweh, und all das dumpfe, hilflose, seelische Leid um sein eignes und der Menschheit Menschentum seiner Seele und seinem Charakter getan hatten, und wurde davon erschüttert, daß sie nichts sagen konnte.

Da legte er den Arm um ihre gebeugte Schulter und führte sie durch die dichte Menge, die schweigend und schluchzend Platz machte, den Weg hinauf nach Hause.

Nun begannen auf der weiten Wiese, unter dem Anblick von Tausenden, die Schau und die Spiele, die unter der Aufsicht der Zwölf aufs ernsteste ausgedacht und vorbereitet waren. Rasch nacheinander trat alles, was die Landschaft an edelster Kraft und Schönheit hatte, von oben her in die große Bahn, und zog in die Mitte, um der ganzen Landschaft zu zeigen: ‚Seht, das ist unser Reichthum und Stolz trotz Krieg und Not. Seht, das ist aus den alten starken Wurzeln noch vorhanden, ist noch unser gegenwärtiger Besitz, und soll, aufs sorgfältigste gepflegt, noch reicher und schöner unsre Zukunft werden. Seht, das ist Kraft zugleich und Schönheit . . . danach muß ein jeder schauen, danach streben, das im Sinn haben.‘

Zuerst zogen zwanzig schöngewachsene Mädchen in die Bahn, zwölfjährig, die am schönsten gewachsenen und kräftigsten, die man gefunden hatte, Blumen im losen

Haar. Sie tanzten einen Reigen, legten die Blumen, die sie in den Händen hatten, auf den Rasen, und liefen auf einer Bahn von zweihundert Metern um die Wette, doch so, daß Schönheit des Laufs ebensoviel galt, ja mehr noch, als allein die Schnelle. Darauf knieten sie nieder, daß sie die Aussicht nicht hinderten, und es erschienen zwanzig Knaben von gleichem Alter, auch sie die edelsten, die man hatte finden können; und auch sie tanzten und liefen um die Wette. Darauf erhoben sich die Mädchen und sie tanzten zusammen; und liefen auch zusammen um die Wette — die Mädchen bekamen einen Vorsprung — und zogen dann Hand in Hand um die Bahn. Und es ging ein Zurufen die Reihen entlang. Und wer irgend einen Verwandten oder Nachbarn unter der jungen federnden Schar hatte, nannte mit Stolz den Namen.

Die Zwölf hatten den Grundsatz aufgestellt und festgehalten, daß Unschönes nicht in der Bahn erscheinen sollte, und wäre es auch noch so tüchtig in irgendeinem Spiel. Es sollte keiner erscheinen, der gemein von Gesicht war oder schief an Gliedern oder duckig von Figur. Es sollte auch nicht allein auf die größte Leistung ankommen, sondern zuerst auf edle und gute Form. Sowie man die Tierzucht erhöhte, indem man nach biologischen Gründen wählte und auszeichnete, so wollten die Zwölf versuchen, Blick und Freude am schönsten und wertvollsten Menschen zu mehren. Also zeigte sich nun in allerlei Spiel, das der Reihe nach in die Bahn zog und sofort frisch und rasch ans Werk ging und dann in geordnetem Zug wieder davonschritt, lauter edelste Form: in Lauf und Gerwurf, in Hoch- und Weitsprung, in Fuß- und

Schlagball, in Wettlauf und Wettkriechen, die Altersstufen nacheinander, die Geschlechter zuweilen nacheinander, oft durcheinander. Danach zogen in kleinen Zusammenstellungen einzelne Erscheinungen vorüber, die von besonderer Rassigkeit waren. Zuerst zwei Geschwister, Bruder und Schwester, von einem kleinen alten Hof in der Marsch, Zwillinge, dreizehnjährig, mit hellem Haar. Das Mädchen hatte sich lange gestraubt; erst das ernste Zureden des Ältesten der Zwölf, der unter vier Augen mit ihr sprach, hatte sie bewogen. Den Kopf ein wenig gebeugt, eine feine Röthe im hellen Gesicht, ging sie zaghaft und still an der Hand des Bruders, der seine Gefährtin und sich selber sicher zu machen suchte, indem er sie auf dies und jenes aufmerksam machte. Darauf zog erwachsene Jugend durch die Bahn, die verschiedene Art der Schönheit und Rassen zu zeigen: zwei Primaner aus alten Geschlechtern, in denen ein Hang zur Gelehrsamkeit lebendig war. Schlank, etwas dunkel von Haar, ernst, einige Bücher unterm Arm, zogen sie vorüber; ihnen folgten, mit Nadelwerk oder Büchern oder Zeichenmappen unterm Arm, Jungfrauen derselben Art, schlank und rank von Figur, das Haar von dunklem Blond, mit feinem edlem Gang, jede ihrer Bewegungen ein Loblied der Gottnatur, die so schönes geschaffen. Darauf kamen schwerere Erscheinungen: friesische Rasse aus den Niederungen der Eider: lang und hellhaarig, mit weitem, raumigem Gang, Jünglinge und Jungfrauen. Indem sie Fohlen und Pferde führten, zogen sie ernst und hoch um die Bahn. Nur zuweilen, wenn aus den Tausenden ein Freund, ein Verwandter oder Dorfgenosse ihren Namen rief, flog ein

Lächeln über ihr langes schmales Gesicht. Danach zog ebenso Geestjugend vorüber, mehr sächsisches, vielleicht mit wendischem vermishtes Blut, kleiner, dunkler; aber kräftige, schöne Figuren. Darauf zogen zwei Familien, die eine mit fünf, die andre mit sechs Kindern, nach einander durch die Bahn. Die erste war vollzählig; der Vater hatte das jüngste Kind auf dem Arm; der zweiten fehlte der Vater; er lag in Frankreich begraben. Die eine Mutter war noch schlank, die andre schwerer; aber auch ihr sah man sechs Geburten nicht an. Langsam zogen sie ihres Wegs, ihre Kinder vor sich, als die in die Zukunft gingen, von den Zurufen der Bekannten und Freunde geleitet. Darauf zogen noch vier Generationen dahin, der Urgroßvater einst ein Tagelöhner, über achtzig; aber er schritt noch wacker, einen Kälberstaken bei jedem Schritt fest auf die Erde stoßend, die kurze Pfeife im Mund; seine alte, noch aufrechte Frau hielt er an der Hand, wie er vor sechzig Jahren gethan. Der Sohn, ein kleiner Landmann, sein rüstiges Weib neben sich, ging bei sechzig Jahren noch steil und straff. Ihnen folgten zwei Söhne mit ihren Frauen, kraftvolle junge Gestalten, der eine ein Tagelöhner, der andre Schmied, ihre Kinder vor ihnen her. Beifall der Menge begleitete sie. Darauf kamen sieben junge Männer aus der Niederung mit einer jungen Stute. Sie stellten das edle Tier quer, und sprangen hinauf und hinüber, ein Spiel, das ihre Vorfahren schon vor dreitausend Jahren gespielt. Ein hellhaariger Junge, noch nicht achtzehn, schlank wie ein Weidenzweig, gewann den Preis; er sprang am schönsten. Danach ritten die hundert besten Reiter durch die Bahn,

und fingen dann an, im Galopp nach dem Roland zu stoßen, der in der Mitte aufgerichtet war. Sie suchten mit großer Wucht die Holzscheibe zu treffen und zu splintern, die er in der rechten Hand hatte, und duckten sich nach dem Schlag aufs Pferd herab, um dem Aschenbeutel zu entgehn, den er, vom Stoß umstürmend, hinter ihnen her in der andern Hand schwang. Darauf kamen junge Burschen und Mädchen in jener würdigen lieben Tracht, die die Vorfahren wohl fünfihundert Jahr getragen haben, und tanzten, lauter schöne gesunde Menschen, nach dem Klang der Geige und nach eignem Gesang. So spielten sie bis gegen Mittag.

Als die Spiele beendet waren, gab es zuerst ein gewaltiges Durcheinanderwühlen und Rumoren auf dem Spielplatz, und bald auf allen Wegen im Dorf. Da sie nun alle versammelt waren und nun durcheinanderfuhren, kam es auf allen Wegen, an allen Ecken und Zäunen, und an allen Gartenpforten und Haustüren zu einem mannigfachen Wiedersehn und Wiedererkennen. Hier begrüßten sich drei oder vier Kriegskameraden, die sich zuletzt auf einer öden Straße Rußlands oder in einem zerschossenen Dorf Frankreichs, oder auf irgendeinem Bahnhof zwischen Warschau und Lille getroffen hatten, und seitdem nicht einmal erfahren hatten, ob der andre lebend zurück gekommen. Sie sprachen ernst und mit leisem Kopfschütteln von den ungeheuren Begebenheiten und dem unerwarteten und traurigen Ausgang. Dort standen zwei Haufen Mädchen, jeder aus einem andern Dorf und Kirchspiel, und beobachteten sich mit ruhigen, kritischen Augen, bis sie gegenseitig lose Bekanntschaften

feststellten, und sich einander näherten und begrüßten und in Unterhaltung kamen. Dort stießen von ungefähr zwei ältere stattliche Frauen aufeinander, stuzten, machten große Augen, und gingen dann mit erstauntem: Mein Gott . . . das bist du! aufeinander zu; und schüttelten sich die Hände, und sahen aneinander auf und nieder, und behaupteten beide, daß die andre sich gut gehalten hätte. „Ein bißchen stärker bist du geworden.“ „Ja . . . ich habe fünf Kinder . . .“ „Und ich sieben . . .“ Dort vor einem Garteneingang fand sich allmählich eine ganze Sippschaft zusammen, drei oder gar fünf Ehepaare mit einer ganzen Schar großer und kleiner Kinder; sie sahen sich alle Monate, gaben sich die Hände und sprachen ruhig von Haus, Hof und Kindern. Dort an einem Zaun nahm ein alter, achtzigjähriger, einen Mann von jungen Jahren aufs Korn, stand still und sagte verwirrt und kopfschüttelnd: „Bist du es, oder bist du's nicht? Aber du kannst doch nicht Eggert von der Wisch sein . . .?“ Der mit heller Stimme: „Sein Enkel, Großvater . . . sein Enkel! Habt Ihr ihn gekannt . . .?“ „Ja . . . ja . . . allerdings habe ich ihn gekannt . . . wir sind zusammen zu Tanz geritten, als wir jung waren . . . So . . . so . . . du bist sein Enkel . . . und er ist tot . . .“ „Schon lange, Großvater . . . Sein Sohn, mein Vater, ist auch schon tot . . . fünfzig Jahr alt in Polen gefallen . . .“ „So . . . so . . .“ Und dort, mitten auf der Straße, so daß Menschen und Wagen einen Bogen machen müssen, steht Adam im Kreis von einem Duzend Jugendbekannten aus seinem Heimatdorf, die ihm seine hitzigen Fragen nach Lebenden und Toten beantworten müssen.

Allmählich sammelt sich das ganze bunte Gewimmel um die Scheunen, Wirtschaften und Bäume, unter denen in großen Kesseln die Erbsensuppe dampft, in welche die Marschdörfer in leiser, leider verspäteter Erkenntnis und Reue, das größte Schwein geworfen hatten, das aufzutreiben war. Wenn auch alles im Land noch selten und teuer war, und manche Mütter im Land immer noch nicht wußten, was sie auf den Tisch setzen sollten, und manches Kind noch immer Hunger litt, so sollte doch heute alles um ein billiges satt und fröhlich sein. Und so saßen sie denn auf langen Bänken in den großen Dielen, oder auf dem Rasen unter den alten Hofeichen und aßen. Nur einige hundert arme Schlucker, darunter mancher mit feinem, städtischem Gesicht, saßen abseits und aßen mitgebrachtes karges Brot. Noch weiter abseits hockten, wie zersprengte und abgetane Teile des Festes, wohlhabende, aber geizige und knackige Leute, und kauten mitgebrachtes Brot, in dem schönen Gefühl, wieder einmal bares Geld zu sparen.

Nach dem Essen ging und stand man noch hier und da herum, erneuerte und schloß Bekanntschaft, und sprach von den großen Begebenheiten der Zeit. Junges Volk beiderlei Geschlechts näherte sich, erst mit Blicken, dann mit Händen, grüßte sich, plauderte miteinander, und beredete den Tanz des Abends.

Danach machten sich alle nach dem Festplatz auf den Weg. Dort standen die Zwölf nebeneinander auf einer Bühne, und ihr Ältester, der angesehenste und klügste Mann der Landschaft, trat vor, und sprach in einigen schlichten Worten von dem Sinn der Spiele. „Unsre

Ställe," sagte er, „halten wir in guter Zucht und edler Form; aber das Wertvollste und Schönste, was die Gottnatur geschaffen hat, den Menschen, überlassen wir wahllos und gedankenlos dem öden Zufall. Wenn unsre Ställe im Dorf," rief er, „den Menschen im Dorf glichen, wären wir ein armes erbärmliches Volk. Wir haben diese Schau und Spiele vorgeführt, nicht allein, daß ihr sähet, was wir noch haben und guten Mut fastet, sondern auch, daß ihr eure Augen schärft, daß sie das Edle und Edelste erkennen, und es auch wählt, wenn in eurem Leben vielleicht ein Tag der Wahl kommen sollte. Was das Sittliche angeht, so wollten wir weiter an den alten Satz glauben, daß in einem gesunden Körper auch eine gesunde Seele sitze, und wollten nur diejenigen ausschließen, die ihre bürgerliche Ehre verloren haben. Wir wollen diese Spiele und Schau alle drei Jahre wiederholen, und die Hoffnung haben, daß einmal eine Zeit kommen werde, wo jeder einzelne Deutsche an edlem Gehalt und edler Form dem gleiche, was wir heute gezeigt haben." Danach fing er an, die Preise zu verteilen. Jeder wurde laut aufgerufen, und bestieg die drei Stufen, daß er allem Volk sichtbar wurde, und empfing seinen Preis, von denen keiner in Geld, sondern alle in irgendeinem Gegenstand edler Kunst oder Kunstgewerbes bestand. Mit gebeugtem Nacken, niedergezogen von so großer Ehre, trat er wieder unter seine Gefährten.

Nun trat alles Volk zurück und die Fahنشwenker traten auf, zu gleicher Zeit ein dreizehnjähriger und einer von sechzig. Eine sanfte, getragene Musik hob an, die seidene Fahne rauschte um den Kopf, neigte sich, wurde

hoch geworfen, wurde seitwärts, den Knäuf in der Hüfte, freigeschwenkt, und rauschte dann mit neuem schönem Schwung unter dem leisen Tanzschritt des Trägers durch die Luft. Und dann reichte ihm jemand die Zitrone. Wie gelb sie leuchtet! Wie die tausende Augen auf sie gerichtet sind! Wie jeder Atem stockt! Nun wirft er die Fahne hoch . . . nun fliegt sie . . . nun zieht er den Degen . . . nun fliegt die Zitrone . . . nun fängt er die Fahne mit sicherer Hand . . . nun schlägt er die Zitrone, und spaltet sie mit einem Hieb. Ein ungeheures Aufatmen und Beifallsgetöse hebt an.

Und nun im langsamen gewaltigen Zug hinauf nach den Eichen. Da steht unter den dünnen Stämmen die Kanzel, mit Fahnen, darunter drei alte aus der Kirche, bunt und ehrwürdig geschmückt . . . Und nun, als sie alle stehn: „Ein feste Burg ist unser Gott . . .“ Wie feierlich es klingt unter freiem Himmel! Wie groß, heilig und tapfer sind diese Worte! Viele weinen.

Und nun erscheinen der breite Kopf und die breiten Schultern von Adam auf der Kanzel. Er ist sehr ernst; aber er ist völlig gewiß. Er hat ja wohl seine Geister zur Seite. Es gibt sichere und unsichere Menschen.

„So . . . also das ist er!“ Es geht ein großes Gemurmel unter den Eichen hin; und von den Hängen herab, wie wenn Wasser murmelt.

„Er hat seine beiden Söhne verloren . . .“

„Ja . . . und eine Tochter.“

„Und seine letzte Tochter . . .“

„Ja . . . ja . . . du weißt ja.“

„Sein Haar ist fast weiß; aber seine Augen sind noch jung.“

„Der hat viel erlebt und viel gedacht.“

„Ein kühnes Gesicht!“

„Ruhig! . . . er fängt an.“

„Landsleute! Vor sieben Jahren . . . im Sommer . . . wir lebten in tiefstem Frieden . . . das ganze Land eine einzige Ernte . . . die Städte eine einzige Werkstatt und Fabrik . . . die Kinder eine einzige Schule im ganzen Land, von Schleswig bis an die Alpen . . . Sommer-  
sonne über uns: da befanden wir uns plötzlich im schrecklichsten Krieg mit den gewaltigen Völkern rings um uns. Wie bebte uns das Herz! Wie waren wir mit einem mal tief erregt, bange, gequält, demütig, fromm!

Wir hielten uns für schuldlos! Ein reines, unschuldiges Volk — so meinten wir —, erhob sich ohne Uebermut, ohne Ueberheblichkeit, in heißem Sturm, voll heiligen Willens zur Verteidigung seines Lebens, seiner Ehre, des Landes, das Gott ihm zu wohnen gegeben, der Güter, die es sich mit großem klugem Fleiß erworben hatte. Landsleute . . . es gibt sehr viele Menschen, deren Leben dahin geht wie ein müder sandiger Weg durch ödes Land. Aber einmal hat von dem jetzt lebenden Geschlecht doch jeder etwas Großes erlebt; einmal hat doch jedem das Herz hochgeschlagen; einmal hat doch jeder auf seinem Weg still gestanden . . . einen Augenblick . . . und hat Gottes Flügel rauschen gehört . . . damals, als unser Volk sich erhob, im Fluge wie ein Adler . . . seine Ehre und sein Gut zu verteidigen . . . Landsleute . . . wozu ist das Leben da? Zum Graben

und Pflügen, zum Heizen und Hämmern, zum Arbeiten und Gelderwerben, und im langsamen Gespräch die Nacht zu erwarten? Sollte der Mensch zu Höherem nicht geschaffen sein? D . . es muß dazu kommen . . dann und wann . . dann und wann . . ein Blick hinauf zu den Sternen . . wozu wären sie sonst angezündet und wandern über unsern Häuptern ihren ewigen Weg? Es muß ein Herzklopfen dazu kommen, dann und wann, ein Bangen um ein Schicksal, das übermenschlich ist, und ein Lachen vor den bleckenden Zähnen der Welt, die voller unsagbarer Uebel ist. Selig die Menschen, die jene Zeit vor sieben Jahren in ihrer wilden heiligen Not und ihrem Aufschwung von reiner Schönheit mit erlebt haben, und selig die Toten, die in jenen Jahren im reinen Glauben an die deutsche Sache geblieben sind. Sie haben Gottes Angesicht nicht e i n m a l gesehen wie andre, die es im Lächeln des Kindes sahn, oder im Morgenschein überm Wald, oder im Aufrauschen des unendlichen Meeres . . sie haben es auch gesehen, da es von großen Gedanken erbebte, und er seinen Willen wie funkelnde Speere in die Menschenwelt warf, und Völker jagte wie Schafe, und die Herzen der Menschen erschütterten wollte. Und da er es wollte, geschah es.

Aber seht, Landsleute, obgleich wir, das deutsche Volk, so in den Krieg zogen, so heilig, so fromm, so von Gott ergriffen, so im Angesicht Gottes, so die bitter-ernsten Augen auf Gott gewandt . . . , wir sind unschuldig, Herr, Du weißt es' . . . trotzdem sind wir geschlagen worden . . ja mehr noch, viel mehr noch . . wir sind geschändet worden.

Landsleute, es gibt viele unter uns, die das nicht fühlen. Sie empfinden es nicht, und leiden nicht darunter. Sie denken: ‚ach, ich verdiene gut und ich lebe gut‘; oder sie denken: ‚ach, ich habe meine Sorgen im Haus und Beruf . . . was soll ich mir um mein Volk Gedanken machen?‘ . . . Landsleute . . . darüber will ich dies sagen . . . Es steht durchaus nicht fest, was Sünde sei und was nicht. Die Menschenmeinung schwankt in der Hinsicht noch immer hin und her. Was ist sündig und was nicht? Ich, was mich angeht, neige dazu, zu meinen: das wäre Sünde, wenn man kein Gefühl dafür hat, daß man selbst und die ganze Menschheit wachsen soll . . . zu schönerem Wesen, zu reinerer Erscheinung, zu größerer Ehre . . . Ein ganzes Volk, dein Volk, ist in den Schmutz getreten; und du fühlst das nicht? Das ernste Gesicht der ganzen Menschheit ist auf unser Volk gerichtet . . . mit diesem Ausdruck der Verachtung: ein gemeines verdorbenes Volk, dies deutsche, . . . und du fühlst das nicht? Die ganze Menschheit ein einziger heiliger Richterspruch: ‚Alle Völker dürfen frei sein, ja sollen frei sein, Herren ihres Willens; denn ihr Wollen ist gut und rein; aber das deutsche Volk soll mit Ketten gebunden sein dreißig Jahr wie ein wildes Tier.‘ Das fühlst du nicht? Alle andern Völker, sagen sie, haben das Recht zu leben . . . die Sonne zu sehn . . . ja . . . sie sind dem Menschengeschlecht wert und des Lebens würdig; aber vom deutschen Volk, von diesem verdorbenen Volk, sind zu viele auf der Erde. Wir wollen es noch hungern lassen, damit besonders von seinen Kindern noch möglichst viele zugrunde gehn. Das fühlst du

nicht? Ich sage euch . . . ich weiß nicht, was vor Gott Sünde ist; ich glaube, er hat die Menschheit grade zu dem Zweck unterwegs geschickt, daß sie grade dies suche und finde: was heilig und was Sünde sei; aber mir scheint: dies muß wohl Sünde sein, ja, dies ist Sünde: wenn du nicht in innerster Seele diesen Schmerz, diesen Zorn fühlst: daß ein Volk, einerlei welches . . . nun ist es dein Volk . . . so unter das Menschentum erniedrigt ist, so in den Schmutz getreten wird.

Landsleute . . . ich kann noch nicht davon lassen. Ich will es euch noch im einzelnen sagen, daß ihr es recht versteht . . . Sie sagen: wir haben durch dreißig Jahr lang heimlich und schlau, unter Friedensbetuerungen, auf diesen Krieg gerüstet; auf Brennen und Morden haben wir gelauert dreißig Jahr, und haben dann den Ausbruch des Krieges durch hinterlistige Bosheit und böse Lügen herbeigeführt. Sie sagen: Wir haben den Krieg so unmenschlich geführt wie nie ein Volk; wir haben Städte und Dörfer verbrannt aus lauter Freude am Brennen; wehrlose Gefangene haben wir getötet; Kindern haben wir die Hände abgehackt und sie geblendet. Sie haben uns durch Erpressung, indem sie uns mit Vernichtung drohten, gezwungen, uns all dieser Taten für schuldig zu bekennen, und haben den Beschluß gefaßt, und aller Welt verkündet: Wir müssen dies deutsche Volk, diese Schande der Menschheit, diesen Tiger . . . nein . . . nicht Tiger . . . diese feige Hyäne . . . dies feige schmutzige Wesen unter den Menschenvölkern . . . das müssen wir entmannen und schwächen; und sie nahmen uns unsere Wehr, das Zeichen der freien Nation;

nahmen uns unsere Kolonien und Schiffe, den Fleiß von fünfzig ernsten arbeitsvollen Jahren, nahmen uns unsere Ströme, und nahmen uns neun Millionen Brüder, die von Bluts wegen so bitter gern bei uns bleiben oder zu uns kommen wollten. Dazu legten sie uns Pflichten und Lasten auf . . . da wir Tiere sind und den Namen Menschen nicht verdienen . . . die über Menschenkraft gehn, damit sie uns durch immer quälenden Druck, durch immer schmerzende Fesseln, durch immer neu empfundenes Gefühl der Schande dazu bringen, daß uns allmählich alles vergeht, was ein Menschenleben, ein Volksleben erhöht: Keinlichkeit, Fleiß, Stolz, Glaube, Hoffnung . . . und dies deutsche Volk, das früher so hoch stand, dessen Häuser so rein waren, Blumen vor den Fenstern und im Gartensteig, Kinder sauber gekleidet, Alte auf der Bank vor der Thür in der Sonne . . . allmählich des vergeblichen Kampfes müde, in Schmutz und Armut verkommt, seine Schulen verfallen, seine Kinder an Tuberkulose verseuchen, seine Bahnen verfaulen, auf seinen Straßen Gras wüchse, seine Natur, schwächlich, schmutzig und hilflos würde, und so an der Stelle, wo einst in Europa ein ehrliebendes Volk wohnte, allmählich ein Sumpfloch sei. Seht, das ist es, was sie sagen, wollen und tun. Das ist der Wille und Richterspruch der Völker über das deutsche Volk. Und du, der du dies alles weißt, du Deutscher, du sagst, du fühlst das nicht? Du sagst, du schämst dich nicht? Du sagst, es geht dich nichts an und kümmert dich nicht? Du kannst gut schlafen? Nun, dann weiß ich, was ein Sünder ist! Ein Sünder ist der, der nicht weint, wenn Menschen, ehrliebende Menschen, in den

Schmutz getreten werden. Wir ändern? Wir? . . . Ich sage dir: wir toben in unsern Seelen. Wir schreien gegen Gott und Menschen. Mein Gott, welche Gedanken jagen durch unsre Seelen! Durch das Herz . . . durch das freie Herz! Mit welchen Bildern sättigen wir uns die dürstende Seele! Wir sagen nicht viel nach außen. Aber inwendig in uns schreit es nach Erkenntnis, nach Gerechtigkeit, nach Ausweg, nach Hilfe, in unser Volk hinein, in die Menschheit hinein, zu Gott empor.

Landsleute! Wie ist dies Ungeheure — denn es ist Ungeheures. Nichts Schrecklicheres ist in der Geschichte der Menschheit geschehn — wie ist das gekommen? Wie ist das möglich gewesen?

Landsleute . . . alle ernstesten Menschen haben das Gefühl, daß die Weltgeschichte irgendwie das Gottesgericht ist. Die Weltgeschichte, fühlen wir im ernstesten Gewissen, ist irgendwie die Form, in welcher der allmächtige Gott die Menschheit leitet, scheidet und richtet. Landsleute, wenn dies Furchtbare über uns gekommen ist, diese allgemeine Gegnerschaft der ganzen Menschheit schon vor dem Krieg, und dann diese Niederlage, und dann diese Revolution . . . dann, fühlen wir, ist da irgendwie Gottes Stimme, Gottes Gericht. Es ist da irgendwie Gottes Ausspruch über uns: ‚Du hast geirrt, deutsches Volk! Du hast geirrt! Und dies war dein Zurechtgewiesenwerden, dein Hingestossenwerden . . . mit furchtbar harter Faust . . . auf einen andern Weg, auf den richtigen Weg, den du verlassen hattest!‘

Ja, was ist es denn, was wir versehen haben? Was

war es denn mit unserm Irrweg? Was war denn unsre Sünde? Wahrhaftig, der deutsche Mensch mag über vieles nachdenken in diesen Jahren . . . über sehr vieles! Aber über nichts mehr als über dies! Wahrhaftig, der deutsche Mensch mag sich bemühen, in allem wahr zu sein. Ja, das mag er! Kein größeres Gebot für ihn, als nüchtern und wahr zu sein! Aber in keiner Sache mehr als in dieser! Wo haben wir gefehlt? Was haben wir verfehlt, daß uns so Ungeheures geschehn ist?

Landsleute . . . ich sage zuerst: . . . es gab drei oder vier Völker, die standen in der vordersten Reihe nebeneinander, alt, mit ehrenvollen Narben bedeckt, stolz und reich. Da drängten wir uns zwischen sie, in diese erste vorderste, stolze Reihe. Und dies Hineindrängen . . . das machten wir nicht vorsichtig, nicht maßvoll, nicht langsam genug. Wir kamen durch unsre kluge und rasche Wissenschaft, unsern großen, etwas übereiligen Fleiß, durch unsern wachen Handel rasch und mächtig in die Höhe, und wurden ein starkes und reiches, ja dickes Volk. Aber es fehlte uns, nach der Weise des neuen Reichthums, an allen Ecken und Enden an guten Formen. Wir waren, unser Kaiser an der Spitze, nicht leise, nicht vorsichtig, nicht feinhörig, nicht vornehm genug. Darüber erbosteten sich die stolzen Völker. Wir aber, nicht feinhörig, nicht feinsüßlich, merkten nicht, daß wir anstießen, daß wir angefeindet wurden, daß man uns fürchtete, daß man uns mit Recht fürchtete; und daß man sich dann auf Tod und Leben gegen uns verband. Wir fühlten nicht, daß wir schuldig waren; daß wir uns nicht gut betrogen. Und so kam allmählich die ganze Welt gegen

uns, und wünschte uns den Zusammenbruch. Jedermann sah das; aber das deutsche Volk sah es nicht. Jedermann wußte es; aber das deutsche Volk wußte es nicht. Landsleute . . . es ist ein unheimliches Rätsel vor Menschenaugen: die ganze Welt weiß und fühlt: es kommt ein ungeheurer Sturm über dies Deutschland; und das deutsche Volk sieht und hört es nicht. Blind! Blind! Vom Schein des vielen Goldes . . . Berge von Gold! . . . von Hochmut, von Gleichgültigkeit, von Besserwissen, ach, von Alleswissen, geblendet! So kam dieser ungeheure Krieg . . . Übermacht über uns! . . . und kein Freund in der ganzen Welt! . . . Und wir wurden geschlagen! . . . Das war das erste.

Landsleute . . . unser zweiter Irrtum war, daß wir nicht dafür sorgten, daß wir in einem kommenden Sturm doch wenigstens ein einiges Volk wären. Als der Sturm kam, da prahlte unsre Regierung: ‚wir sind ein einig Volk,‘ sagte sie, ‚die Feinde werden auf Granit beißen.‘ Aber in Wahrheit wußten sie wohl, . . . und alle Welt wußte es: wir waren kein Granit. Das französische Volk war Granit. Das englische war es. Das serbische auch. Es ließ sich durch sein ganzes Gebiet treiben und jagen, und blieb doch einig und hart. Das amerikanische auch . . . man wird es erleben, wenn es einst in große Not kommen wird. Aber das deutsche und das russische Volk waren nicht Granit. Nein . . . als der Sturm kam, der ungeheure, da war das deutsche Volk keine granitene Wand. Es war ein Block, mit einem großen tiefen Riß mitten hindurch. Landsleute . . . wenn sich in Deutschland zwei Menschen auf der Straße begegneten, so

waren diese Menschen ganz verschiedenen Meinens und Denkens, ja ganz verschiedenen Glaubens. Der eine war ein Bürger; er lobte und liebte den Kaiser, das Heer, die Offiziere, die Beamten, die Kirche, die Banken. Dies alles liebte er nach seiner Seelenart, und weil er von dem Allen Genuß hatte. Der andre aber war ein Arbeiter und liebte und lobte die demokratische Republik, die Miliz, die völlige Freiheit des Glaubens und Denkens, die soziale Gesellschaft und die gleiche Menschenwürde aller, und verachtete alles, was jener liebte und lobte, ja, haßte es, und wünschte ihm Tod und Teufel. Und tat es nicht ohne Grund; denn er wurde von jenen Persönlichkeiten und Einrichtungen teils von oben herab mit gönnerhafter Freundlichkeit, teils verächtlich abweisend behandelt. So war es. Das war der Zustand unsres Volkes. Wir . . . wir sahen diesen Riß. Wir wußten alle, daß er da war. Wir, umgeben von ungeheuren Feindeskräften, von den gewaltigsten Drohungen, die jemals um ein Volk gestanden haben . . . wir sahen diesen Riß, quer durch unser Volk, grade durch die Mitte. Wir hätten ihn heilen können. O ja, mit einem großen edlen Ruck. Mit Einrichtung demokratischer Verfassung hätten wir ihn heilen können und hätten unser Volk zu einem Block von Granit zusammenschließen können. Aber wir taten es nicht. Und so kam es, daß wir zusammensanken, daß wir früher zusammensanken als die anderen . . . Rußland und wir, die beiden gespaltenen Völker, die vorher schon gebrochenen Völker . . . wir sanken zusammen. Das war das zweite.

Aber es war noch ein drittes da . . . noch eine dritte

Schuld! . . . Landsleute . . . das deutsche Volk hatte durch fünfzig Jahre lauter Glück gehabt. So wie ein Landmann auf einem großen schönen Hof fünfzig Jahre lang immer gute Zeiten hat . . . es mehrt sich sein Beschlagn, sein Vermögen, sein Ansehen, Jahr um Jahr . . . so war es dem deutschen Volk gegangen. Solch große und lange Glückszeit kann aber ein Mensch und ein Volk nicht ertragen, ohne an seiner Seele Schaden zu leiden. Das deutsche Volk hatte an seiner Seele Schaden gelitten. Es lebte zu sehr in äußern Dingen. Essen oder Trinken, Lachen oder Vorwärtstommen, Lohn oder Bankbuch . . . das war zu sehr der Inhalt des Lebens geworden. Wenn man einen Deutschen der letzten Jahre hätte abbilden sollen und hätte ihm die Gegenstände in die Hand gegeben, die sein Wesen am meisten und völlig bezeichnen, man hätte ihm ein Bank- oder Lohnbuch geben müssen zur Linken, und ein Werkzeug oder ein wissenschaftlich = technisches Buch zur Rechten. Sehr ehrenwerte Dinge . . . ich will nichts gegen sie sagen. Aber nicht genug! Nicht genug, Landsleute, für einen Menschen vor dem ewigen Schicksal, nicht genug für ein Volk, das den schwersten Posten auf der ganzen Welt hat, mitten in Europa auf die Wacht gestellt zwischen der westlichen und östlichen Menschheit! Nein, der Mensch . . . die Nation, vor einer großen Aufgabe, muß Tiefe haben; und in der abgründigen Tiefe muß ein heißes Feuer glühn, sonst hat sie keine Kraft in sich, und kann nicht bestehen. Nun sagt Ihr . . . als der Krieg damals ausbrach . . . hatten wir da nicht das Feuer? Flog es nicht hoch gegen den Himmel? Ja . . . das ist wahr. Aber seht, wie bald wurde es müde, sank

zusammen, wurde Asche, wurde sogar schmutzige Asche! Das Feuer muß doch irgendwie nicht die rechte Tiefe und Kraft gehabt haben. Landsleute, wofür begeisterten wir uns? Für unsre völkische Ehre . . . für Antwerpen oder Baltikum . . . danach für die vierzehn Punkte . . . und danach . . . ja, danach für das Nichts. Es fehlte nicht viel, so hätten wir uns zuletzt für den Bolschewismus begeistert! Es war kein rechter, tiefer, einiger Glaube da, kein starkes emporreißendes Gefühl! Es fehlte ein großer, heiliger Glaube, der das ganze Volk zusammen- und emporriß, und seinen Willen grade machte wie einen Speer und seine Taten wie Speerwurf. Mit kurzem Wort: Wir waren keine Nation. Wir waren nicht national. Eine Nation sein, das heißt: sich als Persönlichkeit unter den Völkern fühlen und sich eines bestimmten stolzen Auftrags an der Menschheit bewußt zu sein. Dies Gefühl jeder stolzen Nation: ‚Das bin ich, das deutsche Volk . . . und dazu bin ich da!‘ Das fehlte uns . . . Und so konnten wir in dem riesengroßen Ansturm nicht bestehn. Wir waren in uns zu unsicher, . . . fielen inwendig auseinander. Und verloren den Krieg, und kamen unter die Füße der Völker.

Landsleute . . . so, scheint mir, war es und so ist es. Dies drei . . . das sind unsre Irrtümer, unsre Mängel gewesen. Da liegen die Gründe unserer Niederlage und unsres völligen Zusammenbruchs.

Wenn es aber nun so ist, Landsleute, . . . was denn nun weiter? Sollen wir nun sagen, wie viele sagen: ‚Nun . . . ob so oder so . . . nun ist es aus mit unserm Volk? Man laßt uns essen und trinken, oder laßt uns

weinen . . . : ein Volk, so in die Irre gegangen, so niedergeworfen, so ausgeraubt, kommt nie wieder in die Höhe! . . . Landsleute . . . das ist nicht richtig gedacht. Andre Völker, und wir selber in früheren Zeiten, haben wohl ebenso schwere Dinge erlebt, wie wir in diesen Zeiten, und haben sich wieder aufgerichtet. O nein, so steht es nicht, daß wir nun verzweifeln müssen! Wir müssen vielmehr darüber nachdenken, was wir denn nun tun sollen, daß wir uns wieder erheben, und wieder rein werden von all dem auf uns geworfenen Schmutz, und wieder zu Ehren kommen, und auch wieder zur Macht.

Landsleute . . . zuerst, sage ich, müssen wir wieder inwendig stolze Menschen und ein stolzes Volk werden. Ob auch äußerlich noch geknechtet und geschändet, dennoch ein stolzes Volk, eine stolze Nation! Und ich meine, Landsleute, wir haben zu solchem Stolz wahrhaftig ein gutes Recht.

Sagt mir doch, Landsleute . . . was sind unsre Feinde für große Leute, daß sie uns erniedrigen wollen? Was ist das englische Volk mehr als wir? Wohl, Narben in Ehren . . . das ganze Gesicht und die Brust voller Narben! O, es hat seine große Macht und Herrschaft über die halbe Welt bar und teuer bezahlt! England kämpfte auf jeder Erde; englische Gräber vom Hudson bis hinab nach Indien, englische Flagge wehte durch alle Länder. Aber was hatten sie für ein festes, sicheres Haus, mitten im Meer! Mit welcher sittlichen Gleichgültigkeit, mit welcher Grausamkeit haben sie davon Gebrauch gemacht! Wieviel Jammer betrogener, erniedrigter Völker! Wie viele edle, stolze Herzen durchbohrt von ihren silbernen

Kugeln! Wie gering ist ihre Sittlichkeit als ein Volk! Wie fromm ihr Herz und wie leer zugleich! . . . Und was ist das französische Volk mehr als wir? Wohl . . . Narben in Ehren! Französisches Blut floss vom Mississippi bis nach Moskau. Es wagte wohl mehr, und hatte höheren Schwung als irgendein anderes Volk der Erde, hochgemut und tapfer! Aber wie maßlos und schwankend sein Gang! Wie leichtfertig sein Leben und Gewissen! Wie grausam und sinnlos seine Siege, wie eilig und überschwenglich sein Prahlen! Wie tiefenlos all sein Tun, sein Grübeln und sein Veten! O, das deutsche Volk kann wohl neben ihm bestehn . . . Landsleute . . . welches Volk hat eine so harte und mühsame Jugend gehabt wie das deutsche, dessen Haus, nach Gottes Willen, rund umgeben ist von starken Völkern, die ihm jahrtausendlang nach dem Leben trachteten? . . . und hat sich doch emporgerect zu einem großen und tüchtigen Volke? Welches Volk ist mit so ernstheiligem Gemüt in so große Tiefen gestiegen, zu so heiligen Höhen hinaufgeflogen, mit andächtigem Gemüt Gottes Wunder zu schaun und zu bewundern, vom Schemel seiner Füße bis zum Diadem von funkelnden Welten auf seinem Haupt? Welches Volk war so durchglüht von Liebe zu Gott, und hat aus dieser Liebe heraus so unvergängliche Schönheit geprägt in Stein und Erz, in Form und Farbe, in Dichtung voll heiligem Glanz und reiner Menschlichkeit? Sieben Namen könnte ich nennen, in allen sieben freien Künsten und Wissenschaften, jeder Name eine ganze Welt, jeder Name eine andere Welt, jeder Name höchste Ehre und Ruhm der Menschennatur und der ganzen Menschheit!

... Lorbeer über das deutsche Volk ... über seinen mühsamen, quäligen Aufstieg und all seine Taten aus den Tiefen des Menschengestes! Das deutsche Volk ist wohl ebensoviel wert als seine Feinde.

Und dann kam dieser Krieg! Landsleute, was prahlen sie mit diesem ihrem Krieg und Sieg! Ketter der Menschheit! Heilige Völker! Ganz unschuldig am Krieg! Nun . . . die Wahrheit, die grimmige, die unerbittliche, ist schon dabei, ihnen zu beweisen, daß sie diesen Krieg gewollt, und dazu geheßt haben und dafür gerüstet waren, daß es sie gelüstete, an einem allzu gläubigen und irrenden Volk zu Räubern zu werden! . . . Sie prahlen weiter, daß sie den Krieg edel geführt? Ach . . . edel geführt?! Welchen Krieg? Den im Felde? O, nicht unedel! Nicht unedler als wir! Krieg ist ein grausam Handwerk! Aber sie führten ja noch zwei Kriege mehr, die wir Deutschen nicht führten! Frankreich den gegen unsre Gefangenen, und England den gegen unsre Frauen und Kinder! Edel geführte Kriege! Sehr edel! Gegen Gefangene in Bänden, bis in die Friedensjahre hinein! Gegen Frauen und Kinder, die keine Waffen haben, bis in die Friedensjahre hinein! Edel geführte Kriege! . . . Sie prahlen weiter, daß sie so glorreich gesiegt haben? Glorreich? Sie? Durch die ganze Welt bettelnd, um Gold, um Menschen, um Waffen? Sie, aufs beste bewaffnet und satt bis an den Hals? Sie, zehn gegen einen? Wenn es einen Sieg gibt in der Menschengeschichte, der eine Schande ist, dann ist es dieser Sieg, wo sieben Jäger und zwanzig Hunde den einen Hirsch niederschlugen! . . . Sie

behaupten weiter . . . ach, was behaupten sie alles . . . um die Lumpen ihrer Sittlichkeit zu verhüllen! . . . sie behaupten, sie hätten den Krieg geführt, damit Gerechtigkeit und Menschlichkeit auf Erden wohne? Ach, große Worte! Was haben sie getan, als sie Sieger geworden? Sie haben ein freies, stolzes, weißes Volk, das geistigste Volk der Erde . . . das haben sie gebunden, wie man ein Tier bindet. Sie haben den ernstesten Versuch gemacht und machen ihn noch, aus einem großen reinen Volk einen Sumpf voll Schmutz und Krankheit zu machen; und haben Europa, das durch deutsche Kraft durch fünfzig Jahre in Glück und Frieden lebte, zu einer Wüste gemacht, in der die Völker wie wilde, verhungerte Tiere gegeneinander schreien. Ah, edle Völker! Edle Sieger! Edle Führer! Räuber und Verwüster sind sie, und die Folge ihrer Taten ist Niedergang und Elend der Menschheit . . . Das deutsche Volk aber? . . . Landsleute . . . nicht ohne Flecken! Kein heiliges Volk! Ein Volk . . . plötzlich vor einer gewaltigen, ja ungeheuren Uebermacht . . . wie sollte es nicht wild sein . . . wie nicht mit Zähnen und Krallen um sich greifen? Rasend waren wir in unsrer Angst, unsrer Wut, unserm Mut! Aber wir waren wohl reiner als alle unsre Feinde. Welch wunderbare Taten, in ihrem treuen, schlichten Willen, dem Vaterland, das trotz allem eine reine Sache hatte, mit Leib und Leben zu dienen, mochten Vater und Mutter auch zeitlebens darum weinen! Herzerschütternde Geschichten, aufgeschrieben vor allen Zeiten, groß wie Griechenlands Kampf gegen die Perser, wie Karthagos Kampf gegen Rom, wie der Kampf der Niederlande gegen Spanien. Wie stolz wird Deutsch-

land einst sein, wegen dieser Zeiten! Wie wird man einst an deutschen Herden, in deutschen Stuben und unter deutschen Eichen von dem Großen erzählen und singen, was in diesen Zeiten im deutschen Gemüt geschehen ist! Die jungen Männer zeigen nicht ihre Auszeichnungen? Reden nicht von jenen Tagen? Es wird die Zeit kommen, daß sie von einem jüngeren Geschlecht verehrt werden, als die das Gewaltigste und Ehrwürdigste erlebt, das es je gegeben, und sie werden davon erzählen müssen und werden es tun mit Qual in den Augen und mit glühenden Wangen! ... Tannenbergl! . . . müde und matt . . . schwer beladen . . . hundert Kilometer . . . zweihundert . . . wie sind die Wege sandig und zertreten . . . wie dünn unsre Linie! . . . unzählige sind die Russen! . . . wir werden alle unser Grab finden in diesen Seen, in diesen weichen Wegen . . . aber wir wagten es doch . . . und wir schlugen sie! . . . Dirmuiden! . . . Wer war mit bei Dirmuiden? . . . Ach, allzu jung, fast Knaben noch! . . . Allzu kurz ausgebildet! Allzu rasch, und allzu begeistert! . . . Junge Fabrikarbeiter und Studenten, brennend vom Glauben an Deutschland und Deutschlands Zukunft . . . stürmten vor . . . sie sinken dahin und sterben! . . . Polen und Rußland! Das Haar schon grau, die Muskeln schon nicht mehr straff, fünfzig Kilo auf dem Rücken, zu Hause vier . . . fünf . . . sieben Kinder! . . . Wie weit sind diese Wege! . . . wie endlos ist dieses Land! . . . wie zahllos die graue Masse in den weiten Gräben . . . Ach, wir kommen nie wieder nach Haus! . . . Aber es hilft nun nichts . . . wir müssen hier stehn und stürmen . . .

ein Jahr, und noch eins, und ein drittes . . . weil es befohlen . . . weil es so gut und nötig ist für Deutschland! . . . Verdun! . . . Verdun! . . . Müde schon, und nicht mehr satt, und hinter uns die hungernden Frauen und Kinder; und es nützt nichts, und der Feind ist zu stark und wird immer stärker . . . aber es ist befohlen, und was befohlen ist, das tut man mit treuem deutschem Gemüt . . . und muß gestorben sein, so sterb ich hier! . . . Die letzten schweren Kämpfe! Das große stolze Amerika, das zahlreichste und mächtigste Volk der Erde, ist nicht zu stolz, gegen ein hungerndes, verblutendes, kleines Volk übers Meer zu ziehn, um ihm den Rest zu geben. Da sind sie! Große schöne Menschen voll Saft und Kraft, üppig genährt, herrlich gekleidet . . . Waffen sonder Zahl. Sie kämpfen gut. Sie kämpfen für Recht und Freiheit. Für Recht und Freiheit? Wir denken, Recht und Freiheit sind auf unsrer Seite . . . sie sind auf der andern? Da stehn sie und kämpfen! Weh, sie geben uns den Rest, uns Hungernden, uns Sterbenden, uns, denen das Hungern und Hungerrufen der Unsern den Mut und den Schwung nimmt. Aber es muß nun so sein. Ist die ganze Welt gegen uns . . . wir wollen doch kämpfen! . . . So kämpfte das deutsche Volk, über vier Jahre lang. Welches Volk kämpfte je so tapfer, gegen solche Übermacht? So umstellt von gewaltigen Mächten an Gold, Menschen und Lüge? Unter solch jammervollen Zuständen, mit solcher Bitterkeit im Herzen? Ehre und Ruhm dem deutschen Volk, bis ans Ende der Menschheit! Kein Volk hat so Großes vollbracht, so Schreckliches erlebt, bis es blutlos und kraftlos zur Erde stürzte! Sie haben

dies Volk geschändet? O nein . . . das ist eine Verwechslung, die sehr häufig ist . . . sie haben sich selbst geschändet! Sie sind die Geschlagenen, die von Gott gerichteten . . . Das werden sie auch spüren. Nichts ändert sich rascher, als der Menschen Meinungen und Urteil. Es wird die Zeit kommen und zwar bald, daß die Menschen in der weiten Welt den Deutschen wieder ehren werden, ja, wohl mehr noch, als vor dem Krieg! ‚Sieh da,‘ werden sie sagen, ‚ein Deutscher! Einer von dem Volk, das ungeheures Leid tapfer und würdig ertrug, bis Menschenkraft zu Ende ging, bis es in wildem Fieber zusammenbrach. Einer von diesem Volk, davon die ganze Menschheit redet, darauf die ganze Menschheit hofft; denn es hat Kraft in sich wie kein andres, Kräfte des Glaubens, der Liebe, der Ordnung, jeder großen Menschheitshoffnung.‘

Landsleute . . . das ist das erste, was nötig ist: daß wir wieder Stolz gewinnen. Nur wenn wir uns als wertvolle Menschen, als ein wertvolles Volk empfinden unter den Menschenvölkern, nur dann werden wir wieder Mut haben, und wieder vorwärts arbeiten, neuen Zielen, neuen Zeiten zu!

Das andre aber ist, daß wir nun endlich ein einiges Volk werden.

Landsleute . . . die innerste Ursache unsres Unglücks war nicht, daß wir zu viele Feinde hatten, sondern daß wir in uns nicht einig waren . . . Aber was sollen wir denn nun tun? Um welche Fahne sollen wir uns scharen, wir geschlagenes deutsches Volk, daß wir einig werden? . . . Landsleute, es gab eine herrliche Fahne . . . die

Kaisersfahne! Aber seht . . . es hilft nun nichts, es zu leugnen . . . sie hat uns nicht vereinigt zu einem einzigen geschlossenen Volk. Hat sie uns aber vor dem Krieg nicht einig gemacht . . . wie sollte sie es jetzt vermögen, nachdem sie uns so tief in die Irre und ins Unglück gebracht? Landsleute, wenn sie jetzt wieder aufgerichtet würde, wie viele würden ihr folgen? Der dritte Teil des Volkes? Aber was hilft das? Und wenn es zwei Drittel wären . . . was könnten sie ausrichten? Es wäre wieder dieselbe Zerrissenheit wie vorhin; die Folgen aber würden noch viel schrecklicher sein. Es mag wohl sein, daß die Fahne einmal wieder aufgerichtet wird zu einer andern Zeit und mit Zustimmung des ganzen Volkes. Ja, das halte ich wohl für möglich . . . aber zu dieser Zeit wäre es ein Mordversuch am deutschen Volk. Wenn die Alten nicht lassen können, darüber zu grübeln, die Jungen sollten davon lassen, sollten nicht davon reden, nicht davon träumen; sondern sollten sich den Dingen und Taten zuwenden, die heute und morgen nötig sind. Nein, kein Wort jetzt von einer Kaiser- oder Königsfahne, die uns wieder trennen, teilen und schwächen würde . . . kein Wort davon! Es muß nun, wenn wir wieder in die Höhe wollen, das ganze Deutschland sein!

Landsleute . . . es gab und gibt noch eine andre Fahne in Deutschland, eine Fahne ebenso schön, ebenso würdig wie die Kaisersfahne: die Fahne der Arbeiter, die Fahne der freien Menschenwürde für alle, die Fahne des Vertrauens in das Edle in jedem Menschen . . . die Friedensfahne über ganz Europa. Aber seht, es hilft nun nichts, es zu leugnen: auch sie hat eine Niederlage

erlitten . . . im Anfang des Krieges nach außen, an seinem Ende im Innern. Hat sie uns vorher schon nicht einig gemacht . . . wie sollte sie es jetzt vermögen? Würde ihr ein Drittel des Volkes folgen, mit ihr vor Not und Tod zu stehn? Und wenn es zwei Drittel wären . . . es wäre zu wenig! . . . Nein . . . kein Wort von dieser Fahne, die uns wieder trennen und schwächen würde! Seht, unsre Not ist zu groß; unsre Gefahr ist zu überwältigend . . . es muß das ganze Deutschland sein!

Landleute . . . wir haben nichts . . . nichts, was uns einig macht . . . nichts auf der ganzen Welt . . . als allein ein Stück Papier, an der heiligsten Stätte Deutschlands geschrieben! Landleute . . . es ist so schlicht . . . so ohne allen äußern Glanz, und doch ist es das Höchste, das wir haben, unser teuerstes Besitztum; denn seht, es bedeutet unser Zusammenkommen. Es bedeutet nach sechzig, ja, nach hunderten von Jahren unsere Einigung, und darum unsre Gegenwart und unsre Zukunft! Landleute, was haben wir sonst, wir Volk im großen Unglück? In unserm religiösen Glauben sind wir gespalten, in unserm politischen klaffen schwere Gegensätze, tief begründet in der tiefen, zwiespältigen Natur der deutschen Seele! Nein, wir haben keine andre Gegenwart und keine Hoffnung, als allein dies Stück Papier, dies wohlwogene Abkommen verständiger Männer, diesen Sieg der Vernunft, diese Vereinigung auf mittlerer Linie. Oder ist dies Papier in seinem Inhalt nicht würdig, nicht heilig genug? Kann es neben dem Großen, das Deutschland hat, nicht bestehn? Streitet dies Papier gegen den Geist der alten, ehrwürdigen Kirche? Oder gegen den Geist

Luthers? Oder gegen den lichten Geist Goethes? Oder gegen den recht verstandenen Geist Bismarcks? Ich sage euch, ich wollte es wagen, mit jedem darüber zu streiten — denn auch ich kenne diese drei — und wollte den Streit wohl gewinnen! Nein, die großen Geister unsres Volkes wenden sich nicht von ihm ab! Es ist voll Menschenstolz und Menschenwürde, voll Glauben und Vertrauen in das Menschentum, und darin christlich und deutsch zugleich. Wogegen es streitet, das ist gegen den geborenen Hochmut und gegen die Uebergewalt des Goldes. Landsleute, ihr schlichten Menschen, die ihr alle euer Leben und eure bürgerliche Ehre holen müßt aus der bitterernsten Arbeit eurer Hände und Köpfe, glaubt nicht denen, welche die Verfassung von Weimar herniederziehen und verächtlich machen. Glaubt nicht denen, die da sagen, daß das Leid dieser Zeit von der Verfassung von Weimar kommt; es kommt von dem Irrweg, den die früheren Führer uns geführt, und von unsrer früheren Uneinigkeit und vom verlorren Krieg. Freilich . . . unter einer funkelnden Kaiserkrone sich zu beugen war einfacher und bequemer . . . aber größer und würdiger und vornehmer ist doch das Volk, das sich unter selbst gewählten klaren Gedanken beugt, die voll Geist von seinem Geist und voll hohen Menschentums sind. Landsleute . . . wie verehrt das große englische Volk seine Verfassung! Wie stolz ist es auf sie! Wie würde es mit Todesmut jeden Gedanken darin verteidigen! Wie ehrt das große amerikanische Volk, das Volk größter und stärkster Zukunft, seine Verfassung, welche die ehrwürdigen Väter in der Zeit schwerster Not ihm gegeben! Ich sage euch, es kommt die Zeit,

wo das deutsche Volk auch diese seine Verfassung, diesen seinen Willen, ehren und lieben wird und stolz auf sie sein wird, und wie ein einziger Mann zu ihr halten wird. Es mag sein, daß unsre Nachkommen einst dies und jenes an ihr ändern werden . . . aber im großen wird sie unverändert bleiben, da sie wiedergibt, was die große ruhige Mitte unsres ernstern gottesfürchtigen Volkes für recht und gut erkennt. So laßt uns denn zu unsrer Verfassung stehn als zu unserm eignen, selbstgegebenen Gesetz, als zu einem Wort und Werk, das wir selbst getan, nach dem ernstern Willen der Mehrheit, das darum auch Gottes ist. Denn wo lebt sonst Gott, wenn nicht in den Herzen der ernstern Menschen, eines ernstern Volkes? Seht, so haben wir nun den Grund, darauf wir ein neues Deutschland bauen können.

Aber nun ist noch ein drittes nötig, Landsleute . . . daß uns geholfen werde . . . Wenn wir nun auch stolz sind auf unsre Vergangenheit, auf die Thaten unsrer Väter und die unsrer Brüder, und wenn wir auch einig sind, so muß noch ein drittes hinzukommen: wir müssen als Volk, als Nation einen rechten starken Charakter haben. Nur ein tüchtiges und frisches Volk kann aus solchem Niederbruch wieder in die Höhe kommen.

Landsleute, der deutsche Charakter ist wohl in der Tiefe gut. Es ist in den meisten Deutschen etwas von der ernstern Frömmigkeit, welche das Leben führt als vor Gottes Angesicht, und etwas von der schlichten Wahrhaftigkeit vor dem großen Wunder der Natur und des Lebens, welche Goethe und alle deutsche Wissenschaft anzeichnete, und auch etwas von dem großen tapfern

Mut, mit dem Bismarck für sein Land und das Recht seines Landes gegen die ganze Welt anging. Aber doch sind in deutschem Wesen und Charakter schwere Fehler. Landsleute, ich rede nicht von dem Einzelnen, sondern von unserm Volk. Ich könnte ein Lied singen von deutscher Formlosigkeit und Lässigkeit, wie sie in unsern Dörfern und kleinen Städten wie ein Nebel auf dem Volke liegt. Wie lässig, wie bequem, wie lächerlich faul sind schon die äußern Formen des Verkehrs unter einander; welche Stummheit, Unfreundlichkeit, Unhöflichkeit! Wie lässig und faul sind so viele ihrem Acker, ihrem Gartenland, ihrem Handwerk, ihrem Spaten gegenüber. Es ist doch klar, daß ein Viertel, ja, ein Drittel mehr und besser gebaut, gemacht und erzeugt werden könnte, wenn unser Sinn wacher, rascher und frischer wäre und ein ernstes und stolzes Pflichtgefühl in uns wohnte. Und wie gleichgültig, ja ablehnend, sind die meisten gegenüber der körperlichen und seelischen Not des Nachbarn; und nun gar gegen die Not des ganzen Volkes! Diese Rufe des Hungers aus den großen Städten! Dies Hin- und Herziehen der Kinder bis auf diesen Tag! Wohl, ich weiß, es gab Barmherzige, Gebende, Fürsorgende; aber wie viele aßen sich satt und kümmerten sich nicht um die Not des andern Volksteils. Und als dann das große Unglück über uns kam, der Zusammenbruch und die unsagbare Schändung unsres Volkes . . . ach, wie viele waren da, welche die Achsel zuckten und sich nicht weiter darum kümmerten. Der Engländer . . . bis zum letzten Matrosen . . . würde sich mit dem Unglück seines Landes quälen. Er würde die Zähne zusammenbeißen und sich

darum grämen, und würde auf Lösung und Rettung sinnen, und sollte er auch sein Leben lang Mühe davon haben. Der Franzose . . . auch der letzte Hirte auf seinen Heiden, und der letzte Arbeiter in seinen Fabriken . . . würde es nicht ertragen können; das Unglück und die Schmach seines Volkes würden ihm wie ein Feuer im Gemüt brennen; er würde aufspringen und ihm helfen. Sie haben es bewiesen. Fünfzig Jahre haben sie mit zusammengebissenen Zähnen gelauert, die Schmach von siebenzig abzuwaschen . . . Aber der Deutsche ist lässig, langsam, gleichmütig. Mögen andre sorgen! Der Deutsche ist des Russen Nachbar und Halbbruder, der Mann der langsam und lässig machenden Ebene. Ja . . . das ist es, Landsleute, was uns die Niederlage bereitet hat. Wir waren nicht klar und wach genug, und wir fühlten nicht heiß und heilig genug mit unserm Volk.

Landsleute . . . es ist ein sonderbares Geschick . . . das des deutschen Volkes! Es ist halb komisch, und halb zum bittern Weinen. Alle hundert Jahr kommen fremde Völker über uns und leeren unsre Taschen, Truhen und Bänke. Ja . . . so sind wir . . . das ist deutsche Eigenschaft. Alle hundert Jahr geht unser guter Fleiß, all unsre Wissenschaft und Geschicklichkeit und unser Schweiß über die Grenze, und macht andre Völker, macht fremde Völker groß, stark und fett. Mit deutschem Geld und Fleiß baut sich nun das französische Volk seine Häuser und Fabriken. Mit deutschem Fleiß gesättigt lehnt der Franzose, vierzig, fünfzig Jahr alt, am Zaun und spielt den Rentner. Mit deutschem Geld und Fleiß macht sich nun der Engländer weitere Teile der Erde untertänig,

kauft sich Gold, baut sich schöne Häuser, sorgt für seine Kinder, reist in die weite Welt und lobt den englischen Gott, seinen ewigen Schenker, und das deutsche Volk, seine Milchkuh. Landsleute, nun gibt es viele, die sagen: Ja . . . so ist es, und so wird es bleiben! Aus Rußland, sagen sie, wird nichts; es ist zu langsam und träumerisch. Wir Deutsche sind zwar etwas wacher; aber auch wir fallen inwendig auseinander, und es wird auch aus uns nichts werden. Vom Rhein bis nach Wladiwostock, sagen sie, dies ganze ungeheure Gebiet, wird ein Ackerfeld und Ausnutzungsgebiet der westlichen Völker und Amerikas sein und bleiben; die werden herrschen und die Peitsche schwingen und das Gold zählen; und die andern Völker, das deutsche unter ihnen, wird das weite Land für andre pflügen und weiden, wie es ja jetzt geschieht. Denn jeder zweite Spatenstich, jeder zweite Hammerschlag, jeder zweite Federstrich, der jetzt in Deutschland geschieht, ist für die andern Völker. Arbeitstiere! Rässig, langsam, gedankenlos, ohne Stolz und Zorn, beherrscht von hellern Völkern, von den raschen, von den zum Herrschen bestimmten. So wird es bleiben, sagen sie. Dünger auf Gottes Acker! Wegstaub unter seinen Füßen, unter seinem Wagen! Wegstaub! . . . Wegstaub! . . . Weiter nichts!

Landsleute . . . ob das so ist und sein wird . . . wer kann es wissen? Mein Gefühl bäumt sich dagegen auf und schreit dagegen an . . . Ich rascher Mann . . . und sehr viele unter euch auch, rasche, helle Menschen, Mann und Weib . . . und unzählige im deutschen Volk sagen mit funkelnden Augen: das soll nicht geschehn. Aber werden wir, die Hellen, die Ueberhand gewinnen? Wer-

den wir siegen? Werden die Hellen im Volk siegen über die Meinsager, die Nörgler, die alles hinab Ziehenden, die Langsamen, die immer Bedenklichen? Landsleute, was könnten wir tun, daß es nicht so geschieht, daß unser Volk nicht Wegstaub wird unter den Füßen der Völker?

Landsleute . . . Wir müssen mehr achtgeben auf diese noch klägliche Menschenart: der deutsche Mensch! Wir müssen nachdenken und daran arbeiten, daß unser Volk einen andern, und zwar einen festern und zusammenge-  
rissenen Charakter bekommt. Wir müssen bei unsrer Jugend damit anfangen. Landsleute . . . wir hatten eine besonders wertvolle Jugend, vor dem Krieg. Der deutsche Stamm schloß besonders gute und edle Triebe aus sich heraus. Es war in unsrer Jugend ein Gefühl neuer, herber Wahrhaftigkeit und neuen, edlen Willens. Von dieser edlen Jugend sind hunderttausend gefallen. Gottes Liebe segne sie im andern Land! Aber wir dürfen hoffen, daß Millionen, die noch leben, auch diesen Geist haben, der besser ist, als der des älteren Geschlechts, und eine große Hoffnung. Dies Neue wird noch eine Zeitlang auf verschiedener Erde wachsen. Die einen werden ihren jungen, neuen Geist durch die alte Kirche befruchten lassen; der alte Glaube wird sie rein, mutig und frisch machen. Die andern werden sich auf Goethe gründen. Goethes große, weite, helle Welt und seine Wahrhaftigkeit wird sie hilfreich, frisch und edel machen. Die andern werden sich auf Bismarck gründen. Bismarck starkes, feuriges, nationales Heldentum und alle deutschen Taten, die in seinem Geist geschehn sind, werden sie

scharf und klar erhalten wie blanke Rlingen. Segen über sie alle! Allmählich aber, hoffen wir, wird dieser mannigfache Geist unsrer Jugend sich vereinen zu einem einzigen Geist neuer deutscher Art, der besser sein wird, klarer, herber, tüchtiger, als der alte, und unser Volk wieder aus seiner Niederung zu hellen Höhen führen wird. Auf, deutsche Jugend, besser als wir, wahrer als wir! Verzage nicht! Wage es! Hilf dem deutschen Volk, ein Volk von Charakter zu werden, eine stolze Nation! Steig empor zu neuem Menschentum! Sei wach und fromm!

Wahrhaftig, Landsleute . . . wir müssen eine wachere Rasse werden! Wir müssen mehr acht geben auf diese noch klägliche Menschenart: der deutsche Mensch. Wie ist er wohl zu heilen? Und seht, Landsleute . . . da haben wir eine Hoffnung! Dürfen wir nicht hoffen, daß diese letzte, allerbitterste Erfahrung, diese letzte ungeheure Ausraubung und Schändung, den deutschen Menschen endlich wacher und heller macht? Sollte sie nicht unsre Arbeiter dazu bringen, daß sie endlich erkennen: die Nationen sind eine Stufe und Form der Menschheitsbildung, und wer gegen seine Nation kämpft, der kämpft gegen sich selbst? Sollte sie nicht unsre alten Familien aufraffen, daß sie sich endlich . . . endlich mit dem Volk in Reih und Glied stellen, um es in seinem Charakter vorwärts zu bringen? Sollte sie nicht unsre Bauern dazu bringen, daß sie sich mehr als bisher als Staatsbürger, als Glieder ihres Volkes fühlen? Sollte sie nicht unsre besten Köpfe, unsre Regierenden, dazu bringen, daß sie sich sagen: Wir müssen und wollen nun dies Volk ändern, dies haltlose, dies

alle hundert Jahr ausgeraubte Volk; wir wollen nicht ruhn ... mit Klugheit und Kraft wollen wir am deutschen Wesen arbeiten, daß es gesund werde, daß diese Scham und Lächerlichkeit in Europa, dies alle hundert Jahr gerupfte Volk, ein andres wird? Landsleute ... als das Unglück über uns kam, und alle blaß und verzweifelt um ihn standen, soll der alte Hindenburg mit stillem Gesicht gesagt haben: ‚wer weiß, wozu es gut ist.‘ Ja, wer weiß es! Sollte es nicht den Sinn haben, daß es uns nun endlich zu der Erkenntnis bringt: es wird Zeit?! Ja, es wird Zeit! Es wird jetzt Zeit, daß der deutsche Charakter sich ändert! Was haben sie aus uns gemacht? Bleiben wir weiter, wie wir sind, politisch träge und formlos, viele Vaterlandslose in allen Ständen ... dann machen sie aus dem deutschen Volk ein Jagdgebiet und reiten mit Lachen über unsre Felder. Groß ist die Not, die uns betroffen hat! Groß ist die Schande! Aber willkommen, Schande! Willkommen, Not ... wenn sie dazu dient, das deutsche Wesen nun endlich zu ändern, dies Exemplar eines europäischen Volkes herber, härter und heller zu machen.

Aber das Beste, Landsleute, muß Gott selber wollen!

Landsleute ... die Welt, und die Menschheit als ein Teil von ihr, sind ein Geheimnis. Es kann ein Mensch glauben, daß die Menschheit über die Erde läuft, einer Tierart gleich, die eines Tages verschwinden wird, ohne daß irgendwie ein Sinn oder Ziel in ihrer Erscheinung und ihrem Weg gelegen. Es kann aber auch sein, daß eine ewige heilige Kraft, welche in der Welt wirkt, eine Idee, einen Plan mit ihr hat, einem

guten Gärtner gleich, der rodet und pflanzt, beschneidet und veredelt . . . bis zu einem jüngsten Tag. Nun hat Gott dem deutschen Volk in seinem bitterernsten Geschick doch unendlich viele Zeichen gegeben, daß es ihm wertvoll ist. Das deutsche Volk, mitten in Europa, so viele Jahrhunderte umringt von sich dehrenden, zuweilen wie wilde Tiere aufspringenden Völkern, besteht doch noch. Es ist doch immer noch nicht unter die Füße der Völker geraten und zertreten. Es ist ihm sogar gelungen, sich zu einem Staat zu formen, der allen deutschen Kindern im Blut sitzt, auch denen, die noch jenseits seiner Grenzen wohnen. Gott hat ihm auch viele herrliche Menschen gegeben voll großen und tiefen Geistes, deren Ruhm der Ruhm der ganzen Menschheit ist und über die Jahrhunderte leuchtet. Er hat ihm auch manche gute Eigenschaft gegeben: Sinn für Ordnung und Sauberkeit und tüchtigen, täglichen Fleiß. Er hat ihm auch ein tiefes, treues Gemüt gegeben, und ein starkes Gefühl für ehrlich Stehn bis in den Tod für das, was gut und edel ist. Er hat ihm auch einen tapfern Mut gegeben. Wie hat es herrlich gekämpft im letzten Krieg, draußen an den Fronten und daheim die Frauen und die blassen Kinder. Landsleute, sollten wir nicht daraus folgern dürfen, daß Gott doch noch Großes mit dem deutschen Volk vorhat? Dürfen wir nicht hoffen, daß es sein dunkler Wille ist und es ihm auch gelingen wird, das deutsche Volk zu schmieden . . . zu schmieden . . . bis es gut geschmiedet und großer Dinge fähig ist?

Großer Dinge?

Landsleute, es ist ein Geheimnis für uns Menschen!

Was für Gedanken spinnt er im goldenen Saal? Was ist sein dunkler Wille? Wo kann man ihn fühlen, wo ihn erkennen, wo doch wenigstens ihn ahnen? Gott wahrte seine Geheimnisse gut . . . und das ist nötig . . .; doch hat er eine heimliche Weise, sie anzudeuten. Im tiefsten Brunnen, den es gibt, in der Tiefe der Menschengemüther, des Volksgemüths, erscheint zuweilen ahnend das Bild der Zukunft. Deutscher Mensch, was siehst du in dieser Tiefe? Den Untergang deines Volkes? Wegstaub . . . und stolzere Völker gehn darüber hin? Nein . . . nein . . . ein ander Bild sehn wir . . . haben wir immer gesehn! Ein Bild großer, schaffender Zukunft! . . . Landsleute . . . sie sagen, es fehlt dem deutschen Volk an einer großen Idee, an einem großen Zukunftsglauben? Wie kann man das sagen? H i e r ist die Idee . . . hier ist unsre Zukunft, hier Gottes Willen, in Ahnungen der deutschen Seele kund getan: wir sollen uns wach, straff und frisch erhalten, und straffer und frischer werden von Jahrzehnt zu Jahrzehnt, daß wir in dem ungeheuren Kampf, den wir nun, als Wirkung dieses vergangenen Krieges, deutlicher kommen sehn, dem Kampf zwischen den westlichen und den russisch = asiatischen Völkern, hellen Geistes auf unserm Platz stehn, wir, das lange schon außerhählte Volk, an diesem größten und wichtigsten Thor der Menschheit zu wohnen! Ob wir in jener größten Stunde der Menschheit auf der westlichen oder auf der östlichen Seite stehn, das kann noch kein Mensch sagen; aber das soll uns gewiß sein . . . das ist unser Glaube . . . muß unser Glaube sein, wenn wir nicht vergehn wollen: daß am Ende dieses ungeheuren Kampfes das deutsche Volk mit seinem tiefen

Geist und mit all seinen Gaben wirtschaftlicher Art der Führer werden wird, und vom Atlantischen bis zum Stillen Ozean die Völker mit seinem Geist und Wesen erfüllen wird. Wir, die Mitte der Völker, wir, die von Gott geschlagenen, von Gott geschmiedeten . . . wir werden die Träger Europas sein! Ohne Deutschland kein Europa=Asien, durch Deutschland das neue Europa=Asien! . . . Landsleute, ist das der Wille Gottes, uns nun deutlicher geworden, da West und Ost so gewaltsam sich schieden . . . ist das sein stolzer Auftrag an die deutsche Nation . . . wie sollten wir dann nicht wach werden und uns härten und festen, um an jenem großen Tag unsrer Pflicht gewachsen zu sein, nämlich: überm Gewirr und Gewühl der Völker emporzuragen und sie mit neuen heiligen Gedanken und Plänen zu sammeln, und zu neuen, hellern Zeiten aufrufen?

Landsleute . . . so stehe nun jeder einzelne deutsche Mensch, im Gefühl einer so großen Aufgabe und Zukunft, mit Leib und Seele als vor Gottes Angesicht, und tue, was seine Pflicht ist, und gedenke, daß er solchen Willen Gottes weiter zu geben hat an Kinder und Enkel!"

\*            \*            \*

So redete Adam . . . mit schwerem Atem, langsam und deutlich, daß sie es in ihren schweren Gemütern verstanden. Sie waren alle still; und hatten ihm gut zugehört.

Nun wurde es dämmerig, und sie zerstreuten sich über das ganze, große Dorf und die umliegenden Höfe. Die Altern saßen beieinander und sprachen über alles, was geschehen war; die Jugend tanzte, fand sich und liebte sich. Verständige, starke Männer, mit weißen Stäben in den Händen, sorgten dafür, daß die gute Sitte . . . das ist die volkaufbauende . . . nicht verletzt wurde.

Draußen stand über Feldern und Wäldern und den Wohnungen der Menschen die graue stille Herbstnacht.

E N D E



- Charitas Bischoff, Amalie Dietrich.** Ein Leben. Mit 8 Bildnissen. 72. Tausend. Geh. 20 M., geb. 30 M.
- —, **Bilder aus meinem Leben.** Mit sechzehn Holzbildern und fünf Textillustrationen. 32. Tausend. Geh. 20 M., geb. 30 M.
- Walther Burk, Der versunkene Herrgott.** Roman. Geh. 12 M., geb. 18 M.
- Gustaf Dichuth, Wie der Leutnant Hubertus von Barnim sich verloben wollte und anderes.** Novellen. Geh. 12 M., geb. 18 M.
- Hans Dittmer, Vrouw Johanna.** Ein Roman aus Ostfriesland. Geh. 14 M., geb. 20 M.
- Ernst Edstein, Murillo.** Dritte Auflage. Geh. 5,50 M., geb. 9 M.
- —, **Hertha.** Roman. Dritte Auflage. Geh. 17,50 M., geb. 20 M.
- —, **Themis.** Roman. Zwei Bände. Geh. 24 M., geb. 34 M.
- —, **Der Mönch vom Aventin.** Novelle. Vierte Auflage. Geh. 10 M., geb. 15 M.
- —, **Familie Hartwig.** Roman. Dritte Auflage. Geh. 20 M., geb. 25 M.
- —, **Kyparissos.** Roman. Zweite Auflage. Geh. 20 M., geb. 25 M.
- —, **Roderich Löhr.** Roman. Zweite Auflage. Geh. 20 M., geb. 25 M.
- —, **Adotja.** Novellen. Geh. 15 M., geb. 20 M.
- —, **Die Hexe von Glaustädt.** Roman. Dritte Auflage. Geh. 20 M., geb. 25 M.
- Gustav Falke, Die Stadt mit den goldenen Thürmen.** Die Geschichte meines Lebens. 21. Tausend. Geh. 17 M., geb. 25 M.
- Heinrich Federer, Lachweiler Geschichten.** Fünf Erzählungen. 17. Tausend. (Fehlt zurzeit.)
- —, **Berge und Menschen.** Roman. 77. Tausend. Geh. 25 M., geb. 35 M.
- —, **Pilatus.** Eine Erzählung aus den Bergen. 36. Tausend. Geh. 15 M., geb. 25 M.
- —, **Jungfer Therese.** Eine Erzählung aus Lachweiler. 18. Tausend. (Fehlt zurzeit.)
- —, **Das Mätteliseppi.** Eine Schweizer Erzählung. 40. Tausend. Geh. 25 M., geb. 35 M.
- —, **Spitzbube über Spitzbube.** Eine Erzählung. Geh. 16 M., geb. 24 M.
- Gustav Frenssen, Die Sandgräfin.** Roman. 98. Tausend. Geh. 18 M., geb. 28 M.
- —, **Die drei Getreuen.** Roman. 142 Tausend. Geh. 18 M., geb. 28 M.
- —, **Jörn Uhl.** Roman. 280. Tausend. Geh. 20 M., geb. 30 M.

---

---

Grote'sche Sammlung v. Werken zeitgenöss. Schriftsteller

---

---

- Gustav Frenssen, Hilligenlei.** Roman. 170. Tausend  
Geh. 25 M., geb. 35 M.
- , **Peter Moors Fahrt nach Südwest.** Ein Feldzugs-  
bericht. 196. Tausend. Geh. 10 M., geb. 16 M.
- , **Klaus Hinrich Baas.** Roman. 101. Tausend. Geh.  
20 M., geb. 30 M.
- , **Der Untergang der Anna Hollmann.** Eine Er-  
zählung. 70. Tausend. Geh. 10 M., geb. 16 M.
- , **Bismarck.** Epische Erzählung. 26. Tausend. Geh.  
20 M.
- , **Die Brüder.** Eine Erzählung. 97. Tausend. Geh. 20 M.  
geb. 30 M.
- , **Der Pastor von Poggsee.** Roman. Geh. 32 M., geb. 42 M.
- Ludwig Ganghofer, Doppelte Wahrheit.** Neue Novellen.  
8. Tausend. Geh. 14 M., geb. 20 M.
- , **Fliegender Sommer.** Novellen. Der Reihe nach 23. Tau-  
send. Geh. 14 M., geb. 20 M.
- , **Das Schweigen im Walde.** Roman. Neue Ausgabe  
123. Tausend. Geh. 21 M., geb. 30 M.
- , **Die Truize von Truizberg.** Eine Geschichte aus Anno  
Domini 1445. 74. Tausend. Geh. 21 M., geb. 30 M.
- , **Das große Jagen.** Roman aus dem 18. Jahrhundert.  
75. Tausend. Geh. 25 M., geb. 35 M.
- , **Edelweiskönig.** Hochlandsroman. Neue Ausgabe. Der  
Reihe nach 147. Tausend. Geh. 17 M., geb. 25 M.
- , **Das Kind und die Million.** Eine Münchner Geschichte.  
49. Tausend. Geh. 16 M., geb. 26 M.
- , **Das wilde Jahr.** Fragmente aus dem Nachlaß. Geh.  
18 M., geb. 25 M.
- Hans Ferdinand Gerhard, In der Jodutenstraße.**  
Roman. 3. Tausend. Geh. 12 M., geb. 18 M.
- Kurt Geucke, Rüst.** Die Geschichte eines Lebens. Roman.  
Neue Ausgabe. Geh. 14 M., geb. 20 M.
- Hermann Heiberg, Reiche Leute von einst.** Roman.  
Geh. 12 M., geb. 18 M.
- Elisabeth von Heyking, Weberin Schuld.** Novellen.  
Mit Bildnis. Geh. 14 M., geb. 22 M.
- Hans Hopfen, Gotthard Lingers Fahrt nach dem Glück.**  
Roman. Geh. 15 M., geb. 22 M.
- f. Hugin, Durch den Nebel.** Roman. 4. Tausend. Geh. 12 M.,  
geb. 20 M.
- Johannes Jegerlehner, Marignano.** Eine Erzählung  
6. Tausend. Geh. 14 M., geb. 21 M.

---

---

Änderung dieser Preise bleibt vorbehalten.

---

---

---

---

Grote'sche Sammlung v. Werken zeitgenöss. Schriftsteller

---

---

- Johannes Jegerlehner, Petronella.** Roman aus dem Hochgebirge. 6. Tausend. Geh. 14 M., geb. 21 M.
- —, **Grenzwacht der Schweizer.** Eine Erzählung. 7. Tausend. Geh. 10 M.
- —, **Bergluft.** Eine Erzählung aus der Schweizer Hochgebirgssommerfrische. 6. Tausend. Geh. 14 M., geb. 21 M.
- —, **Die Schloßberger.** Geschichte einer Jugend. Geh. 14 M., geb. 21 M.
- Wilhelm Jordan, Zwei Wiegen.** Ein Roman. Neue Ausgabe. Zwei Bände. 5. Tausend. Geh. 20 M., geb. 34 M.
- Adam Karrillon, Michael Hely.** Roman. 11. Tausend. Geh. 18 M., geb. 25 M.
- —, **Die Mühle zu Husterloh.** Roman. 9. Tauf. Geh. 18 M., geb. 25 M.
- —, **O Domina mea.** Roman. 7. Tausend. Geh. 18 M., geb. 25 M.
- —, **Im Lande unserer Urenkel.** 3. Tausend. (Neue Auflage in Vorbereitung.)
- —, **Bauerngefelchtes.** Sechzehn Novellen aus dem Chattenlande. 3. Tausend. Geh. 12 M., geb. 18 M.
- —, **Adams Großvater.** Roman. 8. Tausend. Geh. 14 M., geb. 20 M.
- —, **Sechs Schwaben und ein halber.** Eine Weltreise. Mit Zeichnungen von Karl Worm. Geh. 18 M., geb. 25 M.
- Joseph von Lauff, Kärrekiel.** Roman. 15. Tausend. Geh. 17 M., geb. 26 M.
- —, **Pittje Pittjewitt.** Ein Roman vom Niederrhein. 26. Tausend. Geh. 20 M., geb. 30 M.
- —, **Frau Meit.** Roman. 23. Tausend. Geh. 20 M., geb. 30 M.
- —, **Die Tanzmamsell.** Roman. 22. Tausend. Geh. 20 M., geb. 30 M.
- —, **Sanft Anne.** Roman. 21. Tausend. Geh. 19 M., geb. 28 M.
- —, **Kevelaer.** Roman. 21. Tausend. Geh. 20 M., geb. 30 M.
- —, **Lux aeterna.** Roman. 12. Tausend. Geh. 16 M., geb. 24 M.
- —, **Die Brinkschulte.** Roman. 18. Tausend. Geh. 20 M., geb. 30 M.
- —, **Anne-Susanne.** Roman. 29. Tausend. Geh. 20 M., geb. 30 M.
- —, **Sergeant Feuerstein.** Ein Roman aus großer Zeit. 25. Tausend. Geh. 15 M., geb. 22 M.
- —, **Schnee.** Ein niederrheinischer Roman. 23. Tausend. Geh. 20 M., geb. 30 M.
- —, **Sinter Klaas.** Ein Roman vom Niederrhein. Geh. 22 M., geb. 30 M.

---

---

**Grote'sche Sammlung v. Werken zeitgenöss. Schriftsteller**

---

---

- Fritz Philippi, Adam Notmann.** Ein Leben in der Zelle. Roman. Geh. 12 M., geb. 18 M.
- Wilhelm Raabe, Die Chronik der Sperlingsgasse.** 138. bis 145. Auflage. Geh. 10 M., geb. 18 M.
- —, **Horader.** 39. Tausend. Geh. 10 M., geb. 18 M.
- —, **Unruhige Gäste.** Ein Roman aus dem Säkulum. Erste Auflage. Geh. 10 M., geb. 18 M.
- —, **Im alten Eisen.** Eine Erzählung. Neunte Aufl. Geh. 10 M., geb. 18 M.
- —, **Nach dem großen Kriege.** Eine Geschichte in zwölf Briefen. Sechste Auflage. Geh. 10 M., geb. 18 M.
- —, **Die Kinder von Finkenrode.** Zwölfte Auflage. Geh. 10 M., geb. 18 M.
- —, **Halb Mär, halb mehr.** Erzählungen, Skizzen, Reime. Dritte Auflage. Geh. 10 M., geb. 18 M.
- Otto Rodendorf, Und wenn die Welt voll Teufel wär!** Eine Erzählung. 8. Tausend. Geh. 8 M., geb. 12 M.
- Erich Scheurmann, Ein Weg.** Roman. Geh. 14 M., geb. 22 M.
- —, **Abseits.** Sechs Erzählungen. Geh. 10 M., geb. 16 M.
- Gustav Schröder, Die Flucht von der Murmanbahn.** Eine Erzählung. 8. Tausend. Geh. 7 M., geb. 12 M.
- —, **Der Heiland vom Binsenhofe.** Roman. 7. Tausend. Geh. 14 M., geb. 22 M.
- Ernst Schubert, Ruhm.** Ein Novellenkranz um Friedrich den Großen. Fünfzehn Novellen. 3. Taus. (Neue Auflage in Vorbereitung.)
- —, **Der Sturmwind Gottes.** Zwei Erzählungen. Geh. 14 M., geb. 20 M.
- Heinrich Wolfgang Seidel, Der Vogel Tolidan.** Neun Erzählungen. Geh. 12 M., geb. 20 M.
- —, **Die Varnholzer.** Ein Buch der Heimat. 6. Tausend. Geh. 18 M., geb. 26 M.
- —, **Das vergitterte Fenster.** Roman. Geh. 15 M., geb. 23 M.
- —, **George Palmerstone.** Roman. Mit Illustrationen von Erich M. Simon. Geh. 26 M., geb. 36 M.
- Heinrich Steinhausen, Heinrich Zwiefels Ängste.** Eine Spießhagener Geschichte. Geh. 15 M., geb. 22 M.
- Konrad Telmann, Bohémiens.** Roman. Geh. 16,50 M., geb. 22 M.
- Johannes Trojan, Auf der anderen Seite.** Streifzüge am Ontario-See. Geh. 8 M., geb. 14 M.
- —, **Berliner Bilder.** Hundert Momentaufnahmen. Zweite Auflage. Geh. 12 M., geb. 18 M.

---

---

Änderung dieser Preise bleibt vorbehalten.

---

---

---

---

## Grote'sche Sammlung v. Werken zeitgenöss. Schriftsteller

---

---

- Erich Wentscher, Freiheit.** Eine Preußenjugend. Erzählung. Geh. 14 M., geb. 20 M.
- Ernst von Wildenbruch, Das schwarze Holz.** Roman. 18. Tausend. Geh. 15 M., geb. 23 M.
- —, **Lukrezia.** Roman. 20. Tausend. Geh. 22 M., geb. 30 M.
- Julius Wolff, Till Eulenspiegel redivivus.** Ein Schelmenlied. 26. Tausend. Geh. 14 M., geb. 18 M.
- —, **Der Rattenfänger von Hameln.** Eine Aventure 79. Tausend. Geh. 14 M., geb. 18 M.
- —, **Der wilde Jäger.** Eine Weidmannsmär. 114. Tausend. Geh. 14 M., geb. 18 M.
- —, **Tannhäuser.** Ein Minnesang. Zwei Bände. 45. Tausend. Geh. 25 M., geb. 32 M.
- —, **Kurlei.** Eine Romanze. 75. Tausend. Geh. 16 M., geb. 23 M.
- —, **Die Pappenheimer.** Ein Reiterlied. 25. Tausend. Geh. 18 M., geb. 23 M.
- —, **Renata.** Eine Dichtung. 35. Taus. Geh. 18 M., geb. 23 M.
- —, **Der fliegende Holländer.** Eine Seemannsfrage. 39. Tausend. Geh. 14 M., geb. 18 M.
- —, **Affalide.** Dichtung aus der Zeit der provengalischen Troubadours. 18. Tausend. Geh. 18 M., geb. 22 M.
- —, **Der Landknecht von Cochem.** Ein Sang von der Mosel. 24. Tausend. Geh. 19 M., geb. 26 M.
- —, **Der fahrende Schüler.** Eine Dichtung. 15. Tausend. Geh. 18 M., geb. 23 M.
- —, **Der Süßmeister.** Eine alte Stadtgeschichte. Zwei Bände. 74. Tausend. Geh. 25 M., gebunden in einem Bande 32 M.
- —, **Der Raubgraf.** Eine Geschichte aus dem Harzgau. 86. Tausend. Geh. 21 M., geb. 28 M.
- —, **Das Recht der Hagestolze.** Eine Heiratsgeschichte aus dem Neckartal. 49. Tausend. Geh. 19 M., geb. 26 M.
- —, **Das schwarze Weib.** Roman aus dem Bauernkriege. 29. Tausend. Geh. 20 M., geb. 27 M.
- —, **Die Hohlkönigsburg.** Eine Fehdegeschichte aus dem Wasgau. 39. Tausend. Geh. 19 M., geb. 26 M.
- —, **Zweifel der Liebe.** Roman aus der Gegenwart. 22. Tausend. Geh. 18 M., geb. 24 M.
- —, **Das Wildfangrecht.** Eine pfälzische Geschichte. 22. Tausend. Geh. 19 M., geb. 26 M.
- —, **Der Sachsenspiegel.** Eine Geschichte aus der Hohenstaufenzeit. 21. Tausend. Geh. 19 M., geb. 26 M.
- —, **Singul.** Rattenfängerlieder. 17. Taus. Geh. 14 M., geb. 18 M.
- —, **Aus dem Felde.** Gedichte. Vierte, vermehrte Aufl. Geh. 10 M.

---

---

Aenderung dieser Preise bleibt vorbehalten.

---

---

**Gustav Frenssen, Grübeleien.** Erlebnisse und Bekenntnisse.  
16. Tauf. Geh. 18 M., geb. in Halbleinen 28 M., in Halbfranz 75 M.

Es ist kein Roman, sondern es sind „Aufzeichnungen“, wie er selbst im Vorwort sagt, Gedanken und Bilder, wie sie in den Jahren 1890 bis 1905 die Seele eines einsamen Grüblers und Gestalters heimgesucht, bewegt und befruchtet haben. Ich möchte vielen, und nicht zum wenigsten denen, die glauben, der Verfasser des „Jörn Uhl“ habe ihnen nichts oder nichts mehr zu sagen, dieses Buch besonders ans Herz legen. Ich habe es mit innigster Anteilnahme, mit tiefer Ergriffenheit gelesen. Es erschließt nicht nur etwas von dem typischen Wesen meiner engeren Heimat Schleswig-Holstein mit einer Klarheit und Bildhaftigkeit, wie es mir sonst nirgend begegnet ist, es gibt Aufhellungen über die Persönlichkeit Frenssens, die vielleicht gerade, weil sie hier losgelöst von seinen Werken sind, auch einen ganz andre künstlerische Wege wandelnden in höchstem Maße fesseln muß, und es gibt schließlich außer einer Reihe eingestreuter Bilder von Landschaften und Menschen eine bis an die Schwelle des Pfarramts geführte fortlaufende Autobiographie Frenssens, die zu dem Schönsten und Innerlichsten gehört, was wir auf diesem Gebiet besitzen. Allein um dieses „Lebensberichtes“ willen, der dem über die Not und die Rätsel unsrer Zeit Sinnenden viel mehr gibt als die kunstgeformte Widerspiegelung eines Einzel-Lebens, möchte ich diesem Buch im deutschen Haus einen Platz wünschen.

Berthold Vizmann (Kölnische Zeitung).

In Frenssen sind zwei Blutströme von stärkster Gegensätzlichkeit zusammengelassen: der Vater war lauter Mut, helle Sonne und frischer Wind, die Seele der Mutter dagegen war nach dem Dunkeln und Sorgenvollen gerichtet. Aus solcher Blutmischung ist der merkwürdige Dichter-Denker hervorgegangen, der uns in den obigen „Grübeleien“ einen tiefen Einblick in sein Inneres gestattet. Ich gestehe, daß mich seit langem kein Bekenntnisbuch so stark in Anspruch genommen hat wie dies. Nicht weil F. ein Mann starker dichterischer Erfolge und die Beschäftigung mit ihm ein modernes Bedürfnis ist, sondern weil die psychologische Forschung durch diese oft erstaunlich rücksichtslos hingeworfenen Denquaader die stärksten Anregungen erfährt. Von unserm Standpunkt aus müssen wir freilich fast alles ablehnen, was ins Gebiet der Dogmatik und Moral hinüberspielt, aber darüber hinaus ist so viel Zeitgeschichtliches, Autobiographisches und Allgemein-Menschliches in dem Buch, daß der reise Leser Hände und Füße rühren muß, um mit diesen Reichthümern fertig zu werden.

Prof. Brechenmacher (Magazin für Pädagogik).

**Gustav Frenssen, Bismarck.** Epische Erzählung. 26. Tausend. Geb. in Weinwand 20 M.

„Ich glaube, daß meine Erzählungen alle so entstanden sind, daß irgendein ungerechter Zustand mich quälte, . . . ich habe immer aus irgendeiner Not, einem Jorn heraus geschrieben.“ Diese Worte Frenssens passen auch auf die Entstehung seiner epischen Erzählung „Bismarck“, die, schon seit langer Zeit vom Dichter geplant, in den Jahren seit 1908 Gestalt gewann und im Herbst 1914 als Buch erschienen ist. Die Wege der deutschen Politik vor dem großen Kriege, die Schönrednerei und Wirklichkeitsfremdheit erfüllten Frenssen mit schwerster Sorge, er hielt es deshalb für seine Pflicht, das Bild Bismarcks, wie er selbst es sah: des realsten, mißtrauischsten, bei allem rasenden Jorn vorsichtigsten Staatsmannes zu malen und den Deutschen einzuprägen. In unerbittlicher Wahrhaftigkeit gegen sein Bismarckerlebnis schildert Frenssen nicht in dem üblichen Romanstile, sondern in der über den Alltag emporgehobenen Form eines epischen Versmaßes das gewaltige Leben und Schaffen des Helden, der „dem Sturmwind gleich mit krachendem Hagel und Böen Deutschlands Stämme erschreckte und schlug und in Jornmut vereinte und in dreißig Jahren schuf, was tausend versehen.“ Ergreifend schildert er die tiefe Tragik in Bismarcks Sein und Leben und in dem Geschehen nach seiner Entlassung, deren furchtbare Auswirkung wir zwanzig Jahre nach seinem Tode erschüttert erlebt haben. Frenssens Bismarck ist bei seinem Erscheinen zu Beginn des Krieges viel angefeindet worden. Mancher, der damals gegen ihn eiferte, wird heute zugeben, wie tief der Blick des Dichters in die Zusammenhänge von Werk und Persönlichkeit Bismarcks eingedrungen ist.

**Gustav Frenssen, Die Brüder.** Eine Erzählung. 97. Tausend. Geb. 20 M., geb. 30 M.

Dies wundervolle Buch hat einen so eigenen Prokastil, ist mit solcher Plastik geschrieben und in einer Form, die ehern und fließend zugleich ist, daß es vorgelesen erst zu seiner ganzen Geltung kommt. Alles ist schön an diesem Buch und stark zugleich, alles echte Kunst. Von entzückender Feinheit sind die keuschen Szenen des ersten Lieberwachens, der ersten Regungen der Seele bei reinen Jünglingen und Jungfrauen. Erfrischend ist der Atem des Landes, die Würze der Natur. In allem aber, was den Krieg angeht, zeigt sich Frenssen als der oft bewährte Meister, ein Buch, wie es nicht oft, sondern nur zu erwählten Zeiten geschenkt wird, wie man es lesen sollte, wo man seiner habhaft werden kann. (Danziger Zeitung).





358943

Frenssen, Gustav  
Der Pastor von Poggsee, Roman.

LG  
F8797p

**University of Toronto  
Library**

**DO NOT  
REMOVE  
THE  
CARD  
FROM  
THIS  
POCKET**

Acme Library Card Pocket  
LOWE-MARTIN CO. LIMITED

